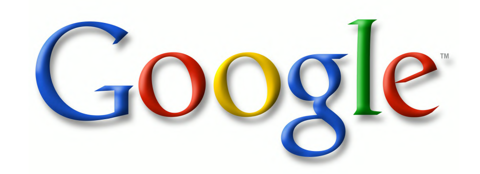
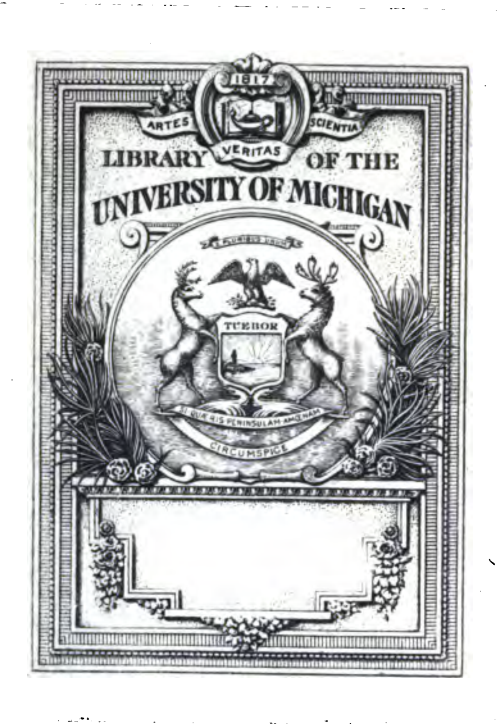





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Schleuen sculp.

JOHANN NIKOLAS
GOETZ.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sechzehnten Bandes erstes Stück.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1772.





JOHANN NIKOLAS
GOETZ.

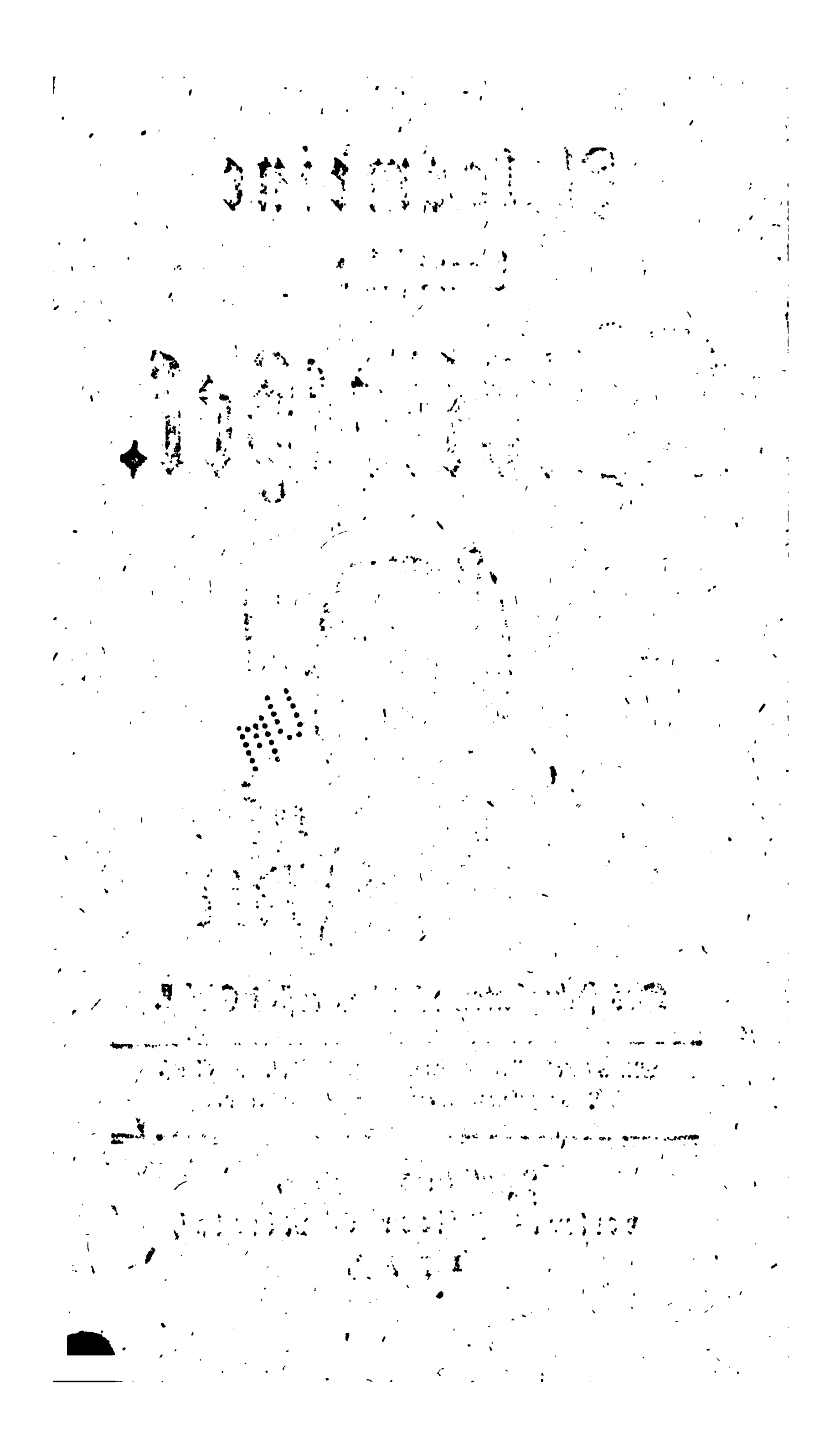
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sechzehnten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf.
Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1772.



Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des sechzehnten Bandes recensirten Bücher.

)(　　Fran-

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

6) Weltweisheit.

7) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

8) Ma-

8) Mathematick.

9) Kriegswissenschaft.

10) Philologie, Kritick und Alterthümer.

11) Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

12) Gelehrte Geschichte.

13) Romanen.

14) Münz-

14) Münzwissenschaft.

15) Vermischte Nachrichten.

I.

Deliciae naturae selectae, oder auserlesenes Naturalien-Cabinet, welches aus den drey Reichen der Natur zeiget, was von curiösen Liebhabern aufbehalten und gesammlet zu werden verdienet. Ehemals herausgegeben von Georg Wolfgang Knorr, berühmten Kupferstecher in Nürnberg; fortgesetzet von dessen Erben, beschrieben von Philipp Ludwig Statius Müller, öffentlichen ordentlichen Lehrer der Weltweisheit auf der Friedrichs Universität zu Erlang, und in das Französische übersetzet von Matthäus Verdier de la Blaquiere, Hochfürstl. Bayreuthischen Landschaftsrathe. Nürnberg. In gros Folio. Erster Theil 1766. 1 Alphabet 12 Bogen. Zweyter Theil 1767. 1 Alphabet 18 Bogen, ohne Vorrede.

Von diesem ungemein prächtigen Werke, welches unsern deutschen Künstlern zur Ehre, und einer der allernützlichsten und angenehmsten Wissenschaft, der Naturkunde, zum Vortheile gereicht, wollen wir hier eine genaue, vollständige und lehrreiche Nachricht ertheilen. Wir sind überzeugt, daß es noch jezt, wegen seines sehr hohen Preises, den meisten Naturalisten neu, oder wenigstens noch bey weitem nicht bekannt genug seyn wird, ungeachtet die

ersten Bogen desselben bereits 1754 ausgegeben worden. Nur einige wenige gelehrte Zeitungen haben es angezeigt, und alle so kurz, daß dadurch die Neugierde der Naturforscher keinesweges befriediget werden können. —

Die Zueignung an der Rußischen Kaiserinn Majestät ist von H. Prof. Müller und Knorrs Erben im September 1768 unterschrieben worden. Auf diese folgt ein Verzeichniß der bey Ausarbeitung des Werks gebrauchten Bücher; alsdann die Vorrede von zwey Bogen. Leztere zeigt die Absicht an, die darinn besteht, nach der Natur gemachte, und mit natürlichen Farben erleuchtete Abbildungen vieler der seltensten und vorzüglichsten Naturalien, die man aus allen Naturreichen in großen Sammlungen antrift, zu liefern, und zugleich diese Abbildungen im Werke selbst, durch allerley gesammlete nützliche Nachrichten, zu erläutern. So viel es sich hat thun lassen, hat man die Abbildungen von Naturalien, aus einerley natürlichen Ordnung oder Klasse, auf einander folgen lassen; da man alsdann jeder Abtheilung eine allgemeine Einleitung zur Kenntniß der darinn vorkommenden Körper vorgesetzt hat.

Den Anfang machen verschiedene Corallen. In der Einleitung äussert H. M. allerley Zweifel wider die jetzige Theorie von diesen so genannten Thierpflanzen. Er erkennet in ihnen ein thierisches und pflanzenartiges Wesen, aber er ist geneigt, eine wahre Pflanze anzunehmen, um welche nur die Polypen ihre Wohnungen herumbauen. Die Gründe seines Zweifels sind inzwischen nicht alle gleich wichtig. Der V. hat z. B. einen Backstein gesehn, der auf seiner einen Fläche einen Ueberzug von eben derjenigen Corallenmasse hatte, die die Corallenstämme überdeckt. Auch wir haben dergleichen mehr als einmal beobachtet; aber wenn man auch hiebey annehmen will, daß

diese

diese Polypen von einerley Art sind; so ist es doch eben so möglich, daß einige von ihnen in Stämme und Aesten, andere aber auf eine einfachere Art wachsen und sich zusammen häufen; so wie man Limaces und Nereides in Häußern und ohne Häußer antrift, ungeachtet es immer Limaces und Nereides bleiben. H. M. will inzwischen nicht eben allemal eine Pflanze voraussetzen, sondern er meynt, es könnten auch aus Felsen steinichte Auswüchse entstehn, an die sich Polypen anlegten, die sich alsdann, nach allen Richtungen, eben so fortbaueten, wie sich der steinichte Saft ansetzte und erhärtete; wobey H. M. an das Wachsthum des Baum- und Haarsilbers, und an die Vegetation des Todtenkopfs vom Vitriol, erinnert. Wenn nicht eine solche fremde mineralische oder vegetabilische Basis wäre, so würde, meynt er, eine gewisse Art der Thiere sich allezeit auf gleiche Art anbauen; gleich wie die Ameisen, Wespen, Bienen und unzählige andere Thiere ihre eigene Bauart beständig halten, welches aber bey den Corallen nicht geschieht, da dieselbigen Sternchen oder Polypen hier an einer Baumförmigen, da an einer Blätterförmigen, und dort an einer Schwammförmigen Coralle sitzen. Dieser Grund scheint uns sehr schwach zu seyn, und wir glauben ihn mit dem Beyspiele der Limaces völlig entkräften zu können. Diese Thiere trift man ohne Hauß und mit Häußern, und zwar mit sehr verschiedenen Häußern an, von denen einige die Bildung von Conus, andere von Cypraea, andere von Bulla, Voluta, Buccinum, Strombus, Murex, Trochus, Turbo u. s. w. haben. Alle diese Häußer, so verschieden sie sind, bewohnen Limaces; müßte man nicht auch hier mit H. M. annehmen, daß sich diese Thiere, nur nach der Beschaffenheit der von andern gebaueten Häußer, einrichteten; welches doch ganz falsch seyn

 würde.

würde. Im indianischen Meere sollen an einigen Stellen die Corallen ohne alle Polypen-Rinde, ganz nackend gefunden werden; aber diese Beobachtung verlangt noch eine genaue Bestätigung; denn daß endlich dieser Ueberzug ganz verlohren gehn kann, ist gewiß; vielleicht haben die Reisenden nur solche abgestorbene Thierpflanzen im Meere gefunden. Dem allen sey nun, wie ihm wolle, so gestehn wir gern, daß auch uns die gewöhnliche Theorie keinesweges als ausgemacht oder erwiesen vorkömmt. —

Wir glauben von den Naturalisten einen Dank zu verdienen, wenn wir uns die Mühe nehmen, die mehrsten hier abgebildeten Stücke zu nennen, wobey wir uns jedoch, um kurz zu seyn, meistens der linneischen Nahmen bedienen wollen. Tab. A, 1, 2. Isis nobilis, oder das Corallium rubrum officin. Bey jungen Stücken ist die Röthe nicht so hoch und angenehm, sondern mehr schwärzlich; auch sind diese allemal auf der Oberfläche gestreift. A, 3. Tubipora musica, wovon die Abbildung in unserm Exemplare nicht gut ausgemahlet worden. Tab. A, I, 2. Madrepora oculata, 3. Madrep. porites, 5. Isis hippuris. Tab. A. II, 1, 2. Madrepora muricata; 3. Millepora alcicornis. 4. Isis nobilis. Tab. A. III, 1. Madrepora lacera *Pallas* 173. 2. Madrep. labyrinthiformis. 3. Millepora cellulosa. 4. Madrep. fungites. Tab. A. IV, 1. Madrepora meandrites; 4. Madrep. fascicularis. Fig. 5. kennen wir nicht; der V. nennet sie Amaranthum saxeum. Tab. A. V, 2. Gorgonia aeratophyta mit einem rothen Ueberzuge. T. A. VII. ein Stein (der wohl hätte näher bestimmet werden sollen), durch den die rothe Coralle durchgewachsen ist, woher H. M. einen freylich wichtigen Zweifel, wider das bisher geglaubte Wachsthum dieser Körper, nimmt. Tab.

A.VIII, 1. Gorgonia Antipathes, wovon schon eine Abbildung auf A. I, 1. vorgekommen. Diese Coralle erhält man jetzt selten von dieser Dicke; ein ähnliches Stück haben wir selbst mit 3. holländischen Gulden, auf einer Auction in Amsterdam, bezahlet. Tab. A. IX. ist ein Gewühl von Serpulis auf einem großen Steine. Tab. A. XII, 1. und folgende, Gorgonia Flabellum. A. XIV, 1. Fucus cartilagineus.

Seite 33. folgen Conchylien, wovon die Tafeln mit B. bezeichnet sind. Ihre Anzahl ist nicht groß, weil der fleißige Knorr bereits eine große Menge derselben in Vergnügen der Augen und des Gemüths geliefert hat. Tab. B. und T. B. I. stellen Nautilum pompilium und Argonautam vor, jenen auch im Durchschnitte. Für den wahren Eigenthümer und Erbauer des Schiffkuttels hält H. M. die Sepia, auch wenn es wahr seyn sollte, daß das Thier, nicht, wie die meisten andern Schnecken, (denn von allen hat es noch wohl niemand erwiesen) am Hauße angewachsen seyn sollte. Entsteht die Schale, wie es doch gewiß ist, aus dem verhärteten Schleime, den das Thier ausschwitzet, und ist diese Schale doch bey keiner Schnecke überall angewachsen, so sieht man in Wahrheit nicht, warum des H. M. Meynung nicht wahr seyn könnte. Hiezu kömmt noch, daß man in dem Schiffskuttel niemals ein anderes Thier, als die Sepia gefunden hat; daß diese von allen andern Anverwandten durch das Häutgen, welches sie zwischen zween Armen ausspannen kann, verschieden ist, und daß sie stirbt, so bald man sie aus der Schale blos in Wasser thut. — Tab. B. II, 1. Strombus chiragra, Ostreae und fig. 7. Murex ficus. Tab. B. III, 1. Chama; 3. die Bischofsmütze; 6, 7. Turbo margaritaceus oder der Silbermund. Tab. B. IV, 1. Spondylus gaederopus oder die Lazarusklappe, die

es verdiente, daß man sie auch von innen abgebildet hätte, um ihr künstliches Gefüge oder Gewinde zu sehn. 7. Mytilus hirundo oder das Vögelein. 8. Mytilus inita galli. B. V, 3. Pinna; 2. Arca Noae. 5. Murex tribulus. 9. Venus Dione, die nur mittelmäßig getroffen ist. 6. und 7. Coni. Tab. B. VI, 1. Murex tritonis; 2. Voluta aethiopica. 3. eine seltene Voluta oder Kahnschneke, die der vorhergehenden sehr ähnlich ist, aber weder mit einer zackichten Krone, noch auch mit einer Warze versehn ist, sondern die Gewinde sind oben flach, als ob alles oben abgeschnitten wäre. Das Original ist über 10. Zoll lang. 4. Murex canaliculatus mit dem Eyerstocke; fast eben so, wie man sie bey Ellis in der Geschichte der Corallen Tab. 33, abgebildet findet. Auf eben dieser Tafel ist auch die Brut von zween Buccinis, oder das blasichte Wesen, was man für die Brut zu halten pflegt, abgebildet.

S. 61. Insekten, deren Tafeln mit C. gezeichnet sind. H. M. gesteht, daß den Urstücken zuweilen die Fühlhörner abgestoßen gewesen, und daß der Mahler solche nicht allemal richtig hinzugemahlet habe; dergleichen Fehler jedoch in den Beschreibungen verbessert worden. Man trift hier die größten und schönsten Schmetterlinge an, deren einige wir nirgend als bey Clerk und einige bey Drury abgebildet gefunden haben. Tab. 6. fig. 1. ist Papil. Leilus. T. C. I, 1. und 2. Pap. Teucer, der hier, wie es sich gebührte, nach seiner obern und untern Seite abgebildet worden. Diese Zeichnung ist vorzüglich gut gerathen. Man findet von mehrern Insekten Abbildungen von beyden Seiten, aber, da H. M. die Urstücke nicht allemal vor Augen gehabt, so ist es bey einigen Figuren zweifelhaft, welche zusammen gehören; und dieser Fehler ist nachtheilig. So nöthig ist es, daß Naturalist und

und Künstler zugleich arbeiten! Bey solchen Fällen muß man jedoch dem V. für sein aufrichtiges Geständniß danken. Tab. C. II, 1, 2. Pap. Achilles. C. III, 1. Pap. Paris. Tab. C. IV, 1. stellet Phal. Atlas in seiner völligen Größe vor. 2. Papil. menelaus. 3. der kleine Laternenträger. C. V, 8. das wandelnde Blatt, und, auf eben dieser Tafel, auch einige indianische Goldkäfer.

S. 83. vier Tafeln mit Meeräpfeln oder Echinis, theils mit, theils ohne Stacheln. Man weis, daß diese beweglichen Stacheln den Thieren zur Vertheidigung und zum gehen dienen. Hat sich ein Thier in eine Höhlung eines Felsen verkrochen, und man will es herausziehen, so streckt es die Stacheln allenthalben aus, und setzet sie gegen die Wände der Höhlungen, daß man es auf keine Art heraus zu bringen vermag. Durch Hülfe eben dieser Stacheln gehn sie, zumal am harten Strande, ziemlich geschwind, aber niemal rollen sie sich fort, vielmehr wissen sie sich mit den Stacheln wieder aufzurichten, wenn sie ein Zufall umgestürzt hat. Auswendig auf der harten Schale sitzet noch eine zarte Haut, und diese scheinet durch unzählige Fasern, die durch eben so viele Löcherchen der harten Schale gehn, mit dem innern Körper befestigt zu seyn, um den Zusammenhang der aus so vielen hundert einzelnen Stücken bestehenden Schale zu befördern. Schade ist es, daß diese Beobachtungen hier durch keine Zeichnungen erläutert worden!

S. 99. Einige Tafeln mit ausgemahlten Abbildungen einiger Mineralien, die wir, wohl ohne alle Widerrede, für die weniger nützlichen ausgeben können. Es ist unleugbar, daß die Mineralogie, wenn man Salze und Crystalle ausnimmt, und die Versteinerungen, wie es seyn sollte, nicht dazu rechnet, durch Kupfer, weder Erläuterung noch Erleichterung

erhält. Wir bedauren es allemal, wenn die Künstler darauf ihren Fleiß verwenden. H. M. verhelet es seinen Lesern nicht, daß sie durch äußere Kennzeichen, fast niemal die Metalle gewiß erkennen können. Tab. E. enthält Gold und Silberstuffen, unter denen auch ein artiges Stück Baumsilber, aus dem Würtenbergischen, befindlich ist; wobey man doch gestehet, daß der Natur gemeiniglich durch die Kunst heimlich nachgeholfen wird. — Wozu nützen doch Tab. E, 2. die kleinen Schachteln mit Zinnsand? Die Eisenblüthe hält der V. für eisenhaltig, woran wir sehr zweifeln, ungeachtet sie, von Wallerius und andern, zu den Eisenminern gerechnet wird. Das abgebildete Stück ist eins der schönsten seiner Art, aber die natürliche reine weiße Farbe fehlet der Zeichnung; so wie der spiegelnde Glanz dem abgebildeten Spießglase. Unnütz ist auch das Bild von der Schale mit Quecksilber. — So weit der erste Theil, der am Ende ein unsystematisches Register hat. Die Anzahl seiner Kupfer beläuft sich, ohne Titelkupfer, auf 38. Stück; nemlich von Corallen 15; von Conchylien 7; von Insekten 6; von Meeräpfeln 4; von Metallen 6.

Dem zweyten Theile ist eine Vorrede von 5. Bogen vorgesetzt, worinn einige Anleitung zur Anlegung und Unterhaltung der Naturaliensammlung gegeben wird. Hier wird gelehrt, nach welchen System die Seltenheiten der Natur zu ordnen; in welche Schränke und Behältnisse, oder auf welche Art sie in den Zimmern zu stellen oder zu legen sind; wie man der Natur zur Entwickelung ihrer Schönheit nachhelfen soll; wie die Sachen vor dem Verderben zu bewahren; und auf was Art man diese Sammlungen vernünftig nützen soll. Da man diese Anleitung auch in kleinern Werken antrift, so übergehen wir sie hier als ein Parergon. Den Anfang machen Krebse, Spinnen und an-

andere ungeflügelte Insekten, von denen in der Einleitung allerley Nachrichten beygebracht sind. Aber ist es wahr, daß die Krebse, wann sie unter einander Krieg führen, den Feinden ihre eigene Scheren an den Kopf schnellen können? Es wäre der Mühe Werth gewesen, den Beobachter zu nennen. Zuverläßig falsch ist die Erzählung von dem Selbstmorde der Scorpionen S. 6. Wir wissen es gewiß, daß die daselbst angeführten Versuche das Gegentheil gewiesen haben. — S. 8. schaltet H. M. eine Betrachtung über die Zeugung der Thiere ein. Seine Meynung läuft darauf hinaus, daß der Keim gar nicht im Eye stecke, sondern daß dieses nur eine Flüßigkeit enthalte, die coaguliren könne, und die, wenn sie mit dem männlichen Samen innigst vermischt wird, in Gährung gerathe, gerinne, und, nach Art der Salze, in eine besondere Figur anschieße, welche die Lineamente des Thieres sind, und seine Bildung ausmacht, die denn hernach, durch den zufliessenden Nahrungssaft, erweitert, vergrößert und zur Vollkommenheit gebracht wird. Aber diese Meynung wird offenbar dadurch widerlegt, daß man z. E. in dem unbefruchteten Eye der Kröte, völlig gebildete Kröten antrift. S. 11. wird eines Krebses gedacht, der nicht nur unten an der Brust, sondern auch oben auf dem Rücken Füsse hat, und auf beyden Seiten gehen kann. Er soll im oranischen Kabinette im Haag seyn. Tab. F, 1. ist Cancer cristatus. Tab. F. I, 1, 2. Monoculus polyphemus. Tab. F. II. Cancer Mantis; dann folgt eine Tafel mit Scorpionen. Tab. F. IV, 1. Cancer Hepaticus, 2. Calappa. 3. Canc. floridus. 4, 5, 6. Cancer Bernhardus, der zuweilen mit seiner geraubten Schale in die Häußer kriechen soll. Tab. F. V. einige Spinnen. Die Surinamische soll von den dortigen großen Ameisen verzehret werden. Seite

20.

20. hätte man es nicht als etwas besonders einer gewissen Art, und noch dazu zweifelhaft, angeben sollen, daß sich Spinnen häuten; eine Eigenschaft, die auch unsere innländischen haben. Auch Tarantuln sind Fig. 3, 4, 5, 6. abgebildet, und die Heilung durch den Tanz wird hier als eine Wahrheit erzählet. Eine Spinne aus Curacao Fig. 7, 8. ist giftig, und tödtet Menschen, Schafe und Rindvieh. Die Abbildung des Bandwurms ist schlecht.

S. 26. Seesterne. Hier äussert der V. seine Zweifel darüber, ob man die Polypen und ähnliche Geschöpfe wirklich für Thiere zu halten habe. Die Ergänzung dieser Thiere, wenn sie zerschnitten sind, vergleicht er mit dem Wachsthume beschnittener Bäume. Diese Vergleichung ist gut, jedoch nicht neu; aber die Schwierigkeit wegen der Seelen der aus den Stücken erwachsenen Thiere wird hier zu groß angegeben, oder vielmehr als ohne Beyspiel. Sie wird zu heben seyn, so bald der V. zeigen kann, wie die Seelen der aus den Eyern erwachsenden Jungen entstehn. Doch wir gehen mit Ehrfurcht von dem Vorhange zurück, den der Schöpfer vor dieses Geschäft gezogen, und an den uns nur der H. V. zu dreist verleitete. In die Schwierigkeiten, welche S. 32. und 33. vorkommen, verwickelt sich der V., weil er es als ausgemacht annimmt, daß alle Thiere Nerven und Gehirn haben müssen, weil diese Theile bey den größern Thieren gefunden werden. Geschöpfe, denen diese fehlen, die will er Pflanzen nennen. Aber wie wird sich H. Müller helfen, wenn wir ihm durch einen ähnlichen Grund, nicht nur alle Polypen, sondern auch die ganze Schaar der Cryptogamisten zu Pflanzen definiren! Alle große und zuverläßige Pflanzen haben Stamina und Pistilla, und diese gehören nothwendig zu ihrer Fortpflanzung. Aber diese Theile fehlen den Cryptogamisten, also sind sie

keine

keine Pflanzen, und weil es zwischen Pflanzen und Thieren keine Mitteldinge geben darf, so sind sie alle mit einander Thiere. Wäre dieses unsere Meynung, so irreten wir mit H. Müller auf einerley Art; wiewohl er S. 34. geneigter wird, intermedia zwischen Pflanzen und Thieren anzunehmen. Tab. G. enthält eine doppelte Abbildung vom Capite medusae, an dem man 81840. Wirbelknorpel (vertebrae) gezählet haben will.

S. 42. Fische. Fast alle sind branchiostegi, welche freylich die Augen mehr als die übrigen reitzen. Tab. H, 1. ist Diodon Hystrix; aber Orbis pinnatus ist kein Artedischer Namen. Tab. H. III, 3. Ostracion cornutus. Tab. H. IV, 1. ist eine schlechte Zeichnung eines Hayes, auch Fig. 2. Lophius vespertilio ist schlecht, nemlich weil die Urstücke nicht wohl erhalten worden. Tab. H. VI, 1. Exocoetus oder der fliegende Fisch, 2. Remora. 4. ein Rochen-Ey. 5. Hippocampus. Tab. H. VII. eine skeletirte Kinlade von Sparus, wie der V. ganz recht gemuthmaßet hat. Elend ist die Kinlade Fig. 3. vom Carcharias. H. VIII. Phoca vitulina.

S. 66. Vögel. Wider das hochpeinliche Halsgericht der Störche S. 78. haben wir allerley einzuwenden; aber wir wollen es bey uns behalten, um nicht zu weitläuftig zu werden. T. J. Kolibri. J I. der Straus. J. II. Pinguin, Diomedea demersa, aber in der widernatürlichen aufrechten Stellung. Tab. J. IV. Schnäbel des Toukans und Buceros. — S. 88. vierfüßige Landthiere. In der Einleitung läßt sich der V. abermal auf den Unterschied zwischen Thieren und Pflanzen ein. Er läßt kein Geschöpf für ein Thier gelten, von dem man nicht Handlungen gesehn, die eine Beurtheilung, ein Nachsinnen, ein Gedächtniß, oder auch so gar einen gewissen Zusammenhang

von

von Schlüssen in sich fassen oder voraus setzen. Der Sitz der Seele sey da, wo die Nerven zusammen kommen, also im Kopfe; daher ist kein Geschöpf ein Thier, was keinen Kopf hat, ungeachtet S. 90. eingeräumt wird, daß die Fliege etliche Stunden ohne Kopf leben kann. (Fliegen begatten sich so gar ohne Kopf, und geköpfte Schildkröten leben etliche Monate.) Wahre Thiere sind einer Ueberlegung fähig, welches man durch die Benennung des blinden Naturtriebes oder des Instinkts zu leugnen sucht. Darinn geben wir allenfalls dem V. Recht, daß man sich selbst betriegt, wenn man thierische Handlungen aus dem Instinkte zu erklären glaubt. Die abgebildeten Thiere sind: Tab. K. Fig. 1. das Faulthier. 4. der Parder. Tab. K. I, 2. das Zibeth-Thier? K. II, 2. Hystrix cristata. K. III, 1. der europäische Igel. 2. Dasypus septemcinctus. Tab. K. IV. ein afrikanischer Bock, mit graden, nur unten gewundenen Hörnern, grau von Farbe, und an den Hintertheilen schwarz gezeichnet. Tab. K. V, 1. ist eins der seltensten Stücke im ganzen Werke, nemlich der Kopf mit den großen gewundenen Hörnern von dem Cutu vom Vorgebürge der guten Hofnung. Es ist eben dasjenige Thier, welches Buffon Condorna nennet, und wovon eine vollständige Abbildung in den Schriften der pfälzischen Akadem. der Wissen. und daraus auch im neuen Bremischen Magazin steht. Der V. hat Recht, daß er es zum Ochsengeschlechte rechnet. Wir haben neulich den Kopf in Natur zu sehn Gelegenheit gehabt, und haben das Horn von dem innern Knochen herunter gedrehet. Dies abgewundene Horn ist auch hier Fig. 4. abgebildet. Tab. K. XI. zeiget das ganze Thier, welches an den Hintertheilen mit senkrechten Kreisen umzogen ist, nach Art des Zebra. Ohne Zweifel ist der Tab. K. I. Fig. 1. abgebildete Kopf, der Kopf eines jün-

jüngern Condoma, dessen Hörner zu den schraubenförmigen Windungen noch nicht groß genug sind. Aber daß die Alten dieses Thier nicht solten gekannt haben, daran zweifeln wir, nur würde es uns hier zu tief in die Naturgeschichte der Alten führen, wenn wir hier unsern Zweifel rechtfertigen wolten. Tab. K. VI. das Bactrianische Kameel oder Trampelthier. Tab. K. VII. entfleischter Korpf von Babyrussa. K. VIII. das Zebra. K. IX. Ameisenbär mit 3. Zeen. K. X. das Nasenhorn. K. XII. Hippopotamus. K. XIII. Hippopotamus terrestris, oder wie es in der neuesten Ausgabe des Natursystems heißt: Sus hydrochaeris. Denn offenbar bezeichnen diese beyden Namen ein Thier; ungeachtet es jemand dem Linné als einen Fehler anrechnen wollte, daß er den Hippop. terrestrem in der neuesten Ausgabe ausgelassen habe.

Seite 114. Amphibien. Tab. L. Testudo Caretta, deren eine vördere Pfote der sel. Trew skeletirt hat. Tab. L. I. die gemeine Landschildkröte, die wir vor langer Zeit aus Zelle bekommen, und ohne Futter erhalten haben. Tab. L. II. sind offenbar die Schilder von Testudo pusilla. L. III. Iguana. L. IV. Kajeman. Tab. L. V, 1. soll ein Salamander seyn, aber die Farbe ist ganz falsch; wir kennen dieses Thier sehr gut, da wir es jährlich lebendig fangen und den größten Theil des Jahrs in unserm Zimmer ernähren. Fig. 2. Chamäleon, mittelmäßig! L. VII. Lacerta monitor. L. VIII. Schlangenhaut, und zwar von Boa constrictor, ungeachtet es hier nicht gemeldet ist. Wir haben sie oft in Sammlungen betrachtet. Fig. 3. das entfleischte Gebis und einige Rückenwirbel. L. IX, 1. eine kleine Klapperschlange. X, 1. Amphisbaena fuliginosa. XI, 1. Coluber myсterizans. — Dieser letzte Theil hat überhaupt 53. Tafeln; nemlich von ungeflügelten Insekten 7;

 von

von Meersternen 4; von Fischen 9; von Vögeln 7; von säugenden Thieren 14; Schildkröten 3; Eidechsen 5; und von Schlangen 4.

Wir halten dieses Werk für eins der wichtigsten, so uns die nürnbergischen Künstler geliefert haben. Die Mahlerey ist sehr schön und sauber, so wie der Druck und das sehr große Papier. Auf jeder Tafel finden sich so viele Figuren, als nur ohne Uebelstand darauf seyn konnten. Man findet aus allen natürlichen Ordnungen einige der seltensten Stücke; nur keine Kröten, keine aus dem Wallfischgeschlechte, und gar keine Pflanzen. Der letzte Theil scheint uns wegen der säugenden Thiere der wichtigste zu seyn, als von welchen wir noch nicht viele ausgemahlte Abbildungen haben; nur hätte man billig anzeigen sollen, woher die Zeichnungen größerer Thiere genommen sind. Wir lesen hier freylich, daß man die meisten dem sel. Trew zu danken hat; aber woher hatte dieser sie? Wenigstens hat er doch nicht die beyden Hippopotami ganz in seiner Sammlung gehabt. Was soll man daher von ihren Abbildungen glauben? Die wohlgerathene französische Uebersetzung des Textes steht auf der neben über stehenden Columne. Mit dem Texte selbst sind wir nicht ganz zufrieden; weil der V. keine systematische Namen beygebracht hat. Hätte er diese brauchen können oder wollen, so hätte er viele Worte sparen können, wenigstens würden seine Nachrichten mehr Gewißheit als jetzt gehabt haben. Die allgemeine Nachricht von den verschiedenen Eintheilungen der Thiere hätte er weglassen, und als bekannt voraus setzen können; wenigstens nützen sie dort gar nicht. Noch weniger nützet die neu gemachte Vertheilung der Conchylien; die Besitzer des Werks und die Conchyliologie würden sich besser dabey stehen, wenn dafür jede abgebildete Conchylie systematisch genannt

nannt wäre. Zuweilen ist es uns vorgekommen, als wenn der H. Uebersetzer mehr systematische Kenntniß besitze, wenigstens hat er oft richtige Namen gebraucht, die im Deutschen fehlen. — Denen, die keine Naturalisten sind, werden vielleicht die in unserer Anzeige häufig gebrauchten lateinischen Benennungen nicht anstehn. Gewiß hätten wir mit ungleich weniger Mühe, statt ihrer, deutsche machen können; aber dann hätten uns die Naturalisten nicht verstanden, und die übrigen Leser hätten sich nur fälschlich eingebildet, uns zu verstehn. Wer würde also dabey gewonnen haben?

Dm.

II.

Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz: übersetzt und mit Abhandlungen begleitet von Joh. Adolph Schlegeln. Dritte, von neuem verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, 1770. 2 Bände.

Für den Recensenten ists immer mit ein Beweis von dem Schicksale gewesen, das auch im Reich der Litteratur waltet, wenn er die Aufnahme dieses französischen Schriftstellers in seinem Vaterlande gesehen und zu so erneuerten malen gesehen hat. Daß ein Vernünftler, oder, höflicher zu sagen, ein Philosoph, bey einer philosophischen, vernünftelnden Nation Herberge und Zuhörer fand, war wohl zu begreifen; aber ein so seichter Vernünftler, bey einer Nation, die doch so sehr das Gründliche der Philosophie lieben will? ein trockner Metaphysiker, der uns

für seine Trockenheit auch nicht einmal mit Präcision und Bestimmtheit schadlos hält; der nicht nur selten weis, was er sagen will, sondern noch seltner, worüber er redet — und demohngeachtet für die Deutschen fast den Hauptphilosoph in dieser Werkstäte, durch 2. Uebersezungen bekannt gemacht, wo ihn mehr die Uebersezer, als das Uebersezte, mehr die Einführer, als der Gast empfohlen; ergänzet, supplirt, commentirt, commentirt zu dreien malen; ein Lehrbuch, fast das alleinige, so genannte philosophische Lehrbuch in den meisten philosophischen Gehegen — Das scheint so sonderbar, so unbegreiflich, und doch, wie jener H. Kirchenvater aus der Schlinge sich half — incredibile sed verum!

Batteux Buch, (System will und kann ichs kaum nennen) ist auf eine belle Phrase und nicht auf einen Strohhalm mehr gebaut; les Beaux-Arts sont vne imitation de la belle Nature. Diese belle Phrase hat nun so schöne Vieldeutigkeiten, über die sich schön schwatzen läßt: Nachahmung, schöne Natur zumal in der französischen Sprache, sind Modeausdrücke, an denen so viel Nebenideen hangen: die beaux-Arts selbst Sachen, über die sich Manches, auch halb verstanden, auch fast unwissend sagen läßt — und wo alles halbgesagte noch immer leidlich wahr scheint. Wohlan, also, lasset uns einen Thurm bauen, dessen Spitze zum Himmel reiche! unsre schöne Phrase werde Thema, Sujet des Buchs — Thema? Sujet eines ganzen Buchs über alle schöne K. u. W.? Da ist ja wieder der schönere, bessere Nahme principe: also Grundsatz, ein Einiger, der Einzige Grundsatz aller schönen K. u. W.! darüber lasset uns schreiben, — und der Akademiker schrieb!

Schrieb, und ward gelobt, vielleicht auch gelesen — aber daß er in seinem Vaterlande doch nicht so

ge-

gelobt, nicht so gelesen wird, wie in Deutschland, darüber könnte man allenfalls zeugen. Freylich hat die bequeme Reduktion so vieler großen weiten Künste und Wissenschaften auf Einen Grundsatz, und die Ruhmvolle Erfindung Eines solchen Grundsatzes für Alle schöne K. u. W., der bequemen und Ruhmvollen französischen Nation gefallen müssen. Der Verf. läßt sich, als ein subtiler Redukteur doch auch so angenehm und leicht lesen: in den tiefsten Abgründen der Philosophie bis zu ihrem untersten Schlunde, aus dem alle W. u. K. quillen, wie aus der Pfeife des Knaben die schönen, bunten Seifenblasen; in diesen Klüften und an diesem Schlunde sieht es bey ihm noch immer so eben, und Blumenreich, und Sonnenhell aus, als in der nettesten Lobrede der academie Françoise auf die so schönen, sch. K. u. W. Man hat auch fliessende Diskurse zu lesen und erwischt doch die Zauberformel des Ersten Grundsatzes, mit dem man in so vielen Dingen so klug und mächtig wird — Das alles reizte! Aber gewiß Kenner reizte es nicht! Aus dem ganzen Buch ist von jeder Seite es abzulesen, daß der Verf. über alle sch. K. u. W. schreibt, und keine, anders als in Modeausdrücken kennet: nirgends Merkmale, daß er auch nur Eine von Allen studirt habe, daß sie ihm, wenn er sie nennet, am Herzen, und klar und deutlich im Sinne liege: daß er sich Zeit genommen, von ihr Grundsätze, und aus Vergleichung verschiedner Grundsätze verschiedner Künste Einen Hauptgrundsatz abzuziehen — Und was müßten doch bey jedem Schritt einer solchen Philosophie hievon für Merkmale seyn! Immer unter den Künsten wandeln, sie sehen, anschauen, lebendig erforschen, vergleichen, unter einander führen — was für ein andrer Gang ist dies, als im Lehrstuhl einer Akademie aus Formeln, und über Formeln, die man gehört

hört hat, einen raisonnirenden Diskurs vorlesen, worinn kein Mensch mehr, als Formeln, höret, und in der Welt nichts, als Geschwätz und die unerträglichste Wortphilosophie wird.

Um mich nicht auf meine Landsleute, mit dem Schein der Partheilichkeit berufen zu dürfen, sehe man einmal, wie Aristoteles über die Dichtkunst philosophirt hat, und Diderot hie und da gezeigt hat, daß er über Poesie und schöne Künste philosophiren wolle. Aristoteles und Batteux? Diderot und Batteux? Zum Beyspiel sehe man Einmal nach, was dieser zuletzt angeführte seinem Mitwerber, Diderot dem Batteux nemlich, in Absicht auf seine Encyklopädie aller K. für nöthige Winke gegeben hat, (in seinem Briefe über die Tauben und Stummen,) und doch wurden diese Winke nur Einem gegeben, dem man sein Buch zueignete. Nun überdem wirkliche Künstler? Welcher Künstler in welcher Kunst kennt Batteux, und darf ihn kennen, und kann auch nur Eine seiner Reduktionen bestimmt brauchen? —

Mein Urtheil über Batteux ist hart, und den meisten meiner Leser, die selbst von und über ihn, so schöne Sachen gehört oder gesagt haben, wirds zu hart scheinen; ich wüßte aber nicht, warum ich in meinem Urtheile, in welchem ich jedes harte Wort wäge, nicht fortfahren sollte.

Batteux Buch ist in Deutschland ein sehr verderbliches Buch gewesen. In Frankreich, wo man sich um das, was bloße Spekulation und Metaphysick ist, weniger bekümmert; wo man also auch B. vielleicht dem Titel nach, als subtile, neue Metaphysick ansahe; im Buch selbst ihn aber nur Diskursiv, als Gesellschafter, als Raisonneür: also auch seine Philosophie, wie fast alle Philosophie, nur als Diskurs brauchte — in Frankreich, wo jeder Liebhaber der

Kün-

Künste selbst, sie zu nahe um sich hat, als daß er nicht, so viel ihm beliebt, von ihnen abschöpfen sollte; da konnte dies Buch also, wenn es nicht half, auch wenigstens nicht schaden. Aber in Deutschland, welch andrer Zustand und andre Folge! Der diskurirende Raisonneur wird hier auf einen akroamatischen, dogmatischen, hohen Lehrstuhl gerückt, und seine Diskurse über die metaphysische Bank gezogen: seine Erklärungen sollen Definitionen, seine Reduktionen Zergliederungen der Begriffe: seine Abhandlungen eine Encyklopädie aller Künste, sein Grundsatz ein philosophisches principium seyn! — Der Deutsche, der an sich schon so sehr zur Wortphilosophie, und zu Reduktionen auf eine Phrase, und zu Ausdehnungen dieser Wortformel, über Seiten und Demonstrationen geneigt ist: der Deutsche, der über diesem Wortkram so gern, That, Natur, Sache, Kunst, Erscheinung, das Materielle zu denken selbst, vergißt: der Deutsche, der wahre, anschauliche Begriffe von den sch. K. zu fassen, theils nicht immer Gelegenheit, theils auch immer einen härtern Kopf hat, als Italiener und Grieche — für den ist nun Batteux ein Mann! Sein seichtes Gewäsche, ohne Beyspiele, Proben und Anschauen, ist ihm statt Anschauen, Proben und Beyspiele: und so werden auch alle sch. K., statt zu bilden und wahrhaftig zu denken zu geben, bey ihm, was sie ja in so vielen Büchern sind, Geschwätz von dem, was kein Auge gesehn, und kein Ohr gehört hat. Sollte an vielem von der Art nicht Batteux mit schuld seyn? Wo noch sch. K. und W. gelesen werden, er bisher das einzige Lehrbuch — Er ein Lehrbuch? und für wen? für was für Lehrer? für was für Schüler?

Hier kann ich wieder nicht dafür, daß meine Meynung von der gewöhnlichen in Deutschland abgeht.

Die Kunstrichter, oder bestimmter zu reden, die Recensenten haben den Schlegelschen Batteux dem Rammlerschen fast durchgängig vorgezogen; ich nehme zum Gegentheil nicht den mindesten Anstand. Als Cours de belle Litterature, als eine Pforte, wenigstens Dichter und Dichtarten im Detail kennen zu lernen, mag die Batteuxsche Theorie noch gelten: man ließt allemal die Charaktere der Dichter und Dichtarten mit Nutzen und die so zahlreichen, feinen Anmerkungen des Uebersetzers insonderheit über Wohlklang und Sprache sind unendlich schätzbar. Diese werden immer ihren Werth behalten: sie werden zeitig gnug, vom Buch abgetrennt, allein erscheinen, (denn Rammler und Batteux, was für verschiedne Männer!) und jetzt sind sie noch wenigstens die nutzbarste Wendung und Ablenkung, die ein Uebersetzer diesem Buch hat geben können. Auch kann sie Rammler immer vermehren, die Charaktere der Dichter und Dichtarten und des Sprachenwohlklanges immer bereichern, mit neuem Vergnügen des Lesers, und zur Aufklärung des Publikums: denn die Materie behält immer Umriß, Maas, Schranken, Bestimtheit; auf die sich doch alles Annehmliche und Unterrichtende gründet.

Aber Batteux und Schlegel — der Fall ist anders. Beständige Supplemente zu einer Theorie, die keine Theorie ist, die als solche, an sich so ekelhaft, unbestimmt ist — heißt zur Arbeit der Danaiden des Sisyphus oder des Belielels in der Meßiade verdamt seyn: schöpfen und nichts haben; wälzen und nie hinaufwälzen; Moräste ausfüllen und immer tiefer sinken. Ist der ganze Kram von Wortgeschwätz so vieler, ewigen Mühe werth?

Zudem hat Hr. Schlegel kaum die beste Methode gewählt, die Aufmerksamkeit seiner Leser fest zu halten: es ist die Methode der Noten, der Noten zu Noten,

Künste selbst, sie zu nahe um sich hat, als daß er nicht, so viel ihm beliebt, von ihnen abschöpfen sollte; da konnte dies Buch also, wenn es nicht half, auch wenigstens nicht schaden. Aber in Deutschland, welch andrer Zustand und andre Folge! Der diskurirende Raisonneur wird hier auf einen akroamatischen, dogmatischen, hohen Lehrstuhl gerückt, und seine Diskurse über die metaphysische Bank gezogen: seine Erklärungen sollen Definitionen, seine Reduktionen Zergliederungen der Begriffe: seine Abhandlungen eine Encyklopädie aller Künste, sein Grundsatz ein philosophisches principium seyn! — Der Deutsche, der an sich schon so sehr zur Wortphilosophie, und zu Reduktionen auf eine Phrase, und zu Ausdehnungen dieser Wortformel, über Seiten und Demonstrationen geneigt ist: der Deutsche, der über diesem Wortkram so gern, That, Natur, Sache, Kunst, Erscheinung, das Materielle zu denken selbst, vergißt: der Deutsche, der wahre, anschauliche Begriffe von den sch. K. zu fassen, theils nicht immer Gelegenheit, theils auch immer einen härtern Kopf hat, als Italiener und Grieche — für den ist nun Batteux ein Mann! Sein seichtes Gewäsche, ohne Beyspiele, Proben und Anschauen, ist ihm statt Anschauen, Proben und Beyspiele: und so werden auch alle sch. K., statt zu bilden und wahrhaftig zu denken zu geben, bey ihm, was sie ja in so vielen Büchern sind, Geschwätz von dem, was kein Auge gesehn, und kein Ohr gehört hat. Sollte an vielem von der Art nicht Batteux mit schuld seyn? Wo noch sch. K. und W. gelesen werden, er bisher das einzige Lehrbuch — Er ein Lehrbuch? und für wen? für was für Lehrer? für was für Schüler?

Hier kann ich wieder nicht dafür, daß meine Meynung von der gewöhnlichen in Deutschland abgeht.

mangelt ihm nicht an Kenntnissen und Geschmack, wie sie ohngefehr der Gesichtskreis der Jahre geben konnte, in denen er sich bildete: er hat gute Gedichte geschrieben und schreibt auch reine und fliessende Prosa; aber daß dieser gute Kopf zum Theoristen der feinsten Philosophie scharfsinnig, und zum Theoristen der sch. K. u. W., als Virtuose in den besten Werken der Ausländer insonderheit belesen, und zum Verbesserer eines vernünftelnden Franzosen gewandt gnug sey, dörften wir fast zweifeln.

Hier ist eine Stelle Shaftesburi's, die in Manchem unsren gegenwärtigen Fall, und unser Hauptnrtheil vom Buch trift „among the many Improvements daily made in the *art of writing*, there is none perhaps which can be said to have attain'd a greater Height, than that of *Controversy*, or the Method of *Answer* and *Refutation*. 'Tis true indeed, that anciently the wits of Men were for the most part taken up in other Employment. If Authors write *ill*, they were despis'd: if *well*, they were by some Party or other espous'd. Particular *Answers* to single Treatises were thought to be of little Use. And it was esteem'd no Compliment to a Reader; to help him so carefully in the Iudgemens of evry piece, which came abroad. — — It must be own'd, that when a writer of any Kind is so considerable as to deserve the Labour and Pains of some shreud Heads to refute him in publick; he may in the quality of an Author, be justly congratulated on that Occasion. This suppos'd necessarily that he must have writ with some Kind of Ability or Wit. But if his *original* Performance be in truth no betler than ordinary; his Answerer's Task must certainly be very mean. He must be very in-

indifferently imploy'd; who would take upon him, to answer Nonsense in form, and put in upon the World to read a second Book for the sake of the Impertinencys of a former." Und sind wir Deutsche nicht auf die Art schon um manche vergebliche Stunde mehr als eines guten Kopfs gekommen, der sie gewiß besser hätte anwenden sollen, als andern seine Gedanken nachzuschieben, oder anzuflicken.

Auch aus eben der Ursache können wir uns nicht auf einzelne Erörterungen und Berichtigungen einzelner Punkte einlassen: denn wenn Schlegel Batteux, und Batteux Schlegel, und dieser wieder jenen, und wir wieder diesen, und er wieder uns berichtigt, so wird des Jagens kein Ende. Wir versuchen uns also blos an einige Punkte, die deutsche Kunstrichter, wie uns dünkte, schon besser und genauer ins Licht gesetzt hatten, und zu denen Hr. S. gegenwärtig auch seine Fackel trägt, ob mit mehrerm Rauch oder mit mehrerm Feuer? wird sich zeigen. Der Rec. ist zwischen beyden völlig unpartheyisch, und hat blos zur Absicht für sich selbst Festigkeit, Bestimmtheit und Wahrheit zu suchen, oder wenigstens sie sich nicht rauben zu lassen, von wem es sey.

Eine lange Abhandlung über das Genie, wo, wie gewöhnlich, zuerst die Erklärungen andrer, Sulzers, Baumgartens, Mendelssohns, Flögels u. s. w. angeführt, mit Mängeln gezeigt, und mit einer neuen Erklärung ersetzt werden. Andre Journale haben sich schon über das Mangelhafte der neuen Erklärung ebenfalls erklärt, und uns bleibts blos übrig, uns über diese und mancherley Bemühungen zu wundern. Es geht mit dem Wort Genie so, wie mit allen dergleichen feinen complexen Begriffen: sie werden als Phänomene hie und da mit Intuition erkannt: aber nirgends

gends eigentlich deutlich abgesondert. Vielmehr erscheinen sie hie und da mit dieser und jener Nebenbestimmung, sind bald mit der, bald mit einer andern dunkeln, aber fremden Mitempfindung verwebt, und müssen also nachher dem Philosophen, der einen deutlichen, bestimmten, Hauptbegriff sucht, so viel zu schaffen machen, wie Proteus dem Ulyß, da er ihn fesseln wollte. Mit rein abstrahirten, oder völlig sinnlichen Ideen, sieht man, ist der Fall nicht, und denen ist also auch eher auf den Grund zu kommen. Helvetius z. E. hat einige Beyspiele von Unterschiede bey dem Wort Geist gezeigt: Geist haben, Geist seyn u. s. w. bey dem Wort Genie sind der Vorkommenheiten und Zufälle gewiß noch mehr. Er ist Genie, er ist ein Genie, er hat Genie, ja endlich gar die Beywörter, groß, tief, allgemein Genie u. s. w. geben so viel Farbenbrechungen, daß uns für alle noch immer die Baumgartensche, oder Sulzersche Erklärung die beste, das ist die vielfassendste dünkt: die Schlegelsche, die nur das Genie in den schönen Künsten beschreiben will, und durch „lebhafte Einbildungskraft, mit einer natürlichen, zarten Empfindsamkeit des Herzens„ beschreibt, ist gar keine Erklärung. Hat jeder der lebhafte Einbildung und ein empfindsames Herz hat, auch Genie? fodern alle schöne Künste einerley Einbildung, einerley Empfindsamkeit der Art, einerley Lebhaftigkeit dem Grade nach? Das Lebhafte und Zarte wie weit unterschieden, wie weit heben sie sich auf, oder fodern sich gemeinschaftlich? Wie bringen beyde ihre Würkungen hervor, daß sie Genie heißen? und was endlich hinten nach hier noch immer für schweifende Begriffe Einbildung, Empfindsamkeit des Herzens!

Hr. S. streitet mit Hr. M. Mendelssohn über die Erklärung des Schäfergedichts sehr lange, und Hr.

M.

M. behält theils mit seinen Einwendungen, theils mit seiner eignen Erklärung sehr Unrecht. Das dünkt uns, ob wir gleich in jeder kleinen Nebenbestimmung mit Hr. M. auch nicht einig sind, doch eben nicht. Wenn Hr. S. sich windet und bald sagt; ich habe mit meinem Wort sanft, nur die höchst unsanften Empfindungen ausschliessen: bald, ich habe unter, einfache Handlung, unter dem Gegensatz zwischen heroisch, lächerlich, natürlich; nicht das, sondern das sagen wollen, was freylich andre nicht unter einfache Handlung verstehen, nicht als Gegensatz erkennen wollen, so kann ja Hr. M. immer sagen: die Erklärung ist falsch, denn sie ist falsch ausgedrückt, und sagt nicht, was sie sagen will. Ueberhaupt giebt sich Hr. S. bey dieser Vertheydigung von vielen Seiten sehr blos. Der Mann, der auf einem Bogen die Scene des Schäfergedichts offenbar hinsetzt in „schattigte Gebü„sche, in denen die Vögel einander Freude entgegen „zwitschern; beblühmte Auen, auf denen die Heerden, „durch die volle Weide ermuntert, in einer sorglosen „Zufriedenheit scherzen; liebliche Thäler, die durch „gaukelnde Weste u. s. w.„ (warum soll ich die Blümchen alle abschreiben? S. 375.) derselbe Mann kann es S. 395. 96. Hn. M. abläugnen wollen, daß er unter der reizenden Scene der Natur gar nicht die Scene einer reizender Natur gemeynt habe, und windet sich doch wieder, um, wo möglich, sogar die Fischeridyllen auszuschliessen, kann zugleich offenbar bekennen, daß „nur die Glückseligkeit, deren Begriff „uns ein dunkles Gefühl aufbehalten hat, weil sie „unsre ursprüngliche Bestimmung auf Erden war„, allein das Sujet des Schäfergedichts sey — kann sich nun wohl ein zweyter mit dem einigen, der mit sich nicht einig ist? — Hr. M. führt Geßners neidischen Schäfer, als möglich in der Idylle —; und Hr. S. sagt, er sey nur

der

der Schatten im Gemählde — ob denn der Schatten nicht auch zum Gemählde gehört? — Hr. S. schließt offenbar heroische Handlungen aus: Hr. M. hat gezeigt, daß sie nicht blos Statt finden, sondern auch die Schäferwelt ihren eignen Heroismus habe: das kann nun Hr. S. nicht läugnen; aber „haben kann sie ihn; nur sie muß ihn nicht haben, sie ist nicht dazu gezwungen„ und zwingt sie denn Hr. M.? oder will er nicht eben nur zeigen, daß sie ihn haben kann und darf? „Aber sie hat ihn nur so, nur so:„ alles, wie Hr. M. sagt, sie hat ihn Schäfermäßig; was winden wir uns länger? — Ich wollte hier gerne Shakespears what you will im Ardenner Walde anführen: so manche alte Romanzen im heroischen Ton, und doch völlig Schäferartig, aber wenn gegen die offenbarste Wahrheit so viel Zögerungen „Eins ist doch nicht Zwey!„ gemacht werden, wer mag anführen? Ueberhaupt hat Hr. S., in den meisten Punkten, wenigstens anstößige Worte, wie er meynt, geändert; und in manchen andern, z. E. daß das lächerliche nicht natürlich, nicht alles Schöne auch Gut sey (weil unser Wille dem Verstande nicht gehorche, und das wegen des natürlichen Verderbens der menschlichen Natur u. s. w.) in manchem dieser Stücke werden S. und M. kaum jemals zusammen kommen.

Nun aber, wenn Hr. S. auch Moses eigne Erklärung so angreift, so hat er ihn nicht verstanden, oder ist eigensinnig. Kleine Gesellschaften sollen nicht zum Wesen der Idylle gehören, und doch bekennet er, daß alle, die er kenne, darinn sind, und giebt keine mögliche Instanz einmal, daß das Gegentheil statt finde. „Kohlenbrenner, Bergleute,„ idealisirt, mit ihren Empfindungen und Stande verschönert, so sind sie Leute zur Idylle: „Zigeuner, Räuber,„ lassen sie sich nicht idealisiren, so auch nicht idyllisiren: wenn

kleine

kleine Gesellschaften in der Idylle gemahlt werden, folgt denn, daß alle kleine Gesellschaften gemahlt werden sollen. Ueberhaupt gehen Hr. M. und Hr. S. einen sehr verschiednen Weg. Der Eine sucht, nach den mehresten und besten Datis von Idyllen eine Abstraktion des Idyllenartigen überhaupt: der zweyte hat Paradies, und ursprüngliche Menschheit und Glückseligkeit im Sinne, und liest mit diesem Wegweiser unter den besten Idyllendichtern das aus, was für ihn dient: Hrn. M. Erklärung zeigt neue Pfade; des Hrn. S. Beschreibung schließt so viele Gedichte dieser Art bey so verschiednen Nationen (worüber haben die Engländer nicht Idyllen versucht? und Abbt in seinen Briefen hat neulich Klosteridyllen vorgeschlagen) aus, und treibt uns alle ins einförmigste paradiesische Gehege — ich will, wie Sancho, nicht untersuchen, wer bey Gott recht habe? sondern wer für das menschliche Herz, wie es jetzt ist, und so veredelt werden soll, besser erklärt habe? — Und endlich kommt noch die Frage dazwischen: wer soll sich nach dem andern richten? Dichter nach Kunstrichtern, oder Kunstrichter nach Dichtern?

Die Zusätze in den Abhandlungen von der Harmonie des Verses und dem Reim sind wohl meistens gegen Hrn. Rammler, theils in Lehren seines neuen Batteux, theils in seinen eignen Beyspielen. Ueber jene können wir uns nicht einlassen, weil z. E. bey der Leichtigkeit und dem Verzeihlichen des Reims es immer drauf ankommt: wer reimt? und was nennt man einem Ideal des Gedichts gemäß, verzeihlich? aber, was Rammlers Beyspiele anbetrift, dünkt uns H. S. Kritick des Ohrs entweder manchmal ungerecht, oder H. R. Kritick des Ohrs falsch. Das sieht man offenbar, daß R. im Feuer seines Choriamben die Zeile

— Edel

— Edel im Buche der
— Glücklicher Barde, der
— Der auch ein Vater des u. s. w.

mit Fleiß abgebrochen, theils des fortreissenden Stromes, theils einer fallenden Symmetrie wegen. Man sieht, daß wenn er auf ein Beywort

— Den größern Anherrn eines größern Urenkels —

reimt: sein reimendes Beywort entweder ausgesucht, oder des Fortstroms wegen da sey — daß wenn bey ihm Strophe in Strophe läuft, er diesen horazischen Fehler wenigstens mit Vorsatz begehe. Statt also hier Seiten von solchen Beyspielen zusammendrucken zu lassen, die ja jeder kennet, und ja so manche Journäle schon hübsch haben abdrucken lassen: sollte man erwarten, daß der V. lieber durch Kritick und Gründe gegen solchen Uebelklang, wie ers nennet, etwas auszumachen gesucht hätte. Aber auch in solchem Falle, allen Uebelklang und Unpassendes zugegeben, ists kaum verständlich, wie der V. sein Buch mit folgender weissen Note für Hrn. R. schliessen kann, daß „es mißlich sey, solche allerhand Versuche ans Licht zu wagen, ehe man sie von allen möglichen Seiten genau geprüft und Vortheil und Nachtheil gegen einander abgewogen hat.„ Wir wollten doch jeden Leser, der Schlegeln und Rammlern kennet, fragen, wer von ihnen der genauere Prüfer, zumal Prüfer des Wohlklanges, zumal in lyrischen Gedichte, sey und seyn könne? wer seine Gedichte genauer abwäge und länger dem Publikum vorenthalte als Rammler? und gesetzt, daß er auch den steifesten, willkührlichsten Numerus hätte, und dieser die elendesten Nachahmer erweckte, ob seine Gedichte nichts anders haben, was der Waage, zur Mittheilung derselben, den Ausschlag gäbe? —

gäbe? — Ueberhaupt, Schlegel, Ramlern den Rath der Vorsichtigkeit und des Zurückhalts mit seinen Gedichten zu geben, wir mögen den Gedanken fassen, wie wir ihn wollen, so soll er uns nicht das Ende des Buchs verderben.

Nun noch einen Rückblick auf Buch und Titel — welch ein Titel, und mit allen Schl. Noten und Abhandlungen welch ein Buch? Nach Inhalt, Maas, Proportion und Zusammenordnung der Theile für „eine Ableitung aller sch. K. aus Einem Grundsatze„ welch ein Buch! Der Weg der Wahrheit ist immer der geradeste, angenehmste und kürzeste, ein Weg — wie, wenn er hier durch alle Phänomene aller Künste durchgegangen; und kaum endlich am großen Ziel des Principiums angelangt wäre, wie voll Materie! wie lehrreich, abwechselnd, ordentlich und angenehm, wäre er geworden! jetzt ein Ruinenhaufe, ein beständiges Klettern zwischen Felsen und Trümmern — mache jeder mit Batteux Grundsatze, was Er wolle; ich mit seiner Ausführung und H. Schl. Berichtigung, weis nichts draus zu machen; als daß ich die manchen, guten Anmerkungen des letzten unter dem Schutte beklage.

L.

III.

Histoire de l'Ac. Roy. des Sciences et des belles lettres. Année 1763. Berlin, Haude und Spener, 1770. 558 Quartſ. 9 Kupfert. XVIIII. Band.

Physische Classe.

I. Hr. Beguelin liefert seine zweyte Abhandlung von der Abweichung des Lichts wegen der Brechung, und den Mitteln Fernröhre vollkommener zu machen. Hr. B. untersucht zuerst, mit wie viel Rechte man seit Newton die Abweichung wegen der Figur, als ganz unbeträchtlich in Vergleichung mit der Abweichung wegen der Farben beyseit gesetzt habe? Bey dem gewöhnlichen Exempel (einem Planconvexglase) ist es richtig, aber es giebt Gestalten von Gläsern, wo beyde gleich groß werden können, und Hr. B. sucht zu zeigen, daß in einem solchen Falle die Abweichung wegen der Gestalt, mehr Undeutlichkeit verursache, als die wegen der Farben, weil jene den ganzen Lichtkegel betrift, diese nur einzelne Strahlen desselben. Hr. B. sucht alsdenn wie groß die Abweichung bey solchen Werkzeugen ist, die z. E. in Smiths Optik als Muster ihrer Art vorgestellt werden, bey Hadleys Teleskope bey Hugens Fernrohre. Ueberhaupt erhellt aus Hr. B. Untersuchungen, daß die bisherigen und weitläuftigen Rechnungen großer Geometren, der Ausübung unnütz, selbst vielleicht nachtheilich werden, wenn der Künstler nicht bey Ausarbeitung der Gläser für Fehler stehen kann, die ihrer Kleinigkeit wegen fast unvermeidlich sind. II. Hr. Gleditsch von Michelis Carpobolus. Der Anfang vertheydigt die Güte des Brandenburgischen Landstriches, gegen zu traurige Abschilderungen desselben. Der Erdschwamm welchen Hr. G. hier beschreibt, entziehet sich seiner Kleinigkeit wegen den Beobachtern. Vor Michelin hat ihn kein Kräuterkenner beschrieben, und Hr. Gl. hat ihn innerhalb 20 Jahren zweymal gefunden. Er gehört unter das Lynoperdon, ihm eigen aber ist, daß er die reifen Saamen, ohngefehr wie ein

Mör-

Mörser Bomben von sich wirft. Darauf bezieht sich Michelis Benennung und Hr. Gl. deutsche: der Kugelwerfer. III. Hr. Lambert über einige akustische Werkzeuge. Hr. L. ist zu dieser Untersuchung zuerst dadurch veranlaßt worden, daß er die Theorie der Sprachröhre vollkommener zu machen gesucht. Daß sich Schall wie Licht fortpflanze, zeigt er, wider Newton, besonders aus des Schalles Reflexion. Eine Trompete giebt nicht alle Töne; wenn man in sie in einem Tone, den sie nicht giebt, schreyt, so verstärkt sie ihn zwar durch die Reflexion, aber bey weitem nicht so sehr, als den ihr eignen Ton. Also kömmt die ihr eigene Wirkung darauf an: daß in der Luft Erschütterungen erregt werden, die gleich lange mit denen dauern, deren die Theilchen der Trompete fähig sind. Bey ihr, ist es gleichgültig, daß sich auch ein Theil des Schalles nach allen Seiten verbreitet, aber vom Sprachrohre verlangt man, ihn gerade fort zu senden, und muß daher selbst jene Erschütterungen vermeiden, die die Rede undeutlich machen würden, also, das Sprachrohr entweder aus einer wenig elastischen Materie machen, oder in dasselbe in einem Tone reden, den es selbst nicht giebt, die bequemste Figur zum Sprachrohre zu suchen, muß das letzte seyn, Hr. L. fängt synthetisch, mit Sprachröhren, von gegebener Gestalt, cylindrischen und konischen an. Den Grund von seinem Verfahren kurz zu übersehen, so stelle man sich das Sprachrohr wie einen hohlen Spiegel vor, auf den aus einem Punkte ein Lichtstrahl fällt. Dieser Punkt ist die Stelle, wo der Schall erregt wird, des Lichtstrahls Reflexionen, sind die Reflexionen des Schalls. So zeigt sich, daß der Cylinder nichts taugt, im Kegel die Reflexionen bald aufhören, und ein zuletzt reflektirter Schallstrahl, nur gerade zu, immer in dem Raume fortgeht, den der Kegel, ohne

Ende erweitert umschriebe. Durch diese Untersuchung erreicht Hr. L. den Grund einer Untersuchung, die man seit Morelands Zeiten für einen Abgrund gehalten hat. *) Wenn Hr. L. also die sonst vom Lichte in Absicht auf seine Ausbreitung und Reflexion bekannte Sätze auf den Schall anwendet, so leitet er daraus Lehrsätze von konischen Sprachröhren her. Die Länge eines solchen Sprachrohrs, die Seite eines abgekürzten Kegels, dem die Spitze beym Mundstücke fehlte, müßte z. E. 4 F. 4 Zoll seyn: wenn ein Mensch, dessen ordentliche Stimme 400. Fuß weit reicht, sollte 5000. Fuß weit gehöret werden. Weil auch hier das geometrische für Licht und Schall einerley ist, so ließsen sich spiegelglatte Maschinen von dieser Gestalt auch brauchen, das Licht sehr weit fortzuwerfen. Nun untersucht Hr. L. auch, was dem Sprachrohre eigen seyn könnte, Erschütterungen die es selbst bekäme. Von krummen Flächen schickt sich keine zum Sprachrohre, die nicht beständig gegen ihre Axe hohl ist. Ein Pa-

*) Unter den angenommenen Bedingungen ist der Abgrund nicht tiefer als die Frage, wie von zween ebenen Spiegeln, die einen gegebenen Winkel mit einander machen, Licht eines zwischen ihnen stehenden Gegenstandes zurückgeworfen würde? Und wie viel auf diese Art Bilder entstehn? Freylich sind auch hiebey einige auf sehr verwickelte und weitläuftige Verfahren, die eben ihrer Schwürigkeit wegen zu nichts allgemeinem führen, gerathen, wie z. E. Traber im Nervo optico. Wenn man aber den rechten Weg geht, läßt sich diese Untersuchung ganz einfach, leicht und allgemein machen. Hr. Hofr. Kästner hat der Göttingischen Soc. d. Wiss. dieselbe schon 1757. vorgetragen s. Götting. gel. Anz. 1757. 84 St. Die beyden Spiegel sind hier ein paar gegen einander über stehende Seiten des Kegels. Nur, anstatt daß die Spiegel ebene Flächen bleiben, läßt man sich, von des Kegels beyden Seiten, eine, welche man will, um die Axe konisch herumdrehen.

Paraboloid hat eben keinen Vorzug vor dem Kegel, und ist doch viel schwerer zu machen; zum Hörrohre aber schickt es sich besser. III. Hr. Dr. Feldmann hatte von Ruppin durch H. Marggrafen ein paar Abhandlungen vom Ambra geschickt, nebst einer vortrefflichen Sammlung einheimischer und fremder Hölzer. Jene werden hier mitgetheilt. Die erste ist ein Bericht von Hr. Abraham Abeleven, vormal. Gouverneur von Ternate. Zweene Könige von Tedor sind gegenwärtig gewesen, da man aus einem großen Fische ein Stück Ambra genommen, das mit dem umliegenden Fette fast 80. Pf. gewogen. Dieses wie ähnliche Begebenheiten, veranlaßt den Schluß, der Ursprung des Ambra sey ein irrdisches Oel, das aus den Boden des Meeres quillt, sich auf dessen Oberfläche erhebt, durch Meersalz und Sonnenwärme fest wird, das denn Fische oder Vögel wohl verschlucken. Wenn man in ein reines Porcellangefäß, Ambra schabt, siedend Wasser darauf gießt, und es zudeckt, daß es wie Thee zieht, so muß er flüßig oben schwimmen. Das ist die kürzeste und sicherste Probe. Der zweyte Aufsatz enthält eine chymische Untersuchung des Ambra von den Molucken. Ihr Verfasser ist Hr. Dr. Samuel Kriele, von Frankfurt an der Oder gebürtig, Medicus zu Batavia und Groß-Java. Hr. Kr. bekam Stücke von ohngefehr 2. Unzen von H. Abeleven zu dieser Untersuchung. Er fand darinnen Vögelschnäbel und Krallen. Solche fremde Dinge trift man nicht in allen Stücken Ambra an. Die Destillation im Sande, bey immer vermehrter Hitze von 180. bis über 500. fahrenheitische Grade, gab ein helles säuerliches Wasser, ein helles gelbichtes Oel, ein dickes, dunklers und schwereres Oel. Am Boden blieb ein hartes schwarzes glänzendes Wesen. Das Oel gieng nicht mit Wasser über, wie bey riechenden Ge-

 wäch-

wächsen; es zeigte sich nichts alcalinisches oder urinöses wie bey Thieren; der Ambra gehört also ins Mineralreich. Wenn die großen Fische (Cacheloten) zu viel davon verschlingen, werden sie matt und kranke sterben, oder sind leicht zu überwältigen. Die Einwohner der Molucken schneiden ihnen alsdenn den Bauch auf und nehmen den Ambra heraus. Man findet auch zuweilen reinern Ambra auf dem Meer schwimmen, den vielleicht Sonnenhitze und Meersalz verhärtet haben.

Mathematische Classe.

I. Neue Methode, die Störungen, welche die himmlischen Körper einander in ihren Bewegungen durch gegenseitiges Anziehen machen, zu berechnen, von H. L. Euler. Das bisher meistens gebrauchte Verfahren, bey solchen Aufgaben, wie die von den drey Körpern ist, bestehet darinnen, die Differentialgleichungen des zweyten Grades, auf die man zuerst kömmt, durch Reihen zu integriren. Ausser den erstaunlichen Rechnungen, die man dazu nöthig hat, convergiren diese Reihen theils sehr langsam, theils gar nicht, nach dem verschiedenen Stande der Weltkörper gegen einander und der Größe der Winkel, die in diese Reihen hineinkommen; Fände man auch, selbst über alle jetzige Hofnung, Integrationen durch endliche Formeln, so wären darinnen die unbekannten Größen ohne Zweifel so vermengt, daß man wieder auf Näherungen durch Reihen gehen müßte. Hrn. E. Methode ist also, die Differentialgleichungen selbst zu brauchen, wenn nemlich, für eine gegebene Zeit, Stelle und Bewegung des Körpers, nebst den Kräften, die auf ihn wirken, bekannt sind, die Veränderungen zu bestimmen, die seine Stelle und Bewegung innerhalb einer sehr kurzen Zeit leiden. Auf diese Art kann man im-

mer von einer Zeit auf die nächstfolgende gehen. Die Unbequemlichkeit ist, daß man von einer gegebenen Zeit auf eine etwas entfernte zu kommen, durch eine große Menge Zwischenzeiten gehen muß. Hr. E. aber bringt vieles bey, diese Methode zu empfehlen.

II. H. E. Betrachtungen über die unterschiedenen Arten, wie man die Bewegungen des Mondes vorstellen kann. Wie Kepler zuerst die Bewegungen der Planeten gleichförmig angenommen, und daraus die wahren durch Aequationen hergeleitet hat, so kann man einen erdichteten Mond annehmen, dessen Bewegungen beynahe mit des wahren seinen übereinstimmen, und suchen, wie sich von jeder Stelle dieses erdichteten Mondes die Stelle des wahren unterscheidet. Bey der neuen Form der Mondtafeln, die H. E. seit 1742. bekannt gemacht, hat er für diesen erdichteten Mond die Excentricität unveränderlich und die Bewegung der Absiden gleichförmig angenommen. Aber wie er einige Elemente der Tafeln aus unzulänglichen Beobachtungen bestimmen müssen, so erreichten seine Tafeln nicht die gehörige Vollkommenheit. Der seel. Mayer sammlete eine große Menge Beobachtungen und gab seinen Tafeln die Vollkommenheit deren bisher auch nur die Beobachtungen fähig sind, den Ort des Monds bis auf eine Minute anzuzeigen. Nachdem Hr. E. einige andere seiner Bemühungen hierinnen erzählt, zeigt er, wie man die beyden Differentialgleichungen, auf die es hiebey ankömmt, durch geschickte Substitutionen auf Differentialgleichungen des ersten Grades bringen, und zum Gebrauche bequemer machen kann. III. H. E. Betrachtungen über die Aufgabe von den drey Körpern. Alles was man bisher in ihr gethan hat, schränkt sich darauf ein, das jeder der drey Körper ohngefehr den Keplerischen Regeln folgt, und auch da bestimmt man

die Bewegung nur durch Näherung. Für andere Fälle ist es so gut, als wäre an diese Aufgabe noch nicht gedacht. Von der allgemeinen Aufgabe ist der einfachste Fall, wenn die drey Körper in einer geraden Linie sind, und H. E. zeigt, daß wir hie noch gar weit von der Auflösung entfernt sind. Er sucht darauf allgemeine Eigenschaften so vieler Körper als man will, die einander gegenseitig anziehen, und kömmt dabey auf folgenden merkwürdigen Satz: Eine Menge von Körpern ziehe einander gegenseitig an; die Menge sey so groß als man will, und ihre Bewegungen wie man will; man verzeichne auf was für eine Ebene man will, orthographische Projektionen der krummen Linien, die von den Körpern beschrieben werden, und nehme die Flächen, die auf dieser Ebene um einen nach Gefallen angenommenen Punkt beschrieben werden, für was für eine Zeit man will; wenn man nun jede dieser Flächen mit der Masse des Körpers multiplicirt, dem sie zugehört, so verhält sich die Summe dieser Produkte, wie die Zeit. Dieser schöne Satz, gilt bey jedem Gesetze des Anziehens, nur daß sich die Kraft des Anziehens bey gleicher Entfernung wie die anziehende Masse verhält. IV. Hrn. Eulers neue Art, die Beobachtungen des Mondes mit der Theorie zu vergleichen. Er zeigt, wie durch tägliche Beobachtungen des Mondes, sich die Größen bestimmen lassen, die in den Differentialformeln, wodurch man die Bewegung des Mondes ausdruckt, als gegeben angenommen werden. So lassen sich die Beobachtungen mit der Theorie vergleichen, ohne Mondtafeln dabey zu brauchen. Dieses Verfahren verdient desto mehr Aufmerksamkeit, weil es nichts weiter als die Grundformeln der Theorie zum voraus setzt, aus denen die Tafeln nur durch Näherung hergeleitet sind, die überdem noch Unterschiedenes voraussetzen, das

man

man nur aus Beobachtungen hergeleitet hat, als: Die mittleren; Bewegung, Excentricität, Neigung. Seine Methode zu erläutern nimmt H. E. statt wirklicher Beobachtungen, die ihm mangeln, berechnete Oerter des Mondes aus der Conn. des mouv. cel. *) V. Auszüge aus Briefen des Hn. d'Alembert, an Hrn. de la Grange. Sie betreffen Hrn. d'Al. Streitigkeiten mit Hrn. Dan. Bernoulli und Euler, über die Schwingungen der Saiten, und dahin gehörige Untersuchungen; imgleichen analytische Zweifel und Untersuchungen, die durch die Betrachtungen der Tautochronen veranlaßt werden. VI. Hn. d'Alemberts Bemerkungen über Gleichungen von unbestimmten Graden. In der allgemeinen bestimmten Gleichung, setzt er $y + z$ statt x; und leitet daraus Folgerungen her, die in der Theorie der Gleichungen einigen Nutzen haben. VII. Hr. Lambert, über die Divisoren der Gleichungen, die sich ohne Auflösung der Gleichungen finden lassen. VIII. Hr. Euler, über die Bewegung der Absiden der Jupiterstrabanten. Da die Unordnungen in dem Laufe unsers Mondes, daher rühren, daß er nicht nur von der Erde, sondern auch von der Sonne angezogen wird, so sollte man beym ersten Ansehn vermuthen, solche Unordnungen müssen bey den Jupiterstrabanten ganz wegfallen. Ein solcher Trabant müßte sich um den Jupiter so bewegen, wie sich unser Mond um unsere Erde bewegen würde, wenn die Masse unsere Erde etwa 200. mal größer wäre, sich so weit von der Sonne be-

*) Stevin, ein großer Mathematicus des vorigen Jahrhunderts, hat es eben so gemacht, als er zeigen wollte, wie man durch häufige Beobachtungen, die Elemente der Bewegungen der Planeten, ohne Hypothesen zu finden im Stande gewesen wäre. Er bediente sich dazu damaliger Ephemeriden.

befände als Jupiter, und der Mond so nahe bey ihr wäre als ein Trabant beym Jupiter. Da würden aber alle Ungleichheiten unserer Mondtheorie fast verschwinden, und, weil sich zeigen läßt, daß die Trabanten selbst, wegen ihrer geringen Massen, und großen Entfernungen von einander, einander nicht sehr stören können, so müßte zumal der innerste Trabant, vollkommen nach Keplers Vorschriften gehn, und die Absiden unbeweglich seyn. Die Erfahrung aber zeigt das Gegentheil. Die Sache kömmt darauf an: Wenn ein Körper von bestimmter Größe, in der verkehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung von ihm anziehen soll, so muß er eine Kugel seyn, oder wenigstens müssen seine Momente der Trägheit gleich seyn. Die Erde weicht zwar ein wenig von der Kugelgestalt ab, aber das hat doch bey der ziemlich großen Entfernung des Mondes von der Erde, wenig zu bedeuten. Da sich aber bey der Erde, Durchmesser des Aequators und Axe, wie 201 : 200. verhalten, so ist diese Verhältniß beym Jupiter wie 9 : 8., und sein entferntester Trabant, ist noch nicht 13. Durchmesser des Jupiters weit von ihm, der nächste nur 3. Dadurch ändert sich der Erfolg von Jupiters anziehender Kraft so sehr wider die erste Erwartung. Hr. E. leitet aus diesen Begriffen Formeln her, die man mit Beobachtungen vergleichen kann, zu entscheiden, ob die Anziehung mit allen Bewegungen der himmlischen Körper übereinstimmt.

Speculative Philosophie.

I. Ueber die Selbstliebe, als einen Grund der Moral betrachtet. Ist 1770. vorgelesen worden, wird aber der Wichtigkeit wegen hier mitgetheilt. II. Hr. Merian, über die Furcht und Verachtung des Todes, und den Selbstmord. III. Hr. Sulzer über den unter-

terschiedenen Zustand in dem sich die Seele bey Ausübung ihrer ersten Vermögen, die Eigenschaften der Sachen zu erkennen, und davon angenehm oder unangenehm gerührt zu werden, befindet. IIII. Hr. Lambert, über einige Abmessungen der intellectualen Welt; Was man durch: erhaben, entfernt, tiefsinnig, versteht. Aus den angezeigten Abhandlungen lassen sich einzelne Sätze nicht wohl ausser dem Zusammenhange und zum Theil ohne ihre Einkleidung, erzählen.

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. v. Francheville, über den Geschichtschreiber Hunibald. Hr. F. zeigt, wenn man den Hunibald zuerst kennen gelernt, und was Trithem für einen Gebrauch von diesen nun verlohrnen Geschichtschreiber möge gemacht haben. Bald nach Trithems Tode, erklärte sich der Graf Hermann von Nurnar in seiner Schrift de origine et sedibus Priscor. Francor. heftig wider den Hunibald. Hr. F. bringt hier dasjenige bey, was diesen Geschichtschreiber angeht, und prüft die darinnen enthaltnen Sätze, vertheydigt also meistens den H. wenigstens was derselbe selbst geschrieben hat, und ihm nicht ist angedichtet worden. Den Schluß macht eine Chronologie der sicambrischen und fränkischen Könige nach dem Hunibald. II. Lobschrift auf den Grafen von Gotter.

M.

IV.

Herrn S. A. Tissot, d. A. D. Abhandlung von der Epilepsie oder fallenden Sucht. Aus dem Französischen. (von Herrn D. Krünitz.)

Bre-

Berlin, bey Haude und Spener, 1771. in 8. 1 Alphab.

Herrn S. A. D. Tissot, d. A. D. und öffentlichen Lehrer zu Lausanne, wie auch verschiedner Gesellsch. und Acad. Mitglieds, Abhandlung von der fallenden Sucht. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, bey Müller, 1771. in 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Herr T. hatte vor einigen Jahren eine Abhandlung von den Nerven und Nervenkrankheiten versprochen, worinn der gegenwärtige Aufsatz von der Epilepsie das 20te Kapitel, und den dritten Theil des ganzen Werks ausmacht. Dieser dritte Theil war zuerst fertig worden, und sollte mit dem ersten, welcher wirklich schon unter der Presse ist, und mit dem andern, welcher in einigen Wochen ebenfalls fertig werden wird, zugleich ans Licht treten. Da aber durch einen Zufall ein Exemplar aus der Druckerey entwendet worden, und dies die Gelegenheit zu einem neuen Nachdrucke abgeben möchte; so hat man geeilt, diesen dritten Theil früher, als die beyden ersten, bekannt zu machen, doch soll das ganze Werk unverzüglich nachfolgen.

Herr T. nennt jede convulsivische Krankheit, die in ihren Anfällen mit einem Verluste der Empfindungen und des Bewustseyns verbunden ist, die Convulsionen mögen übrigens allgemein seyn, oder nicht, die Epilepsie. §. 1. Er glaubt, daß die Convulsionen bey der Epilepsie aus dem Gehirne ihren Ursprung nehmen, welches selbst zuerst convulsivisch zusammengezogen werde; und hält demnach zur Hervorbringung der Epilepsie zweyerley für nothwendig, nemlich, eine

Ge-

Geneigtheit des Gehirns sich leichter, als im gesunden Zustande, zusammen zu ziehn, und eine Ursache der Reizung, zur Zusammenziehung des Gehirns. Jene nennt er die Mittelursache, und diese die veranlassende der Epilepsie. §. 6. 7. Die letztern Ursachen sind entweder moralische, oder physicalische. Die moralischen sind die Leidenschaften; §. 15. die physicalischen haben entweder ihren Sitz im Gehirne selbst, und aus ihnen entsteht die idiopathische, oder in andern Theilen, und aus ihnen entsteht die sympathische Epilepsie. §. 16. Die Ursachen dieser letztern sind bald in innern Theilen, z. E. im Magen, in den Gedärmen, oder andern Eingeweiden des Unterleibes, besonders in den Geschlechtstheilen von venerischen Unreinigkeiten, rc. rc. §. 17. rc. bald in äußern, als in Armen und Beinen rc. rc. §. 32. rc. Die Ursachen der idiopathischen Epilepsie sind theils gewaltsame, theils solche, die sich von selbst im innern der Hirnschale und des Gehirns erzeugen, als Gewächse, Geschwüre, Ergießungen, u. s. w. §. 38. rc. Dahin gehören auch der Trieb des Bluts nach dem Gehirne; §. 51. rc. und die scharfen Säfte, die das Gehirn und die Nerven angreifen. §. 58. rc. Alle diese Ursachen bringen indessen die epileptischen Anfälle nicht immerwährend hervor, sondern nur dann, wann sie von einer besondern Gelegenheit zu wirken gereitzt werden, z. E. durch Leidenschaften, durch hitzige Dinge, die die Vollblütigkeit erregen, durch eine reitzende Schärfe, rc. rc. §. 67. rc. Bey der Cur dieser Krankheit kommt es auf die genaue Unterscheidung aller dieser Ursachen an. Man muß die Gelegenheiten zu den Anfällen vermeiden, die Ursachen, welche die Nerven und das Gehirn zu Convulsionen reitzen, hinwegräumen, und dann die Geneigtheit des Gehirns zu convulsivischen Zusammenziehungen abschaffen. §. 106. Demnach

muß

muß man die Ursachen der sympathischen Epilepsie, sie mögen in den innern, §. 111. oder äussern Theilen liegen, §. 127. und die Ursachen der idiopathischen, sie mögen in besondern Fehlern des Gehirns, §. 129. oder in der, das Gehirn kränkenden Vollblütigkeit, oder Schärfe bestehn, §. 133. aus dem Wege räumen, und endlich auch die oft erwähnte Mittelursache, nemlich die Geneigtheit des Gehirns zu unnatürlichen Zusammenziehungen, curiren, wobey die Hauptursachen, die diese Geneigtheit nach sich zieht, nemlich die Vollblütigkeit und der Bluttrieb zum Haupte, besonders in Betrachtung kommen, und theils durch eine gehörige Diät, §. 134. theils durch Aderlassen und andre Blutausführungen zu verhüten oder zu vertreiben sind, §. 141. ꝛc. 147. ꝛc. welches alles Herr T. mit der ihm gewöhnlichen Fruchtbarkeit, Deutlichkeit, Gründlichkeit und tiefen praktischen Einsicht, vorzüglich schön abhandelt. Um aber das Gehirn selbst wider diese Ursachen zu wafnen, und ihm die unglückliche Geneigtheit sich zusammen zu ziehn zu benehmen, hat man sich von je her bemühet, specifische Arzneyen wider die Epilepsie zu finden, §. 156. und dies veranlaßte den V. zu untersuchen, welche eigentlich diesen Namen verdienen? Von solchen, die die Epilepsie nur wenigstens eben so gewiß vertrieben, wie die Fieberrinde die Wechselfieber, oder das Quecksilber die venerischen Krankheiten, giebt es schlechterdings keine. Unter denen aber, die etwas vermögen, setzt H. T. die kleine Baldrianwurzel oben an. §. 157. ꝛc. Die Päonie, §. 161. der Mistel, §. 162. der Bisam, §. 163. zuweilen und unter Bedingungen, der Mohnsaft, §. 164. ꝛc. und die Pommeranzenblätter, §. 169. sind nützlich und des Versuchs würdig, und so verdienen auch die Fieberrinde, das Eisen, der Kampher, Bibergeil, Teufelsdreck, und die Raute alle Aufmerksam-

samkeit. §. 170. ꝛc. Die specifische Würkung der Quecksilberarzneyen ist noch problematisch; §. 176. der rothe Spießglasschwefel scheint mehr zu versprechen. §. 176. Viele berühmte Specifica, die eckelhaften Arzneyen, das Pulver de Gutteta, das Markgrafenpulver, das dippelsche animalische Oehl, sind unnütze Mittel, §. 177. und einige Metallische, das Bilsenkraut, das warme Menschenblut, ꝛc. ꝛc. sind gar gefährlich. §. 181. ꝛc. ꝛc. Von einigen besondern nützlichen Hülfsmitteln, den Säuren, §. 190. der Milch, §. 191. den kalten und lauen Bädern, §. 192. den Fontanellen und Blasenpflastern §. 195. ꝛc. handelt H. T. noch besonders und ungemein lehrreich, und beschließt endlich mit der Beschreibung der Cur im Anfalle, welche blos darinn besteht, zu verhüten, daß sich die Kranken keinen Schaden zufügen, §. 197. und mit einer Betrachtung über die verstellte oder nachgemachte Epilepsie. §. 203.

Dies ist der Plan und wesentliche Innhalt des gegenwärtigen Werks, welches in der That, wie zu vermuthen war, die bisherigen Abhandlungen von dieser Materie weit hinter sich zurück läßt, indem es alle mögliche Ursachen der Epilepsie deutlich und vollständig auseinander setzt, die Curarten für jede mit ungewöhnlicher Genauigkeit unterscheidet und mit einer durchdringenden praktischen Klugheit bestimmt, und indem die große Belesenheit und eigne Erfahrung des Verfassers selbst die bekanntesten Artickel besonders lehrreich und interessant macht.

Die Ueberlegung des Vortrags eines so großen Mannes über eine so wichtige Sache, hat den Recensenten in Betrachtungen verwickelt, die er für nicht zu geringschätzig hält, sie einem so billigen Gelehrten, wie Hr. T. ist, der Wahrheit von Jedem annimmt und Irthum an Jedem tadelt, freymüthig entgegen

zu

zu setzen; und sie, dem Arzneygelehrten Leser zur Prüfung vorzulegen.

Nach der gewöhnlichen Theorie, die auch H. T. ohne nähere Untersuchung annimmt, sind die epileptischen Convulsionen allezeit vom Gehirne herzuleiten, es sey nun, daß das Gehirn unmittelbar von einer in ihm selbst wohnenden oder in dasselbe eindringenden Ursache zu einem convulsivischen Zusammenziehn gereitzt werde, oder daß die von andern Ursachen ausserhalb dem Gehirne gereitzten Nerven doch so in dasselbe wirken, daß es die Convulsionen der Muskeln verursachen muß. §. 6. Kurz, alle epileptische Convulsionen sollen durchs Gehirn gewirkt werden.

Wir gestehn zu, daß mancher Reitz des Gehirns allgemeine und besondre Convulsionen erregen könne. Es ist aber auch unwidersprechlich, daß ein Reitz der Nerven ausserhalb dem Gehirne unmittelbar besondre und allgemeine Convulsionen verursachen könne, ohne daß sie durch das Gehirn erst gewirkt werden müßten. Denn wenn man Thieren an ihren Gliedern sehr heftige Eindrücke giebt, nachdem ihnen die Köpfe abgerissen worden, so gerathen davon oft alle Muskeln ihres Körpers in die gräßlichsten Convulsionen, und diese können die Eindrücke in die Nerven nicht anders als unmittelbar, keinesweges aber durchs Gehirn gewirkt haben. Eben so entstehn die gewöhnlichen Convulsionen von Schmerzen, Würmern, rc. rc. wobey das Bewußtseyn und die Empfindung nicht unterbrochen wird, und die Aerzte erkennen es selbst, daß solche Convulsionen keinen Fehler, keine Geneigtheit des Gehirns zu Convulsionen voraussetzen. Wenn man den Nerven einer Wunde zwickt, so erregt er unmittelbar, und nicht durchs Gehirn Convulsionen: denn sie entstehn auch vom gleichen Reitze des Nerven bey einem enthaupteten Thiere. Aus welchem Grunde schlies-

schliessen wir nun, daß die epileptischen Convulsionen nie von der leztern Art sind, sondern allezeit durchs Gehirn gewirkt werden, es mag nun die reitzende Ursache im Gehirne, oder ausser demselben wohnen oder wirken? Daraus, weil die epileptischen Convulsionen mit *einem* Mangel des Bewußtseyns und der Empfindung verbunden sind, welcher eine Unterbrechung der *animalischen* Verrichtungen des Gehirns voraussezt. Man schließet also: Wenn eine Ursache ausserhalb dem Gehirne die Nerven dergestalt reizt, daß Convulsionen der Muskeln und zugleich ein Mangel des Bewußtseyns und der Empfindung daraus entstehn; so werden diese Convulsionen nicht unmittelbar durch die Nerven, sondern durch das Gehirn als eine Mittelursache gewirkt. Dieser Schluß ist aber offenbar falsch: Denn ein Reiz der Nerven ausserhalb dem Gehirne kann beyderley Wirkungen, nemlich die Convulsionen der Muskeln und die Betäubung des Gehirns zugleich unmittelbar verrichten, ohne daß die lezte die Ursache der ersten seyn müßte; er kann so auf das Gehirn wirken, daß es in seiner Verrichtung gehindert, daß das Bewußtseyn und die Empfindung unterbrochen wird, ohne daß darum Convulsionen entstehn, wie aus den Ohnmachten, Schlagflüssen und Schwindel von Ueberladung und andern Betäubungen aus dem Magen erhellt; und wiederum kann eben derselbe Reiz unmittelbar allgemeine Convulsionen erregen, ohne die Verrichtung des Gehirns zu unterbrechen, wie solches die convulsivischen Krankheiten von Magenwürmern, Blähungen, 2c. 2c. beweisen, die nicht epileptisch sind. Wenn nun diese beyden nicht von einander selbst abhängenden Wirkungen zugleich erfolgen; daß nemlich der Reiz der Nerven des Magens von Würmern allgemeine Convulsionen unmittelbar hervorbringt, zugleich aber auch seine

Wirkung aufs Gehirn äussert, und das Bewußtseyn und die Empfindung unterbricht, so wie er oft eins von Beyden ohne das Andre thut; so entsteht ein convulsivischer Anfall mit einem Mangel des Bewußtseyns und der Empfindung, das ist, eine Epilepsie, ohne daß gleichwohl die Convulsionen von dieser Unterbrechung der Verrichtungen des Gehirns herrühren, ohne daß sie durch das Gehirn gewirkt werden sollten. Dies sind keine blos theoretische Speculationen. Wie oft ereignen sich nicht solche Fälle, daß Würmer im Magen erst Convulsionen erregen, wobey man sich seiner bewußt bleibt und empfindet, und daß diese Convulsionen nach und nach weiter um sich greifen, und sich endlich auch, im höchsten Grade, aufs Gehirn erstrecken, das Bewußtseyn und die Empfindung unterbrechen, und also epileptisch werden.

Womit will man nun wohl beweisen, daß sie in solchem Falle, so lange das Bewußtseyn währet, nicht, so bald es aber aufhört, durch das Gehirn gewirkt werden? Man setzt hier offenbar fälschlich zum voraus, daß das, was von einerley Ursache zugleich und miteinander geschieht, nothwendig durcheinander gewirkt werden müsse. Was folgt aber aus dieser Verwirrung der Begriffe, wodurch wir uns überreden, daß alle epileptische, das ist, alle mit Mangel des Bewußtseyns verbundene Convulsionen, aus dem Gehirne entstehn? Das, daß wir eine allgemeine Curart der Epilepsie, wider einen Fehler des Gehirns festsetzen, die nicht für alle Epilepsien paßt, weil nicht alle aus dem Gehirne herrühren. Wäre es nicht überall, wo ein solcher Fall der bloßen Mitwirkung Statt findet, eine falsche Regel der Cur, den Fehler des Gehirns, seine Geneigtheit, sich convulsivisch zusammenzuziehn, zu verbessern, da das Gehirn an den epileptischen Convulsionen gar nicht Schuld hätte?

Gleich-

Gleichwol ist dies eine allgemeine Regel in der Curart des H. T. Würde nicht die bloße Cur der Würmer im oberwähnten Falle, wo sie Zuckungen und Ohnmacht oder Betäubung nur zugleich wirken, allein hinreichen, diese epileptischen Convulsionen und diese Unterbrechung der animalischen Verrichtungen des Gehirns aufzuheben, da der Reiz der Nerven von Würmern die gemeinschaftliche Ursache beyder Erfolge, und der lezte keinesweges die Ursache des erstern ist? Dieser Fall einer bloßen Mitwirkung wird aller Wahrscheinlichkeit nach Statt haben, so oft wir bey Epileptischen das allergesundeste Gehirn, und nur im Magen oder in den Gedärmen, oder in andern Theilen des Körpers ausserhalb dem Gehirne, die Ursachen eines mächtigen Reizes der Nerven finden, ja auch, so oft die im Gehirne gefundenen Fehler offenbar nur die Folgen der leztern epileptischen Anfälle sind. Solchergestalt ist es von der sympathischen Epilepsie bisher nicht erwiesen und nirgends gegründet, daß ihre Convulsionen allezeit von einem Fehler des Gehirns und durch denselben gewirkt werden, noch daß man bey jeder auf die Cur des Gehirns denken müsse, noch daß die Nervenarzneyen, die dabey gut befunden werden, ins Gehirn wirken.

Wie aber, wenn wirklich die Ursache des Reitzes der Muskeln zu Convulsionen im Gehirne gefunden wird, d. i. wenn die Epilepsie idiopathisch ist? Alsdann entstehn doch wohl unstreitig die Convulsionen allemal durch das Gehirn? Wir wollen es sehen.

Alle die Ursachen im Gehirne, denen man die Epilepsie zuschreibt, sind oft vorhanden, und reitzen das Gehirn aufs heftigste, ohne Convulsionen zu erregen. Gewächse, Knochensplitter, Steine, bleyerne Kugeln, Blutergiessungen &c. zerrütten und drücken oft das Gehirn aufs äusserste; es erzeugen sich Ge-

schwüre darinn; eine Schärfe zernagt die Substanz desselben; ein Bluttrieb dehnt alle seine Adern aufs gewaltigste aus, und macht unerträgliche Kopfschmerzen, ohne daß gleichwol Convulsionen davon entstehn. Vielleicht treffen in solchen Fällen die reitzenden Ursachen nicht eigentlich diejenigen Theile des Gehirns, deren Reiß Convulsionen nach sich zieht? Denn in solchen Fällen wird auch oft das Bewußtseyn und die Empfindung gar nicht unterbrochen? Allein oft unterbrechen sie gleichwol wirklich beyde: denn es entstehn von dergleichen Ursachen Schlagflüsse, Erstarrungen und Verlust der Sinnen und des Bewußtseyns. Wenn in einem solchen Falle zugleich eine Ursache ausserhalb dem Gehirne unmittelbar Convulsionen erregte; so würde man offenbar irren, wenn man sie von diesem Fehler des Gehirns herleitete, ob sie gleich eine wahre Epilepsie wären, und auch hier wären Arzneyen für das Gehirn zur Cur der Epilepsie nicht indicirt. Wir wollen hier gar nicht leugnen, daß dergleichen Ursachen im Gehirne zuweilen eine Epilepsie hervorbringen können. Es ist nur die Frage, ob jede Epilepsie, bey der Gegenwart solcher Reize im Gehirne, nothwendig durchs Gehirn entstehn müsse? Dies würde doch, wie aus dem angeführten erhellt, nur in solchen Fällen wahrscheinlich werden, wo nicht zugleich ein andrer Reiß der Nerven ausserhalb dem Gehirne erweislich wäre, der die Convulsionen unmittelbar hätte wirken können. Gesetzt aber, es wäre bey jemanden ausser dem Fehler im Gehirne keine andre Ursache zu Convulsionen im übrigen Körper zu finden; so würde es doch auch in diesem Falle noch die Frage seyn, ob die reitzende Ursache im Gehirne die Convulsionen durchs Gehirn nothwendig erregen müßte? Da nemlich dergleichen Ursache so oft vorhanden ist, und selbst das Bewußtseyn,

seyn, die Empfindung und die ganze animalische Verrichtung des Gehirns unterbricht, ohne gleichwol Convulsionen zu wirken; so muß noch eine gewisse besondre Bedingung hinzukommen, wenn sie zugleich epileptische Convulsionen hervorbringen soll. Was für eine Bedingung könnte dies wahrscheinlicher Weise wohl seyn? Wir wollen in dieser dunkeln Sache unsre Meinung sagen, und sie der Prüfung überlassen.

Aus allen Erscheinungen erhellt ganz offenbar, daß ein starker Reiz der Nerven im Magen, oder in dieser Region, am gewöhnlichsten Convulsionen der Muskeln der Gliedmaßen hervorbringe, und daß der Zusammenhang dieser Theile überhaupt sehr groß sey, weshalb auch verschiedene neuere Aerzte in dieser Region einen neuen Mittelpunkt der Nervenkräfte angenommen haben, welcher mit dem im Gehirne harmonire. Unzähligemal verursachen Würmer, dicker Schleim, Blähungen, Gifte rc. im Magen allgemeine Convulsionen, und eben so oft einen Mangel des Bewußtseyns und der Empfindung. Die Herrn Medicus, Unzer, u. a. haben davon eine große Menge Beobachtungen zusammengetragen. Eine heftige Colik lähmt die Glieder und macht Convulsionen. Wer kennt nicht den großen Zusammenhang des Magens mit dem Gliederreissen und der Gicht, und wie deutlich beweisen ihn nicht die Wirkungen der Kriebelkrankheit rc. Wiederum weis ein jeder, daß viele Fehler des Gehirns einen ganz offenbaren Einfluß in die Nerven des Magens haben, daß Gehirnwunden den Magen zu einem convulsivischen Erbrechen reizen, daß scharfe Anstrengungen des Verstandes die Verdauung verderben, daß heftige Leidenschaften stets auf diese Nerven vorzüglich wirken, u. s. w. Wie nun also, wenn wir sagten, daß Fehler im Gehirne, sie mögen nun das Bewußtseyn und die Empfindung

unterbrechen, oder nicht, nur unter der Bedingung Convulsionen oder Epilepsie verursachten, wenn sie die Nerven in der Region des Magens, die die gewöhnlichen Erzeuger der epileptischen und andrer Convulsionen sind, unnatürlich und convulsivisch reizten, und daß diese alsdann, im geringern Grade, unmittelbar nur Convulsionen, dann aber, wann sie so stark würden, daß sie sich auch mit aufs Gehirn erstreckten, und dessen animalische Verrichtungen unterbrächen, auch epileptische Convulsionen, obgleich ebenfalls unmittelbar, und nicht durchs Gehirn hervorbrächten, und daß also in solchen Fällen der Fehler des Gehirns nur die zufällige veranlassende, nicht aber die Mittelursache der Epilepsie wäre? Wir fragen blos, und entscheiden nicht. Allein indem wir die Möglichkeit aller dieser Fälle gezeigt haben, ist es unstreitig erwiesen, daß es eine blos erschlichene Theorie sey, alle epileptische Convulsionen darum für Wirkungen des Gehirns auszugeben, weil sie mit einem Mangel des Bewußtseyns und der Empfindung vergesellschaftet sind.

Dies zum Voraus gesetzt, können wir dem H. T. unmöglich zugestehn, daß die Mittelursache jeder Epilepsie eine Geneigtheit des Gehirns sey, sich mehr als im natürlichen Zustande zusammenzuziehn. Zieht sich das Gehirn im natürlichen Zustande wirklich zusammen? Wir wissen nur von zweyerley Bewegungen des Gehirns im natürlichen Zustande, nemlich der, von den Pulsadern, und der, beym Athemholen, von welcher letztern der Herr v. Haller bewiesen hat, daß sie ebenfalls blos von der wechselsweisen Entledigung und Anfüllung der Blutgefäße des Gehirns beym Athemholen entstehe. Beyde sind also blos leidentliche Bewegungen. Es sind nicht active Ausdehnungen und Zusammenziehungen des Gehirns, sondern eine

lei-

leidentliches Aufschwellen und Zusammenfallen desselben. Inzwischen ist uns das wohl bekannt, daß Schlichting bey Convulsionen an Thieren beobachtet haben will, daß sich das Gehirn zusammengezogen, und den hineingesteckten Finger merklich gedrückt habe. Darf man auf eine solche noch wenig bestätigte Beobachtung sogleich ein System der Ursachen und Cur einer Krankheit bauen; so haben wir nichts gegen die Behauptung des H. T. daß das Gehirn bey Convulsionen sich activ zusammenziehe: aber muß es darum eine Geneigtheit sich unnatürlich zusammen zuziehn haben, wenn immer eine hinlängliche Ursache vorhanden ist, die es dazu nöthigt, es mag nun geneigt dazu seyn, oder nicht? Warum schreibt man den Muskeln der Epileptischen nicht auch eine Geneigtheit zu, sich zusammen zuziehn? warum nicht dem Magen, wenn man ihn durch ein Brechmittel dazu zwingt? Wir verstehn wohl, daß diese Redensart eigentlich nichts mehr sagen soll, als daß das Gehirn bey Epileptischen von Ursachen, die ein andres Gehirn entweder gar nicht, oder doch nicht zu so heftigen Zusammenziehungen reißen würden, dazu gereizt werde, kurz, daß es bey ihnen reizbarer, regsamer, leichter beweglich sey. Aber wie kann man dies zur allgemeinen Ursache der Epilepsie machen, ehe man erwiesen hat, daß das gewaltsame Zusammenziehn nicht etwa nur eine bloße Wirkung der Convulsionen aufs Gehirn sey, und daß alle epileptische Convulsionen nur aus dem Gehirne entspringen können? Da epileptische Convulsionen möglich sind, welche gar nicht durchs Gehirn, sondern unmittelbar durch die Reize der Nerven ausserhalb demselben gewirkt werden; so könnte man höchstens nur den Nerven der Epileptischen eine besondre Empfindlichkeit oder Beweglichkeit zuschreiben. Aber auch dieses läßt sich nicht einmal ohne Einschrän-

kung behaupten. Denn die meisten Epileptischen sind gesunde, starke, vierschrötige Leute, die gegen die mehresten Eindrücke nicht empfindlicher, als andre gesunde Personen, deren Nerven aber nur gegen gewisse besondre Eindrücke so empfindlich sind, daß sie davon unnatürlich gereizt werden; und wir können das noch nicht, weder aus unsrer eignen, noch aus andrer Beobachter Erfahrung, in allgemeinerer Bedeutung für ausgemacht halten, was H. T. als eine beständige Erfahrung, §. 11. 12. anführt, daß zarte und empfindliche Personen, und das weibliche Geschlecht zur Epilepsie geneigter und ihr mehr unterworfen wären. Die zartesten hysterischen Damen, die die geringste Ursache beklommen, ohnmächtig und sinnlos macht, sind von epileptischen Anfällen frey, und die abgehärtetesten Leute sind ihnen unterworfen, wenn nur eine Ursache vorhanden ist, die ihre Nerven so rührt, daß sie Zuckungen erregen. Sobald diese Ursache entstanden ist, und epileptische Anfälle gewirkt hat; so werden alle Eindrücke, die dieselbe vom neuen in Wirkung setzen, gelegentliche Ursachen neuer Zufälle; sobald sie aber vernichtet ist; sind die Nerven auch wieder, wie zuvor, gegen diese gelegentlichen Ursachen gleichgültig; und es war also nicht sowol eine besondre Geneigtheit der Nerven zu convulsivischen Wirkungen, als vielmehr die vorhandene Ursache der Epilepsie, welche verursachte, daß manche Eindrücke, die diese Ursache reizten, Convulsionen erregten. Wenn der allerstärkste, gesundeste, unempfindlichste Bauernkerl heißes Brod in Menge gegessen, oder Würmer im Magen bekommen hat, rc. so muß er epileptische Anfälle ausstehn, und so erneuren sich dieselben von hunderterley Eindrücken, vom Schrecken, vom Zorne, von erregter Vollblütigkeit, von einem Geruche, von einem Anblicke oder Gefühle, von einem Bluttriebe

zum

zum Haupte, ꝛc. die ihn sonst gar nicht rührten, und die itzt die vorhandene Ursache der Epilepsie in seinem Magen reizen. Sobald diese Ursache aus seinem Körper vertrieben worden ist, hören alle diese Zufälle wieder auf, und alle Veranlassungen von Schrecken, Zorn, Vollblütigkeit, Bluttriebe zum Haupte, u. s. w. erregen die Anfälle nicht mehr. Herr Gordack hat ein Frauenzimmer, das ganzer 27. Jahr, wenigstens alle 14. Tage die entsetzlichsten Anfälle von Epilepsie ausgestanden, durch die Abführung von einer unendlichen Menge Schleim und Würmern in sehr kurzer Zeit curirt. Sobald sechs Ellen eines Bandwurms von ihr gegangen waren, erlitte sie keine Anfälle mehr, und ein Schreck, der ihr den Rothlauf am Gesichte, ein Verdruß, der ihr ein Gallenfieber, und großer Gram, der ihr einen Mangel des Schlafs, der Eßlust und eine Niedergeschlagenheit des Gemüths verursachte, waren doch nicht vermögend, ihr, selbst in den allerersten Wochen ihrer Genesung, neue Zufälle der Epilepsie zu erregen. Wo war nun hier diese Geneigtheit der Magennerven, oder wohl gar des Gehirns, zu convulsivischen Wirkungen auf einmal geblieben, die doch in 27. Jahren gewiß recht habituell geworden seyn müßte? Sobald die Ursache, welche die Nerven des Magens reizte, hinweggeschaft war, ertrugen die Nerven alsobald alle die Eindrücke wieder, die sonst unmittelbar neue Anfälle hätten hervorbringen können.

Ausser diesen Haupterinnerungen gegen die Schrift des Herrn T. die wir der Beurtheilung Einsichtsvoller Leser, aus bloßem Triebe uns in dieser wichtigen Lehre mehr zu erleuchten, ohne alle Rechthaberey überlassen, finden wir noch hin und wieder einige Kleinigkeiten, die wir bey einem schlechtern Schriftsteller nicht

rügen würden, und deren Anzeige kein grosser Mann übel empfindet.

Im §. 6. sagt Herr T.: „Die Epilepsie ist, in „Ansehung des Gehirns, ein allzustarkes Wirken des „zur Bewegung dienenden Nervensafts, und eine „gänzliche Verhinderung des Wirkens des zur Em„pfindung beytragenden; oder aber, sie ist eine allzu„starke und unordentliche Wirkung in den Nerven„arterien, und eine Zurückhaltung der Wirkung in „den dazu gehörigen Venen.„ So auch §. 207. N. 1. „Die fallende Sucht rührt allemal von der Auf„hörung des Wirkens der zur Empfindung bestimm„ten Nerven und von der Vermehrung des Wirkens „der zur Bewegung dienenden Nerven her.„ Der vortrefliche Mann nimmt hier an, daß in den zur Bewegung dienenden Nerven der Nervensaft vom Gehirne abwärts, und in den empfindenden zum Gehirne fließe. Wie soll man dies verstehen, da ihm nothwendig bekannt ist, daß zwischen beyderley Nerven kein wesentlicher Unterschied sey, ja, daß die Bewegungsnerven auch alle zugleich empfinden? Die Idee von Nervenarterien und Venen ist nicht neu. Borell hatte sie schon: aber ausserdem, daß dieser Unterschied noch nicht so dargethan und angenommen ist, daß man ihn in der Krankenlehre zum Grunde legen könnte, kann man ihn auch unmöglich in verschiedenen Nerven annehmen; sondern man müßte höchstens behaupten, daß verschiedene Röhrchen in jedem Nerven den Nervensaft vom Gehirne ab, und ihm wieder zuführten.

Noch ist uns im §. 6 dieser Sammelplaz aller Empfindung im Gehirne etwas räthselhaft, wovon alle Nerven herkommen sollen: denn die Zergliederungskunst lehrt, daß es keinen dergleichen Ort im Gehirne gebe, worinn sich alle Nerven vereinigten.

§. 9.

§. 9. nimmt H. T. aus Röderers bekannten Gründen an, daß zwischen einer Schwangern und ihrer Frucht auch nicht der geringste Einfluß statt finde, ausser von äusserer Gewalt, von verdorbenen Säften der Mutter und von gewaltsamer Zusammenziehung der Gebährmutter. Er schließt daraus, daß die angebohrnen Epilepsien Chimären sind, und dies alles scheint uns so ziemlich eilig weg und obenhin philosophirt zu seyn. Es ist doch gewiß, daß heftige Affekten der Mutter, der Frucht, in ihrem Leibe Convulsionen verursachen, ob gleich der Mutterkuchen zwischen beyden ist, so wie sie es dem Säuglinge thun, obgleich die Brüste zwischen Beyden und sie und der Mutterkuchen nur Gießkannen für die Frucht sind. Wie nun, wenn diese Convulsionen in Mutterleibe eine Geneigtheit des Gehirns der Frucht zur Epilepsie verursachten? Wäre dann eine angebohrne Epilepsie wohl absurd? Wir reden nach H. T. Grundsätzen, der eine solche Geneigtheit für die allgemeine Mittelursache aller Epilepsie hält.

Daß nach §. 51. die Vollblütigkeit eine der gewöhnlichsten Ursachen der Epilepsie sey, können wir mit unsern und vieler andrer Aerzte Beobachtungen nicht reimen. Wir würden vielmehr die aus einem Reitze der Magennerven entstehende Epilepsie für die gewöhnlichste halten. Daß aber ein Bluttrieb zum Haupte die Zufälle der Epilepsie verschlimmere und vervielfältige, und das Blutlassen dagegen nützlich sey, ist aus den gewöhnlichsten Wirkungen solcher Bluttriebe leicht zu erklären, welche zwar nicht eben darinn bestehn, daß sie Convulsionen erregen, desto mehr aber, daß sie die Sinne betäuben, und Kopfweh, Schwindel und Schlagflüsse veranlassen, wobey oft die Nerven des Magens heftig leiden.

Die

Die Schädlichkeit des Weins bey allen Epilepsien, die nicht blos von einer Schwäche der Fasern herrühren, treibt H. T. §. 68. 146. viel zu weit. Wir könnten eine große Anzahl epileptischer Leute aus den verschiedensten Ursachen anführen, die sich beym Weine sehr wohl befunden, und ihn sogar immer mit augenscheinlichem Nutzen getrunken haben. Auch Herr Gordack sagt bey Gelegenheit des obangeführten Beyspieles, von seiner 27jährigen epileptischen und von einer andern Dame, die Zuckungen von Würmern gehabt, „ daß nichts die Zufälle so gut erleichtert habe, „ als der Wein, es mochte nun süßer, oder saurer, „ oder bittrer Kräuterwein seyn.„

Bey den Unterscheidungszeichen einer sympathischen und idiopathischen Epilepsie, §. 75. rc. und den Vorhersagungen des Erfolgs und Ausganges derselben, §. 93. rc. hätten wir manches zu erinnern, das wir aber übergehn wollen, um nicht die Geduld unsrer Leser zu mißbrauchen. Daß die sympathische allemal zu curiren sey, wenn ihre Ursache nicht unheilbar ist, §. 105. Das läßt sich auch von der Idiopathischen, und allen möglichen Krankheiten sagen.

Daß die Anzahl solcher Epilepsien, bey welchen ein Brechmittel schadet, weit größer sey, als die Anzahl derer, bey welchen es nützt, §. 112. muß wohl so verstanden werden, daß der möglichen Arten von Epilepsien, deren Cur keine Brechmittel erfodert, mehr sind; aber die gemeinsten Arten und gewöhnlichsten Fälle erfodern sie allerdings.

Nun noch ein Wort von den beyden Uebersetzungen. Die Berlinische, welche vom Herrn D. Krünitz herrührt, hat im Style wohl unstreitig den Vorzug vor der aus Leipzig. Wenn z. E. H. K. §. 7. übersetzt: „Zur Hervorbringung der Epilepsie gehört

„dem-

„demnach nothwendig zweyerley;„ so sagt der andre Uebersetzer ganz undeutsch: „Es sind insbesondre „zwey Stücke, wann eine fallende Sucht entstehn „soll ꝛc.„ Hingegen macht Herr Kr oft neue Wörter, die ihm nicht gelingen, z. E. Verdorbenheit, Aufgelößtheit, Zustand des rohen Wesens, (cruditas) Krankheitsbruch, (crisis) und S. 300. vortrefliche Beglaubtheiten, welches leztere in der Leipziger Uebersetzung viel besser durch prächtige Zeugnisse gegeben ist. Uebrigens sind beyde überhaupt richtig und brauchbar. In der Vorrede der Leipziger Uebersetzung werden kürzlich die bisherigen Versuche der Aerzte erzählt, die Epilepsie zu curiren: aber das Verzeichniß ist sehr unvollständig.

Gl.

V.

Caroli Ferdinandi Hommelii Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium neque tamen legibus decisarum Editio III. Volumine II. et III. aucta. Baruthi, apud Lubeccium, 1769. 5 Alph. 3 Bogen. 4.

Herr H. verspricht in der Vorrede, dieses Werk bey künftigen Auflagen weiter nicht zu vermehren, damit die Käufer der jetzigen Ausgabe nicht, wie die Besitzer der vorigen, Ursache sich zu beklagen haben möchten. Auch versichert er überhaupt, daß er endlich aufhören wolle, Rhapsodien zu schreiben. Die letzte Zusage hat er schon gebrochen; wir hoffen, daß er die erste treulicher halten werde. Nach dem Titel sollte man keine andere als in den Gesetzen nicht ausdrückliche beantwortete Fragen in dem

Buche suchen. Gleichwol findet man manche, man sehe z. E. die 15. 264. 328. 427. 457. 458. 495. rc. rc. Observation, deren Beantwortung wörtlich in den Gesetzen stehet. Viele Observationen sind merkwürdig, gründlich, neu, oder doch mit neuen Beweisen unterstützt. Bey manchen aber haben wir auch diese Eigenschaften vermißt, und viele juristische Streitfragen sind von Vinnius, Cocceji und andern polemischen Schriftstellern schon weit besser abgehandelt worden. Wir verlangen kein kritisches Orakel zu seyn, sondern wollen unser Urtheil beweisen.

In der 11. Observation behauptet Hr. H., die Erlassung einer Schuld bedürfe keiner Acceptation, eine Meynung deren Ungrund, dünkt uns von Claproth, Wolber und Koch deutlich genug gezeigt worden ist. Wann Hr. H. neue Beweise für die gemeine Meynung angeführt, oder die Gründe jener Männer zu entkräften gesucht hätte: dann nur würde diese Observation seiner und des Druckes werth gewesen seyn.

Die 50. Observation sagt: die Zinsen hören auf zu laufen, sobald sie dem Capital gleich sind, wann sie nemlich der Schuldner zusammen kommen, und aufwachsen läßt. Zum Beweis dieser Limitation, ist Stryk angeführt. Warum nicht vielmehr gerade L. 10. C. de usur. Das claßische Gesetz in dieser Materie? Warum nicht gesagt, daß dieses Gesetz gegen die ganz allgemein redende Novellen in der Praxis angenommen ist, nicht gesagt, daß die Cammergerichtspraxis den Lauf der Zinsen über das alterum tantum ohne Unterschied verstatte? Ein Hommel muß billig seinen Lesern mehr sagen, als sie in allen Compendien finden können.

78. Observ. die Strafe des Concubinats ist eine zweyjährige Relegation. Nimis dura poena, sed ita pronunciatum memini. Wo, wann, warum hat

hat man so gesprochen? Das blosse: es ist so gesprochen worden macht einen Satz nicht wahr, nicht billig, nicht einmal merkwürdig.

In der 110. Observation giebt der V. sehr brauchbare Regeln über die Zuläßigkeit und Glaubwürdigkeit der Zeugen, auch hat er ein weitläuftiges alphabetisches Verzeichniß der Personen, über deren Tüchtigkeit und Zuverläßigkeit beym Zeugnisse Zweifel entstehen können. Nur scheint uns seine Regel, daß der geringste Vortheil, den ein Zeuge in der Zukunft, auch nur *per consequentiam* von seiner Aussage haben könne, ihn ganz verwerflich mache, nicht gegründet. Auf diese Weise müßte man jeden Verwandten, der die entfernteste Hofnung einer Parthey zu succediren hätte, vom Zeugnisse ausschliessen. Und wie oft ist man wohl versichert, daß ein Zeuge ganz keinen Vortheil von seiner Aussage erwarte und hoffen könne?

Pflicht wäre es gewesen, in der 246. Observation die Exempel der schrecklichsten Blasphemien wegzulassen. Der Recensent ist kein Pietiste aber er würde sich entsetzen, solche Dinge nachzusagen, geschweige nachzuschreiben. Und wozu dient es auch am Ende?

Observ. 250. daß die Wittwe durch eine zweyte Verheyrathung den Witthum nicht verliehre, läßt sich so allgemein wie der V. thut, nicht behaupten. Der alte ächte deutsche Witthum, welcher der Wittwe ohne Absicht auf eine Mitgift zu dem Ende ausgesetzt wird, daß sie im Wittwenstande davon standesmäßig leben könne, kann vermöge seiner Absicht nicht länger als der Wittwenstand selbst dauern. Der wunderliche Bastard aber, das Leibgeding, das durch die Vermischung der deutschen und römischen Rechte entstanden ist, das die Brautgabe absorbirt, das mag wohl da, wo es gewöhnlich ist, lebenslang dauern, wann gleich der Wittwenstuhl verrückt wird. Die Praxis der

Reichs-

Reichsgesetze ist völlig auf unsrer Seite. Auch von der römischen donatione propter nuptias scheint Hr. H. nicht die Begriffe zu haben, die Pufendorf und Rave so schön und richtig entwickeln; sonst würde er sie nicht ohne Unterschied der Wittwe zuerkannt, und die Gründe nicht zum Beweis gebraucht haben, die er gebraucht.

Observ. 299. sagt: qui debitoris negotia in solvendis tributis gessit, in privilegium fisci subintrat, quamvis jura a fixo cessa non habeat. Darunter ist L. 24. §. ult. D. de rebus auct. jud. possid. und L. 1. Cod. de his qui in prior. creditor. loc. angeführt. Das erste Gesetz sagt weiter nichts, als man kann die Rechte eines privilegirten Gläubigers erhalten, wann man auch gleich diesem nicht unmittelbar seine Schuld ablegt, sondern das Geld dem Schuldner giebt, der es sodann erst an den Gläubiger bezahlt. Es bestimmt aber von der Cession nichts, das andere angeführte Gesetz ist dem V. völlig entgegen. Es sagt: wann ich jemanden zu Ablegung einer hypothecarischen Schuld Geld vorstrecke: so erlange ich die Rechte des hypothecarischen Gläubigers anderst nicht, als wann ich es mit dem Beding thue, ut idem pignus mihi obligetur. Ich muß also mit diesem Schuldner einen Vertrag schliessen. Folglich erhalte ich kein Pfandrecht, si debitoris *negotia* in solvendo debito gessi, wie Hr. H. sagt; den L. 3. C. de privileg. fisci führt Hr. H. als ein ihm contraires Gesetz an. Eigentlich ist es das nicht. Es ist dorten der Fall entschieden, wann die Frau eine Pachtschuld für ihren Mann an den Fiscus bezahlt, der Fiscus dem Manne die Pachtung aufs neue überläßt, der Mann aufs neue schuldig bleibt, und nun die Frage entsteht, ob die Frau dem Fiscus vorgehe? Hr. H. aber redet von dem Falle, da jemand öffentliche

liche Abgaben für den Schuldner abgetragen hat, und wegen dieser Schuld andern Privatcreditoren vorgehen will. Unsre Meynung wäre also vielmehr diese: Gleichwie, wann überhaupt, wann ich die Rechte eines privilegirteren oder älteren Gläubigers erhalten will, es nicht genug ist, diesem seine Schuld abzulegen, sondern überdies eine Ceßion erforderlich ist, dieses auch Rechtens seyn muß, wann ich dem Fiscus eine Forderung bezahle und dessen Recht erlangen will.

Daß man sich von keinem einmal vollkommnen Vertrage, durch den Verlust der Arrhae befreyen könne, möchten wir, wie in der 329. Obs. geschieht, nicht behaupten, daß die Arrha poenitentialis nicht präsumirt werde, geben wir gerne zu. Indessen kann sie durch Verträge und durch die Observanz eingeführt werden. In vielen Gegenden z. E. ist es hergebracht, einem Bedienten, den man förmlich gemiethet hat, ehe er in den Dienst gehet, den Contrakt aufzukündigen, wann man ihm den Miethpfennig lassen will.

Wenige Consistoria möchten wohl, wie Hr. H. in der 338. Observation, erlauben, mit einem Castraten eine Ehe, oder eigentlich ein Ding, wie eine Ehe zu schliessen, und dadurch eine förmliche Hurerey privilegiren. Dann wer diese Art von Thieren nur ein wenig kennt, weis, daß sie nichts weniger als keusch sind.

Daß die Vermächtnisse gültig bleiben, wann ein Testament wegen Präterition der Kinder für ungültig erklärt wird, hätte Hr. H. in der 343. Obs. nicht blos sagen, sondern beweisen sollen. Carpzovs und Lauterbachs Gründe möchten niemanden eine Demonstration scheinen, der die ausführliche und solide Abhandlungen bey dem Vinnius und Cocceji über diese Frage gelesen hat.

Ein schlechterdings unerweislicher Satz ist es in der 385. Obs., daß in einem elterlichen Testament die Beysetzung des Datums heutiges Tages nicht mehr nöthig sey. Diese Verordnung ist so weise, und beruhet auf so guten Gründen, daß man gewiß weniger davon, als von andern weit mehr arbitrairen testamentarischen Feyerlichkeiten abgehen kann.

Obs. 366. sagt: conditio difficilis pro non scripta habetur in ultimis voluntatibus. Gewundert hat es uns, wie Hr. H. einen so unbestimmten Satz hinschreiben konnte; aber noch mehr, daß er den L. 4. §. 1. D. de stat. lib. (ein Druckfehler ist es ohne Zweifel, wann der Titel de stat. hom. citirt ist,) zum Beweis brauchen will, worinn doch das directe Gegentheil steht. Die Schwierigkeiten in dieser Materie lassen sich am besten auflösen, wann man einen Unterschied macht, unter Subjecten, welche die auferlegte conditionem difficilem erfüllen, und solchen, die sie nicht erfüllen können. Jene sind zur Erfüllung schlechterdings verpflichtet, diese hingegen können die Erbschaft oder das Vermächtniß nur in dem Falle verlangen, wann der Erblasser gewußt hat, daß sie zur Erfüllung der Condition nicht fähig sind, und in diesem Falle nur wird die Condition für nicht adjicirt gehalten. In der 391. Observation, die zuvor schon allein als eine Dissertation gedruckt war, sucht Hr. H. mit vieler Mühe zu beweisen, daß die sinnliche Lust, und nicht die Erzeugung der Kinder der rechtmäßige und vornehmste Endzweck der Ehe sey. Uns scheint er bey aller seiner mühsamen Weitläuftigkeit im finstern zu tappen und das wahre Ziel verfehlt zu haben. Sollte sich dieser Streit nicht kurz und für alle vernünftige befriedigend also entscheiden lassen? Zu der Ehe treiben uns zweyerley Bewegursachen, sinnliche und vernünftige. Die sinnliche ist der Instinkt

stinkt zum Beyschlaf; die vernünftige sind die Erzeugung der Kinder, häußliche Freuden und gesellschaftlicher Beystand. Die letzten Gründe würden bey den vielen Beschwerlichkeiten der Ehe nicht vermögend gewesen seyn, die Menschen zu dieser Gesellschaft zu bringen. Der Schöpfer legte daher einen stärkeren Grund auf diese Wagschaale, um ihr das Uebergewicht zu geben, den sinnlichen Trieb. Jede Befriedigung dieses Triebes, welche den vernünftigen Endzwecken auf irgend eine Weise zuwider ist, kann nach den Absichten des Schöpfers unmöglich erlaubt seyn, und diese Absichten sind wohl so deutlich in der Natur geoffenbaret, daß man sie nicht erst durch vorwitziges Grübeln, wie Hr. H. behauptet, herausbringen darf. Aber eine Befriedigung des physischen Bedürfnisses, die zwar ohne die Absicht Kinder zu zeugen, doch so geschiehet, daß die Propagation nicht gestöhrt wird, und dabey gar nichts leidet, kann schwehrlich durch überzeugende Vernunftgründe für verbotten erklärt werden. Es ist hier der Ort nicht diese Grundsätze weiter zu entwickeln, noch die viele halb wahre und schwankende Sätze des Hrn. H. zu rügen, die es wirklich zum Theil in so hohem Grade sind, daß wir ohne Mühe Hurerey und alle Laster der Unreinigkeit daraus rechtfertigen wollten. Seltsam ist die Anfrage eines Officiers an die Hallische theologische Fakultät, aber fast eben so seltsam das responsum derselben, welche beyde Stücke hier abgedruckt sind. Der Mann versicherte, daß ihm Kinder von Herzen lieb und angenehm seyn sollten, daß ihm sogar aus manchen Ursachen daran gelegen sey, dergleichen zu bekommen, nur fühlte er bey sich selbst, daß ihn nicht die Erzeugung der Kinder, sondern der physische Instinkt zur Ehe determinire, er fragt also, ob er mit gutem Gewissen heyrathen könne. Wir glau-

ben ein jeder, der nicht aus Nebenabsichten heyrathet, wird ein gleiches von sich gestehen müssen, wann er aufrichtig redet. Was antwortet aber die Fakultät? Sie erlaubt dem Manne die Ehe, ermahnt ihn aber dabey, Gott zu bitten, daß er ihm die Absicht, Kinder zu zeugen, in das Herz geben möge. Und er hatte diese Absicht ganz deutlich gestanden! —

Obs. 489. Dem Hrn. H. scheint die Frage: warum mein Laquai, mein bisheriger Arzt, Schneider rc. rc. wann ich ihn abdanke, das possessorium summariissimum gegen mich nicht anstellen könne, so unbeantwortlich, daß er den als einen großen Apoll verehren will, der ihm eine hinlängliche Antwort geben wird. Wann diese Ehre so wohlfeil zu erkaufen ist: so wollen wir wohl Anspruch darauf machen. Die Ursache nach welcher Herr H. fragt, kommt uns äusserst deutlich und begreiflich vor. Wann jemand im summariissimo geschützt seyn will: so muß es einigermassen zweifelhaft seyn, ob ihm das Recht, in dessen Besitz er geschützt seyn will, zustehe. Ist es also ausgemacht, daß ihm ganz kein Recht zukomme und zukommen kann: so fällt das possessorium summariissimum weg. Und dieses ist der Fall bey dem Arzt, Laquai und Schneider, wann sie weiter nichts anführen, als daß ich mich lange Zeit ihrer Dienste bedient habe. Aber, sagt Hr. H., der Pachter kann gleichwohl das summariissimum anstellen; warum nicht der Arzt rc. rc. Eine schwache Instanz! der Pachter kann es aus dem einzigen Grunde, daß er viele Jahre die Pachtung gehabt hat, eben so wenig als der Arzt rc. rc. anstellen, und seine Klage wird gerade so lächerlich seyn, als des Arztes rc. rc. seine. Er hat überhaupt die remedia possessoria nur in dem einzigen Fall, wann er mit Privatgewaltthätigkeit aus dem Pacht geworfen worden ist. Eben so wenig will

der

der Einwand bedeuten, daß das summariissimum doch sonst auch bey Befugnissen statt finde. Der Arzt ist nie in dem Besitz des Rechtes, mich mein ganzes Leben hindurch zu curiren, gewesen. Wie kann er also verlangen, darinn geschützt zu werden. Eben so ist es in den andern Exempeln. Behauptete der Arzt, daß ihm vermöge eines Vertrags das Recht mir Recepte zu verschreiben, so lange ich lebe, zukomme, und die Sache wäre zweifelhaft: so wäre es vielleicht nicht ungereimt, nach Befinden der Umstände, ihn in possessorio zu schützen. Wir erkennen und verehren übrigens die Verdienste des Hrn. H. zu sehr, als daß wir unsre ganze Kritik, ohne das salvo errore calculi, und ohne die Bitte, uns bey Gelegenheit eines besseren zu belehren, schliessen könnten.

** A.

VI.

Antonii de Haen S. C. R. A. Majestatis Consiliarii et Archiatri Med. Prof. primarii etc. Pars tertia decima rationis medendi in nosocomio practico. Viennae Austriae, sumptibus Herm. Iosf. Kruchten, 1769. ohne Vorrede 278 Seiten in 8.

Hr. de H. hat schon an mehrern Orten dieses Jahrbuchs die Hippokratische Heilart zergliedert, sie mit Sydenhams und Boerhaaves ihrer verglichen und nach der glücklichen Anwendung, die er in eigener Praxis davon gemacht, gepriesen. In dem ersten Abschnitt des gegenwärtigen Theils fährt er hierinn fort. Ob nun gleich vieles einer Wie-

derholung ähnlich siehet: so läßt es sich doch in Ansehung der von ihm angeführten neuen Gründe, und der aufs neue angebrachten Belesenheit mit Vergnügen lesen.

Er redet besonders von der Wartung in seinem Hospital. Daselbst wechseln die antretenden Kranken sogleich die Kleidung, ein jeder Kranker hat sein eigenes Bett, man sorgt für die Erfrischung und Verbesserung der Luft, die warmen Oberbetten sind ganz verbannt, täglich wird das Bett zweymal zurecht gemacht, man läßt die Kranken, so viel als die Kräfte erlauben, ausser dem Bette, verhindert das Wundliegen durch eine Salbe aus Eyerweiß und Brandewein, Haber mit Wasser abgekocht und mit Honig und Salpeter vermischt, ist das Getränke. Vor der Rindfleischbrühe fürchtet sich der Hr. V. nicht, sondern setzt sie als ein Hauptgericht an, mischt ihr aber doch den Cremor Tartari oder Citronsaft zu. In dem Maas, der Zeit und der Wahl der Speisen, richtet man sich nach der Länge des Fiebers und der Crisis. Die Arzneyen sind sehr einfach, verdünnender, erweichender, auflösender und erkältender Art. Von vieler Abwechselung ist der Hr. V., wie billig, kein Liebhaber. Fremde aber kömmt uns vor, daß er in allen hitzigen (acutus) Krankheiten rothmachende Dinge auf die Fußsohlen bis zur Genesung auflegen läßt. Er läßt auch spät zur Ader. Den Nutzen von diesem allen zeigt er aus Hippokrates und andern Schriftstellern, wie auch aus physischen Gründen.

Die Nothwendigkeit der Reinigung der Luft wird am weitläuftigsten erörtert, und die Wärme besonders wegen des Schweisses verworfen. Dieser ist niemals unter andern Umständen dienlich, als wenn er ein Zeichen der Cretion oder eine Crisis ist, wobey erinnert wird, daß es eben so thörigt sey, die Crisis in je-

der

der hitzigen Krankheit durch einen Schweiß erwecken zu wollen, als durch einen kritischen Stuhlgang oder kritischen Harn: da man doch der Natur zu folgen hat. Freind hat aber unrecht behauptet, daß Hippokrates des kritischen Schweisses gar nicht gedenke, und Bordeu irret, wenn er aus dem Hippokrates überhaupt die Schädlichkeit des Schweisses im Fieber beweisen will.

Ueber den Gebrauch der ausführenden Mittel (Euacuantia) wohin auch die Aderlasse gerechnet wird, bey welchen, wie bekannt ist, Hr. de Haen sonst zu furchtsam ist, erklärt er sich hier näher, und erlaubt sie bey hitzigen Krankheiten von einem Stoß an dem Kopf oder einer apoplektischen Ursache, wie auch bey einer heftigen inflammatorischen Bräune und gewissen epidemischen Krankheiten. Wir setzen um nichts unrecht auszudrücken, des Hrn. Verf. eigene Worte hin — id haud ita intellectum me velle, ac si hominibus, qui vel ex capitis contusione, vel a causa apoplectica interna, acute decumbunt, uti etiam his quibus inflammatoria angina valida, κυνάγχη potissimum adest, euacuantia remedia a principio non daremus! — si quondam forte epidemicus morbus obseruaretur, qui aut emeticum, aut purgans aut sudatorium remedium suo in principio posceret etc. In andern Fällen glaubt er, daß die Cretion verhindert und die Crisis dadurch gestört würde. In dieser so wichtigen Materie ist Hr. de H. uns viel zu kurz, und ihm käme zu, da er sogar sich wider Vorwürfe vertheydigen will, nicht so allgemein zu reden, sondern nach den vorhandenen Zufällen bey Krankheiten pünktlich zu bestimmen, wenn diese Mittel schaden, wenn sie nutzen. Wenn sein hier beygesetztes Venite videte hinlänglich wäre: so brauchte man nicht Bücher zu schreiben. Ist die Rede

 von

von heftigen abführenden Mitteln in hitzigen Krankheiten: so geben wir zu, daß sie schädlich sind, nicht aber wenn ein gelindes Brechmittel oder eine Manna, Tamarinden, Caßia, Mittelsalze und allenfalls Rhabarbermittel gereichet werden, durch die der unreine Zunder in den ersten Wegen, (wofern er da ist) der so vielen Einfluß auf die ganze Krankheit hat, weit leichter und geschwinder gehoben wird, als durch den Honig, das Obst, den Salpeter und Zwetschen, welche der Hr. V. brauchen läßt, die freylich auch den Leib offen halten, und zugleich auf das Hauptübel wirken. Die Apologie wegen des Salpeters scheint uns überflüßig zu seyn, und kann man immer dreister als Hr. de H. in der Dosis seyn.

Im zweyten Abschnitt untersucht der Hr. V. das Macbridische System von der Luft, als dem Mittel, wodurch die Theile eines Körpers verbunden werden, und die daraus gezogenen Schlüsse. Macbride hatte die Fäulniß für eine Art von Gährung angesehen, welche beyde Erscheinungen Boerhaave aber getrennt hat. Hr. d. H. erwartet mehrere Beweise von der Uebereinstimmung beyder, ehe er sie annehmen kann. Er glaubt, M. hätte es unrecht verstanden, wenn er den Hrn. v. Haller als den einzigen Naturforscher ansieht, der Harles Gedanken von der Verbindung der Theile durch die Luft angenommen, da der Hr. v. Haller doch den Antheil des Leimes auch eingesteht: Er selbst ist eben der Meynung. Er läugnet auch nach dem Boyle, Boerhave und andern, daß die Fäulniß daraus entstände, wenn den Körpern, die davon angegriffen werden, die Luft entführe.

Die Verdauung der Speisen setzt er nicht wie Macbr. in einer Gährung, sondern glaubt mit Boerhaave, daß theils eine Gährung, theils eine Fäulniß, und das Reiben hiebey wirksam sey. Von der Gährung

rung ausser dem Körper läßt sich nicht ein Schluß auf eine innerliche machen, da hier die Bewegung, die Hitze u. s. w. eine Verschiedenheit erwecken kann. Er läugnet, daß die Wirksamkeit der Mittel wider die Fäulniß von der festen Luft, die M. ihnen zuschreibt, herkomme. Eine solche ist vielmehr dem thierischen Körper schädlich, wie er aus den Dünsten gährender Getränke erweisen will. Wäre die Fieberrinde deswegen so wirksam in dem kalten Brande: so würden diejenigen Mittel um so viel größere Wirkung leisten, welche offenbar eine Menge Luft, als die Hülsenfrüchte, der Most von Wein und Bier, enthalten.

Nach diesen Gründen konnte Hr. de H. auch nicht Hrn. M. Meynung vom Scharbock recht geben, der diese Krankheit durch die Mittheilung der festen Luft heben will. Der Hr. V. erklärt die Wirkung der antiscorbutischen Natur durch ihre seifenartige Natur. Wäre Hrn. Macbr. Erklärung richtig, so müßten die Seeleute niemals den Scharbock haben, denn das simple Brod würde sie genugsam dafür schützen, ohne auf die Hülsenfrüchte zu rechnen, die ihre vornehmste Nahrung ausmachen. Gelegentlich schweift der Hr. V. auf Klagen über die Dunkelheit in der Kenntniß der menschlichen Maschine aus, und rettet Hippokrates von dem Vorwurf, daß er nicht Körper zerleget hätte.

Hr. Macbr. hatte gesagt, das Kalchwasser würke dadurch, daß es die feste Luft dem Steine entzöge. Womit aber unser V. auch nicht zufrieden ist, da es unmöglich ist, die Zumischung der festen Luft auf den Passage des Wassers nach der Blase zu hindern. Bey den Versuchen mit Harnsteinen, die er in Kalchwasser geworfen, hat er keine besondere steinauflösende Kraft bemerkt. Indessen meynt er, daß dadurch der Stein

einen solchen Ueberzug bekäme, daß er nicht Schmerzen bewirken kann.

Der folgende dritte Abschnitt handelt von der Belebung ertrunkener oder erstickter Leute. In der Absicht hat er verschiedene Versuche, bey Thieren, die man in England gemacht hat, wiederholet. Bey mehrern Hunden hat das Einblasen der Luft durch die durchschnittene Luftröhre nichts gefruchtet, nicht einmal in Verbindung des Reibens, der verschiedenen Arten von Reiz, der Aderlässe aus der Kehlader, der Erwärmung u. s. w. Auch half das Einspritzen des Wassers durch den After nicht. Er stimmt denen bey, welche läugnen, daß das Wasser in die Lungen und den Magen einträte. Das Electrisiren war auch umsonst. Nur ein Hund wurde durch das Einblasen der Luft in den Mund durch einen Blasebalch, belebt.

Auch zu Wien hat es bey Menschen durch die bekannten Maasregeln geglückt, obgleich einige nicht zu beleben waren. Hr. d. H. hat es sich nicht verdrießen lassen, 12 Stunden lang, obgleich fruchtlos, bey einem Menschen die Versuche fortzusetzen. Aus der vergeblichen Bemühung bey Hunden erhellet, wie eigensinnig ihre Natur ist. Man muß ferner verschiedene Grade von Leben so wie bey Thieren, also auch bey Menschen annehmen, worauf sich auch der Erfolg bey den unternommenen Versuchen bezieht. Die Zeit, in der man unter Wasser gewesen, bestimmt die Schwierigkeit nicht. Von dem Schaum vor dem Maul läßt sich weder ein guter noch mißlingender Erfolg vermuthen. Einige Ertrunkene, die man belebet, sterben doch nachher oder führen in der Folge ein krankes Leben. Alles dieses schreckt gleichwol den Verfasser nicht ab, bey jeder Gelegenheit äusserste Unverdrossenheit anzuwenden. Und die Kaiserin Königin hat in einem besondern Edikt durch das ganze

Land

Land den Ertrunkenen möglichst hülfreiche Hand zu leisten, anbefohlen. Dieser Befehl erstreckt sich auch auf die durch Steinkohlen, in Brunnen, durch Gährung, oder in Bergwerken erstickten, oder unschuldig erhenkten. Noch erzählt der Hr. V. die Geschichte eines an dem Keichhusten erstickten, den man vor kurzer Zeit für todt erkläret, aber doch wieder zum Leben gebracht hat.

Pl.

VII.

Memoires historiques, politiques et militaires sur la Russie, depuis l'année 1727. jusqu'à 1744. Avec un supplement, contenant une idée succincte du militaire, de la marine, du Commerce etc. de ce vaste Empire. Ouvrage ecrit en François par le General de Manstein. Avec la vie de l'Auteur par *M. Huber*, et une Carte geographique. Leipzig, chez les Heritiers Weidmann et Reich, 1771. gr. 8. 1 Alph. 15 Bogen, ausser dem Vorbericht, Leben des Verfassers und Register.

Historische, politische und militärische Nachrichten von Rußland von dem Jahre 1727. bis 1744. rc. rc. Aus dem Französischen des Herrn Generals von Manstein, vormaligen Rußischen Kriegsbedienten.*) Nebst einer Landcharte. Leipzig, bey Weidmanns Erben und

*) Es ist ein sehr seltsamer Purismus das Wort General durch Kriegsbedienten zu übersetzen.

und Reich; 1771. gr. 8. 1 Alph. 16 Bogen mit dem Register, doch den Vorbericht des Verlegers, die Vorrede des Verfassers, die ich weis nicht warum, im Französischen fehlet, und das Leben desselben ungerechnet.

Beytrag zu Geschichte Rußlands vom Jahr 1727. bis 1744., nebst einem Anhange über die damalige Beschaffenheit des Kriegs, des Seewesens, des Handels, der Akademie rc. mit Charten und Planen. Aus einer Französischen Handschrift. Hamburg und Bremen, bey Joh. Heinrich Cramer, 1771. in 8. 2 Alphab. weniger einen Bogen und das Leben des Verfassers auf zwey Bogen.

Die französische Ausgabe und beyde deutsche Uebersetzungen traten zusammen in der letztern Ostermesse ans Licht. Das ist viel, doch für ein so interessantes Buch nicht zu viel; wiewohl wir schon das Wesentliche daraus im Büschingischen Magazin lesen. Das Leben des General Manstein ist ein Auszug aus dem Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges von D. Carl Friedrich Pauli. Der Leipziger Uebersetzer ist der französischen Ausgabe des Herrn Huber gefolgt. Der Hamburgische Uebersetzer hat aus eben erwähnter Quelle geschöpft. Wir wollen hier soviel daraus anführen als nöthig ist, um unsere Leser in Stand zu setzen, zu beurtheilen, was sie in dem Buche zu erwarten haben. Christoph Hermann von Manstein ist den 1ten September 1711. zu Petersburg gebohren. Sein Vater, welchen Peter der Große nach Rußland gezogen hatte, war General-Lieutenant und Commandant in Reval. Es wurde

wurde nichts versäumt die natürlichen Fähigkeiten des jungen Mansteins auszubilden. Der Herr von Kalsow nahm ihn mit sich nach Berlin, wo er drey Jahre in der Cadetten-Schule in den Kriegswissenschaften Unterricht genoß, und hierauf Fahnenjunker in des Markgraf Carls Regiment, und bald hernach Lieutenant wurde. Im Jahr 1736. erhielte er Urlaub seine Eltern in Liefland zu besuchen, und nun nahm ihn die Kaiserinn Anna als Capitain des Grenadier-Regiments von St. Petersburg in Dienste. Dies Regiment war eben bey der Armee, die itzt unter dem Befehl des Grafen von Münnich wider die krimmschen Tatern und Türken zu Felde lag. In diesem Kriege, welchem er bis zu Ende beywohnte, that er sich durch seine Verdienste so hervor, daß er zuletzt zum Obrist-Lieutenant und General-Adjutanten des Grafen von Münnich ernannt wurde. Von seiner Hand kann man sich also die zuverläßigste Beschreibung dieser Feldzüge versprechen. Die Kaiserinn Anna starb 1740. und der unmündige Prinz Iwan war in ihrem Testament zum Kaiser ernannt, und dem Herzog von Curland die Regentschaft aufgetragen, mit Ausschliessung der Prinzeßin Anna, der Mutter des Kaisers, und ihres Gemahls, des Prinzen Anton Ulrichs von Braunschweig. Bey der bald erfolgenden Staatsveränderung, welche der General-Feldmarschall Münnich ausführte, war der Herr von Manstein eine Hauptperson. Er nahm den Regenten und dessen ältern Bruder gefangen. Der Graf von Bestuschef, ein Freund des Herzoges von Curland, fiel zu gleicher Zeit und wurde nun ein geschworner Feind des Herrn von Manstein. Die Regentin Anna machte ihn zur Belohnung seiner Dienste zum Obristen des Regiments von Astracan, und schenkte ihm Güter in Ingermanland. Hierauf vermählte er sich im Jahr

1741.

1741. mit der Fräul. von Fink. Schweden ließ sich in einen unüberlegten Krieg mit Rußland ein. In der Schlacht bey Wilmanstrand den 3ten Sept. commandirte der Herr von Manstein zwey Regimenter. Als sich die Prinzeßin Elisabeth noch den 6ten December dieses Jahres auf den Thron erhob, verlohr der Herr von Manstein sein Regiment und seine Güter; doch gab man ihm endlich ein Regiment wieder. Aus Ueberdruß verließ er im Jahr 1744. Rußland, worinn er, so lange Bestuschef am Ruder saß, nichts gutes hoffen konnte, und trat in preußische Dienste. In den Kriegen wider Oesterreich wurde er dem Könige von Preußen nützlich und schätzbar, schon 1754. ernannte er ihn zum General-Major der Infanterie. In dem unglücklichen Treffen bey Collin den 18ten Jun. 1757. opferte er sein Blut und bald darauf in einem Scharmützel sein Leben auf. Von dem Inhalte des Buchs brauchen wir weiter nichts zu sagen. Eine kurze Kritik der französischen Ausgabe zugleich mit den beyden Uebersetzungen wollen wir dagegen anstellen. Herr Huber würde mehr Dank verdienen, wenn er seine Verbesserungen im Texte blos auf die Schreib- und Sprachfehler beschränkt hätte. Darf man auch so weit gehen, den Sinn des Textes in einem Geschichtbuche zu verändern? Herr H. versichert zwar, daß er es äusserst selten gethan habe; (presque jamais) noch lieber wäre es uns gewesen, wenn es nur jamais geheißen hätte. Die Anmerkung S. 22., welche sagt, daß diese Nachrichten schon vor der Zeit geschrieben gewesen, als die Kaiserin Elisabeth den Cosacken in der Ukraine ihre alten Vorrechte wieder gab, fehlet in der Hamburger Uebersetzung, in der Leipziger aber steht sie als eine Anmerkung des Verfassers. S. 26. Ils (les Cosaques du Don) professent la Religion Chretienne selon le Rite

grec,

grec., heißt in der L. Ueb. Ihre Religion ist die griechische. In der H. Ueb. fehlt diese Periode. S. 31. hat Herr H. im Texte stehen lassen la grande Duchesse d'à present. Recht gut: in einer Anmerkung hätte nur gesagt werden können, daß die jetzt regierende Kaiserin Catharina II. gemeynet sey, wie in der H. Uebers. geschehen. Die Anmerkung S. 34. steht auch in beyden Uebersetzungen. S. 37. heißt es von der Kaiserin Elisabeth: Elle preferoit alors les amusemens innocens à la gloire de regner. Dies giebt die L. Ueb.: Damals aber zog sie die Ergetzlichkeiten dem Ruhm zu regieren vor; die H. Ueb. hat: Damals zog sie ihren Zeitvertreib der Ehre zu herrschen vor. Einem Sprachkenner werden zwar beyde Uebers. nicht recht gefallen: ich wollte aber nur sagen, daß sie beyde, *innocens*, nicht ausdrucken; es ist also vermuthlich ein Zusatz des Herrn H. Auf selbiger S. 37. haben der Text und die L. Ueb. mehr, als die H. Ueb. Après que cette Princesse fut montée sur le trône elle s'entretenoit un jour avec le General Keith, qui lui dit, qu'il s'ètonnoit beaucoup, que S. M. n'eut pas fait valoir ses droits à la Couronne, lors de la mort de Pierre II; sur quoi elle répondit: Je suis fort aise de ne pas l'avoir fait dans ce tems-la; j'étois trop jeune alors et mes peuples auroient pu en souffrir. Die Anmerkung der L. Ueb. S. 128. steht im Text der französischen Ausg. S. 124. und auch der H. Ueb. S. 150.

Die Anmerkung S. 137. steht auch in beyden Uebersetzungen. S. 150. Die Anmerkung ist in den Text beyder Ueb. eingerückt. Die Anmerkung S. 160. hat die H. Ueb. im Texte, doch mit Auslassung der Worte: Un Regiment de Dragons y compris les Officiers, Bas-Officiers etc. étoit fort de 1231. hom-

hommes. S. 247. unten: que ni les prières, ni les menaces, ni même les effets de leurs officiers, qui couperent la tête à plusieurs fuyards, pussent les faire retourner au camp. Die Worte: ni même les effets, sind in beyden Uebersetzungen nicht ausgedruckt und sowol unnöthig als unfranzösisch. S. 349. ist zum Texte gezogen, was beyde Ueb. in Anmerkungen haben. Die lange Anmerkung S. 356. befindet sich auch in beyden Ueb. In der l. Ueb. S. 388. befindet sich eine Anmerkung des Herrn von Manstein, welche in der französischen Ausgabe und der h. Ueb. fehlet. Der Uebersetzer druckt sie so aus: „In einer Stelle, die er wieder weggestrichen „hat, sagt hier der Verfasser, Fräulein von Mengden „wäre ihrer Frau bey ihren Liebeshändeln mit dem „Grafen von Lynar behülflich gewesen. Dieser Ge„sandte hätte sich schon ehedem an eine so wichtige „Eroberung gewagt; damals wäre es ihm aber nicht „gelungen, weil sich die Kaiserinn Anna und der Her„zog von Curland darein gelegt hätten. Nunmehr „wäre keine Hinderniß zu befürchten gewesen, da die „Großherzogin die oberste Macht in den Händen ge„habt hätte. Um aber diesen Handel desto verdeckter „zu spielen, hätte sich Fräulein von Mengden ent„schlossen den Grafen zu heyrathen. Nach geschehenem „Verlöbniß hätte er häufigere Besuche bey ihr ab„statten, und in ihrem Zimmer die Herzogin sprechen „können, ohne daß etwas dawider einzuwenden ge„wesen wäre.„ Die Anmerkung S. 405. steht auch in der l. Ueb. in der h. Ueb. aber lieset man sie im Texte. Herr Huber hat S. 417. einen Zusatz im Texte, der beyden Uebersetzungen mangelt. Er sagt davon in einer beygefügten Note: l'Auteur de ces memoires, ayant négligé, contre son exactitude ordinaire, d'entrer dans des details au sujet de cette revo-

lu-

lution, j'ai taché d'y suppléer, d'après des Memoires authentiques, par les circonstances, qu'on vient de lire. Diese Memoires authentiques sind das Büschingische Magazin der Historie und Geographie, wo man Th. 1. S. 35. diese Nachricht lesen kann. Aus eben dieser Quelle, ohne sie zu nennen, hat Herr H. folgende Anmerkungen geschöpft: S. 431., ist aus Münnichs Leben zusammen getragen; S. 436., aus Ostermanns Leben; S. 442., aus Bestuschefs Leben; S. 446., aus Lestocs Leben. Diese allerdings erhebliche Anmerkungen mangeln in den Uebersetzungen. Der h. Uebersetzer hat keine andere hinzugefügt als die er in der französischen Handschrift gefunden. Der l. Uebersetzer hätte es nur auch so machen sollen: er hat sich aber recht Mühe gegeben, seine eigenen Anmerkungen zu häufen, die mannichmal weit hergeholet sind, und nicht zur Sache dienen. Doch das mag gelten: allein das ist unerträglich, wenn er bey dem oftmaligen Gebrauch der Büschingischen Nachrichten so unartige Tadelsucht äussert. Wir können ihm zuverläßig sagen, daß der Herr D. Büsching, dem der l. Uebersetzer doch mehr Kenntniß von Rußland zutrauen wird, als sich selbst, bey seinem im Magazin, in Münnichs Leben gelieferten vollständigen Auszug aus den Mansteinischen Nachrichten, den eigenhändigen Aufsatz des Herrn von Manstein gebraucht habe. Das aber verdienet bemerket zu werden, welches wir eben so gewiß versichern können, daß der Herr von Manstein seine Nachrichten zuerst deutsch geschrieben, und sie hernach französisch übersetzt habe, um sie dem König von Preußen vorzulegen.

Die Charte, die sich bey der französischen Ausgabe und der l. Uebersetzung befindet, ist schlecht; die Charten und Plane der h. Uebersetzung empfehlen sich mehr. Die englische Uebersetzung des Herrn Hume,

 die

die verwichenes Jahr zu London ans Licht trat, ist aus einer französischen Handschrift verfertiget worden, welche der Marschall Keith mit sich nach England gebracht hatte. Ueber den Werth beyder deutschen Uebersetzungen haben wir schon beyläufig unsere Meynung geäussert.

Br.

VIII.

Des Herrn Abt Longchamp chronologischer und kritischer Entwurf einer Gelehrten-Geschichte Frankreichs, von den ältesten Zeiten bis auf das 18te Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Band. Unter der Aufsicht, und mit einer Vorrede des Herrn Geh. Rath Klotz. Halle, J. J. Gebauer, 1770. 8. 588 Seiten.

Dieser Band enthält die zween ersten Theile des Originals, das unter dem Titel, Tableau historique des gens de Lettres etc. zu Paris 1767. herausgekommen ist. Wir lasen zuerst die Vorrede, und lasen darinn eine Deklamation gegen die Deutschen, die sich lieber mit der ausländischen, als vaterländischen Geschichte beschäftigen, und wunderten uns, daß Hr. Kloß hinter der Vorrede eben das that, was er in derselben tadelte. Wir lasen weiter, und lasen eine Deklamation gegen Männer, die sich zu Lehrern der Geschichte aller Theile der Gelehrsamkeit aufwerfen, die doch die Wissenschaften nicht selbst inne haben können, und keine Leibnitze sind, und hatten kurz vorher gelesen, daß der Vorrede-

redner zu seinen Autor einen Theil hinzuthun will, worinn er den ganzen Gang der Gelehrsamkeit in Frankreich, und die Schicksale der einzelnen Wissenschaften zu zeigen vor hat, und von der ganzen Gelehrsamkeit der Nation mit anderrn Rechnung halten will. Hierzu gehört wohl nicht, daß man die Wissenschaften und Künste innen habe, oder daß man ein Genie, wie Leibnitz sey? Wie wenig wissen doch Vorredner sich in den Schranken zu halten! — — Zum Vortheil der deutschen Leser erlaubten sich die Uebersetzer (die Vorrede spricht in der mehrern Zahl) in ihrem Autor zu ändern, zu verbessern, wegzulassen, wenn sie glaubten mit demselben nicht zufrieden seyn zu können. Dieses gieng besonders auf Ausdrücke und Wendungen, die der Kirche eigen sind, zu welcher der Verfasser gehöret. Hätte diese Nothwendigkeit, sie nicht aber vielmehr überzeugen müssen, daß dieses kein Buch für Deutschland, für das protestantische Deutschland sey, und daß sie durch ihre Aenderungen den Gebrauch desselben für das katholische Deutschland hinderten? Warum mußte überhaupt ein solches Buch, um deutsche Jugend daraus zu bilden, übersetzt werden? Warum schrieb der patriotische Vorredner nicht von deutschen Gelehrten zur Bildung deutscher Jugend, ein eignes Buch?

Daß wir die Uebersetzung mit der französischen Urschrift nicht von Anfang bis zu Ende verglichen haben, wird man leichte glauben, und kein Billiger von uns fordern. Da in der Vorrede besonders zween Artickel, Saturninus und Hilarius genennt werden, wo man sich von dem Original hätte entfernen müssen, so haben wir zuerst diese verglichen. Wir wollen daraus Beyspiele der Aenderungen mit der Uebersetzung geben. S. 22. Saturnin. Ce mechant homme, dieser Bischof, il employoit les manoeuvres

les *plus infames* pour en accréditer les erreurs, wendete alle Mittel an, um diesen Irrthym (Arianismus, oder nach des Uebersetzers Schreibart Arrianismus) zu begünstigen. Scandale de cet *indigne* Prelat, dieses Prälaten. Saturnin étoit d'un caractère à ne pas souffrir une telle flétrissure — Der Charakter des Saturnins konnte einen solchen Flecken nicht leiden. La fermeté de ce grand Prélat deconcerta ce complot d'iniquité, die Standhaftigkeit dieses Prälaten widerstand noch diesem unbilligen Complot. Il osa s'opposer ouvertement aux blasphemes de ces heretiques, et il offrit de justifier que Saturnin lui-meme s'étoit rendu coupable d'hérésie. Er widersprach der Ketzerey der Arrianer öffentlich, und erboth sich zu beweisen, daß sich Saturnin dieses Irrthums schuldig gemacht habe. On reprochoit à ce *généreux* prétre (Rodane) diesem Priester. Mais ce n'est encore que le prélude des fureurs de Saturnin, fehlt. Le Concile de Constantinople tenu l'an 360. lui fournit bien tôt une occasion de signaler son fanatisme. Cette assemblée n'est *pas moins funeste* aux partisans de l'orthodoxie &c. Das Concilium — gab ihm bald eine Gelegenheit an die Hand. Diese Versammlung war denen Orthodoxen nicht weniger günstig. — S. Hilaire — sollicite — une conference avec Saturnin. *Dans la crainte de se voir démasqué, ce rusé Prelat élude un si juste défi.* Hilarius — hielte um eine Unterredung mit dem Saturnin an. Dieser furchte sich vielleicht. Saturnin reçut la juste peine de ses impiétés. On y dévoila plusieurs crimes monstrueux, que la crainte du scandale avoit fait dissimuler jusqu'à ce moment. Im Concilio zu Paris, erhielt Saturnin seine

Stra-

Strafe. Man entdeckte viele verborgene Laster bey ihm, welche die Furcht für dem Aergerniß bisher verdeckt hatte. Schon hinreichend für den Leser, sich von den Aenderungen, und der Uebersetzung einen Begrif zu machen und zu bestimmen, wie weit man unrecht thue, wenn man die Uebersetzer unter die gemeine Art setzte. Auch eine Probe der Noten. In eben dem Artickel S. 204. heißt es in der Uebersetzung: „Dort **wirkt** er das Exil, des Eusebius von Verceil (müßte Vercelli heißen) aus.„ Dieser Fehler kommt auch sonst vor. Und die Note: „Es ist „ungewiß, ob Saturnin selbst die Hauptursache dieser Vertreibungen war. Diejenigen Schriftsteller, „denen man nur am meisten trauen kann, vermuthen es nur, und man sieht leicht, wie wahrscheinlich es ist, daß viele andere Prälaten daran Theil „haben mußten.„ Würde diese Note wohl entstanden seyn, wenn in der Uebersetzung das französische Wort, Trama, richtiger, als mit wirkt aus, gegeben worden wäre. Weiter: „Der Verf. hat sich in „diesem Artickel überhaupt eine ungewöhnliche Heftigkeit und hitzigen Eyfer für die Orthodoxie erlaubt. „Wir haben die Ausdrücke etwas gemildert. Die „Geschichte gewinnt dabey.„ Wir überlassen hierüber dem Leser das Urtheil. Besonders ist den Uebersetzern das Beywort, der Heilige, sehr anstößig, und sie sind also ernstlich hinter demselben her. Eine Kleinigkeit, worinn man seinen Autor nicht zu verstümmeln nöthig hätte, und hingegen eine Ungerechtigkeit gegen ihn, und übel angebrachter Witz ist es, wenn man dieses Beywort ihm S. 213. unterschiebt, und ihn sagen lässet: „Der Stil ist eines heiligen Hilarius, wie man ihn zu nennen pflegt, ganz unwürdig, voll Heftigkeit und Anzüglichkeit.„ Le style en est on ne peut plus vif et plus véhément.

 Gleich

Gleich darauf ist eine Periode ausgelassen, worinn der Abbe eine Vermuthung wegen der harten Ausdrücke giebt; dagegen S. 215. am Ende des Articels eine Periode untergeschoben, die bey dem Leser ein falsches Urtheil von dem Verfasser veranlaßt. Wir finden überhaupt die Uebersetzer nicht sorgfältig genug bey ihrer Uebersetzung, und in der Wahl ihrer Worte. Auf der Seite 213. sagt der Abbe von des Hilarius Manifest gegen den B. Auxentius, le Manifest — n'est pas écrit avec moins de force, moins de chaleur et moins d'énergie; der Uebers. „das Manifest ist mit gleicher Härte der Ausdrücke, doch weniger Feuer abgefaßt.„ Der Ausdruck Consubstantialité du Verbe, wird im Deutschen blos, Gottheit Christi gegeben, welches bey weiten das nicht sagt, was jener. Beständig sagen die Uebersetzer gegen allen Sprachgebrauch das Supplik, und in Ansehung der nominum propriorum und ihrer Beugung ist gar keine Gleichheit beobachtet. Hieher gehört auch, wenn in der mehrern Zahl Epigramms gesagt wird. In Ansehung der bibliographischen Kenntniß ist der Verfasser weit mehr als funfzig Jahre zurück; die Uebersetzer nicht viel weniger, die auch ihres Originals Fehler nicht verbessern. Wir müssen hievon Beweise geben. In dem Original heißt der Namen des neuesten französischen Herausgebers der Werke des Hilarius durch einen Druckfehler, Coutaut; die Uebersetzer behalten ihn bey. Von der vorzüglichern Veronesischen Ausgabe nichts, auch von Erasmus seiner nichts, deren Vorrede ihnen zu einigen Noten ihrer Art hätte Stoff geben können. Eben so ist S. 177. im Art. Lactantius der falsche Namen des Herausgebers der römischen Ausgabe 1650, Iscöus (Isäus) beybehalten. Gleich darauf heißt es im Original: celle de Cambridge n'est pas moins

pré-

précieuse, im Deutschen: „Eine, die zu Cambridge erschienen, ist sehr kostbar.„ Ja! Sie kostet 3 Schill. Bünemanns Ausgabe holt der Uebersetzer nach. Aber le Brun zehn Jahre später zu Paris erschienene Ausgabe kennt so wenig er, als sein Autor. Der liber acephalos ist nicht mehr acephalus, und dieses hätte der Uebersetzer aus Bünemanns Ausgabe wissen können, und zur Ehre des Deutschen, dem man ihn ganz zu danken hat, in einer Note erwähnen sollen. Paul Winfroi, S. 238. heißt in Deutschland nicht so. Der Herausgeber des Eutropius, der bey dem Franzosen weniger fehlerhaft Sconhovius heißt, wird S. 239. Scochovius genennt. Und warum eben daselbst Anna Fabri, und nicht Mademoiselle le Fevre. Warum nicht statt der Havercampischen Ausgabe die Verheykische? Den Namen des Metaphrasten von Eutropius, Paianias, halten wir vor einen Druckfehler. Genug zur Probe, was sich mit Grund bey dieser Arbeit, die man mehr, als einmal zur Bildung der Jugend anpreißt, sagen liesse. Die Anmerkungen der Uebersetzer sind nicht zahlreich. Nach der Mitte des Bandes verschwinden sie fast gänzlich. Sie sind meistens nicht nothwendig, und nicht ohne Fehler, wie die S. 342.

Kz.

IX.

Der Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf den Reisen durch Europa, Asia und Africa, Erster Theil. Aus eigener Erfahrung beschrieben, und auf vieles Verlangen dem Druck übergeben von M. Stephanus Schultz, vormali-

maligen zwanzigjährigen reisenden Mitarbeiter bey dem Callenbergischen Instituto Judaico, jetzigen Prediger bey St. Ulrich in Halle und Direktor der besagten Anstalt. Halle im Magdeburgischen, verlegts Carl Hermann Hemmerde, 1771. gr. 8. 372 Seiten.

Die vielen, welche den Druck der Schulzischen Reisen verlangt haben, müssen entweder selbst Liebhaber von historischen Kleinigkeiten und andächtigen Tändeleyen seyn, oder sich vorgestellt haben, der V. würde ihnen größere und gemeinnützlichere Merkwürdigkeiten von seinen Reisen zu erzählen wissen. Im letzten Fall werden sie sich sehr in ihrer Meynung betrogen finden. Die beyden ersten Kapitel enthalten das höchst unbeträchtliche Leben des V. in seiner armen Eltern Hause, auf Schulen und Universitäten. Er muß wohl alles, was ihm auch als einem Kinde begegnet ist, für sehr wichtig halten; denn er erzählt uns, daß seine Mutter schon nach der Empfängniß gesagt habe: „wird es ein Sohn, so soll er „Stephanus heißen, damit er das thue, was Stephanus gethan;„ daß er einmal im dritten Jahre von der Treppe gefallen und darauf mit Camomillenwasser gebadet worden; daß er als ein kleiner Junge, wenn ihn gehungert, niemals essen oder trinken gefordert, sondern vor dem Tisch gestanden und gebetet habe: Fürchte Gott liebes Tind, Gott weis alle Dint, Amen! und dann wieder stille, unter den Tisch gekrochen sey; daher auch ein Prediger gesagt hätte: „Fr. Schulzin, das Kind muß studieren, denn es „verläßt sich auf die Fürsorge Gottes von Kindheit „an,„ daß er im eilften Jahr zum heil. Abendmal angenommen worden und nachher einen besondern

Trieb

Trieb empfunden habe, die auch sonst erlaubten Kinderspiele, als Kegelschieben rc. zu verlassen, weil er von der Zeit an dafür gehalten, daß sich solche Dinge für einen Tischgenossen Jesu nicht schicken, und dergleichen Sächelchen mehr. Sein frühes Leben, für die Nachwelt sey es auch in unserer Bibl. aufbewahrt, war kürzlich dieses: Bis ins 14te Jahr half er seinem Vater bey der Schuhmacher Profeßion arbeiten. Aus großer Lust zum studieren wird er zu einem Rektor nach Bütow gethan, der zugleich Bierbrauer, Brandweinbrenner, Pfeffer- und Heringskrämer daselbst war. Malz bey dem zu machen und die Distillierblase zu hüten, steht ihm nicht an. Einmal, da er in der Nacht eingeschlafen ist, bekommt er eine Erscheinung und hört eine Stimme, wie eines Jünglings, sagend: „Fahre fort in deinem Vorhaben, es wird dir gelin„gen.„ Er wendet sich also nach Stolpe, wo er Gönner und Wohlthäter findet, die ihm zu essen geben und ein Röckchen schenken. Er wird also Schüler, studiert, bezieht die Universität, wird Magister, und so ein großer Orientalist, daß er hebräisch, wie seine Muttersprache reden kann und endlich ein Mißionar. Seine vom Jahr 1736. bis 1745. durch Curland, Samoitien, Preußen, Deutschland, die Schweitz, Dännemark, Schweden und Rußland gethane Reise lieset man unter acht andern Kapiteln.

Sie hatte vermöge des Callenbergischen Instituts die Ausbreitung des Christenthums unter den Juden zum Zweck. Es wäre doch etwas, wenn nur etliche vernünftig eingerichtete und mit viel bedeutendem Erfolge begleitete Proceduren seiner Judenbekehrungen hier erzählt würden. Aber darauf müssen die Leser nicht rechnen.

Hr. Schultz ziehet mit oder ohne Gefährten von seiner Heimath aus, sucht und findet auf Landstraßen,

in Dörfern, Städten und Flecken Juden; spricht mit ihnen, wenn sie ihm Rede stehen wollen, sollte er ihnen auch nur die Geschichte des Zachäus erzählen, (S. 263.) besuchet sie in ihren Häusern, geht in ihre Synagogen, wo sie welche haben, speiset bey ihnen, disputirt mit ihren Gelehrten, er nach christlichen, sie nach jüdischen Begriffen vom Meßias, und schenkt ihnen Bücher. Einige scheinen auf das Wort zu merken, andere lachen ihn aus; (woran bisweilen die sonderbaren Fragen schuld seyn mochten, womit er ihnen anzukommen suchte. Es begegnet ihm z. B. ein Wagen voll Juden. Sogleich steigt er aus der Landkutsche, eilet zu ihnen und fragt: Wollt ihr nach Jerusalem fahren? „Noch nicht.„ Ihr habt auch noch nicht den rechten Weg. „Welcher ist der beste Weg?„ den zeigen Moses und die Propheten. Seht her, ich will ihn euch zeigen. (S. 345.) Die Leute müssen fast lachen; denn es sieht oft anfänglich so aus, als wenn sie Hr. Sch. hohnecken wollte.) Noch andere widersprechen ihm hitzig, oder verfolgen ihn gar, daß er in Gefahr kommt. Allein er geht unangetastet mitten durch sie hin. Was wird nun weiter aus diesen Leuten? Das erfährt man nicht. Soviel sich schließen läßt bleiben sie nach wie vor Juden.

Das Bekehrungswerk ist an dem Orte gethan. Die Herren ziehen weiter, zu Fuß oder zu Wagen. Sie finden hier und da unter lutherschen und reformirten Christen einen gottesfürchtigen Handwerksmann, oder Kaufmann, der ihnen gütlich thut, und ihre schwere Arbeit, unter herzlichen Seufzern für deren glücklichen Fortgang, bewundert. Ein andermal treffen sie eine Gott suchende Magistratsperson, einen redlichen Prediger (man muß merken, gottesfürchtig, redlich, fromm seyn in des V. Sprache, d. h. verdollmetschet, ein Liebhaber des jüdischen Instituts seyn) bey dem kehren

sie

sie ein, von Hunger und Durst und beschwerlicher Witterung abgemattet. Die Frau Pastorin bereitet eine gute Mahlzeit. Sie finden da, einen Tag oder etliche Tage ihre Erhohlung. Man muß aber nicht glauben, als ob es bey dem Aufenthalt blos aufs erhohlen angesehen sey. Nein, wenn an dem Orte Juden sind, so verfügt sich Hr. Sch. gleich zu ihnen, und verfährt auf die vorhin beschriebene Art. Freunde und Bekannten, wenn sie den Herrn suchen und Jünger Jesu sind, aber noch keine Kenntniß von dem Mißionswerke haben, werden darüber belehrt. Man betet zusammen und Hr. Sch. samt seinem Begleiter nehmen unter brünstigen Segenswünschen der Freunde Abschied. In solchen Gegenden, wo deren mehrere in der Nachbarschaft sind, währet der Aufenthalt etwas länger. Da schicken manchmal ein frommer Graf, oder Baron, oder Edelmann, auch eine fürstliche oder adeliche Dame ihren Wagen und lassen die Herren Mißionarien zu sich hohlen. (S. 264.) Die guten Männer, die mehrentheils auf der Reise mit schlechter Kost vorlieb nehmen müssen, lassen sichs denn bey dem gnädigen Herrn oder bey der durchlauchtigen Fürstin einmal wohl schmecken, wo die Gesellschaft vergnügt ist über die Ausbreitung des Reiches Christi. Nach der Tafel nehmen sie Abschied, oder sprechen noch unter Vergießung mancher Freudenthräne vom Institut, oder halten auch auf dem Schlosse eine Betstunde oder eine Ermahnungsrede an das Hofgesinde. Die vornehmen Herren werden durch die geführten Unterredungen erbauet und für die Mißionsanstalt eingenommen. So gieng es im Jahr 1744. am köthenschen Hofe (S. 219.) bey dem Herrn v. Bretwitz und v. Reck, damaligen Hofmeister der Prinzen. „Nach gehaltener Ermunterung von der Erhabenheit „und wahren Durchlauchtigkeit eines gottseligen Prin-

„zen,

„zen, erzählt Hr. Sch., beteten wir zusammen auf „den Knien; nach dessen Endigung gaben uns diese „Prinzen zu erkennen, daß sie nicht nur für sich selbst „ihr Heil mit Ernst suchen, sondern auch soviel an „ihnen seyn würde zur Bekehrung des jüdischen Volks „ihre Beförderung thun wollten. Eben dieses ge„schahe auch des folgenden Tages bey einigen Prin„zeßinnen und Hofdamen des Fürstl. Hauses.„

Mit unter predigen denn auch Hr. Sch. und seine Gefährten, wo sie hinkommen, öffentlich in den christlichen Gemeinden (Die Texte findet der Leser überall nahmhaft gemacht) Redliche Arbeiter im Weinberge Christi und Beförderer des Instituts bitten sich solches gemeiniglich aus, wobey denn der Zulauf von Menschen mehr als gewöhnlich ist. Die Gott suchenden Seelen aus der umliegenden Gegend sind wenigstens alle da — Die Abreise erfolgt endlich. Sind auch dasmal keine Juden bekehrt, so sind doch Christen erweckt worden. Nun geht der Zug weiter fort über Berg und Thal, über Land und Wasser, wohin ihr Beruf sie treibt. Es begegnen ihnen, wie es auf allen Reisen zu geschehen pflegt, hie und da Fatalitäten, bisweilen kleine lächerliche Abentheuer (wenn man sie z. B. einmal für Kesselflicker, (S. 243.) oder Bettelstudenten (S. 242.) oder Lakeyen (S. 288.) hält) auch manchmal Lebensgefährlichkeiten, denen die Herren mehrentheils hätten aus dem Wege gehen können, wenn sie nicht zu verwegen gewesen wären, aus denen sie aber wunderbarer Weise errettet werden. Die neuen Gegenden und Oerter, die sie erreichen, machen keinen sonderlichen Unterschied in der Art, wie sie von den Stillen im Lande aufgenommen, bewirthet, zu Gaste geladen werden; keinen merklichen Unterschied in ihren Beschäftigungen, Besuchen, Gesprächen u. s. w. Alles ist einmal, wie das andremal.

mal. Wenn man lieset, daß H. Sch. da oder dort hingekommen ist, so weis man auch schon, wie die Scenen auf einander folgen werden. Er hat gegessen, getrunken, mit Juden gesprochen, gepredigt und gebetet.

Seines verrichteten Gebets in der Stille oder mit andern Gläubigen gedenkt er auf jeder Seite. Das Beten ist eine schöne Sache, aber noch besser ists, wenn man es im verborgenen thut, ohne vor der Welt so viel Aufsehens damit zu machen. Wir halten jenes auch dem Geiste des Christenthums für viel gemäßer; denn Christus verwies es den Pharisäern oft, daß sie mit ihren Andachten so laute thaten. Er lehrte, daß es besser sey, bey verschlossenen Kammern im verborgenen mit Gott umzugehen, als es ruhmshalber öffentlich zu thun. Kann man aber seine Gebetsübungen öffentlicher machen, als wenn man dem ganzen Publikum in gedruckten Schriften sagt, wo und wie viel man gebetet habe? Dem Recens. ist bey Lesung der Schulzischen Reisen die hundertfältige Bemerkung: Wir beteten, wir nahmen mit Gebet von einander Abschied, als ruhmräthig aufgefallen, vielleicht weil er kein Liebhaber von der frommen Selbstgefälligkeit ist, die manche Leute glaubend macht, sie wären allein die rechten Beter, weil sie dem lieben Gott ihr Anliegen jedesmal mit großer Feyerlichkeit vorbringen. Diese Einbildung macht denn auch, daß man sich in den Augen des Himmels für ungemein wichtig hält, und sein eigenes kleines Individuum gleichsam zum Mittelpunkt aller Veränderungen in der Schöpfung macht. Hr. Sch. läßt sich mehrmal merken, wie sich die göttliche Fürsehung oft ganz ausserordentlich für ihn und seine Reisegesellschaft intereßirt, und auf sein Gebet Wind und Wetter verändert habe. Wenn es regnet und wenn es schneyet, wenn die

Son-

Sonne und wenn der Mond scheinet, wenn die See stille und wenn sie stürmisch ist, so geschiehet es um der Herren Mißionarien willen. Freylich siehet Gott in der Reihe seiner Geschöpfe über kein einziges Individuum hinweg. Ich nutze auch den kleinsten Vorfall, der mir in dem Laufe der natürlichen Dinge zu gute kommt, als eine göttliche Wohlthat und danke dem Herrn der Natur dafür. Aber alsdenn setze ich meinen Werth zu hoch an, wenn ich annehme, daß die Fürsehung Gottes in allen einzelnen Fällen das Ganze nach meinem besonderen Vortheil ordne, welches tausendmal durch die Erfahrung widerlegt wird. Man muß den Menschen richtige Begriffe von Gottes Aufsicht über sie beybringen, wenn man sie lehren will, seine weisen und guten Führungen mit dankbarem Gemüthe anzubeten.

Nachrichten von merkwürdigen Werken der Natur und Kunst, die ein Reisender sonst zu sehen pflegt und auch Hr. Sch. zum Theil gesehen hat, muß man hier nicht suchen. Dazu schrieb der V. sein Buch nicht. Es sollte mehr zur andächtigen Lektur für fromme Christen, die an dem jüdischen Bekehrungsinstitut mit vorzüglicher Herzensfreude Theil nehmen, dienen, als eine nutzbare Reisebeschreibung seyn. Wie hätte sich der V. damit abgeben können? Wenn er auch alles Geschick dazu gehabt hätte, so hatte er doch einen weit größern Plan auszuführen, als daß er sich mit Sammlung geographischer und historischer Nachrichten hätte aufhalten sollen. Von dem bekannten Wasserfall bey Schaffhausen (S. 252.) von Stockholm, den schwedischen Scheeren, von Petersburg, Narva, auch einigen Bibliotheken, die er dort gesehen, macht er zwar Beschreibungen, sie sind aber unbedeutend und mager. Man ist aus dem Büsching, aus andern Reisebeschreibungen und Nach-

rich-

richten besser von allem unterrichtet, daß ihn um deswillen zu lesen, nicht der Mühe werth seyn würde. Von einigen Lappereyen und Mährchen, die der Hamburger Antiquarius schon erzählt hat, meldet er, daß die Leute ihm eben das auch erzählt hätten. Einige bekräftigt er, von andern sagt er, daß sie wohl nicht wahr seyn möchten. (S. 312. ff.) stehet eine Nachricht, die vielleicht das beträchtlichste im ganzen Buche ist. Sie betrift die Scheremetischen Tartarn, welche an der Grenze von China bey Tibet wohnen, ihre Religionsgebräuche, Sitten und Lebensart. Hr. Sch. hat sie aus Schoveri memorabilia Volgensia de Tartaris Cheremetis Libr. II. Obſ. X. die er zu Petersburg bey einem gewissen Heinzelmann im Manuscript gefunden, ausgeschrieben.

Unsere Leser würden sich hieraus freylich schon einen hinlänglichen Begrif von diesem Werke, welches noch in ein paar folgenden Theilen fortgesetzt werden soll, machen können. Der Seltenheit wegen aber, da solche Sachen heut zu Tage nicht oft mehr im Druck erscheinen, verdienen wohl einige ausgezeichnet zu werden. Sie machen den Geist des Schriftstellers um so viel kennbarer, und man kann nicht wissen, wie einer oder der andere, der nicht eben das ganze Buch lesen möchte, etwas darunter findet, das ihm gefällt. Wir wollen ein jedes unter seinen bequemsten Titel bringen: Also waren wohl merkwürdig

Ein bewährtes Mittel wider Anfechtung:

S. 26. Man genieße, wie H. Sch., das heil. Abendmahl in einem Monat drey- bis viermal. „Denn, „weil der Satan merkte, schreibt er, daß ich ihm „mit dem oftern Genuß desselben, wobey er mich am „meisten anfochte, trotzete: so ließ er endlich von „mir.„

Ein

Ein Mittel für einen fleißigen Studenten, damit er nicht zu lange schlafe:

S. 36. Man befestige einen Bindfaden an einem Topf, welcher mit Kieselsteinen angefüllt ist, und setze ihn in ein kupfern Gefäß. Das andere Ende des Bindfadens schnüre man an seine Hand. Wenn man denn im Schlaf die Hand auf die Brust legt, so fällt der Topf um, die Kieselsteine machen in dem kupfernen Gefäße ein Geprassel, und man wacht darüber auf. (Hr. Sch. hat sich dieses Mittels oft bedient. Als sich die Natur aber dazu gewöhnte, schlief er auf einer Bank. Er will aber doch weder das eine noch das andere rathen, weil es die Gesundheit schwächt.)

Ein bündiges Argument, wenn es ein Christ gegen einen jüdischen Todtengräber braucht:

S. 85. Weiset mir doch, sagte Hr. Sch. zu dem in Fürth auf dem Todtenacker, unter allen diesen Leichensteinen, einen einigen, darauf geschrieben stehet: Hier liegt der ungerechte N. N. Er sagte: es ist keiner da. Hr. Sch.: „Das ist also der große Brief, „nach welchem alle Diebe gerecht gesprochen wer„den. Zach. 5. In dem Leben sind eure Leute „ausser dem herrschenden Unglauben Wucherer, Hü„rer, gewinnsüchtige Diebe u. s. w. Nach dem Tode „aber schreibt ihr auf die Leichensteine: Hier ruhet der „oder die gerechte, heiliger (heilige) N. N.„ Er zuckte die Schulter und wir giengen aus einander (Hr. Sch. muß vergessen und der Todtengräber nicht gewußt haben, daß es die Christen bey vielen ihrer Verstorbenen gerade eben so machen)

Glaubwürdige Erzählung eines Gastwirths in Neustadt an der Leine:

S. 98. Ein Jude hatte auf der Reise öfters die Vorstellung gehabt, als wenn jemand hinter ihm gewesen,

sen, und ihm sein Pack mit Waaren abnehmen wollte. Da rief er: Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes macht uns rein von allen Sünden, und da vergieng es. Er wollte ein Christ werden. Die Frau aber, da sie das merkte, will sich ersäufen, und er muß es also anstehen lassen. Auf dem Todbette aber, hat er doch zuletzt, da er nicht sterben konnte, ausgerufen: Das Blut Jesu Christi macht uns rein ꝛc. und ist verschieden, wiewohl zum Leidwesen der Anverwandten.

Räzelhafte Antworten:

S. 18. Will er zu Stolpe in Schule gehen? frägt der Patron des Wagens, den jungen Schultz unterwegens. „Ja, mit Gottes Hülfe.„ Hat er denn Freunde in Stolpe? „Ja, ich habe einen nahen „Blutsfreund.„ Wer ist es und wie heißt er? „Ich „weis nicht, ob ihn der Herr kennt.„ Ich bin in Stolpe geboren und erzogen, und sollte ihn nicht kennen! Sag er mir nur den Namen. „Er heisset Je„sus Christus, der sich nicht schämet, die armen „Sünder seine Brüder zu nennen.„

S. 134. Ein Oberstlieut. in Canstadt sahe Hrn. Sch. und seinen Gefährten für Bettelstudenten an und sagte: ich will euch anwerben und gleich ein Handgeld geben; es ist doch besser, daß ihr euer ordentlich Brod habt, als daß ihr so herumlaufet. Hr. Sch. lächelte und sagte: „Der Hr. Oberste sehen ja wohl, wie groß wir sind, „und also zu ihren Soldaten nicht taugen, Sie müßten „denn einen auf den andern setzen, daß er das gehö„rige Maas bekäme.„ Ich will euch schon anwerben, ich kann auch kleine Leute brauchen. „Wir „sind schon engagirt.„ Bey wem? „Unter der „Fahne des Allerhöchsten Herzogs.„ Welcher Herzog? „Er heißt der Herzog des Lebens, auch der Kö-

„nig aller Könige.„ Da gab Hr. Manitius Nachricht vom Institut und der Hr. Oberstl. sagte: So gehen Sie in Gottes Namen.

S. 91. Hat der Herr etwas zu handeln? sagte ein Jude auf dem Domplatz in Halberstadt zu Hrn. Sch. „Und ihr wollt noch handeln, da ihr ganz banquerot seyd?„ Wie wisset ihr, daß ich banquerot bin? „Das weis ich schon lange„ — der Jude war es wirklich. Hr. Sch. aber meynte den geistlichen Banquerot, da sein Volk das verkaufen wohl gelernt, aber das einkaufen umsonst und ohne Geld Es. 55, 2. nicht verstünde — Was haben wir denn verkauft? sagt der Jude. „Esau verkaufte seine Erstgeburt um „ein Linsengericht — die Söhne Jacobs verkauften „ihren Bruder Joseph — hernach verkauften eure „Vorfahren den Armen nur ein paar Schuhe Amos „8, 6. Euer letzter Handel war, dadurch ihr haupt„sächlich seyd banquerot geworden, die Verkaufung „des Meßiä um 30 Silberlinge. Zach. 11, 12.„ Nun rief er aus, ihr seyd meschuggeh (wahnwitzig) und gieng davon. (Hatte wohl der Jude in seiner Vermuthung so ganz unrecht?) Wenn Hrn. Sch. weiter jemand fragte, ob er was zu handeln hätte, so war die Antwort allemal: Ihr habt ausgehandelt, und er bewies es mit Sprüchen.

Recept zu einer medicinischen Suppe.

S. 199. Gereinigte Erdbeeren in eine Schüssel gethan, alsdenn Milch darauf gegossen und Zimmet und Zucker darüber gestreut. Die Erdbeeren kühlen, Zucker und Zimmt erwärmet und die Milch lindert. Das hat Hr. Sch. bey dem Apotheker Pfeffer in Bützow gelernt.

Bey-

Beyspiel göttlicher Rache:

S. 48. Als Hr. Sch. über den frischen Haff nach Kögigsberg fuhr, führten sich einige Leute auf dem Schiffe bey gutem Wetter nicht christlich, sondern säuisch auf, und spotteten seiner und eines alten Juden, die ihnen solches verwiesen. Herr, wir werden Sturm haben, sagte Hr. Sch. zum Schiffscapitain. Ich sehe ja keinen Delphin, erwiederte der. „Es sind Schweine genug in diesem Schiff.„ Der Herr ist ein Phanaticus, war die Antwort. „Und ihr werdet erfahren, daß Gott gerecht ist„ versetzte Hr. Sch. Indem fieng der Wind an zu stürmen, die Wellen schlugen über das Schiff, jedermann fieng an Seekrank zu werden, auch der Kapitain nicht ausgenommen. Als die Leute Besserung versprachen, betete Hr. Sch. zu Gott um Gnade, und der Herr erhörete ihn sogleich; denn das Wüten des Meers legte sich und sie kamen ruhig in den Pregelstrom. (Es war wohl auch ein Glück für Hrn. Sch., daß die Leute Besserung versprachen, denn sonst wären sie ersoffen, und Hr. Sch. in ihrer Gesellschaft mit; oder es müßte denn seinetwegen auch in diesem Falle ein Wunder geschehen seyn.)

Beyspiel einer übernatürlichen Wirkung des Evangelii:

S. 218. f. Hr. Sch. hatte, um sein schwarzes Kleid auf den weiten Reisen vor den Motten zu verwahren, Bisam Fellichen hineingelegt. Einstmals sollte er am Cöthenschen Hofe eine Betstunde halten, und der Hofpr. Allendorf, der den Geruch seines Kleides roch, wußte daß die Fürstin solchen nicht leiden konnte. Indessen gieng die Erbauungsstunde vor sich. Hr. A. fragte nachher die Fürstin, wie ihr zu Muthe gewesen? in Meynung, ob sie nicht von dem ihr wi-

drigen Bisamgeruch etwas gemerkt hätte. „Gott „hat mir in der Stunde, antwortete sie, nicht nur „meine Seele, sondern auch meine Sinne mit seinem „Evangelio angefüllet.„ Hier kann man wohl sagen, schreibt Hr. Sch., Gott wirket auch über die Natur.

Erbauliche Anmerkungen:

S. 187. Ein in einen Mönchshabit verkleideter Spitzbube fiel einen Mezgergesellen ohnweit Schwerin im Walde an und wollte ihn ermorden, wurde aber von diesem überlistet. Dabey merkt Hr. Sch. an: „daß der Teufel, der doch ein Mörder vom An„fang ist, sich zu tausendmalen in einen Engel des „Lichts verstellt, da er denn am gefährlichsten ist; „so wie dieser Räuber in dem Mönchshabit dem mun„tern Mezger Gesellen am nächsten eine Ursache des „Todes war.„

Scharfsinnige Einfälle:

S. 364. Hr. Kleinow, ein Student, hatte in der Synagoge zu Königsberg, wohin ihn Hr. Sch. mitgenommen, hundert Büchlein an Judenkinder ausgetheilet, worüber ein alter Jude seine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben und Hrn. Kl. gefragt hatte, ob sie das verantworten könnten, daß sie ihre Kinder verführten? „Fürchten Sie sich nicht, sagte Hr. Sch., „wenn dem Teufel Abbruch geschiehet, so muß er ja „brummen, sonst wäre er der alte Teufel nicht.„

Familiennachrichten: (i. J. 1745.)

S. 352. „Der redliche Assessor Johansen in Kö„nigsberg, hat an seiner gottseligen Frau ein ziemliches „Hauskreuz, welche an einer besondern Maladie krank „lieget, daran die Medici schon mehrere Jahre ver„geblich gearbeitet haben. Es ist eine Art Krank„heit

„hat einigermaßen den Gichten ähnlich; dabey sie „keine andere Speise vertragen kann, als das seh„nichte und knorplichte von den gekochten Knochen; „und das ist ihre Nahrung schon etliche Jahre her ge„wesen. Dabey ist sie eine gläubige Beterin um die „Ausbreitung des Reiches Christi, unter Juden, Hei„den und Christen.„

Exegetische Anmerkungen:

S. 243. „Es kam uns einmal eine große Schlange „mitten in dem Weg, erzählt Hr. Sch., und dre„hete den Kopf so mit zischen, daß es schien, als ob „sie sich wollte um unsre Füsse schlingen. Wir moch„ten uns hinwenden, wo wir wollten, so lenkte sie „sich doch uns nach; daher wir zurück eileten und „durch ein Gebüsch, von ihr entfernt, vorbey mußten. „Hier hatten wir ein Bild zur Erläuterung folgender „Schriftstellen: 1 Mos. 49. 17. Hebr. 12. 1. ἡ εὐπερίστατος ἁμαρτία. Matth. 12. 34. Sir. 21. 2, 3.

S. 295. Moses, lehrt Hr. Sch. einen Israeliten, redet 5 B. 30. 1-7. von der gegenwärtigen Zeit, und zeigt ihm, wie sich Israel zu verhalten habe, nemlich 1, ins Herz kehren, 2, sich bekehren und 3, des Herrn Stimme gehorsam werden; (welche feine Unterscheidungen!) Sodann, was auf solches Verhalten von Seiten Gottes folget.

Eine Aufgabe für Kinder:

S. 366. Wenn einer 15. Jahr alt ist, und täglich 15. Sünden begangen hat, was wird die Summe ausmachen? Hr. Sch. hat es einmal die Kinder in der Rechenklasse des Colleg. Frideric. zu Königsberg ausrechnen lassen, und sie haben 78525. herausgebracht. „O Herr! was ist das für eine erschreckliche „Menge, rief Hr. Sch. aus. Was wird nicht von

„30, 50, 70, 80 bis 100 Jahren — wenn man das „von Millionen, Billionen und Trillionen Menschen „berechnet, für eine Summe heraus kommen. Alle „diese Lasten hat Jesus getragen.„

Themata und Entwürfe zu Predigten:

S. 304. Ueber Matth. 7. 21. Das Wort des Herrn Jesu von dem Eingange in das Himmelreich. I. Die Beschaffenheit derer die draußen bleiben. II. Die wirklich hineineingehen. I. α. Die Personen. πᾶς ὁ, Es sind nicht Juden, Türken und Heiden, denn die nennen den Herrn Jesum nicht ihren Herrn, sondern Christen ohne Unterschied des Alters, Standes, oder Geschlechts. Es können z. E. draußen bleiben: Weise, i. e. Philosophi oder Weltweise; Edle, als Barons und Grafen; Gewaltige, als Kaiser, Könige und Fürsten. 1 Cor. 1. 26. Große gelehrte Theologi. 1 Tim. 1. 7. Kap. 6. 3. Joh. 7. 48. folg. u. s. w.

S. 217. Ueber Ps. 22, 7. vor der regierenden Fürstin und den Prinzeßinnen von Köthen in einer Erbauungsstunde vorgestellt: Den leidenden Heiland, als einen von Farren, Löwen und Hunden umgebenen, der freylich am Oelberge einem Blutwürmlein ähnlicher war, als einem Menschen. Hr. Sch. lehrte, die „in ihren eigenen Augen elendesten Sünder soll„ten sich zu dem Herrn Jesu nahen und ihm seine Lei„den vorhalten. Die Vernunft möchte ihnen dabey „sagen, was sie wollte, so sollten sie durchbrechen. „Ja wenn auch der Herr Jesus selbsten, sie wegen „ihrer vorigen neidischen und beißigen Unart, für „Hunde schelten wollte, so möchten sie ihm antwor„ten: Ja, Herr Jesu, du bist ja auch in deinem Lei„den von Hunden umgeben worden, so wirst du auch „noch ein Brosamlein Gnade für mich armes Hünd„lein

„ lein haben. Stellte sich der Herr noch weiter als „ einen harten Mann und sagte: Du Blutwurm, geh „ von mir; so sollen Bußfertige antworten: Ein Blut- „ wurm schickt sich gut zum andern. Ich bin ein „ Würmlein Jacobs, du aber sagst selbst von dir: ich „ bin ein Blutwurm und kein Mensch. — Würden sie noch abgewiesen, so sollten sie ihm seine durchbohrte Hände vorhalten, und wenn die noch zu hoch wären, die Wunden seiner Füsse ergreifen, denn tiefer könnte er sie doch nicht verstoßen, denn unter die Füsse.

(Wenn Prediger vor Personen von gesundem Verstande in solchen Vorstellungen vom Leiden Jesu reden, so sieht der Rec. mit wahrhafter Betrübniß in diesen Männern die Verderber des Christenthums und des Glaubens an den Erlöser.)

S. 223. Aus Ps. 22. 27. auch auf dem Schlosse, wird vorgestellt: Die geöfnete Tafel des Herzogs unsers Lebens. 1. Die kostbaren Gerichte. 2. Die würdigen Tafelgäste.

S. 368. Eine Nothpredigt für einen andern im Hospital über Tit. 3. 14. von dem Gnadenpardon des Herrn an die verlohrnen Sünder.

Wie finden unsere Leser diese Collectanea? Von dergleichen Sachen hat der V. in seinen Reisen dem Publikum eine volle Schatzkammer geliefert. Man sieht wohl, daß es dem Manne an wahrer Gelehrsamkeit und reifer Beurtheilungskraft fehlt, aber er kann doch polnisch, hebräisch, rabbinisch, arabisch, syrisch u. s. w. sprechen. „ Braucht man denn nicht mehr, um ein Juden Mißionar zu seyn, als das? „ sagte jemand. Vermuthlich nicht, antwortete ich, sonst wäre es H. Sch. wohl nie geworden und der Mann meynt es doch ehrlich, so schwach sein Kopf auch ist. Mein Freund hatte viel bey dem jüdischen Bekehrungsinstitut zu erinnern. Der größte Theil

der jüdischen Nation, sagte er, ist freylich schlecht in der Religion unterrichtet, so wie unzählige Christen es ebenfalls sind, aber was sollen sie wohl von unserm W. lernen? Und dann giebt es ja auch Gelehrte, nach Wahrheit forschende und rechtschaffene Männer unter den Nachkommen Israels. Mich dünkt also, diese würden in der Folge die besten Lehrer ihres Volks abgeben. Und wenn erleuchtete Schriftsteller unter den Christen fortfahren werden, wie sie angefangen haben, die Beweisgründe für unsere Religion auf unläugbare, einfache Principien zurück zu führen, den göttlichen Stifter unsers Glaubens und dessen erste Lehrer recht zu verstehen, so manche vernünftigen Juden mit Recht ganz unverdauliche Lehrsätze des theologischen Systems als falsche Menschensatzungen schwinden zu lassen, so werden einsichtsvolle und gute Menschen unter den Juden solche Schriften lesen. Und stände davon nicht mehr Nutzen zur größern Aufklärung der jüdischen Nation zu erwarten, als von der Aussendung junger nach Schultzischer Form gemodelter Candidaten, welche Land und Wasser umherziehen, um einen Christen und Christengenossen zu machen, und das durch wenige jüdischen Leuten ganz unverständliche Worte, oder unstatthafte, wo nicht gar seltsame Auslegungen einiger Stellen des A. T.? Die Anmerkung gab Anlaß zu einem langen freundschaftlichen Streit über diese Materie, der sich hier nicht erzählen läßt.

Aber eins gefällt uns doch an dem V., welches ihm in der That zum Ruhm gereicht. Er sucht allenthalben den Christen liebreichere Gesinnungen gegen die jüdische Nation einzuflößen, als zu ihrer Schande die meisten hegen. Er spricht mit edlem Ernst gegen die unmenschliche Gewohnheit, nach welcher manche Eltern unter den Christen ihren Kin-

Kindern einen Haß gegen die Juden beybringen, wie diese es oft mit ihren Kindern gegen jene machen, und befördert dadurch die den Christen so anständige Toleranz. Ein Verdienst, dafür man Hrn. Sch. bey allen seinen übrigen seltsamen Dingen verpflichtet seyn muß, und welches ihn selbst, wie er erzählt, bey fremden und einheimischen Juden in Achtung gesetzt hat. Er ist auch, ebenfalls eine rühmliche Seite von ihm, kein Verketzerer. „Den Satz von der Erlösung der „Verdammten aus der Hölle, sagt er von einem alten „erfahrnen Geistlichen S. 194., glaubt er sehr fest, „doch dringt er ihn niemanden auf, bringt ihn auch „in den Predigten nicht vor, welches mir lieb ist. „Denn ob ich wohl solche Männer nicht für Ketzer „halte, so kann ich doch davon nie überzeugt werden, u. s. w.„

Wenn Hr. Sch. die folgenden Theile herausgiebt, so wollten wir ihn zu seiner eigenen Ehre aufrichtig rathen, daß er alle unbeträchtliche Kleinigkeiten, und so viel läppische Sachen aus seinen Erzählungen weglassen möchte, denn es will es ja kein vernünftiger Mensch wissen, wo er geschlafen, gegessen, oder eine Paränesie gehalten hat.

A.

X.

Saemtliche Werke von *Johann Georg Jacobi*. Zwey Theile. Halberstadt, bey Gros, 1770.

„Von aller Autorcabale, von allem Parteyhaß entfernet; voll Ehrfurcht gegen jedes Verdienst, und voll Verachtung gegen jede Niederträchtigkeit,„ unternehmen wir die Beurtheilung

eines Dichters, der diese Gesinnungen in der Vorrede von sich selbst äussert. Wir haben bey der Durchlesung seiner Werke weder an die an ihm verschwendeten Lobeserhebungen, noch an den gegen ihn hie und da vielleicht zu sehr geschärften Tadel zurückgedacht, und wollen daher mit aller Freymüthigkeit anzeigen, was uns in denselben vorzüglich gefallen, und was uns einige Erinnerungen zu verdienen scheint. Dem Verfasser glauben wir durch das letztere desto weniger zu nahe zu treten, da er in der gedachten Vorrede (wir hoffen, im ganzem Ernste) sich erklärt, „daß er durch keine Art des Tadels in seiner Ruhe gestöhrt werde.„ Wir hielten es indeß doch für nöthig, diese Erklärung voraus zu schicken, damit der Verf. uns nicht unter diejenigen zählen möge, von denen er glaubt, daß sie ihn hassen; eine Leidenschaft, die wir doch auch seinen strengsten Beurtheilern nicht zutrauen möchten, und deren Argwohn uns bey einem Dichter, dem der Friede das Liebste auf der Welt ist, ein wenig befremdet hat.

Die mehresten Stücke dieser Sammlung sind schon einzeln gedruckt; viele auch schon in dieser Bibliothek einzeln angezeigt und beurtheilt. Der Recensent hat zwar an diesen Beurtheilungen nicht den geringsten Antheil; indeß geben sie ihm doch rechtmäßige Ursache, sich bey diesen Stücken am wenigsten zu verweilen.

Der Hauptcharakter dieses Dichters ist bekannt. Der Gegenstand seiner Gedichte sind das gesellige Vergnügen, die Zärtlichkeit, die Empfindungen der Freundschaft, und die Ergiessungen eines empfindungsvollen Herzens. Der Ausdruck, den er gewählt hat, ist der leichte, naive und natürliche Ton, der oft scherzhaft und tändelnd wird. Der in dieser Gattung glücklichen Dichter hat es zu allen Zeiten nur sehr wenige

ge-

gegeben. Kömmt das daher, weil die Gattung selbst schwer, oder weil es ermüdend ist, viele Arbeiten in derselben zu lesen? Fast glauben wir beydes. Die Gabe glücklich zu tändeln, und leicht zu scherzen, scheint uns eben so selten zu seyn, als die Kunst, diesen Tändeleyen und Scherzen, ihre gehörige Mannichfaltigkeit zu geben, und die Geduld der Leser nicht dadurch zu sehr auf die Probe zu stellen. Der ernsthafte Dichter hat weit mehr Mittel in Händen, seine Werke anziehend zu machen, und kann sich immer weit eher eine anhaltende Aufmerksamkeit seiner Leser versprechen, als derjenige, dessen Gedichte entweder solche Empfindungen besingen, die auf einmal entstehen, dann unsre ganze Seele einnehmen, und schnell wieder vorüber gehen; oder solche leichte Scherze, die bey aller Gefälligkeit, doch in Ansehung der Laune und des Augenblicks, da wir fähig sind, sie recht zu schmecken, sehr eigensinnig sind. Die Freunde des Hrn. J. sind seit einiger Zeit mit dem Urtheile wider diejenigen zu rasch, denen Gedichte dieser Art in der Länge widerlich vorkommen, die nicht an allen den Entzückungen des Herzens Antheil nehmen, nicht bey allen den Scherzen lächeln, welche in denselben ausgedrückt sind; so wie auf der andern Seite die Beurtheiler solcher Stücke oft zu hart sind, und nicht zurück denken, wie verschieden die Augenblicke und die Gemüthsfassung, worinn sie geschrieben wurden, von denen waren, in welchen man sie liest. Auf der einen Seite ist es zu viel gefordert, daß überhäufte Süssigkeit nicht widerlich werden soll? und auf der andern muß man so gerecht seyn, jedem Dichter zu erlauben, daß er der Wendung seines Genies folge, und diejenige Gattung der Poesie wähle, welche demselben, welche seinem Temperamente und Gefühle am gemässesten ist.

Allein, selbst in dieser Gattung ist die Vorstellungsart fröhlicher und zärtlicher Ideen, die Art ihres Ausdrucks, und der ganze lyrische Ton sehr verschieden. Man halte Anakreons Manier gegen die Horazischen Stücke in dieser Gattung, diese wieder gegen die Manier der Italiäner, welche wiederum von der Art, wie die Engländer Freude und Liebe besingen, eben so verschieden ist, als die Manier der Franzosen von allen vorigen. Dieser Unterschied liegt nicht etwa in kleinen versteckten Nuancen; er ist, wie uns dünkt, sehr charakteristisch, und scheint besonders in der Verschiedenheit des Nationalgenies, dann aber auch in der Verschiedenheit der individuellen dichtrischen Charaktere seinen Grund zu haben. In Betracht des erstern scheint unsre deutsche Sprache, wenn sie ja nachbilden muß, weit mehr geschickt zu seyn, den Ton der Griechen, Römer und Engländer, auch allenfalls der Italiäner in dieser Gattung zu treffen; als den Ton der Franzosen, der selbst ihrer Sprache das meiste von dem zu danken hat, was ihn hauptsächlich charakterisirt. Oder wir Deutschen sind vielmehr fähig, einen Originalton in dieser Gattung anzunehmen; wir müßten keinen Hagedorn haben, wenn wir daran zweifeln wollten. Freylich wollen wir nun nicht die Manier dieses Dichters von einem Jeden fodern, der unter uns diese poetische Gattung wählt; aber den Fleiß, den er auf seine Sprache wandte, und die glückliche Art, mit der er ihren ganzen Reichthum zu nützen wußte, war ohne Zweifel nicht sein kleinstes Verdienst. Das Mannichfaltige und das Anziehende, dessen wir oben gedachten, und den Ruhm eines Nationaldichters, erhält ein Dichter dieser Art weit eher, als derjenige, der seine männliche Muttersprache in die Form einer Sprache zwingen will, die vielleicht mehr Geschmeidigkeit, aber auch gewiß weit weniger

Ner-

Nerven hat, als die unsrige; der immer in einem gewissen Zirkel von Lieblingsworten und Ausdrücken, die immer wiederkehren, umher läuft; und dann sich nicht wundern darf, wenn diese beständige Wiederkehr von einerley Vorstellungen, einerley Ausdrücken, endlich ermüdend wird.

Zu welcher Classe unser Verf. in dieser Absicht gehöre, darüber läßt er uns sogleich in seinem ersten Gedichte, oder Briefe an Hrn. Gleim, nicht mehr zweifelhaft. Er geht auf Wegen,

> Die ungesucht Chapelle fand.

Er wagt sich in den Hain:

> Wo den vertrauten Bachaumont,
> Wo ihren Liebling Pavillon
> Die Scherze Hand in Hand umringen,
> Und bey der Huldgöttin Bouillon
> La Fare nach und Chaulieu singen.

Nun haben wir den Gesichtspunkt, wir haben den Maaßstab, nach welchem wir unsern Dichter beurtheilen müssen; und da gestehen wir aufrichtig, daß er diese feine Muster, so bescheiden er auch zweifelt, sie zu erreichen, unsrer Meynung nach übertroffen habe. Ob er nun aber auf der andern Seite durch die Wahl dieser Nachahmung nicht seinem Genie ein zu nahes Ziel gesetzt habe, ob er es erwarten könne, daß ihn seine Nation so allgemein bewundern solle, wie die Französische ihren Chapelle und Chaulieu und Gresset bewundert, die so ganz Franzosen sind, das ist uns freylich ein wenig zweifelhaft. Indeß wird der Verf. durch eben diese Erklärung auch manche Entschuldigung finden, und manchem Tadel ausweichen können, der sonst treffender gewesen wäre. Einem Franzosen, und folglich auch einem französirenden Dichter — wir hoffen, daß diese Benennung

dem Verf. nicht verhaßt scheinen werde — vergießt man leicht eine zu weit getriebne Tändeley, oder hält sie gar für das Antheil seines Charakters. Daß es dergleichen in diesen Gedichten gebe, davon wollen wir nur einige sehr augenscheinliche Beyspiele anführen: S. 23.

Indeß auf goldnem Schlitten
Der Psyche kleiner Mann
Mit Pelzen angethan
Zu den beschneyten Hütten
Verlaßner Nymphchen eilt,
Die, wenn der Nordwind heult,
Den Amor gerne bitten,
Daß er in langer Nacht
Ihr ödes Haus bewacht.

S. 87. erhält die Eule ein sehr verbindliches Compliment:

Mir aber scheint er nicht zu klagen
Minervens Vogel; sein Geschrey
Will mit verliebter Schwärmerey
Dem Eulenmädchen zärtlich sagen,
Daß sie für ihn die schönste sey,
Und die Geliebte sagt ihm frey,
Daß seine Lieder mehr gefallen,
Als der Gesang der Nachtigallen.

In dem Stiftszimmer zu Halberstadt findet der Verfasser S. 233.

Ein ungeheures Dintenfaß,
Ein altes Gothisches Gebäude,
Bey welchem nie der Gott der Freude
Mit jugendlichen Scherzen saß,
Und ihnen kleine Verse las.

So wird man auch in dieser Rücksicht leicht alles das übersehen, was sonst dem Verf. den Vorwurf der Eitelkeit mit einigem Rechte zuziehen könnte; z. B. die

die Ausrufungen S. 59. „Welch ein Kaltsinn mei-
„ner Nation gegen die größten Geister! — — Nein!
„die Deutschen verdienen es nicht, daß man ihnen
„frohe Lieder singt! Lauter Leichensänger sollten sie ha-
„ben, lauter schwarze Propheten, um die es kein gros-
„ser Verlust wäre, wenn sie zuletzt gesteinigt würden.
„Wenigstens möcht' ich auf eine Zeitlang ihnen sie
„wünschen, damit sie den Werth der Dichter einsä-
„hen, welche die Natur um sie her verschönern.„ —
Aber das wäre Eitelkeit? Das gilt vielleicht andre? —
Man lese weiter: „Kurz, mein Freund, ich faßte
„den Entschluß, alle meine Liebesgötter abzudanken,
„u. s. f.„ Dahin gehören auch die Klagen, daß
es uns noch an den wahren Beförderern der leichten
Poesie fehlt, an der Aufmunterung — — der Da-
men vom Stande! S. 117.: „Wenn wir noch kei-
„nen Chaulieu und Chapelle haben, so sind unsre
„Damen Schuld daran. In den Häusern der Bouil-
„lon und Mazarin war die Poesie eine von den vor-
„züglichsten Vergnügungen der Gesellschaft. Gewisse
„kleine Umstände gaben zu Liedern Gelegenheit; diese
„Lieder wurden beantwortet; in den witzigsten Ver-
„sammlungen giengen sie umher; der Zeitvertreib
„einzelner Personen machte die Belustigung der gros-
„sen Welt, und ganz Paris nahm an den vertrauten
„Mahlzeiten seiner schönen Geister Antheil. Wie
„weit sind wir hievon entfernt!„ — In der That,
wir freuen uns, daß es dem Verfasser, wie wir aus
einigen seiner Briefe sehen, gelungen ist, uns diesem
Glücke schon etwas näher zu bringen. Von der Art
ist vorzüglich der Brief an eine Gräfinn S. 262. des
ersten Theils, der eine Beschreibung von der Biblio-
thek der Venus, und von der Lektüre der Liebesgötter
und Grazien enthält. Wie muß das manchen ver-
meynten Kenner des Geschmacks und der wahren

Gra-

Grazie beschämen, wenn er hört, daß man hier beydes in ganz andern Werken findet, als diejenigen sind, in denen er es, mehr als in allen übrigen zu finden glaubte:

> Hier ist, anstatt der Odyssee,
> Anstatt der langen Iliade,
> Der junge Zelis in dem Bade
> Das Spielwerk einer Grazie.
> Man übergiebt den wilden Wellen
> Penelopens geliebten Mann
> Der nicht auf weitem Ocean
> Sein Ländchen wieder finden kann,
> Und liest die Reise von Chapellen.

Journale werden hier, wie billig, gar nicht geduldet; — dies ist zur Beruhigung der guten Geschöpfchen sehr nöthig.

Nichts hat uns, im Ernste, auf die Bemühung des Verfassers, die männliche deutsche Leyer nach der französischen Weichlichkeit zu stimmen, und so sie aus der gehörigen Temperatur zu bringen und schlaff zu machen, nichts hat uns darauf unwilliger gemacht, als die vielen glücklichen Talente, die man ohne Ungerechtigkeit nicht an ihm verkennen kann. Das vorzüglichste unter denselben ist eine ungemeine Leichtigkeit in der Versifikation, in dem Ausdrucke und in den Wendungen, denen wir so viel Mannichfaltigkeit und Reichthum wünschten, als sie größtentheils Feinheit und Anmuth haben. Es war freylich leicht, daß dies Talent, verbunden mit einer glücklichen Empfindsamkeit, den Dichter zu sicher machen, und ihn verführen konnte, den Stoff seiner Empfindungen mehr bis zum Uebertriebnen zu verfeinern, als zu bereichern. Und dieser Gefahr wäre er doch vielleicht noch entgangen, wenn ihn ein zu bereitwilliger Beyfall

fall seiner Bewunderer nicht vollends hinein gestürzt hätte!

Wir wollen einige Stücke und Stellen anzeigen, die uns in dem ersten Theile dieser Werke vorzüglich gefallen haben. S. 14. ist der Vorzug des fröhlichen Dichters vor Fürsten etwas langweilig detaillirt; wir würden fast die ganze Seite wegstreichen, um folgende schöne Stelle desto eindruckvoller zu machen:

Mit unterbrochnen Tönen steigt
Die Lerche; stumm und furchtsam schleicht
Vor ihnen jeder Bach vorüber;
Erschrocken sagt das Echo nach,
Was ein Monarch in Purpur sprach,
Und hört des Hirten Stimme lieber.

Beyläufig bemerken wir, daß Reime, wie die in den ersten beyden Zeilen, in Gedichten dieser Art fast unverzeyhlich sind. — In dem Gedichte an die Frau Karschinn gefällt uns folgende Stelle sehr: S. 56.

Ich sah in Dir die Sängerinn,
Die durch erschrockne Fluren hin,
Wenn gegen sie der Himmel streitet,
Den Donner mit Gesang begleitet.

Aber das Concetto bald darauf:

— ihr Busen war durchwühlt
Von Flammen, die kein Zephyr kühlt,

ist uns desto widerlicher gewesen. — Noch gehört das Gedicht an Belindens Bette, S. 110. das Gewitter S. 201. Themire und Asträa, S. 208. unter die schönsten dieser Sammlung.

Der zweyte Theil enthält die Winterreise und Sommerreise. Beyde werden schon in dieser Bibliothek beurtheilt seyn. Nur von dem Vorspiele mit Arien, Elysium wollen wir ein paar Worte sagen. Die Gelegenheit, die dem Verf. gesetzten Gränzen

 und

und dergl. entschuldigt vieles, und man darf es daher nicht als ein wahres dramatisches Werk beurtheilen. Diese Kritik würde es auch schwerlich aushalten. Die Lieblingsidee in den Werken des Verfassers, die seiner Denkungsart Ehre macht: Ein sanftes, empfindliches, wohlthätiges Herz kann uns mehr als alles beglücken; diese liegt auch hier zum Grunde; aber hier hätte sie mehr durch Aktion beseelt, als durch Beschreibung und Erzählung vorgetragen werden sollen. Wie ermüdend, wie sehr am unschicklichen Orte ist es, wenn hier Elise z. E. alle ihre guten Handlungen und Empfindungen nach einander herzählt. *) Dazu kömmt ein sehr getheiltes Interesse, und eine nicht gar glückliche Verbindung des Ganzen; wenn man auch die Aenderung einiger einmal angenommener mythologischer Ideen nicht rechnen will. Ein neueres Vorspiel des Verfassers, welches wir vor einiger Zeit gelesen haben, bestärkt uns in der Meynung noch mehr, daß die theatralische Dichtungsart seine Sphäre wohl nicht ist. Wir bedauren es daher, daß wir ihm über dies Stück nicht die Complimente machen können, die er sich selbst in dem angehängten Briefe darüber gemacht hat.

Ehe wir schliessen, müssen wir noch unsre Befremdung darüber äussern, daß ein lyrischer Dichter von dieser leichten Gattung sich nicht alle mögliche Mühe giebt, seine Sprache und Wortfügung leicht und natürlich zu machen, sondern beyden vielmehr oft einen unnatürlichen Zwang mit Fleiß anzulegen scheint. Unter den übrigen fliessenden Versen werden der-

*) Sie thut, was Hr. J. selbst allzuoft thut. Er spricht gern von sich selbst, und immer mit einer sanften Selbstgefälligkeit. Wir zweifeln nicht, daß Hr. J. gute Handlungen thue und gute Empfindungen habe, aber er sollte nur nicht so oft davon sprechen.

dergleichen Versetzungen und Verwerfungen der Construktion doppelt anstößig. Z. B. S. 193.

Und vom Amor nichts gehöret
Hatte noch das gute Kind.

S. 210.

Der Falke droht; in seinem Raube
Wird von Themiren er gestöhrt.

S. 220.

Amor! ihr das Körbchen rauben
Sollst du. u. s. f.

Diese Erinnerung schien uns um so viel nothwendiger zu seyn, weil wir bemerkt haben, daß diese Art, die Wörter aus ihrer gewöhnlichen Verbindung zu reissen, unter einigen von denen, selbst in der Prose, zur Mode wird, die in unsre Sprache gern einen Neologismus einführen möchten, der sich mit ihrem Charakter nicht verträgt, ihre Verderbniß offenbar befördert, und den Sinn ohne Noth verdunkelt.

W.

XI.

Tractatus juris germanici de juribus judaeorum eorumque obligationibus, praecipue parochialibus auctore *Christiano Hartmanno Samuele Gatzert*, Ph. et I. V. D. Seren. Hass. Landgr. a consiliis regim. et jur. Antec. in Acad. Ludov. Giessae, 1771. 17 pl. 4.

So speciell die Materie auch scheinen könnte, so bemerkt doch der V. daß er an Joh Kitzel in tractatu de regali habendorum judaeor. quatenus in imp. Rom. inter Christianos

tolerari possunt Giess. 1617. Georg. Theod. Dietrich de jure et statu judaeor. in rep. christianor. Marb. 1648. und 1661. und im vorigen Jahr annoch an Joh. Heinr. Wiederhold in einer in Marburg unter dem Titel: Specimen juris priv. Hassiae superioris de judaeis drey Vorgänger gehabt habe, welche die besondern Rechte der Juden in Hessen, aber unzulänglich, abgehandelt haben. Er beschränkt sich hautsächlich auf Hessen-Darmstädische Rechte. Kenner des deutschen Rechts wissen es, wie nützlich und vortheilhaft zur Cultur der deutschen Rechtsgelahrheit solche specielle Abhandlungen sind. Diese ist so gerathen, daß sie eine etwas genaue Anzeige verdient. Unter den Juden-Ordnungen sind in Hessen-Cassel die vom J. 1739., welche 1749. verbessert und erläutert herausgekommen, und in Hessen-Darmst. die vom J. 1702., welche 1705, 1710, und 1714. von neuen abgedruckt ist, die neuesten. Das Recht der Aufnahme der Juden steht in Hessen verschiedenen adelichen Familien so wohl wegen eines alten Besitzes, als auch aus besondern landesherrlichen und Kaiserlichen Verleihungen zu, jedoch mit der merklichen Einschränkung, daß sie keine andere als solche, welche schon landesherrliche Schutzbriefe erhalten haben, aufnehmen dürfen; wie denn auch die Aufnahme in Ansehung der Anzahl, des erforderten Vermögens und der wegen des Schutzgeldes zu leistenden Caution der aufzunehmenden sehr eingeschränkt ist, und die Verordnungen in Ansehung des Schutzgeldes zum Theil sehr hart sind. Ausserdem, daß die Juden in bürgerlichen Rechtssachen, auch in Ansehung der Ehe, nur die äusserlichen Formalitäten der Vollziehung derselben ausgenommen, überhaupt nach deutschen Rechten den gemeinen und Landes-Gesetzen, nicht aber dem Mosaischen Recht, wo es von

jenen

jenem abweicht, unterworfen sind, können in Hessen dieselben nicht ohne Einwilligung der Obrigkeit, und im Darmstädtischen von beyden Geschlechtern nicht vor erlangter Volljährigkeit (im Casselschen ist dem weiblichen Geschlecht das 20ste Jahr zum Termin gesetzt) heyrathen, und müssen ihre Ehepakten, worinn niemand seiner Tochter über den vierten Theil seines Vermögens zum Brautschatz verschreiben darf, von den Beamten gerichtlich bestätigen lassen. Diesen muß auch die Geburt eines Kindes gemeldet und ein Geburtsschein gelöset werden, nach welchem die Prediger sie in ein besonderes Buch tragen, und daraus bey Verheyrathungen dieser Kinder Scheine ertheilen. Die Vorrechte des Brautschatzes will er mit Senckenberg in Hessen auch den jüdischen Weibern beylegen. Er bemerkt aber, daß die Fakultät in Giessen, die wie die Marburgische vormals dies auch behauptet habe, ihm hierinn entgegen sey. Der Recensent würde es auch seyn, weil die gemeinen Rechte, die der V. selbst als gültig in diesen Sachen annimmt, den jüdischen Weibern ausdrücklich dies Vorrecht versagen, und der Ausdruck der Heßischen Landes-Gesetze, welcher den Juden das Ihre gleich andern christlichen Unterthanen zuzusprechen verordnet, ist so allgemein, daß jene besondre Verordnung dadurch wohl schwerlich für aufgehoben gehalten werden kann. Die weiblichen Rechtswohlthaten, in Ansehung der Verbürgungen, waren im Darmst. den jüdischen Weibern vormals durch besondere Verordnungen, die aber nachhin aufgehoben worden, ausdrücklich genommen, neuerlich aber ist verordnet, daß die, welche mit ihren Männern gemeinschaftliche Handlung treiben wollen, in den Ehepakten diesen Rechtswohlthaten, ausdrücklich entsagen müssen, und daß kein Jude, ehender einen Schutzbrief erhalte, bis seine Ehefrau sich er-

erklärt, ob sie sich derselben bedienen wolle oder nicht. Von den ältern Verordnungen, daß die Juden auf liegende Gründe weder ein Eigenthum noch Pfandrecht erhalten können, ist im Darmst. im neuern Zeiten die letztere aufgehoben, und die erste dahin gemildert, daß sie zwar Häuser kaufen, aber erst nach 30. Jahren, binnen welchen den Christen das jus retractus zustehet, mit völliger Sicherheit besitzen können. Im Casselschen können sie keine Feldgüter besitzen, auch auf dem Lande keine Häuser von Christen kaufen. Die Verordnung des Reichsabsch. vom J. 1551. §. 77. 79. daß Verschreibungen oder Obligationen, welche den Juden von Christen ausserhalb Jahrmärkten und Messen ausgestellt worden, ohne obrigkeitliche Bestätigung null und nichtig sind, hält er gegen Cramern und Puffendorf für noch verbindlich, und er scheint sie so gar auf alle Contrakte unter Christen und Juden auszudehnen. Letzteres ist mehr, als das Gesetz selbst sagt. Dieses ist aber wohl an den mehrsten Orten, wo nicht besondere Verordnungen darüber vorhanden sind, ausser Gerichtsgebrauch, wie er denn selbst gesteht, daß das Reichs-Cammergericht behauptet habe, es sey niemals zur Anwendung gekommen. Dem Recensenten scheint es sehr unbillig, Christen die Erlaubniß zugestatten, einen Vertrag desfalls für unverbindlich zu erklären, weil eine solche Formalität dabey nicht beobachtet worden. Was kann mehr gegen die von Christo selbst gepredigte Moral anstossen? Der Grund, daß dadurch den Betrügereyen der Juden vorgebeugt werden solle, setzt etwas voraus, dessen Behauptung in seiner Allgemeinheit eine sehr unchristliche Lieblosigkeit wäre, und dessen Absicht, wenn jenes auch gegründet wäre, theils durch die obrigkeitliche Bestätigung, da solche keine Untersuchung erfordert, nicht erhalten werden

kann,

kann, theils eine ganz unnöthige Vorsicht ist, da Betrügereyen, wenn sie erwiesen werden können, ohnehin unter Juden und Christen eine Ungültigkeit bewirken. Der Beweis aber würde doch selbst auch bey einer mit gerichtlicher Untersuchung verbundenen Bestätigung geführet werden müssen. Selbst die Heßischen, durchgängig sehr harten Gesetze haben die gerichtliche Bestätigung nur bey Darlehnen, und zwar die 20 Gulden oder mehr austragen, erfordert, und sind, wie der V. selbst gesteht, wegen des daraus entstandenen Mißbrauchs, nur auf Bürger und Bauren eingeschränkt worden, so daß Handschriften und Wechsel, auf welche letztere man ohnehin schon den Reichs-Absch. nicht anwendlich hält, von Adelichen, Gelehrten, Kaufleuten und Krämern, auch solchen, welche neben dem Ackerbau oder Handwerk mit andern Dingen noch einen Handel treiben, auch aussergerichtlich gültig ausgestellt werden können. Ganz besonders ist es, daß im Darmst. kein Jude einem Mann ohne seiner Frauen, oder auch dieser ohne ihres Mannes Vorwissen Geld leihen darf, und daß er eine Schuld nicht über zwey Jahr ungemahnt stehen lassen, sondern widrigenfalls die Zinsen verliehren soll, wo nicht die Zahlung auf über zwey Jahr hinausgehende Termine gesetzt, oder der Schuldner ausserhalb Landes wäre, daß gegen ihn nicht geklagt werden könne. Die erste Verordnung stehet auch mit unerhört harten Strafen in den ältern, nicht aber neuern Casselschen Gesetzen. Im Casselschen darf sich auch kein Christ für einen Juden, der mit Leuten ausserhalb Landes contrahiret, verbürgen. Da im Darmstädischen den Juden 6, und im Casselschen, wenn das Capital unter 20 Rthl. beträgt 8 von hundert als Zinsen zu nehmen erlaubt ist, in jenem Lande auch durch den Gerichts-Gebrauch eingeführt ist, daß auch unter Christen auf 6. von hundert ge-

gesprochen wird, so behauptet der V. daß hierinn kein besondres Vorrecht der Juden liege, sondern wenn 6 p. c. versprochen sind, so können Christen und Juden darauf klagen, sind aber nicht ausdrücklich so viel versprochen, so können weder Juden noch Christen so viel fordern, sondern müssen mit 5 p. c. zufrieden seyn, weil diese von den Reichsgesetzen vorgeschrieben sind. Da aber der V. selbst einräumt, das der Landesherr in seinen Gesetzen von den Reichsgesetzen abgehen könne, und daher dieses auch von den Landesgewohnheiten zugestehen muß, so würden wir auf den Fall, wo nur überhaupt Zinsen versprochen sind, ohne die Quantität auszudrücken, landesübliche Zinsen, und also auch 6 p. c. an den Orten, wo diese die gewöhnlichen sind, zuerkennen, ob wir gleich sonst mit ihm und dem Mevius einig sind, daß die bloße Erlaubniß des sechsten Zinsthalers keine Verbindlichkeit bewirke denselben schlechthin zu zahlen. Im Casselschen ist die Verordnung der Reichsgesetze, daß kein Jude einem Christen seine Forderung gegen einen Christen abtreten und übertragen könne, bestätigt, und der V. behauptet, daß dies überall Rechtens seyn müsse, obgleich die meisten, besonders auch neue Rechtslehrer, ausser dem Herrn von Selchow für den Nicht-Gebrauch dieser Verordnung, besonders bey Schutz-Juden, nicht unbillig und der Erfahrung gemäß streiten, wie er denn auch selbst sagt, daß die Praxis im Darmst. wo hievon keine besondere Verordnung vorhanden ist, ungewiß und zweifelhaft sey. Wenn es in der Casselschen Juden-Ordnung §. 19. heißt: Bey den ihnen erlaubten Kaufen und Verkaufen sollen sie sich doch keines Vorkaufs anmaaßen, auch kein Vorgeding der Christen zum Präjudiz machen, noch ihnen in den Kauf fallen, heimlich oder öffentlich, weniger dasjenige, was feil ist, vertheuren, so finden wir hier-

hierinn kein den Christen vor den Juden gestattetes Verkaufsrecht; und doch führt der V. diese Stelle zum Beweise des Satzes an: jure Cassellano Christiano homini *protimisis* in emendo prae Judaeo relicta est. (S. 47.) Egregium soll doch wohl nur so viel heissen, als sonderbar, wenn der V. (S. 48.) sagt: emtionis necessariae *egregium* exemplum in judaeis hujus Principatus Diuus Ernest. Ludov. ad d. 4. Nov. 1687. in apostilla, quam vocant, constituit, cui simile exemplum frustra alibi quaeres. Iussit autem: daß die Juden in Hessen bey den Auspfändungen der christlichen Unterthanen die Pfänder in billigen Preis annehmen und bey unterbleibender Lösung von dem gepfändeten, selbst innerhalb 24. Stunden, das Geld davor erlegen sollen. Die ausserordentliche Strenge der Heßischen vormaligen Gesetze, daß ein Jude, der gestohlne Sachen kauft, am Leben gestraft werden soll, ist in den neuern Gesetzen, in Gemäßheit der Reichsgesetze zu einer willkührlichen Strafe gemildert. Warum der Beyschlaf eines Juden mit einer Christin härter bestraft werden solle, darüber hat sich Hr. Hommel in seinen Rhapsodien, und andre Rechtslehrer, welche die gesunde Vernunft fragen, sehr gewundert. In Hessen hat man vormals die Lebensstrafe darauf gesetzt, welches aber nachher auch gemildert, und außer Gebrauch ist. In Ansehung des Gerichtsstandes stehen die Juden daselbst nicht unter den Stadtobrigkeiten, sondern nur unter den Beamten. In Sachen der Juden unter einander, haben sie im Casselschen einen Landes-Rabbiner, im Darmst. aber nicht, sondern sie gehen an den Rabbiner nach Friedberg, und in der Grafschaft Katzenelbogen an den Frankfurter Rabbiner, der in Sachen, welche vor die Ceremonialgesetze gehören, jedoch mit Vorbehalt der Appellation an die Can-

 zel-

zellenen und Regierungen, und sollen jene auf die in der heil. Schrift moraliter verbotene, oder in den heutigen Statum politicum einschlagende Fälle, als Ehescheidungen; verbotene Gradus der Verheyrathung und dergleichen nicht ausgedehnt werden. In bürgerlichen Sachen der Juden unter sich, ist die Macht und das Recht des Landes-Rabbiners im Casselschen verschiedentlich eingeschränkt. Im Darmst. können die Vorsteher nur Sachen, so unter 20. Gulden betreffen, als Schiedsrichter entscheiden und beylegen. In peinlichen Sachen haben sie in beyden Ländern gar kein Recht zu erkennen. In Ansehung der aussergerichtlichen Sachen können im Darmst., nicht aber im Casselschen, die Juden unter sich Inventarien aufnehmen, und Erbschaftstheilungen besorgen, nur müssen alle Instrumente auch deutsch verfertigt und der christlichen Obrigkeit ein Auszug davon eingeliefert werden. Was die Verbindlichkeiten der Juden im Heßischen betrift, zu denen der V. §. 23. S. 61. fortgeht, so theilt er diese überhaupt in solche ein, die den Juden nur allein obliegen und die ihnen mit den Christen gemein sind. Bey jenen hält er sich, weil sie eben nicht von Wichtigkeit sind, nicht auf, und führt nur im Vorbeygehen ausser dem Schatzgelde, dem Leibzoll, das Silber- Zungen- und Schmus-Geld an. In Ansehung dieser aber behauptet er, daß die Juden, ob sie gleich nicht de civitate, dennoch weil sie in civitate sind, billig eben das erlegen müssen, was die Christen. In der unter dem Hrn. Hommel von dem verstorbenen verdienten Platner 1760. gehaltenen Inaugural-Disputation de usu hodierno divisionis hominum in cives et peregrinos ist behauptet worden, daß diese Römische Distinktion bey uns dahin anwendlich zu machen sey, daß die infideles und besonders die Juden bey uns

die

die jura peregrinorum hätten. Ein Satz, bey dem viel artiges gesagt, bey dem sich aber noch manches bemerken liesse, das hier vielleicht nicht am unrechten Ort angebracht gewesen wäre. Aber vielleicht war dies dem Hrn. V. zu weitläufstig, wenn er auch die angeführte Disputation gekannt haben sollte. In Ansehung der onerum realium ist gar kein Unterscheid unter Juden und Christen. In Absicht der onerum personalium findet eben dies der Regel nach statt. Daher sie auch zu den Schanzarbeiten verbunden sind, statt der Einquartirung aber und den Wachen in Städten und Dörfern erlegen sie Geld. Von den Kriegsfrohndiensten aber, als Briefstragen, Botengehen, Wegweisen sind sie zu Friedenszeiten, eben so wie von den Centkosten befreyet, von den peinlichen Gerichtskosten aber bezahlen sie nur die Hälfte, von dem was die Christen erlegen. Von den Ursachen dieses besondern Vorrechts finden wir nichts bemerkt. Ueberhaupt dürfen die Stadtmagistrate die Juden nicht mit bürgerlichen oder Kriegs- und andern Lasten und Beschwerungen vor ihre Personen belegen, sondern dies kann nur der Landesherr und dessen Beamte thun. Was insbesondre aber die Verbindlichkeit der Juden zu den Pfarr-Erlegnissen anbetrift, so theilt in Ansehung Hessens der V. ein paar würklich merkwürdige Verordnungen, nemlich eine Casselsche in Ansehung der Erlegnisse zum Kirchenbau, und eine Darmstädische in Ansehung der jurium Stolae mit. Ueberhaupt aber gründet er diese Verbindlichkeit der Juden theils darauf, daß den Kirchen und Geistlichen dadurch nichts abgehen müsse, daß Juden statt Christen-Einwohner des Orts sind, theils darauf, daß die anfängliche Hauptabsicht bey der Aufnahme der Juden auf ihre Bekehrung zur christlichen Religion gerichtet, und daher den Juden befohlen war, die christ-

christlichen Kirchen zu besuchen und den Predigern sich mit ihnen in Religionsunterredungen einzulassen, und zu gewissen Zeiten ausdrückliche auf die Judenbekehrung gerichtete Predigten zu halten. Ob nun zwar dies leztere heut zu Tage wegfalle, solcher Zwang auch nicht rathsam sey, so erhelle doch daraus, daß die Geistlichen würklich vor diesen eine curam animarum in Ansehung der Juden gehabt, und daß sie diese noch jezt wenigstens negative in so fern haben, als sie dafür sorgen müssen, daß sie die christliche Lehre nicht lästern. Diese Gründe sind würklich mit vieler Gelehrsamkeit ausgeführt. Es würde sich aber dagegen selbst nach der Art, wie der V. sie vorträgt, noch manches erinnern lassen. Wir müssen, um nur kurz zu seyn, es dabey bewenden lassen, daß wir bemerken, es sey ein großer Unterscheid unter den Fragen: 1) Ob würklich die Juden dieses oder jenes Orts und Landes wegen besonderer Gesetze oder Gewohnheiten verbunden sind, dergleichen zu entrichten? 2) Was in alten Zeiten dazu Gelegenheit gegeben habe, ihnen diese Verbindlichkeit aufzulegen? und 3) Ob es auf Vernunft und Billigkeit gegründet sey, dergleichen noch heut zu Tage von ihnen zu fordern? Die erste Frage ist eine sogenannte quaestio facti. Muß sie bejahet werden, so kann freylich der Richter nicht anders, als darnach sprechen. Die zweyte Frage ist historisch und kritisch. Und der Recensent glaubt allerdings, daß der Grund, weswegen diese Onera den Juden an vielen Orten auferlegt worden, würklich theils in dem auf die Begriffe der geistlichen Jurisdiktion gegründeten Satz des canonischen Rechts, qui est in parochia, censetur esse de parochia, theils darinn liege, daß man den Predigern vor diesen in der Absicht, die Judenbekehrung zu befördern, gewisse Arbeiten anmuthete, und auflegte, die sie zu diesem

Zweck

Zweck übernehmen mußten. Allein, wenn wir zu der dritten blos philosophischen und politischen Frage kommen, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß wir zwar aus der dem Alterthum schuldigen liebreichen Beurtheilung gerne einräumen wollen, daß die abgezielte Absicht aus gutem Herzen entsprungen seyn möge, daß wir aber uns unmöglich desfalls verleiten lassen können, ihre zur Erreichung derselben gewählte Mittel, als weise und vernünftig anzupreisen. Sollte die Frage: Ob der Landesherr als Landesherr berechtiget sey, seinen Unterthanen, als solchen, (denn hier ist nicht die Rede vom Landesherrn, wiefern er das Haupt der Kirche und seine Unterthanen Mitglieder derselben sind) blos in der Absicht für ihr Seelenheil, und noch dazu gegen ihre Ueberzeugung zu sorgen, Verbindlichkeiten aufzulegen, zu denen sie sich nicht freywillig gestehen wollen? wohl zweifelhaft in ihrer Verneinung scheinen? Kann er ihnen also nun noch dazu anmuthen, daß sie sich oneribus unterwerfen sollen, die sich auf den Begrif gründen, daß das zu ihrer ewigen Glückseligkeit abziele, was er ihnen gegen ihre Einsicht als Pflicht auflegt? Ist das nicht, so fällt der Grund weg, weswegen man vormals solche Verbindlichkeiten einführte. Die negative Sorge der Geistlichkeit in Ansehung der Juden, und der von ihnen zu befürchtenden Lästerungen, ist wohl mehr ideal, als reel. Und gesetzt, sie wäre reeller, giebt sie wohl einen Grund ab, um den Juden diesfalls eine Last aufzubürden? Eine Frage, die doch wenigstens noch problematisch bleibt, und eine genauere Untersuchung verdiente: Diese Sorge zielt ja nicht auf das beste der Juden, sondern der Kirche selbst. Soll der Jude die Mühe bezahlen, die man sich giebt die christliche Kirche gegen Besorgnisse zu schützen, die man gegen ihn hat? Ist es billig von unsern Nachbarn die Ersetzung der

Ko-

Kosten zu fordern, welche wir auf Festungswerke verwenden, durch welche wir uns gegen ihren zu befürchtenden Anfall sichern wollen? Handelt der einzelne Jude dem Wohl der Kirche entgegen, so strafe man ihn, aber nur diesen. Er, nicht die ganze Judenschaft, kann darunter leiden. Ist es billig, (diese Frage wird hier zu treffend seyn,) daß der Prediger, weil er gegen die Atheisten predigen muß, desfalls etwas von denselben erhalte? der oben erwähnte Satz des canonischen Rechts verliehrt unter uns Protestanten alle Anwendung, da wir weit davon entfernt sind, den Geistlichen in ihren Kirchsprengeln eine Art der Gerichtsbarkeit beyzulegen. Und endlich noch das argumentum indirectum: der Jude muß darum dem Prediger bezahlen, weil an seiner Stelle ein Christ am dem Ort seyn könnte, welcher bezahlen müßte. Hat das wohl bündige philosophische Stärke? — Hat der Landesherr die Gewalt Juden aufzunehmen, so ist der dem Prediger daher entstehende Schade ein damnum in consequentiam veniens. Das ist niemand, am wenigstens der Jude, zu ersetzen schuldig. Glaubt der Landesherr, das Privilegium der Juden-Aufnahme gereiche in praejudicium juris tertii quaesiti, so muß der Jurist, der nicht höflich heucheln will, sagen, er darf es nicht verleihen, oder er muß das praejudicium aufheben. Kann er aber dies ohne Ungerechtigkeit auf Kosten des privilegiati thun, wenn er ihm dies nicht ausdrücklich vor oder bey Ertheilung seines privilegii zur Bedingung gemacht hat? Aber man hat auch diese Aengstlichkeiten nicht nöthig. Es ist wahr, an die Stelle, wo der Jude wohnt, könnte ein Christ wohnen. Aber würde er denn da auch wohnen, wenn der Jude nicht da wäre? Wer wird so schliessen. Bloße Möglichkeiten kann doch selbst weder die Kirche noch der Herr Pastor bezahlt verlangen.

gen. In einem Ort wohnen zehn Juden-Familien, wenn diese nicht da wären, würden denn zehn Christen-Familien mehr da seyn, als jetzt? Ja, wenn die Juden die Christen austrieben, und verjagten, und sich statt derselben wohnhaft niederließen, dann wäre es noch etwas. Und das hat doch wohl keine Noth. Die Juden-Aufnahme gereicht ja zur Bevölkerung des Staats. Das würde sie aber nach jenen Grundsätzen nicht thun, sondern man würde nur Juden an die Stelle der Christen setzen. Aber wir haben schon mehr über diese Materie gesagt, als wir sagen wollten. Es ist eine schlimme Seuche der mehrsten Juristen, daß sie nicht blos nach den vorhandenen Gesetzen sprechen, sondern auch allemal die Weisheit und Gerechtigkeit derselben rühmen zu müssen glauben. Wäre es nicht gut, wenn man diesem Uebel zu begegnen suchte. — „Im übrigen bemerkt der V. noch §. 29. daß in Hessen überhaupt der zehnte Theil des Vermögens von Juden, wie von Christen als Abzugsgeld auch an den adelichen Landsassen, bezahlt wird, nur daß jene von der wegen Aufhebung der Abzugs-Gelder zwischen Chur-Braunschweig und Cassel geschlossenen Vereinbarung ausgeschlossen sind. Vom Brautschatz wird das Abzugs-Geld nur alsdann bezahlt, wenn der Jude an einen Ort hinzieht, wo dieses auch geschicht. Von den herrschaftlichen Abgaben gemeiner Judenschaft, welche der ganzen Gemeine der Juden obliegen, schliessen sich im Darmst. nicht aber im Casselschen die unter adelichen Schutz stehende aus, wovon die Unbilligkeit hier gezeigt wird. Im Casselschen werden alle vier bis sechs, im Darmstädtischen alle drey Jahr Juden-Landtäge gehalten, zu welchen letztern die unter adelichen Schutz stehende weder geladen werden, noch erscheinen. Hier legt sich ein jeder seinen zu den gemeinen Abgaben zu leistenden

den Beytrag selbst auf, den die übrigen zwar, wenn sie ihn für zu gering halten, erhöhen können; allein es steht ihnen sodann frey, das sich aufgelegte quantum endlich zu erhärten. Der Gottesdienst der Juden ist ungemein eingeschränkt, und sollen nach der eingedruckten Verordnung nur ihrer zehn zu gleicher Zeit in einem nicht nach der Straße zu gelegenen Zimmer eines Judenhauses von Kirchen, Schulen und Rathhause entfernt zum Gebet bey verschlossener Hausthür zusammen kommen. Das Recht die Anlegung einer Synagoge zu gestatten, will der V. den adelichen Landsassen, wenn sie auch das Recht der Aufnahme haben, mit Recht nicht gestatten, obgleich im Darmst. sich dessen wohl einige haben anmaßen wollen. Am Ende ist eine von dem V. Namens der Juristen-Fakultät zu Giessen gefaßte Urthel beygefügt, worinn die Judenschaft zu Stadt Lengsfeld die Pfarr-Amtsgebühren zu bezahlen schuldig erkannt wird. Sonst leugnen wir nicht, daß wir ungerne verschiedene Ausdrücke gelesen haben, die von einem der wahren christlichen Lehre so sehr entgegen gesetzten Religions-Hasse zeugen. Warum heissen die Juden so oft Superstitionis judaicae asseclae? Wäre es nicht Pflicht, ihre Religion, Religion, und nicht Aberglauben zu nennen, gesetzt auch, wir hielten sie nach unserer Ueberzeugung dafür. Wofür wird der Jude die christliche Religion halten? Würden wir es ihm aber zu gute halten, wenn er es sich beykommen ließe, so zu reden. Wo bleibt hier die Moral: Was du nicht willst, daß dir von andern geschehe, das thue andern auch nicht. Wo das Edictum eines heydnischen Prätors: quod quis juris in alterum statuerit, vt ipse eodem utatur. In der That, wenn man das erwägt, so muß es einem in die Seele kränken, wenn man sieht, daß Christen so mit Juden umgehen. Welche Blöße geben

hen wir ihnen nicht? Was müssen sie sich für Begriffe von uns machen? Leßings Jude fiel dem Recensenten ein, als er S. 38. die harten Worte las: quum judaeo *semper* et *ubique* obstet *fortissima* doli praesumtio. Eine praesumtio juris ist das doch nicht. Und wir wünschten, daß man etwas liebreicher urtheilte, um nicht eine so allgemeine praesumtionem hominis, die sich nach den Regeln der Logik dazu gewiß nicht rechtfertigt, anzunehmen.

Fz.

XII.

F. C. Freyherrn von Creutz, Oden und andere Gedichte, auch kleine prosaische Aufsätze — Neue, vermehrte und geänderte Auflage — Zwey Bände. Frankfurt am Mayn, 1769. bey Varrentrapp, groß 8.

Der Dichter von der traurigen Gestalt sind in unserm Jahrhunderte, wo nicht völlig der gleichen Würde doch vielleicht der verschiedenen Art nach, — vorzüglich drey.

Young, der Erste von allen, bleibt bey seiner Nachtwanderey, bey seiner Unordnung in Gedanken, wohin ihn nur die Einbildung, selbst über Worte und Metaphern führen, bey seiner im Ganzen völlig verrückten Moral der Menschheit, noch immer nicht blos der stärkste, sondern auch der Menschlichste dieser Art. Seine erhabensten Absurditäten und übertriebensten Sprünge der Phantasie, sind fast immer noch starke Seiten der menschlichen Natur, das göttliche unsers Wesens, große Zwecke, zu denen wir nicht etwa blos Möglichkeit sehen, sondern auch Anlage zur Würk-

lichkeit selbst fühlen; — und wenn man sagen kann, daß fast kein Schriftsteller die Menschheit nach ihren süßen Schwächen so gut gekannt, und zu treffen gewußt habe, als Sterne: so kannte vielleicht niemand der Neuern so sehr ihre Stärken, ihre schlafenden Kräfte, zum Großen in der Moral, als Young. Es war eine Zeit, da in Deutschland alles vom starken Young schwindelte, so wie jetzt alles vom süßen Sterne schwindelt, und die wahre menschliche Moral liegt doch gewiß in der Mitte von beyden; ich will freylich nicht untersuchen, welchem näher? — Indessen, nur diese starke, menschliche Seite ists, die Young immer aufrecht erhalten wird, und allein aufrecht erhalten kann: denn das Materielle seiner Gesänge muß freylich oft Kopfwehe oder Ueberdruß machen —

Ein anderer, lange nicht von Youngs Genie und Kopfe, führte diese Göttin des Ernsts in die Scenen der Schöpfung und in Materien der Religion. Er wurde vielleicht erbaulicher, aber auch schlechter und niedriger: Vielleicht weniger übertrieben, aber sein übertriebenes ist auch von so geringer Art — Kurz, er ist Hervei, und diejenigen von unsern deutschen Nachtsängern, die nicht Youngianer sind, sind meistens Herveianer, oder wenn es der Himmel will, beydes zusammen. So z. E. unser große Sterbens Apostel, Trescho, der nicht blos in Betrachtung der ganzen Schöpfung Tod, sondern auch in Allem, so christlichen Tod findet, jede Wange der Jugend, und jede blühende Rose so fein mit Lämmlein Blute bespritzt, seine Wohnung auf Erden nicht nur von Todten-Knochen, sondern immer von denen auf Golgatha erbaut — man sieht, daß die Nachtsänger dieser Art endlich die elendesten, die abgeschmacktesten werden müssen. Die schönste Sängerin der Nächte, die

ent-

entzückende Philomele, wird endlich der krächzendste Rabe herrnhutischer Todtenmelodeyen.

Wenn wir die erste Klasse der Nacht-Dichter Philosophisch, und die zweyte Religiös und Christlich nennen wollen: so gehört für den dritten Mann kein anderer Name, als Metaphysisch: und gewiß hat es vielleicht von den Zeiten des Empedokles und Lukrez an keinen so metaphysischen Dichter gegeben, als — Creutz! Nicht, daß er etwa metaphysische Gegenstände besänge: er besingt alle seine Gegenstände so metaphysisch: seine Seele hat einmal so einen metaphysischen Gang oder Gedankenschnitt sich angewöhnet, daß wohl keinem Dichter in der Welt das Seyn und Nichtseyn, die Essenz und Existenz, die vollkommene Möglichkeit und Würklichkeit und die metaphysischen Zergliederungen des Guten und Bösen, so geläufige, so bequeme und unentbehrliche Hülfsideen geworden sind, als ihm. Seine Seele stützt sich auf diese Gedanken, wie auf alte bekannte und begleitende Freunde fast immer selbst, wo man glauben sollte, und zu wähnen anfängt, daß nur das offene Herz und dies allein sprechen werde; kommt unvermuthet die Existenz und Nicht-Existenz darein, so daß der Rec. bey diesem Dichter von je her nichts so sehr, als das Phänomenon, den Bau einer Seele angestaunet hat, die sich auf solche Sachen — auf solche Worte, und bey solchen, solchen Angelegenheiten und Situationen stützen, und so sanft drauf ruhen könne? Da er nun alles auch mit Nachtfarbe überzieht; Gräber, Tod, Zweifel und Trost, traurige Scenen der Vorsehung, und ein Trauerspiel, das noch ärger, als alles dies ist, seine liebsten Gesänge sind: so sonderbar der Name klinge, so kann Creutz immer der Metaphysische Nachtdichter heißen, und von allen dreyen, glaube ich, wird seine Klasse die leereste bleiben.

Man kann selbst vermuthen, was für Gegenstände nun unserm Dichter etwa gelingen oder mißlingen müssen. Metaphysische Gedanken auf Gott, auf den Gedanken der Schöpfung, den Plan der Vorsehung, große Scenen der Weltveränderung: die Erscheinung und das Verschwinden menschlicher Geschöpfe; die Natur denkender Wesen, ihr Seyn und Nichtseyn, ihr Zweck, ihre Güte, das Schicksal und der Trost der Tugend und Unschuld, die Ruhe des Weisen; das Nichts der irrdischen Hoheit — das ist sein liebster Stoff, lasset uns sehen, wie er den Stof bearbeite!

Ein Gedicht auf die Gottheit fängt an; es ist das früheste, aber auch das schwächste von allen, und fast nichts als eine lange Metaphysische Doxologie, und Register der göttlichen Eigenschaften in etlichen 20 Strophen. Die Vignette vor demselben stellet einen Menschen vor, der in das Antlitz der Sonne siehet, und davon blind und starr wird: fast ist dies die Vignette dieses und mancher andern Stücke des Verf. Die Idee von Gott ist für einen Menschen, zumal für einen Dichter so Glanzvoll, ein so feuriges Meer von Strahlen, daß er besser und schöner thut, wenn er ihr Bild im Widerscheine, im Abglanz studirt und mahlet. Hier ists bey unserm Dichter Schade, daß er die ganze gegenwärtige, mannichfaltige Natur so einsam vorübergehen läßt, oder so abstrackt ansieht, daß er in ihr fast nichts, als den schaffenden Gedanken der Gottheit siehet. So sind seine meisten philosophischen Gedanken über die Schöpfung: sein christliches Gebet, (S. 117.) so schaudernd stille; (dem ich aber noch die Ursache seines Namens nicht ansehe,) und die Tiraden dieser Art in den Gräbern, im Lehrgedicht über die Menschheit, im Seneca, im Lucrez und wo nicht sonst? Der Dichter ist immer in Nacht;

sieht

sieht und fühlt nicht die Schöpfung, durch die tausenderley Illusionen von Gegenwart, womit sie uns bezaubert: er weis nur, daß Schöpfung ist: er fühlet nur sich selbst, insonderheit denkend: dann bricht ihm ein Strahl durch die Nächte: ein Heer der Sterne geht auf! wer machte diese Sterne? wer rief diese Welten aus dem Undinge? und denn kommt der Dichter in das Feld seines Lieblingsgedanken, des metaphysischen Artickels von der Schöpfung des Seyn; von der Entstehung des Alles aus dem Undinge u. s. w. und denn strömt der Eine Lieblingsgedanke Seiten hinab! Wäre da unser Dichter nicht so abstrakt, und immer so wiederholter Weise abstrakt auf einerley Art, und hätte Gott mehr in der Schöpfung anzuschauen und zu fühlen gewußt — wenige Proben zeigen, wie weit vielfachere, reichere, stärkere Gedanken und Bilder er hätte liefern können. Im allgemeinen Gebet z. E. (S. 177-179.) so abstrakt und metaphysisch es ist, kommen frappante Züge der Hoheit Gottes:

— Der die Weisheit gebohren
Und über Welten sie setzte
Das Ungefähr und das Schicksal
Als Sklaven ihr übergeben

Der — (hier fällt der Dichter auf Einmal wieder so tief unter sich, und macht aus dem, was doch am meisten Zweifel gegen die Weisheit der Vorsehung erregen kann, wenigstens zu erregen pflegt, die größte Demonstration κατ' ανθρωπον

Der — giebt er Thronen zu lehnen
Hat er (über matte, undeutsche, übelverbundne Stellen muß man fast auf jedem Blatte, als über Provinzialismen der Rhein- und Mayn-Länder hinwegsehen!) —

Hat er das Oele der Salbung
Für Götter irrdischer Reiche
Vom hohen Himmel gesendet —
Doch, ach! nicht allen Weisheit scheut!

Du, der auf glühenden Wagen
Mit Donnerpferden bespannet
Beym Staube gräßlicher Blitze,
Die Lüfte schrecket und segnet,
Der Uns, wenn schwärmende Seuchen
Der Jugend Wangen von Rosen
Mit schwarzem Kohlstaub bestreuen
Und böse Sitten vertilgen.
Bey lauter Güte grausam scheint!

Du, der den schwellenden Bergen
Ein Herz von Golde gegeben,
Und Eingeweide von Silber,
In Gruben Sterne vergraben,
Die goldne Cronen umleuchten,
Du, der die Höhen und Tiefen
Die Wasser, das stehende Veste
Von alter Ewigkeit wege,
Ohnmächtig ohne Wunder scheinst.

Der jenem Stein' ohn' Empfindung
Zum Geist den Nordpol gegeben!
Du, dessen Sonne dort röstet
Hier, wie die Liebe, sanft wärmet.
Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet
Und zur Begeistrung aufwallend
Bet' ich dich an, den Mächtigsten!

Du, dem die Biene nachbauet
Du, dem die Spinne nachwebet,
Du, der unsichtbar im Schimmel
Die schönen Blumen gezogen.

Mein

Mein Knie ꝛc.

Bet' ich dich an, den Weisesten!

Du, der wenn alles erstarret,
Die Hungerstillenden Körner
Vorm Raub des Winters zu schützen
Dem Schnee selbst Wärme gegeben.

Mein Knie ꝛc.

Bet' ich dich an, den Gütigsten!

Du, der den Wesen der Geister
Zum Standort Ewigkeit gabest
Wenn schwere Gewichte von Welten
Wie Federn, fallen im leeren

Mein Knie ꝛc.

Bet' ich dich an, den Ewigen!

Ich mag die Auswahl der Bilder, die zu scholastische Vertheilung, und am wenigsten das Harte und Unvollendete des Ausdrucks nicht vertheidigen; allein bezeugen nicht bey dem feyerlichen des betenden Morgenländers einzelne Züge wenigstens, was unser Dichter hätte seyn können, wenn er die Schöpfung weniger in seinem verschloßnen dunkeln Kabinette, als im freyen, großen Garten der Natur gesungen hätte, mit der Empfindung eines Kleist, mit dem Auge eines Thomson; oder wenn er wenigstens seine Abstraktionen mit den Schätzen von Entdeckungen in der wissenschaftlichen Physik hätte stützen und beleben können! — Und das bezeugen einzelne vortrefliche Stellen in seinen lukrezischen Gedanken; aus denen, mit etwas mehrerm Licht, Reichthum und Empfindung Eines der größesten Lehrgedichte hätte werden können — Jetzt aber ringt leider! der Dichter noch immer mit Nacht und Chaos!

In den Gedanken von der Vorsehung scheint der ältere und neuere Dichter, Creutz, ein doppelter Mann.

 In

In den Zeiten seiner Jugend pries er das Glück der Weisen (S. 17.) auch darinn

Wer jenseit jener Nacht, in der Alphons geirrt
Die Gottheit, die sein Herze fühlt
Im schönen Kolibri und Kondors Ungeheur
Gleich schön und sich stets ähnlich findt!

Da sang er voll Stolz und Zutrauen an die Vorsicht:

Bin ich kein Wesen der obersten Reihe
Bin ich doch Ein Dich Anbetendes Wesen
Donnre, ich danke (oder wie es voraus besser hieß)
Dich ehr' ich Donnernd, und dankbar empfind' ich
scherzende Zephir

Würmer, den schärfsten Augen verschwindend
Die wir, Dich suchend durch Gläser betrachten,
Schätzest du würdig, gleich den Elephanten
göttlicher Sorgen,

und von solchen Stellen sind der Weise, die Gelassenheit, die Gewissensruhe und so viel andre Gedichte voll, deren Eins der Dichter mit dem großen Gedanken anhebt:

Du, der du Gott noch nie vollkommener erblickt
Als wenn dir seine Hand auch Leiden zugeschickt —

allein, immer weiter hin in die Gedichte, sieht man die Seele des Dichters sich auch immer mehr bewölken und schwärzen, bis zulezt würklich die Zweifel, Beunruhigungen werden, und die voraus sanftklagende Stimme sich in den härtesten Ton der Vorwürfe verwandelt. Weit entfernt hiebey Etwas dem Verf., als Mensch zur Last zu legen: wir charakterisiren nur den Dichter, und was kann der Dichter nicht singen wollen und dürfen, was der Mensch deswegen eben so, und in eben dem Lichte nicht denkt. Gnug, dem Ersten hats gefallen, fast alle neuere Gedichte,

dichte, an die Nacht (S. 136.) das höchste Gut, die Einsamkeit, die beste Welt, und was müßte ich noch für eine Reihe hersetzen? in diesen Ton zu stimmen. Das Kühaste und Wildeste ist S. 144. Einige Scenen der Vorsehung. In ihm, und in den Empfindungen beym Kriege (S. 158.) werden die schreckliche Scenen der Erde, und die Uebel des menschlichen Lebens, und die dunkle Seite der Vorsehung so gräßlich und abgebrochen geschildert: das Sylbenmaas, was sonst nie dem Dichter recht gehorchen will, wird hier so unregelmäßig und wild: die Saiten schwirren so verstimmt, und unordentlich in einander, wie der Dichter die Welt findet, daß beyde Stücke auch im Tone wahre Gegenbilder der sanften und erhabnen Uzischen Theodicee werden. Wie bitter der Anfang:

Welt, voll von Schönheit, von Engeln beneidet,
Ein Paradies, für Menschen gemacht,
Für sie hat stolz sich ein Himmel gewölbet
Nach Gothscher Art ganz von Zierrath erdrückt

Der letzte Gedanke fällt fast ins baroke: so fährt er aber fort, anscheinende Schönheiten der Erde zu schildern, um nachher nur desto furchtbarer, wie ein Engel der Apokalypse, mit seinen 7. Plagen hervorzubrechen —

Freund, das ist nicht der Erde Gemälde
Ich merk' und seh' und bebe zurück!
Zusammen tausend gekettete Inseln,
Ein ehmals untergetaucht Continent.

Manch großes Erdtheil, den Brandstäten ähnlich
Und Wälder tief in den Abgrund gestürzt
Und in dem Ocean Menschen und Monster
Durchmischt, Geribbe und Knochen gesät
Ja, Freund, das ist nicht der Erde Gemälde!

 und

und so kommt Pest, Elend: der Donner schlägt aufs Haupt des Pilgrims: der Mohr strangulirt den Mogol: Tempe und Eden ist nicht mehr: Königstöchter werden dem Staatsgott in der Wiege vermählt und wie Iphigenien aufgeopfert: Circaßische Schönen in den Armen häßlicher Tartarn — die Scenen des Kriegs noch abscheulicher: Kurz, der Vorsicht Pallast ist ihm

> Ein Thebe, mit hundert Thoren verschlossen,
> Mit hundert geöfnet —

Wir wollen einen Dichter nicht widerlegen, aber oft, in allen spätern Gedichten, insonderheit in den Gräbern, wenn er so wiederholet, so stark, und bitter, die Nichtigkeit des menschlichen Vergnügens beklagt, Träume

> Zu nichtig, würklich zu beglücken,
> Zu lebhaft, Träume nur zu seyn!

hat er uns nur immer so weit bringen können, nicht die Menschheit, sondern den Armen zu beklagen, der Menschheit so wenig fühlet, und dem seine Philosophie wo nicht Waffen und Dolche, so doch immer Nadeln geben muß, sich, wie Kardan, selbst zu ritzen. Der Mensch, als ein sinnliches, vorübergehendes, unvollkommnes Geschöpf kann freylich auch nicht andre, als solche Vergnügen haben: allein, was sollen ihm andre? hat er von andern einen wahren, reinen Begrif? verliert er nicht, die er hat und haben soll, wenn er die andern anticipiren und diese Schönheit und Sinnlichkeit, so zergliedern will? Eben dadurch sind sie Vergnügen der Menschheit, daß sie sind

> Zu nichtig, ewig zu beglücken
> Zu lebhaft, nur ein Traum zu seyn!

und

und der Philosoph, der das Gegentheil demonstrirt, kommt mir so vor, wie Montesquieu sich den Zustand eines Engländers denkt, ehe dieser sich mordet. Alle Sinne und Oeffnungen sind gleichsam für die Schönheit der Welt verschlossen; das Blut fließt matt: die Lebensgeister stocken traurig und träge: das Herz schlägt krank — nun ist gleichsam die Maschine auf keinen andern Zustand so bereitet, und annähernd — als, wie wenn dieser Hauch ausbliebe! das Herz ganz stille stände! das ist Tod, aber der Tod auch die Folge der übelsten, nur nicht immer so sichtbaren Krankheit. — Sollte im spekulativen Theil unsrer Seele nicht eben das Absterben möglich seyn?

Nun komme ich also auf die dritte Klasse der Lieblingsideen unsres Verf., und das ist vielleicht die größte, der Mittelpunkt von allen, über Seyn und Nichtseyn, über Tod und Unsterblichkeit der Seele. Nirgends, in allen Zeitaltern und Nationen, ist vielleicht das Schreckliche der Vernichtung, des Nichtwerdens, des Aussenbleibens und Schwindens nicht eines Hauchs, sondern eines Gedankens, eines denkenden Wesens mit der Fülle aller seiner Gedanken, eines Geistes, der so ewig und selbstständig wie Gott ist; nirgends ist das Verschwinden desselben in den Abgrund und die Zertrümmerung der edelsten, und vielleicht einzig wahren Welt, die Welt der Gedanken! anziehender und schrecklicher geschildert werden, als bey ihm! Woher seine Seele die Wendung genommen? woher ihr dieser Gedanke, diese Situation so wichtig, immer gegenwärtig und gleichsam die Einzige herrschende geworden ist? weis ich nicht; nur sie ists! Die ältesten und frühesten Gedichte der Jugend so wohl, als die spätesten: insonderheit die Gräber und die lukrezischen Gedanken drehen sich um diese Mittelidee: nur jene noch jugendlich zuversichtlich und freudig; diese

lang-

langsamer, schwermüthiger, zweifelnder, und von den Gräbern sind gewisse Stücke, vielleicht nicht ohne Ursache, gar verlohren gegangen. Was sollen wir für Proben anführen, da beyde Bände, und die fremdsten Gelegenheiten davon Proben sind? Was eine düstere Phantasie nur für Bilder der Vernichtung, von Meer und Erde, Himmel und Hölle, Nacht und Unendlichkeit nehmen kann, sind hier! bald ruhiger, bald stürmischer! hoffend, und zweifelnd, und erwartend und trotzend und gewiß! Kein Dichter, wie gesagt, der eine abstrakte Idee so interessant machen kann, wenn man Lust hat, sie sich so interessant machen zu lassen, und ihn mit Einem Wort zu zeichnen, fände ich fast Nichts in ihm, als „ ein Dichter über „ Seyn und Vernichtung!„ Nur freylich ein Dichter, der das nicht Menschlich, wie Hamlet, nicht bürgerlich, wie Addisons Cato fühlt! ein Deutscher, der es Metaphysisch denkt und also zu fühlen vermag! — Das Fragment der Zukunft (S. 76.) ist hier Eins der schönsten Stücke: es bleibt Hallers Ewigkeit vielleicht in mehr, als Einem Gesichtspunkt nach: aber das dunkle Meer unsrer Begriffe, das Erwachen eines Gedankens und zum Gedanken, Ewiges Denken, Zukunft, Ungewißheit, Nichts! — wie geschildert! — Der Gedanke unsres Dichters ist immer ein Blitzstral der Mitternacht! Seine Seele ein Land mit Abgrund, und abgerißnen Felsenhöhen, die oben im röthenden Blitz und nicht in sanfter Morgenröthe tagen!

Und dieser Dichter über Seyn und Nichtseyn ist nicht mehr! Seine kämpfende, zweifelnde Seele ist von hinnen, und noch ihre letzten Augenblicke in dieser Niedrigkeit, in diesem Schatten, in diesem Staube, waren nicht die Ruhe, die der Lohn des Denkens, des Forschens seyn sollte, und welch ein großer Lohn wäre!

Ihr

Ihr Abschied war unruhig, war schauderhaft! —
Wenn hier die Theologen wüten, so entsinkt dem
Menschenfreunde, dem gleichen Geschöpf, was auch
denkt und nach Wahrheit hascht, und ihren Stral
für das Edelste, Göttlichste der Schöpfung erkennt,
eine weiche, brüderliche Thräne. Unser Dichter,

Er sieht nunmehr, da wir durch dicke Nebel sehn!
In vollem Licht die Pracht des Unaussprechlichen
Und — in der Tiefe ganz verlohren,
Den Irrstern unter sich der ihn zuerst gebohren!

Ged. v. der Zukunft Th. I. S. 82.

Seine Gedichte, die etwa praktisch werden, sind alle von Unschuld, Tugend, Liebe zur Weisheit, Beruhigung, bey bösen Schicksalen, Verläumdungen u. s. w. Wenn ihm nicht ein Herz gegeben war, das in vollem Maaße, Liebe und sanfte Empfindung strömet: so zeigt sich in solchem Fall desto mehr der gesetzte Geist, der fallend sich wenigstens mit dem Schilde decket, und sich an seine Lieblingsidee, sollten es auch zertrümmerte Felsen seyn, festhält! —

Einigen Lesern, dürfte unsre Rec. nach ihrer Einrichtung vielleicht zu Systematisch scheinen, und ob wir die gleich kurz versichern können, daß sie, auch so geordnet, von einer innigern, längern Kenntniß dieses Dichters zeugen könne, als wenn sie aus dem Register des Buchs ihre Ahnen herschriebe; so wollen wir da, der lieben Gewohnheit gemäß, noch einige Züge hieher setzen, die das Ganze des Dichters betreffen, und alsdenn noch ein Wort von seinen prosaischen Aufsätzen.

1) Daß der Dichter keine strömende Empfindung habe, ist aus dem, was wir gesagt, leicht zu schliessen, und daraus erhellt gleich, warum sein Trauerspiel Seneca, soviel er davon macht, als Trauerspiel, ein

ein so erbärmliches Stück habe werden müssen, ohne Leidenschaft, ohne Charaktere, ohne Empfindungen, ohne die mindeste theatralische Illusion: eine Kette von kalten Deklamationen, wo alles philosophirt, Seneca und Pauline, Aurelia und Piso, Natalis und Annäus — alle philosophiren und deklamiren wie Creutz. Der Rec. hat einmal das wahre Schauspiel erlebt, diese römischen Schulmeister alle insgesammt bis auf Hauptmann und Wache von einer Gesellschaft junger Mädgen spielen zu sehen — Seneca und Piso, mit römischen Helmen und blühenden Mädgenwangen und creutzischen Spekulationswuste — die schönste Parodie, die man je gesehen. — — Die Fragmente, die uns der Dichter von einem andern Trauerspiel Sokrates giebt, sind eben so: er wird spielend, wenn er Empfindung machen, und übertrieben, wenn er Charaktere dichten will — gut! daß es Fragment geblieben.

2) Aber was sonderbarer ist, „kein Faden der „Gedanken„ geräth sogar unserm Dichter. Alle seine Philosophie muß sich entweder in ein lyrisches Sylbenmaas einkleiden lassen, wo man ihr alsdenn sogleich den Zusammenhang vergiebt, oder sie muß in ungebundnen, hingeworfnen Versen erscheinen, wie die 6. Gesänge Gräber, die Zukunft u. s. w. Da kann der Gedanken blitzen und wegblitzen! das Bild kommen und verschwinden, und so läßt sich C. am besten lesen. Will er z. E. in ein ordentlich Lehrgedicht, in Alexandriner seine Gedanken zusammenreihen: so kommt alles in Unordnung, und keiner weis, was er will. So z. E. sein Lehrgedicht über den Menschen — Eins der schlechtsten Stücke von allen. Wir haben diesen Zug mit 2 Worten gesagt, weil er bey C. nicht Hauptzug seyn kann: ein andres Journal hat

hat ihn darüber schon sehr weitläuftig, als nach dem ersten Hauptzuge, beurtheilt.

3) In Absicht auf das mechanische des Verses ist er mit sich selbst in sonderbarem Widerspruche — ausstudirt und nachläßig, voll Wohlklang und voll unerträglicher Härte. Oft hat er im schwermüthigen lyrischen, wo er nicht mit Empfindung spielen will, eine so schöne Kadenz insonderheit des Reims, oft in seinem freyen Sylbenmaas solche glückliche Stellung des Bildes — und bald die unerträglichsten Skansionen, Fehler der Grammatick, und alle Zierrathen des Dialekts der Wetterau.

4) Da seine Gegenstände so einfach, und die Welt seiner Gedanken so einartig ist: so lieset man fast auf allen Blättern dasselbe. Bey der Höhe seiner Wahrheiten sind derselben auch sehr wenig, bey der Abgezogenheit derselben viel leeres: Es kann also nicht anders seyn, als daß vielen Lesern sein Buch wie ein Quartant Metaphysick aus der Wolfischen Schule vorkommt, wo auf allen Seiten dasselbe steht, und andern die in Spekulationen überhaupt nicht so viel Realität finden wollen, werden seine Zweifel und seine Gründe, sein Seyn und Nichtseyn, wie Wasserblasen ansehen. Freylich kann, wer da will, aus der Seiffenblase eines Knaben, die ganze Optik und Naturalphilosophie und Kosmogonie Newtons studiren, es bleibt doch aber nur immer Seiffenblase!

Auch in diesem Betracht hat unser V. vor seinem Tode sich schon selbst begraben, da er alle seine kleinsten Stücke und Fragmente wo nicht in langer ermüdenden Reihe aufstellte, doch ja in seine prosaischen Aufsätze einschaltete: und wahrscheinlich diesen zu gut nur seine prosaischen Aufsätze schrieb. Creutz kann nicht anders bleiben und leben, als daß aus seinen 2, großen Bänden ein kleiner werde, mit der Auswahl

wahl seiner besten Stücke oder Stellen als Fragmente. Ausser allen Wiederholungen hat er noch soviel Hofschlendrian, elende Gelegenheitsgedichte, die der Hochfürstliche Titel entschuldigen soll, Excellenzeneingänge, die sich nun sonderlich zu solchen Materien und solchem Ton schicken, als wenn ein Arlekin mit dem hölzernen Säbel Hamlets Monologe Seyn oder Nichtseyn machte: der Contrast wird hier oft eben so auffallend!

Von seinen prosaischen Aufsätzen endlich müßten wir soviel sagen, daß wir lieber nichts sagen mögen. Ueber philosophische Sachen liest man ihn noch am liebsten; da glauben wir auch selbst, daß alle seine metaphysische Tractätlein in 12. die von Nichts, als „dem, was Seyn ist!„ handeln, noch nicht genug beherzigt, wenigstens beantwortet sind: aber als Kunstrichter ist er trivial oder elend. Ein Mann, der über Pope aus der französischen Uebersetzung spricht, und von Milton als ein Metaphysicker redet, und über schöne Wissenschaften und Sprache noch völlig aus Gottscheds Zeit urtheilt, ist nicht zu lesen, oder, wenn man ihn ausgelesen hat, vergessen. Ein guter Epitomator dieses Dichters, wäre jetzt nach seinem Tode der Freund, den er vermuthlich in seinem Leben als Autor, nicht gehabt hat.

L.

XIII.

Anmerkungen über den Anakreon. Leipzig, bey Crusius, 364 Seiten (ohne die Zueignungsschrift, Vorrede und Zusätze,) 8.

Bey-

Beynahe hätte uns der Ton der Vorrede und mehr denn einer Stelle die uns beym ersten Durchblättern dieser Schrift in die Hände fiel, völlig abgeschreckt, sie genauer durchzugehn. Bald völlig verbrauchter Witz — wenn man es überhaupt Witz nennen könnte — wie zu Anfange: „Da ich zuerst die Süßigkeit der Autorschaft durch „die Gütigkeit meines Verlegers schmecke, so darf ich „mich nicht so geradezu ohne einige Verbeugung meinen Lesern nahen, und ehe ich meine Jungferschaft „hingebe, muß ich wohl zuvor in der Vorrede ein bisgen erröthen;„ bald gesuchte Anspielungen, die das Ansehn einer großen Belesenheit geben, bald und hauptsächlich das Mißhandeln guter, mittelmäßiger und schlechter Köpfe; kurz, alles das ließ uns einen jungen Schriftsteller nach der itzigen Mode fürchten, wo unverschämt und seicht, gewöhnlich sehr genau verbunden sind. Indessen würde nach unsrer Einsicht ein solches Urtheil über den Verfasser zu strenge seyn, wenn man seine Schrift genauer durchgeht. Denn bey allem, was man mit Recht gegen sie erinnern kann, hält sie uns doch an manchen Stellen durch ihre gute Seite schadlos und ein Leser oder Ausleger des Anakreon wird zuweilen sehr brauchbare, wo nicht eigne, doch nicht übel zusammengetragne Bemerkungen in ihr entdecken. Aber freylich hätte der Verf. sich und uns die Mühe oft erleichtern und zuweilen ganz ersparen können. So hätte er z. E. viele und noch dazu sehr lange Citata völlig weglassen können, die mit der zu erläuternden Stelle in keiner oder nur einer sehr entfernten Verbindung stehn, wovon wir unten Beyspiele geben werden, und statt itzt den Leser bald zur ersten, bald zur 50sten Ode zu führen, wäre doch wohl besser gewesen, die Ordnung der Ausgaben beyzubehalten; denn itzt ist man gezwungen, das

ganze Buch durchzulaufen, wenn man sehn will, ob er bey dieser oder jener Stelle etwas angemerkt hat. Aber freylich zeugt die ganze Schrift von zu großer Eilfertigkeit, wie die doppelten Zusätze noch mehr bestätigen, und eben so sehr von dem Hange eines jungen Schriftstellers, allenthalben Gelehrsamkeit und Belesenheit anzubringen; ein Fehler, den die verstellte Demuth der Vorrede nichts weniger als versteckt. Doch wir wollen die Schrift itzt etwas genauer durchgehn, ohne das Gute und die Fehler des uns völlig unbekannten Verf. — der Name thut bey Unpartheyischen nichts zur Sache — zu verschweigen.

In der vorangeschickten Einleitung (S. 1-36.) erklärt der Verf., daß seine Absicht sey „die Quellen „anzugeben, aus welchen Anakreons Genie seine „Schönheiten schöpfte, und unter seinen Nachahmern „gleichsam eine Rangordnung zu machen.„ Aber weder dem ersten scheint uns dadurch Gnüge gethan, daß der Verf. uns größtentheils die Anmerkungen andrer zu dieser oder jener Stelle seines Dichters und hie und da seine eignen mittheilt; noch dem andern dadurch, daß er bey vielen Oden besonders Herrn Gleims Nachahmungen und auch wol einige von Cowley oder von Italienischen Dichtern theils übersetzte, theils nachgeahmte Gedichte hersetzt, oder höchstens ähnliche (oft auch unähnliche) ältrer oder neurer Dichter. Indessen, so sehr es auch itzt der Modeton ist, Rangordnungen zu machen und Vergleichungen zwischen mehrern Werken des Genies anzustellen, so würden wir, nach unserm Geschmack wenigstens, wegen dieser verfehlten Absicht ihm weniger Vorwürfe machen, wenn wir ihn nicht sehr ungern oft mit einem Machtspruche und fast immer mit dem itzt bey gewissen Leuten so beliebten Muthwillen auch guten Nachahmungen begegnen sähen. Auch davon unten ein paar Beyspiele.

Das

Das meiste dieser Einleitung enthält einige Bemerkungen über den Charakter der Lieder des Anakreons. Mehr Zusammenhang und weniger Anspielungen wünschten wir auch hier um so viel mehr, da man in den ernsthaft geschriebnen Stellen einen Mann erkennt, der über seinen Dichter nachgedacht hat, und künftig noch mehr liefern kann. Die Anmerkungen selbst über die einzelnen Oden sind nicht von gleichem Werth. Er gesteht aufrichtig, daß er manche Herrn Reiske und Fischer zu danken habe, und freylich unterscheiden sich diese merklich; und es freut uns, daß er wenigstens diesen Männern, die ihnen schuldige Hochachtung beweist. — Aber fast sind sie auch die einzigen, die seiner scharfen Feder entgehn. Zu diesen guten Anmerkungen rechnen wir besonders die über die 6te Ode S. 90; über die vierte S. 129. fgg. noch mehr über die 50te Ode, (S. 177.) von der er glaubt, sie sey an einem Bachusfest gemacht; so auch über die 23. und 28ste. Bey der 29sten Ode (S. 244 - 270.) kommt eine artige Muthmassung, welche zur Erklärung der ersten Verse — Ῥοδίης τυραννε τεχνης κ. τ. λ. beyträgt, über A. Aufenthalt in Rhodus vor. Die siebende Ode (S. 283.) hält er für die Erzählung einer Erscheinung, ohne daß es dabey steht, daß es eine sey. — „Aber Anakreon„ setzt er noch einmal hier mit einem leidlichen Einfall hinzu, „war so wenig „verbunden, es zu sagen, als viele Philosophen, die „doch nicht einerley Privilegien mit den Poeten haben.„ Nach unserm Verf. will also A. hier weiter nichts, als die Unruhe und süsse Quaal der schmachtenden Liebe (allegorisch) ausdrücken. Ein ganz artiger Gedanke! Nur bey Gelegenheit des Wortes ἀναυρος hätte der Verf. unserm Bedünken nach, nicht so weitschweifig und unter andern nicht mit dem langen Citato aus Löschers Stromateo beweisen dürfen, daß es hier

überhaupt einen Fluß appellative anzeige. Daß es das heissen könne, haben nicht Heskin und Fischer und Löscher zuerst bemerkt, beym guten Scapula steht allenfalls schon ἀναυρος torrens; nur ist die Frage: ob Löscher darinn recht hat, daß es das immer heissen müsse. Ungeachtet freylich das Stillschweigen der alten Erdbeschreiber von einem Fluß dieses Namens in Thessalien von Gewicht ist; so dünkt uns doch die Stelle im Callimachus Hymn. in Delum v. 103. sehr noch gegen jene Meynung zu seyn, daß gar kein Fluß dieses Namens in Th. gewesen seyn sollte. Die Stelle heißt:

Ἀψ δ'επι Θεσσαλιην ποδας ἐτρεπε φευγε δ' Ἀναυρος,

Και μεγαλη Λαρισσα, και αἱ χειρωνιδες ἀκραι.

Vielleicht hat es mit dem Worte ἀναυρος eine ähnliche Bewandniß, wie mit dem Worte Elve oder Elbe. — Die 9te Ode (S. 338.) spricht unser Verf. mit Paw, nur nicht aus demselben Grunde, dem Anakreon ab, aber S. 350. scheint er dieses zu widerrufen. Sonst ist auch bey dieser manches angemerkt, das nachgelesen zu werden verdient, wie wir denn überhaupt in der letzten Hälfte dieser Schrift mehr gutes als zu Anfange gefunden zu haben, glauben. — Das wäre in der Kürze etwas von der guten Seite dieser Anmerkungen gesagt, nun noch ein Wörtchen von der schlimmen unsers Verf. — Viele seiner Anmerkungen sind völlig unbedeutend. Bey der 59sten Ode z. E. führt er gar nichts als zwo im Gedanken ungefehr ähnliche Stellen aus der Anthologie — wie er denn mit den Anthologien sehr häufig um sich wirft — und Gleims Nachahmung an. Oft hingegen beschenkt er seinen Leser mit einer schrecklichen Menge Citaten. Man sehe die 22ste Ode. (S. 124.) Um den einer

weit-

weitläuftigen Erklärung gar nicht bedürfenden Ausdruck

ἐρεθεζει πηγη ῥευσαι ποδας

zu erläutern, werden auf drey Seiten Stellen aus dem Catull, Theokrit, Horaz, Pindar, Anakreon, Virgil, Clemens Alexandrinus, Longin, Muratori, Philostratus, Anthologie, Horaz, Athenäus, Aristophanes, Achilles Tatius ꝛc. ꝛc. mit ihren Auslegern angeführt. Sollte nicht hier der Vorwurf dem Verf. selbst treffen, den er S. 110. Herrn Klotz macht, ob mit Recht oder Unrecht, wolle der gen. Leser entscheiden — „daß er seinen Leser oft lahm citire.„ Oder thut er hier etwas anders, als was er S. 4. an einigen großen Gelehrten unsrer Zeit tadelt, die, wie er sich in seiner sonderbaren Sprache ausdrückt, „dem „geneigten Leser den deutschlateinischgriechischen Futtersack über den Kopf werfen, damit er darinne wählen und sich das beste auslesen kann?„ — Fast möchte man auf den Argwohn gerathen, daß unser Verf. zuweilen zu eifrig aus irgend einem gehörten und an Citaten ergiebigen Collegio geschöpft habe; denn von einem so jungen Schriftsteller, wie er sich selbst schildert, ist nach aller Billigkeit so ausgebreitete Belesenheit nicht zu erwarten. Es ist also auch kein Wunder, wenn man vieles zur Sache nicht gehörige hier antrift. Was soll z. E. bey der gar nicht schwierigen Stelle der 16ten Ode (S. 111.) συ μεν λεγεις τα Θηβης folgende Anmerkung: „Du besingest Theben oder die Kriege Thebens. So erklärt diese „Stelle Hr. Fischer in s. Anmerkungen über den Welker, wo er eine ähnliche Stelle des Appianus anführt in der libyschen Geschichte: Σκηπιων = εις „γονυ καταβαλων. (Bey dem Ausdruck εις γ. κ. „sehe man Arnauds Animadv. p. 70. Pindar sagt „oft von einem Glücklichen ὀρθον ἑςαναι, ὀρθω ἐπι-

„σφυ-

„σφυρα, auch Aelian sagt von einer Stadt επι ςομα
„πεσειν. Eine curieuse Stelle ist beym Polyänus L.
„VIII. Stratag. και κατα ςομα γυμνωσας Ανιβαν wird
„aperto marte übersetzt.) Man sehe Markland
„über den Lysias. — —„ Nun folgen noch Dor-
ville, Properz, und Ovid; aber wozu alle der Unrath,
da zur Erläuterung der Anakreontischen Stelle höch-
stens die Worte Appians nöthig waren?

Aber das, worinn uns der Verf. — und wir sind versichert jedem unpartheyischen Leser mit uns — am meisten mißfällt, ist, wie wir schon oben bemerkt haben, theils sein angemaßter entscheidender Ton in welchem er mit und von Paw, Bartern, Barnes, Trillern und andern die über den Anakreon oder ihm ähnliche Stellen geschrieben, redet, (wer Proben davon verlangt, sehe S. 159. 190. fg. und sonst oft;) theils die verächtliche Begegnung vieler auch guter, besonders deutscher Nachahmungen der Anakreontischen Lieder. Wir wollen gar nicht alle Gleimische Nachahmungen in Schutz nehmen, sondern gern zugeben, daß sich vieles mit Recht gegen sie erinnern lasse, wie denn auch von vernünftigen Kunstrichtern geschehn ist, nur hätte unser Verf. um so viel mehr Ursache zur Behutsamkeit in seinen Urtheilen gehabt, da er es zuweilen wagt, statt der Gleimischen Nachahmungen — ein Wort, das er zuweilen freywillig mit Uebersetzung zu verwechseln scheint — uns von seiner Hand andre mitzutheilen. Wie diese ausgefallen sind, mag der Leser noch zum Schlusse aus folgenden Proben sehn.

Die Gleimische Nachahmung der 43sten Ode an die Heuschrecke: „Heroldin des frohen Lenzen u.s.w.„ wird S. 69. erst mit verächtlichen Seitenblicke verworfen, und dann liefert der Verf. selbst seine getreue Uebersetzung:

„Glück-

„Glücklich preiß ich dich, Cicade,
Die du auf der Bäume Gipfel
Thronest, und von wenig Thaue
Trunken sanfte Lieder thönest.
Alles was du überschauest
Diese ganze Flur ist deine;
Dein ist, was die Stunden zeugen.
Du des Landmanns liebste Freundinn
Niemals hast du ihn beleidigt;
Von den Sterblichen geehret,
Als des Sommers süsser Bothe.
Nicht allein die holden Musen,
Auch dich liebt Apollo selber
Und gab dir die helle Stimme,
Dich verzehret nie das Alter,
Weise, erdgeschafne Sänger'n
Frey von Schmerz, von Fleisch, von Blute
Fast bist du ein Gott zu nennen.„

O gewiß, sehr getreu! aber auch so wässerigt, daß der Recensent noch immer lieber Verfasser der Gleimischen Nachahmung als dieser getreuen Uebersetzung seyn möchte, die schon für sich allein Beweis gnug ist, daß unser Verf. nicht zum Dichter bestimmt sey. — Eben so hätte er auch bey der 22sten Ode der Gleimischen Nachahmung: „Freund meiner Sele setze ꝛc.„ nicht so fade spotten; oder wenigstens seine neue Uebersetzung für sich behalten sollen, welche so lautet:

„Komm, mein Freund, Bathyll und setze
Dich im Schatten dieses Baumes
Der so schön am zarten Zweige
Seine weichen Locken schüttelt.
Neben ihm lockt eine Quelle
Voll süsser Suada fliessend
O wer hört's und kann vorüber
Gehn bey einem solchen Wirthe?„

Aus der sechsten Zeile sollte man fast schliessen, daß der Uebers. von der Versart gar keine Begriffe habe. Nach der Aehnlichkeit der übrigen Zeilen, müßte man jene so scandiren:

Voll süsser Su (a da) fliessend

Das ist denn doch auch vortreflich! Nicht wahr? —

Wir wiederholen noch einmal, daß es uns leid sey, die angeführten Mängel bey einem Schriftsteller anzutreffen, der in den guten Stellen seiner Schrift beweist, daß er für die griechische Litteratur etwas gutes leisten könne. Wir hoffen dieses künftig von ihm zu sehn, wenn er erst selbst jene von uns ohne böse Absicht erinnerten Stücke als Fehler einsehn wird, die höchstens eine jugendliche Hitze und die löbliche Gewohnheit mancher unter unsern itzigen Schriftstellern einigermassen entschuldigen. Nur wir halten unsern Verf. zu gut, als daß er durch beyde sich auch künftig sollte fortreissen lassen. Wenigstens wünschen wir das Gegentheil.

Dr.

XIV.

Von dem körperlichen wesentlichen Unterschiede zwischen der Struktur der Thiere und der Menschen. Eine akademische Rede gehalten auf dem anatomischen Theater zu Pavia, von D. Peter Moscati, Prof. der Anat. Chirurgie und Geburtshülfe, Mitglied der Akad. der Physiokrit. zu Siena. Aus dem Italienischen übersetzt von Johann Beckmann, ordentl. Prof. der Oecon. zu Göttin-

tingen u. s. w. Göttingen, bey Vandenhoecks W., 1771. in 8. 6½ Bogen.

Herr Moscati wollte in dieser Rede beweisen, daß es zwischen den Thieren und Menschen überall keinen wesentlichen körperlichen Unterschied, weder in der verschiedenen Stellung des Körpers, noch in der Bildung der Eingeweide, der Knochen, der Muskeln, der Gefäße und des Herzens, noch in der Bildung der sinnlichen Werkzeuge, nemlich der Nerven und des Gehirns gebe, welches letztere ihm beym Menschen noch wohl unvollkommener als das Gehirn der Thiere zu seyn scheint. Er hat hierbey offenbar blos an die vierfüßigen Thiere gedacht: denn von einem Professor der Anatomie kann man sich das gar nicht einfallen lassen, daß er zwischen der Struktur des Körpers eines Menschen, und eines Wurms oder Insekts, das z. E. von Natur weder Kopf, noch Gehirn, noch in seiner Art zweyerley Geschlechter, noch alle Gliedmaßen der menschlichen Sinne, noch alle Eingeweide der größern Thiere, noch äußere Gliedmaßen, u. s. w. besitzt, keinen wesentlichen Unterschied annehmen wollte. Selbst an die Fische und Vögel scheint er bey seiner Vergleichung gar nicht gedacht zu haben, und erwähnt ihrer auch niemals. Es ist also hier blos von den vierfüßigen Thieren die Rede, und wenn man dem Herrn M. nun zugäbe, daß die Körper derselben in nichts wesentlichem vom menschlichen verschieden wären: was hätte er uns dann sonderlich Neues und Paradoxes gesagt? denn daß er sich dies eingebildet habe, erhellet aus vielen Stellen seiner Rede. Was soll denn daraus folgen, daß die Körper der vierfüßigen Thiere dem menschlichen in den wesentlichen Stücken ähnlich sind? daß der Mensch so gut ein Thier sey, als sie? Wer hat daran gezweifelt? daß der mensch-

 liche

liche Körper nicht der vollkommenste unter allen thierischen in jeder Absicht sey? Warum sollte man das nicht zugeben? daß er ihm eigne Gebrechen habe, die andre Thiere nicht beschweren? Unstreitig: dafür haben alle Arten der Thiere wieder andre, die ihnen eigen sind. Daß der menschliche Körper in jeder Absicht unvollkommener sey, als die übrigen thierischen? dies scheint Herr M. zu glauben, und gerade hierinn betrügt er sich augenscheinlich. Das, was den Menschen wesentlich von allen Arten andrer Thiere unterscheidet, ist das Vermögen seiner Seele zu allgemeinen Begriffen, zu höhern Erkenntnissen, das ist, das Vermögen, sich, ohne den unmittelbaren und nähern Beystand und Einfluß der äusserlichen Sinne, Begriffe zu formiren, wozu kein Thier das Vermögen hat, weil dessen Begriffe insgesamt entweder durch die äusserlichen Sinne unmittelbar oder doch auf nähere Weise erregt und bestimmt werden. Da aber die Seele keinen weder von den Sinnen abhangenden, noch allgemeinen abstrakten Begriff formiren kann, ohne daß nicht zugleich im Gehirne gewisse Bewegungen entstehn müßten, die ihn begleiten; so muß das menschliche Gehirn zu den Bewegungen die die höhern, nicht sinnlichen Vorstellungen begleiten, eine Kraft besitzen, die den Gehirnen aller andern Thiere mangelt; und diese vorzügliche Kraft des menschlichen Gehirns muß aller Wahrscheinlichkeit nach in der verschiedenen Bildung seiner innern Theile liegen, die aber wohl freylich einem Zergliederer nicht sichtbar seyn kann. Daß dieser Unterschied nicht vorhanden sey, hat Herr M. nicht bewiesen und kann es auch nicht erweisen, weil die eigentliche Struktur der innwendigsten Theile des Gehirns, und das, was sie zu den verschiedenen Bewegungen, die verschiedene Vorstellungen stets begleiten, fähig macht, die Augen des Zergliederers

flieht.

flieht. Wir andern Leute haben diesen Vorzug unsers Gehirns auch nie aus seiner sichtbaren Bauart zu erweisen gesucht, sondern wir schliessen ihn aus den Erscheinungen, und aus dem ewigen Naturgesetze thierischer Körper, daß mit jeder Art Vorstellungen besondre Bewegungen im Gehirne vergesellschaftet sind. Weil das Gehirn eines Seewurms derjenigen Bewegungen nicht fähig ist, die zu der Leidenschaft des Vergnügens, der Traurigkeit, des Neides, zu den Einbildungen des Gedächtnisses, u. s. w. erfodert werden würden, so mangeln ihm diese Begriffe, die wir hingegen einem Hunde zugestehn, dessen Gehirn solcher Bewegungen fähig ist, daß die Vorstellungskraft seiner Seele dieselben hervorbringen kann. Wir urtheilen daraus, daß die eigentlich zur Harmonie der Vorstellungskraft mit der bewegenden eingerichtete Struktur des Gehirns beym letzten einen höhern Grad der Vollkommenheit, als beym Wurme habe, und eben so geben wir dem Gehirne des Menschen diesen Vorzug vor dem Gehirne des Hundes und seines gleichen, daß es Bewegungen zu solchen Vostellungen hervorbringen kann, welche die Vorstellungskraft, im vorzüglichsten Grade von den Sinnen unabhänglich, zu wirken vermag, und die wir abstrakte nennen. Herr M. hat etwas hiervon eingesehen, und gesteht S. 76. bis 81. dem menschlichen Gehirne den Vorzug zu, daß es die Eindrücke der Sinnen hemmen kann, dahingegen die Thiere ihren Empfindungen blind folgen müssen. Sollte er nicht hieraus schon auf einen solchen Unterschied in dem Mechanismo des Gehirns, mithin auch in seiner Struktur geschlossen haben, der dem Menschen vor allen Thieren vorzüglich und allein eigen, mithin ihm wesentlich wäre? Er aber: was thut er? Er schließt daraus, daß das Gehirn der Menschen von dem der übrigen Thiere entweder nur im Mehr

oder

oder Minder, mithin nicht wesentlich verschieden, oder daß dieser Unterschied vielleicht gar nur ein organischer Fehler des erstern sey. S. 93. Welch ein Schluß! und wie kann H. M. so dreist hinsagen, das Mehr oder Weniger im Gehirne der Menschen gebe keinen wesentlichen Unterschied ab, da eben durch die mehrere Ausbildung, das Gehirn, oder ein Theil desselben, ganz andre Arten von Kräften erlangen kann, als ohne dieselbe, so wie viel andre Theile dergleichen blos dadurch erhalten, daß sie sich vergrößern und mehr entwickeln. Doch da wir unsrer Kritick hier nicht die Ausdehnung geben können, dies zu erweisen, so wollen wir es nur den Lesern zur Erinnerung gesagt haben. Wenn nun also Herr M. den wesentlichen Unterschied der menschlichen und andrer thierischer Körper, der im Gehirne allein zu suchen ist, nicht widerlegt hat, der übrige Unterschied der Eingeweide, der äussern Struktur und der Gliedmaßen aber, ob er gleich nur sehr obenhin angetastet worden, ihm zugegeben werden kann, ohne daß er damit so viel gewonnen hätte, den menschlichen mit dem viehischen in allen Absichten für wesentlich einerley erklären zu können; so würde von der ganzen Paradoxie des Redners nichts mehr zu sagen übrig seyn, wenn er sich nicht die Mühe gegeben hätte, einen Theil seines seltsamen Beweises besonders auszuarbeiten, und ihn beynahe zu seinem Hauptzwecke zu machen; nemlich, daß insbesondre die Struktur der äussern Gliedmaßen der Menschen von der, der vierfüßigen Thiere nicht wesentlich verschieden, und es also nicht die natürliche Bestimmung des Menschen sey, aufrecht zu gehn; sondern daß dies nur ein den Menschen angeerbter künstlicher Gang sey, und daß sie auf vier Beinen fester, bequemer und weniger zum Nachtheile ihrer Gesundheit stehn und gehn würden. Dies ist der Inhalt

halt der ganzen ersten Hälfte seiner Rede, und wir dürfen ihn also am wenigsten übergehn. Herr M. findet überhaupt den Unterschied der Hände und Beine des Menschen von den Beinen der vierfüßigen Thiere so gering, daß er die ersten alle Viere, eben so wie bey den leztern, blos zum Stehn und Gehn von der Natur bestimmt zu seyn glaubt. Er hat die Vorsicht gebraucht, der wichtigsten Unterscheidungsstücke nicht zu erwähnen, und wird mit den übrigen bald fertig. Das wunderliche Gestell eines Menschen, der auf allen Vieren kriecht, weil seine Hinterbeine zu diesem Gange zu lang sind, macht ihm wenig Schwierigkeit, weil der Haase auch längere Hinterbeine als Vorderbeine hat. Davon aber erwähnt er nichts, daß bey den Hinterfüssen der Thiere, das Gelenk, welches bey uns das Knie bildet, sich gerade umgekehrt gegen unser Knie beugt; daß dies Gelenk sich bey dem Haasen so biegt, daß sein Fuß unter den Bauch kommt, da es hingegen beym Menschen den Fuß nach dem Rücken hin aufhebt; daß der untere Fuß des Haasen beym Gehen mit seiner ganzen Fläche die Erde berührt, dahingegen der Mensch auf vier Beinen auf den Zehen steht, und den Hintertheil des Unterfußes in der Schwebe trägt; daß die Gelenke der Vorderfüsse des Haasen, die bey uns den Ellnbogen formiren, in seinem Gange sich so beugen, daß sie seinen Gang erleichtern, der Mensch auf vier Beinen aber diese Gelenke gar nicht gebrauchen kann, sondern sie steif halten muß, u. s. w. Uns deucht, daß diese und dergleichen Unterschiede die natürliche Bestimmung des Menschen zum aufrechten Gange hinlänglich entscheiden: und gerade solcher hat er gar keine Erwähnung gethan. Von S. 19. an sucht Herr M. zu beweisen, daß die senkrechte Stellung des Menschen weder die festeste, noch die bequemste, noch die ge-

fundeste sey, und daß wir also der Natur gemäß auf allen Vieren stehn sollten. Mit diesen wichtigen Beweisen quält sich Herr M. sehr sinnreich, und wir haben nicht umhin gekonnt, uns öfters dabey der berühmten Aelster zu erinnern, die einem Fuchse bewies, daß der Schwanz sein fünfter Fuß wäre. Fester steht man unstreitig auf vier Beinen, als auf zweyen. Nun hat die Natur gewollt, daß wir fest stehn sollen: Also müssen wir auf allen Vieren stehn. Man könnte eben so schliessen, daß die Vögel von der Natur bestimmt wären auf ihren Flügeln zu stehn, die nur eine besondre Art Vorderbeine sind, zumal da diese Thiere, wider die Absicht der Natur, noch weniger fest stehn, als der Mensch, weil sich ihr Vorderleib vorwärts über die Beine biegt. Bequemer wär es uns auch auf allen Vieren zu stehn, und wir wollen unsern Lesern den Beweis schenken. Sie können die Probe machen, und wenn es ihnen anfänglich sauer werden sollte; so wird sich dies mit der Zeit bald geben: denn es ist nur die Ungewohnheit. Auf die Gesundheit kommt es vornehmlich an, und da zeigt uns nun Herr M. sehr gelehrt, und mit häufigen Anführungen grosser Leute, die aber nur immer Nebensachen betreffen; daß die aufrechte Stellung schon der Frucht in Mutterleibe schade, die davon unter andern einen so dicken Kopf hat, weil sie in Mutterleibe verkehrt hängt, daß ihr das Blut zu Kopfe schießt, woraus man schliessen sollte, daß Weiber, die in der ganzen Schwangerschaft haben zu Bette liegen müssen, Kinder mit kleinen Köpfen gebährten; daß viele Krankheiten der Schwangern aus dieser unnatürlichen Stellung ihren Ursprung nehmen, woraus man schliessen könnte, wenn mans nicht ohnedem wüßte, daß die Ungelegenheiten der trächtigen Thiere von ganz andrer Art seyn müssen, weil sie horizontal stehn: denn daß diese davon nichts

lei-

leiden sollten, kann wohl Herr M. nicht im Ernste glauben, da wohl keine Lage der Frucht in Mutterleibe zu erdenken ist, von der man nicht eben so gelehrt, wie H. M. von der senkrechten, beweisen könnte, daß sie beschwerliche Folgen und Krankheiten der Mutter veranlassen könne; daß die Glieder der Frucht bey der senkrechten Lage schwach bleiben würden, wenn sie sich nicht nach der Geburt umkehrten, damit das Blut wieder desto mehr in die Beine schösse; daß die senkrechte Stellung des gebornen Menschen wieder eine Menge andrer Krankheiten veranlasse, die wir an den Bestien nicht bemerken, weil sie auf vier Beinen stehn, und was dergleichen armselige Gründe mehr sind. Eben so lustig könnte man dem Herrn M. ein Heer von neuen Krankheiten vordemonstriren, die der Mensch leiden würde, wenn er auf Vieren gienge: denn welche Stellung eines Thiers hat nicht ihre bösen Folgen für die Gesundheit, wenn sie nicht oft abgewechselt wird? Man könnte auf diese Art die allerseltsamsten Einfälle beweisen. Wenn alles, woraus Krankheiten entstehen können, uns nicht natürlich ist; so ist es auch der Schlaf und das Essen und Trinken nicht. Der rechte Gebrauch und die Nothwendigkeit verhüten die meisten und entschuldigen die übrigen nachtheiligen Folgen. So auch die horizontale Stellung, deren rechter Gebrauch der ist, wozu uns die Natur selbst leitet, daß wir sie zuweilen mit Sitzen und Liegen abwechseln. Wenn alles, was uns bequemer wäre, natürlich ist; so ist es unnatürlich, daß wir keinen Schwanz haben, womit sich die Thiere in ihren Bewegungen vielerley Erleichterung schaffen; und wenn die festeste Stellung die natürlichste ist, so kommt eine Laus mit ihren acht Beinen der Vollkommenheit viel näher, als der Mensch, weil sie fester steht. Mit diesem Spotte wollen wir nur anzeigen,

wie schlecht die Schlüsse des H. M. folgen, wenn man ihm auch seine Prämissen ohne Einschränkung zugeben müßte, welches doch noch weit gefehlt ist. Wenn ein Mann aufsteht, um uns eine paradoxe Meynung im ganzen Ernste zu demonstriren, so ist er entweder selbst davon überzeugt, und dann müßte er Gründe anführen, die seine Einsichten nicht verächtlich machten, oder er will mit dem Publiko spielen, und dann ist es erlaubt, mit ihm wieder zu spielen. — Die Uebersetzung dieses Werks vom H. Pr. Beckmann scheint uns unverbesserlich, und ob wir gleich kein günstiges Urtheil von der Arbeit des H. M. selbst gefällt haben, so war doch die Schrift immer merkwürdig genug, um eine Uebersetzung zu verdienen.

Hz.

XV.

Erpenii arabische Grammatick, abgekürzt, vollständiger und leichter gemacht von Joh. Dav. Michaelis, nebst dem Anfang einer arabischen Chrestomathie, aus Schultens Anhang zur Erpenischen Grammatick. Göttingen, bey Victor. Boßiegel, 1771. 25 Bogen in 8.

Da der Hr. Hofr. selbst den Gesichtspunkt angiebt, woraus man seine arabische Grammatick beurtheilen soll: sie soll nemlich ein leichter faßlicher Auszug aus der Erpenischen, und doch in manchen Stücken vollständiger seyn, als diese: so wollen wir unser Urtheil über dieselbe also fassen, daß wir kurz, wenigstens aber ein Theil derselben, anzeigen, wo

wo wir etwas deutlicher, richtiger, vollständiger, als in der Erpenischen, vorgetragen gefunden haben, und wo wir es erwartet und nicht gefunden haben.

So viel bemerken wir zum voraus, des Erpenius arabische Grammatick ist so vollständig und mit so gutem Geschmack geschrieben, als wir vielleicht überhaupt wenig Grammaticken besitzen, und durch Hrn. M. Auszug keineswegs entbehrlich worden. Die Michaelische ist, wie uns dünkt, für solche, die vom Arabischen mehr lernen wollen, als die Anfangsgründe, und allenfalls es mit Hülfe des Golius aufs Hebräische anwenden, zu kurz und unvollständig; zum akademischen Gebrauch hingegen, um die ersten Anfangsgründe daraus zu lernen und zu lehren, zu weitläuftig. Eine arabische Grammatick, die blos diese enthielte, ließe sich in wenig Bogen zusammen drängen, und eine solche fehlt uns noch. Kalls Fundamenta L. Ar. sind zwar kurz, aber zu unverständlich, und mit keiner Präcision geschrieben. Hirts Institutiones sind mit vieler Genauigkeit geschrieben, und ziemlich vollständig; aber doch fast nichts als ein Auszug aus Erpenius, und das Danzische Kleid, das ihm der V. gegeben, dürfte vielleicht nur in Jena gefallen. Nun zur Sache selbst.

Gleich Anfangs finden wir von der Aussprache der Buchstaben etwas mehr gesagt, als beym Erpenius, und zwar nicht neue, auch nicht recht hieher gehörige, aber doch nützliche Anmerkungen, da noch so oft hierinn gefehlt wird, darüber, welchen arabischen Buchstab man ordentlich für jeden hebräischen suchen müsse, wenn man beyde Sprachen mit einander vergleichen will. Nichts hingegen von den verschiednen Schriftarten der Araber, deren Erpenius S. 6. u. f. der Schult. Ausg. gedenkt. Der mauritanische Character, insbesondere, der sich in vielen Handschriften

findet, in solchen nemlich, die von occidentalischen Arabern geschrieben worden, hätte hier mit drey Worten können bestimmt werden. So auch finden wir nichts von den Unterscheidungszeichen der Araber, die sich besonders in geschriebnen Koranen finden, und oft zum Verstande schwerer Stellen dienen, davon Erpenius S. 11. u. f.

Dagegen ist hier S. 14. wohl bemerkt, daß es bey der Aussprache gewisser Buchstaben und Sylben Befehle arabischer Grammaticker giebt, die im gemeinen Leben nicht gelten. Doch dahin möchten wir nicht mit dem Hrn. Hofr. die verschiedne Aussprache des ن rechnen. In mehrern Sprachen wird N vor B wie M ausgesprochen, z. E. ἐμβάλλω, imbibo; τὸν πόδα spricht der neuere Grieche *tom poda*. Ferner das ة und die Nunnation, sagt der Hr. Hofr., werden im gemeinen Leben nicht gehört. Dieses ist nur zur Hälfte wahr. Bisweilen sprechen die Araber das ة wie T ohne Nunnation aus, bisweilen lassen sie auch die Nunnation hören; am gewöhnlichsten aber sprechen sie beydes gar nicht aus. So sagen sie z. E. Sunnet, Salaton, Meschukah; s. Decley Introduct. ad LL. OO. p. 153.

Von den quiescirenden Buchstaben أوي ist hier S. 20. etwas mehr, als beym Erpenius steht, aber doch noch zu wenig gesagt. Der Eintheilung der Buchstaben in serviles und radicales hätte hier sollen gedacht werden.

Mit den Regeln, wornach man die Vocalen aussprechen soll, (s. davon Erpenii Alphabetum Arab., das der Hist. Iosephi ex Alcor. angehängt ist, Gabr. Sionitae et Io. Hesronitae Gramm. Maronit. Lib. I. Guadagnoli Instit. Arab. p. 2.) belästigt der Hr. Hofr. nach S. 22. niemanden. Uns dünkt, der lernende

nende behält immer eine ungewisse und furchtsame Aussprache, wenn er hievon keine Regel findet, und sein Lehrer das Kesre z. Ex. bald E, bald wiederum J. ausspricht. Besser also, ihm eine Regel gegeben, wenn sie auch nach der Sprache der Araber im gemeinen Leben nicht völlig richtig seyn sollte. Phatha spreche man also lieber immer, wie es Gabriel Sionita will, als ein deutsches A aus, wenn es gleich im Munde der Araber bisweilen wie ein Englisches A lautet; Kesre wie E, nur am Ende der Worte, und wenn ي darinn quiescirt, wie J; Damma wie O, ausgenommen vor dem quiescirenden و wie U. Auch hier und beym Erpenius fehlt die Anmerkung, daß die Araber zwey Diphthongen oder etwas unsern Diphthongen ähnliches in den Sylben وْ, Au, und يْ, Ai, haben.

Die Lehre vom Elif Unionis §. 7. hat hier einen kleinen Zusatz erhalten; dagegen aber finden wir nicht bemerkt, wenn es wegfalle. Die Ordnung beym Erpenius ist hier auch wohl natürlicher. Vom Hamzah sowohl, als vom Meddah ist hier und beym Erpenius zu wenig gesagt.

Statt des von arabischen Grammatickern gebräuchten فعل hatte Erpenius نصر zum Paradigma genommen; Hr. M. hat dafür, vermuthlich weil نصر in der siebenden Conjugation eine Irregularität hat, قتل gewählt; Hr. C. R. Hirt noch besser, der achten Conjugation wegen, قصل. Von den sogenannten Conjugationen der Araber hätte hier können eine richtigere Vorstellung gemacht werden. Sie sind, wie die Hebräischen, nicht eigentlich verschiedne Conjugationen, sondern verba derivata, über deren Ver-

wandschaft und Bedeutung man Regeln gemacht hat. Hierinn sind also die morgenländischen Sprachen nicht so sehr von den abendländischen verschieden, wie einer denken muß, der von 24. Conjugationen der Araber hört. Im griechischen und lateinischen giebt es eben solche verba derivata, z. Ex. φάω, φαίνω, φαντάζω, φανερόω, edo, esito, esurio; über deren Bedeutung sich eben sowohl allgemeine Regeln machen liessen, und vom griechischen wirklich in Cattiers Gazophylacium Graec. gemacht sind. Daher kömmt es auch, daß von den Stammwörtern der Araber bey weiten nicht alle diese sogenannten Conjugationen üblich sind, sondern von den meisten nur drey oder vier.

Von der verschiednen Bedeutung derselben ist S. 45. u. f. nicht mehr gesagt, als im Erpenius steht; es hätte aber viel mehr können gesagt werden, z. Ex. daß die vierte Conjugation oft einen Ueberfluß anzeige, wie z. Ex. in ألبن, viel Milch haben; die sechste eine succeßive Handlung oder Empfindung, z. Ex. تكامل, nach und nach fertig werden, تراجع, sich langsam zurückziehen, und sehr häufig eine Verstellung, z. Ex. تمارض, sich krank stellen, u. s. w. Was von zusammengesetzten Conjugationen §. 23. gesagt ist, (vergl. Vriemoets Arabismus Sect. VII. de Verbo perf. §. 125. p. 45.) verdient noch genauere Untersuchung. Sur. 11. 67. liest Hr. C. R. Hirt Chrestom. Ar. p. 340. mit Recht أَنُلْزِمُكُمُوهَا; die Hinkelmannische Lesart ist vielleicht nur ein Druckfehler.

Das Futurum, bemerkt Hr. M. sehr richtig, ist vielmehr ein Aoristus, als ein eigentlich Futurum. Vom Einfluß der Partikeln auf die Bedeutung desselben hat er etwas weniger, als Erpenius. Zwar gehörte

hätte dieser besser in die Syntax. Was S. 56. vom Vocal des mittelsten Stammbuchstabs gesagt ist, ist nur anders vorgestellt, sonst eben das, was im Erpenius steht, dem deßwegen S. 54. Unrecht geschieht. Ueberhaupt muß man aus dem Wörterbuch lernen, was für einen Vocal, A, I, oder U, das Futurum hat, und eins ist so gut nach der Regel, als das andre. Daß statt des Imperativs, wenn verboten wird, die Araber das Futurum brauchen, ist §. 31. nicht angemerkt.

Beym Infinitiv §. 34. muß es einem freylich befremdend vorkommen, wenn man hört, die erste Conjugation habe 33 Infinitiven; allein da hätte müssen bemerkt werden, der Infinitiv der Araber sey gar nicht das, was der griechische und lateinische; (statt dessen brauchen die Araber ihr Futurum) sondern ein nomen verbale, das, wie im hebräischen, syrischen und chaldäischen, oft im Accusativ einem Verbum angehängt werde, ohne die Bedeutung desselben zu verstärken.

Ueber das, was von den irregulären Verben, vom Nomen, vom Pronomen gesagt ist, über die Syntax, die hier sehr kurz gerathen ist, aber doch manche neue Bemerkungen enthält; liesse sich noch allerley erinnern; doch wir wollen lieber hier die unangenehme Arbeit abbrechen, und nun noch ein paar Worte von der Chrestomathie und der Vorrede sagen.

Daß Uebersetzung und Noten in der Chrestomathie weggeblieben sind, und nur Schultens Excerpte aus arabischen Scholiasten und Lexicographen unter den Text als Noten gedruckt worden, hat unsern völligen Beyfall. Eigne Noten des Hrn. Hofr. haben wir nirgends gefunden, als nur eine einzige S. 11., wo er وهق سبعة für ein Wortspiel hält, das sich

ausser dem arabischen verliere. Wir möchten lieber mit Golius lesen فهو سبعة. Der Sinn ist weit schöner: Gebähre ich zwar nur einen Jungen, sagt die Löwinn, so ists doch ein Löwe. Diese Chrestomathie verspricht der Hr. Hofr. fortzusetzen, und wir wünschen, daß die folgenden Theile recht viel ungedruckte Stücke, aus arabischen Geschichtschreibern und Dichtern enthalten mögen.

Das verdient noch eine Anzeige, daß bey dieser Chrestomathie Hr. Barmeyer, der Drucker, zugleich der Correktor gewesen, den der Hr. Hofr. deßwegen sehr rühmt. Wir haben aber doch in den wenig Bogen ziemlich viel Druckfehler, und manche vom Hrn. Hofr. nicht angezeigt gefunden, z. Ex. S. 2. يعارضهما für يعارضها, S. 4. كَثَّرَ für كَثُرَ, S. 6. fehlt nach المغارة das Wort وأكله, u. s. w.

Die Vorrede, die sieben Bogen stark, auch besonders abgedruckt ist, handelt vom Geschmack der Araber. Vorläufig erzählt der Hr. Hofr., was ihn bewogen, eine arabische Grammatick zu schreiben, was er an der Erpenischen ausstelle, worinn er sie in der seinigen verbessert, redet vom Korane, vom Preise der geschriebnen, von der schönen arabischen Druckereyn, die Göttingen, wie so viel andere, wodurch sie sich von andern deutschen Akademien unterscheidet, der Vorsorge des unsterblichen Hrn. von Münchhausen zu danken hat, von der Theure des Golius, von Jak. Scheids Glossarium Arabico-Latinum, das er unserm Bedünken nach zu sehr empfiehlt) bis S. 30., wo er über den Geschmack der Araber in der Dichtkunst und Prose Anmerkungen verspricht. Gerne hätten wir hier

hier mehr über das Eigenthümliche der arabischen Dichtkunst, wodurch sie sich von den abendländischen und andern morgenländischen unterscheidet, von den verschiednen Zeitaltern derselben, von den Dichtarten, worinn sich die Araber vorzüglich hervorgethan, von ihren vornehmsten Dichtern u. s. w. gelesen; aber freylich wäre denn die Vorrede ein Buch geworden. Möchte aber doch Hr. M. sich entschliessen, über die arabische Poesie ein solches Buch zu schreiben, als Lowth über die hebräische geschrieben, und das er selbst mit vortreflichen Anmerkungen bereichert hat. Was Jones davon in der Histoire de Nadir Chah gesagt hat, ist zu wenig, und gewiß ist er zu sehr Lobredner.

Hr. M. setzt hier zum voraus, beym Urtheil über den Geschmack einer Nation müsse man nie von einem Gedichte oder Schriftsteller auf alle schliessen. Ferner sey es eine allgemeine Erfahrung, daß der Geschmack einer Nation nicht immer einerley bleibe. Auch die arabische Sprache und Poesie, sagt er, hatten ihr güldnes Zeitalter, und setzt es in die Zeit vor Mohammed. Aus ihr, sagt er nicht ganz richtig, sind die in der Chrestomathie befindlichen Gedichte. Abu Temam, der Sammler der Hamasah lebte 200 Jahr nach dem Mohammed; und die Dichter, von welchen er ganze Gedichte oder Fragmente in seine Sammlung aufnahm, hatten zum Theil und vielleicht größtentheils, auch nach dem Mohammed gelebt. Vielmehr hätten hier also die Monumenta vetustiora Arabiae genannt werden sollen, die Schultens zu Leyden 1740. edirt hat, für deren Aechtheit wir aber eben nicht stehen möchten. Die Sache hätte kurz so können gefaßt werden. Die Araber hatten jährlich eine Messe zu Okath, wo ihre Dichter Gedichte vorlasen, und das Preisgedicht ward jedesmal im Tempel zu Mekkah aufgehangen. Von diesen Moallakat ha-

ben wir eine Sammlung, die sieben enthält, wovon aber Hr. D. Reiske, wie wir glauben, in der Vorrede zu Tharapha's Moallakah erwiesen, daß sie alle in die Zeiten Mohammeds gehören. Eine größere Sammlung von arabischen Gedichten, die Hamasah, machte Abu Temam, selbst ein berühmter Dichter, 200 Jahre nach dem Mohammed aus ältern und neuern Dichtern. Funfzig Jahre nachher sammlete Bochteri die kleine Hamasah, die ein Supplement jener größern ist. Als die Araber gleich nach Mohammeds Zeiten die Kunst zu schreiben lernten, fieng auch ein jeder Stamm an, sich einen poetischen Diwan zu machen, oder seine Gedichte, die bisher nur mündlich waren aufbewahrt worden, zu sammlen. Eine solche Sammlung ist z. E. das Diwan Hudail, und in dergleichen Sammlungen finden sich die meisten ältern Gedichte der Araber.

In diesen ältsten Zeiten, bemerkt Hr. M. weiter, hatten die Araber nur Dichter, keine Redner, und zwischen den ältsten arabischen Gedichten, und den ältern hebräischen findet sich sehr sichtbare Aehnlichkeit; nur machen freylich Sitten und Beschaffenheit des Landes einigen Unterschied. Die güldne Zeit der arabischen Dichtkunst aber gieng, wie Hr. M. meynt, mit Mohammed zu Ende, und den Labid, der sich durch eine schöne Stelle im Korane bekehren ließ, und dem Propheten durch Hinwegnehmung seines Gedichts aus dem Tempel zu Mekkah ein Compliment machte, nennt er deswegen den Mörder des guten Geschmacks. Uns dünkt, Hr. M. setze den Mohammed zu sehr herunter. Mohammed hatte gewiß ein dichtrisches Genie, und es giebt nach dem Geschmack des Recensentens viele poetisch schöne Stellen im Korane, worunter auch die angeführte, aber nicht eben sehr glücklich übersetzte Stelle gehört. Der Hr. Hofr. urtheilte auch

selbst

selbst ehedem, wo wir uns recht besinnen, in der Vorrede zu Löwens Gedichten ganz anders vom Mohammed.

Nach Mohammeds Zeiten ward die ganze Nation der Araber kriegerisch. Es scheint, der Hr. Hofr. glaube, daß die Araber in den Zeiten gar keine Dichter gehabt. Vielmehr aber lebten damals, wie wir schon bemerkt haben, eben ihre besten Dichter. Auch Deherir, der arabische Archilochus, lebte im ersten Jahrhunderte der Hedschrah. Wir möchten also lieber die güldne Zeit der arabischen Sprache und Poesie in die Zeit kurz vor und nach dem Mohammed setzen.

In den nächsten Jahrhunderten blühten zwar unter den Arabern die Wissenschaften. Sie übersetzten die Werke der Griechen (aber fast nur philosophische und medicinische) in ihre Sprache, sie arbeiteten selbst ihre Grammatick nach dem Muster der griechischen aus, lasen auch ihre einheimischen Dichter, und sprachgelehrte Scholiasten erklärten sie; aber große Dichter hatten sie wohl nicht. (Abu Temam gehört in diese Zeiten, der sehr geschätzt wird, von dem der Recensent aber nichts gelesen hat.)

Noch mehr mußte sich der Geschmack ändern, als fremde Sieger aus der Tatarey und von den Gränzen China's her sich die Länder unterwarfen, worinn man arabisch schrieb und redete. Die Herrschaft der Türken war dem Geschmacke am nachtheiligsten. (Hier erwarteten wir ein Urtheil über die neuen arabischen Dichter, aus welchen Proben gedruckt sind, dem Motanabbi (St. 965.) und dem Abulola (St. 1058.)

Die Prose der Araber bemerkt der Hr. Hofr. weiter, sey nie der Schönheit ihrer Poesie gleichgekommen; und dieses leitet ihn auf die historische Schreibart der Araber.

Vorläufig redet er von der Wichtigkeit der ganzen morgenländischen Geschichte, die noch so wenig unter uns bearbeitet ist. Aber schöne, unterhaltende Schriftsteller sind die arabischen Geschichtschreiber und Geographen nicht. Hr. M. theilt sie in drey Classen. Die mittelmäßigen, die nicht den Zweck haben, schön zu schreiben, aber sich doch für zu großen Nachläßigkeiten hüten, sind die besten. Als Beyspiel nennt er den Abulfaradsch. Warum gerade doch den Syrer, und der sehr das Unglaubliche und Wunderbare liebt? Wir würden den Abulfeda genannt haben. Gelegentlich erfahren wir hiebey ungerne, daß die ehemals vom Hrn. Hofr. uns gemachte Hofnung zur Ausgabe der größern syrisch geschriebenen Geschichte des Abulfaradsch itzt unerfüllt bleiben werde. Winkelmann hatte ihm zu einer Abschrift desselben aus der Vaticanischen Bibliothek Hofnung gemacht, und der Hr. von Münchhausen wollte die Abschrift, obgleich die Kosten sich wenigstens auf 400. Rthlr. würden belaufen haben, für die Götting. Universitätsbibliothek nehmen lassen. Alle diese Hofnungen vernichtete Winkelmanns Tod. Der Recensent erinnert sich hiebey, ehedem in den Catalogen der Kön. Bibl. zu Paris und der Oxforder Bibliothek (die er itzt nicht zur Einsicht erhalten kann) das größere syrische Werk des Abulfaradsch angezeigt gefunden zu haben. Aus beyden Orten müßte ja wohl das Manuscript leicht zu erhalten seyn, und in Göttingen mit wenigern Kosten können abgeschrieben werden. Vielleicht dürfen wir also noch die Erfüllung der uns vom Hrn. M. gemachten Hofnung erwarten.

In die zweyte Classe setzt der Hr. Hofr. die Geschichtschreiber, die zu wenig Fleiß auf die Schreibart gewandt, und nennt als Beyspiel Abulfeda in der vom Hrn. Prof. Köhler edirten Tabula Syriae. Aber

könnte nicht manches von den grammatikalischen Nachlässigkeiten die Schuld der neuern Abschreiber seyn? Abulfeda hat vielleicht in seiner eignen Handschrift, die in der Leydenschen Bibliothek seyn soll, die Punkte öfters ausgelassen; und so können manche grammatikalische Unrichtigkeiten entstanden seyn, daß Hr. Reiske oder Hr. Köhler die Punkte unrecht setzten, z. Ex. in der tertia persona futuri statt der ى ein ت schrieben, oder umgekehrt.

Die unerträglichste Classe endlich sind dem Hrn. Hofr. diejenigen, die schön schreiben wollen, und durch Zusammensetzung poetischer oder schöner Redensarten schwülstig und unverständlich worden, oder auch bis zur Mattigkeit andächtig schreiben. Zur ersten Classe gehört Achmed Ibn Arabschah, (und noch mehr Omadaddin von Ispahan) in die letzte Bohaddin. Dieser letztere ist gleichwohl nach unserm Geschmack der beste gedruckte arabische Geschichtschreiber, wenn er gleich, vielleicht als Mufti, an einigen wenigen Stellen etwas andächtig thut.

Noch eine Unannehmlichkeit hat die historische Schreibart der Araber, die langen Namen. Der Hr. Hofr. räth Europäischen Gelehrten, nur immer die Hauptnamen zu setzen. Freylich ein sehr guter Rath; aber, wie viel Europäer möchten ihn wohl ohne zu fehlen befolgen können? Die arabischen Namen sind oft nämlich angenommene Namen, oft zeigen sie das Vaterland dessen an, der ihn trägt, oft den Stamm, woraus er abstammte, oft die Würde, die er bekleidete. Wenn man also einen Schriftsteller oder einen andern berühmten Mann mit allen seinen Namen und seinem ganzen Geschlechtregister genannt findet; so muß man unter allen den Namen den nehmen, den die Araber selbst gewöhnlich zu brauchen pflegen, wenn sie den Mann kürzer nennen. Wie leicht

leicht aber hierinn einer fehlen könne, der nicht ganz in Arabien zu Hause ist, und wie oft hierinn gefehlt sey, dürfen wir wohl nicht weitläufig zeigen. Wie sehr würde man z. B. nicht fehlen, wenn man den Abulfeda Ismael nennete?

Gewiß ist aber der Hr. Hofr. unrecht daran, wenn er befiehlt, vor den nominibus propriis den Artikel Al wegzulassen, und das arabische Ibn und den Titel Malek zu übersetzen. Der Artikel ist doch vor den nominibus propriis nicht unser der, die, das, sondern vom Namen unzertrennlich. Einige Namen haben ihn, andre nicht, und bisweilen sind ein und dasselbe Wort mit dem Artikel und ohne Artikel zwey ganz verschiedne Namen. Ibn ist nicht immer Sohn, sondern oft war der, dessen Ibn der andre heißt, einer seiner entferntsten Vorfahren; und alsdenn wird diese Benennung als ein nomen proprium gebraucht. Z. Ex. man würde sehr fehlen, wenn man statt Ibn Alwardi und Ibn Kotaibah (beydes sind die gewöhnlichen Namen zweyer berühmter Schriftsteller) der Sohn Vardi und der Sohn Kotaibâ schreiben wollte.

Auch das hätten wir von einem deutschen Gelehrten nicht erwartet, daß er geneigt ist, die nach unserm Ohr geänderten und gleichsam Europäisch gemachten Namen beyzubehalten, oder doch dem einmal angenommenen Schalle nahe zu bleiben. Wir rathen dagegen einem jeden in seiner Sprache die morgenländischen Töne so genau als möglich auszudrücken, und sind nicht mit dem Hrn. Hofr. der Meynung, daß dieses etwas in die Nachbarschaft der Pedanterey komme. Muslimin (Moslemun sollte er doch heissen) mit der arabischen Endung möchten wir nicht schreiben, sondern Moslemen. Wir finden auch bey dem Hrn. Hofr. eine ungewisse Rechtschreibung der arabischen Namen, und Fehler z. Ex. S. 72. gegen

seine

seine eignen Regeln. Es ist unangenehm, dergleichen Versehen zu rügen, und wir sind wider Willen durch den Hrn. Hofr. selbst, der sich bey den Dingen so lange aufhält, dazu verleitet worden.

Am Ende äussert der Hr. Hofr. den Wunsch, den wir gerne mit ihm thun möchten, daß doch ein Mann von hinlänglicher Geschichtkunde, feinem Geschmack, gefällender Schreibart, und der zugleich so viel arabisch verstünde, als wegen einiger vorhin erwähnten Ursachen unentbehrlich wäre, eine arabische Geschichte schreiben möchte, keine gedähnte, sondern eine concentrirte, und allenfalls nur ein Handbuch, doch nicht im trocknen Compendien-Geschmack. Wir trauen gerne dem Hrn. Prof. Schlözer, den er darum bittet, so viel historischen Geschmack zu, daß er die gehörige Auswahl der Begebenheiten, worauf es in der morgenländischen Geschichte vornehmlich ankömmt, werde zu treffen wissen, und überhaupt möchte er als Geschichtschreiber dazu geschickt seyn; aber sollte es nicht noch dazu viel zu früh seyn? Wie wenig arabische Geschichtschreiber haben wir gedruckt? Abulfeda selbst ist nur ein Auszug aus größern Geschichtschreibern, die in Bibliotheken verborgen liegen; und die bisher gedruckten (z. Ex. Almakin) sind noch so gar nicht kritisch bearbeitet. Wie viel besser wäre es, wenn man erst noch mehr Original-Geschichtschreiber oder Auszüge daraus drucken liesse, und einzelne Theile der morgenländischen Geschichte bearbeitete, ehe man an ein Ganzes dächte! Doch wir müssen, weil wir einmal ans Wünschen gekommen sind, auch einen Wunsch beyfügen. Möchte doch Hr. D. Reiske bald den zweyten Theil der Abulfedischen Annalen ans Licht stellen! Alsdenn würden wir um ein gut Theil dem Zeitpunkte, da ein solches Gebäude, als Hr. M. wünscht, aufgeführt werden könnte, näher gerückt seyn.

Wir eilen zu dem unserm Urtheile nach wichtigsten Theil dieser Blätter, zu den deutsch übersetzten Gedichten aus der Chrestomathie. Das erste Gedicht S. 86. u. f., das sehr starke Züge hat, ist größtentheils glücklich und schön übersetzt. Gleich im ersten Verse konnte der lange Zug, die Söhne einer von der Erde aufgelesenen Mutter abgekürzt werden. Im arabischen ist nur Ein Wort, und dieses gewiß zu sehr nach der Etymologie von Hrn. M. übersetzt, es bedeutet wohl nichts weiter, als eine Verworfne oder Verachtete. Wenigstens hätte Mutter wegbleiben sollen. Die Verachtung liegt hier auch besonders darinn, daß des Dichters Feinde Söhne eines Weibes sind. Nicht so gut gerathen ist die Uebersetzung des zweyten Gedichts, und das Stück selbst von geringerm Werthe. Wie unpoetisch klingt nicht gleich der Anfang: Gerne gebe ich mein Leben, und alles, was ich habe, für Reuter, die wahr machten, was ich dachte. Wir würden gesetzt haben: Werther, als mein Leben und alles, was in meiner Hand ist, sind mir Reuter, die meine Hofnungen erfüllt haben.

Sehr schön ist im arabischen das folgende Gedicht, worinn der Dichter, der zu Mekkah gefangen zurückblieb, als seine Geliebte in einer Caravane nach Jemen zog, dichtet, sie sey ihm im Traum erschienen; aber überaus matt und schleppend klingts in Hrn. M. Uebersetzung. Zur Probe wollen wir doch, weil das Gedicht nur klein ist, eine andre wörtliche Uebersetzung hersetzen:

Mit euch, ihr Reisenden von Jemen!
Zieht meine Sehnsucht, ist euch zur Seite, ob mein Leib
Zu Mekkah fern von euch gebunden liegt.
Wie staunt ich, als ich sie sah!
Tief in der Nacht stand sie so klar vor mir da!
Und des Kerkers Thor war verschlossen.

Sie

Sie kam, und grüßte mich, stand auf, nahm Abschied.
O als sie gieng, blieb mir der Odem aus!
Doch wähne nicht, daß ich kleinmüthig, seit ihr ferne seyd,
Den Tod itzt fürchte; nein, mich schreckt ihr Drohen nicht;
Und in der Kette noch so frey, als immer,
Ergriff mich Sehnsucht nach dir und heftige Liebe,
So wie ich ehmals sie, als ich noch frey war, fühlte.

Kurz ist das folgende Gedicht, aber schön nach unserm Geschmacke nicht. S. 86. u. f. theilt Hr. M. eins mit, das ihm selbst weniger gefällt, weil es zu national ist. Es ist indeß von einem großen Dichter, Taabbata Scherran, und hat viele starke Stellen, die aber Hr. M. größtentheils entkräftet hat. Z. Ex. S. 88. Dies sind zwey Bedingungen: entweder gebunden werden, und denn für Wohlthat danken, oder Blut! Im arabischen steht doch kein Wort weiter, als: Zwey Bedingungen: Banden und Schande, oder Blut! Warum mußte doch Hr. M. immer so nach der Etymologie übersetzen, und eine Redensart brauchen, wo ein Wort hinlänglich war. Von eben dem Taabata Scherran steht S. 94. u. f. ein vortreflich Gedicht, das auch, obgleich ganz national, in Hrn. M. Uebersetzung gefällt. Besonders prächtig und ganz morgenländisch ist das Ende. Wir wollen es, so wie wir es übersetzt haben würden, hersetzen:

Wir haben den Hudailiten den Todeskelch eingeschenkt!
Seine Hefen sind Verwirrung u. Schmach u. Schande!
Die Hyänen lachen beym Anblick der Todten Hudails,
und die Wölfe erheitern sich.
Raubvögel stürzen herab, und wandeln gesättigt unter
den Todten, ohne aufzufliegen.

Unter den folgenden Gedichten schienen uns am glücklichsten übersetzt eins, das einen Juden zum Verfasser hat S. 100., und ein anders von Alncotaloumnes S. 106. u. f.

C. B.

XVI.

Johann Lorenz von Mosheim Sittenlehre der heil. Schrift, neunter und letzter Theil. Verfasset von D. Joh. Pet. Miller. Nebst einem Hauptregister über alle neun Theile. Gött. und Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1770. 3 Alph. 11½ Bogen und 5½ Bogen Vorrede, in 4.

Mit diesem Theile beschließt H. Miller ein sehr schätzbares Werk, daß unserer Nation rühmlich, vernünftigen Christen sehr lehrreich ist, und zu einem unterscheidenden Beweise dienen kann, daß in dem Christenthum, welches noch unter uns da ist, mehr als gewöhnliche Erleuchtung und Richtigkeit zu denken statt finde. Er handelt hier die Pflichten der Christen in der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft ab; deren jene die Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen, diese die allgemeinen Pflichten gegen die Kirche, und die Pflichten der Lehrer und Zuhörer insbesondre enthalten. Bey der umständlichen Erörterung derselben kommen sehr scharfsinnige und meistentheils richtig entschiedene Untersuchungen solcher Materien vor, welche man in den gewöhnlichen christlichen Sittenlehren vergeblich sucht, und die doch auf den ganzen moralischen Zustand der bürgerlichen oder kirchlichen Gesellschaft viel Einfluß haben. Ueber verschiedene für die Sitten sehr wichtige Dinge, redet der Verf. mit großer und anständiger Freymüthigkeit; welches um so viel nöthiger und rühmlicher ist, da man aus Furcht vor dem unanständigen Poltern, oder vor der Beschuldigung, daß man sich in fremde Geschäfte mische, lieber gar davon zu schwei-

gen

gen für gut gefunden hat: die Freyheit zu denken erstreckt sich aber doch auch, meynen wir, auf die Diener der Religion. Hier und da scheint uns zwar der Vortrag des Verf. ins rhetorisiren auszuarten; im Ganzen genommen aber herrscht doch die ruhige Ueberlegung und uneingenommene Untersuchung, die man den Theologen so gern absprechen will. Ueberhaupt besitzen wir nun an dem Werke des Verf. einen Schatz gesammleter und berichtigter moralischer Erkenntnisse, mit welchem wir kein anderes zu vergleichen wissen. Merkwürdige Proben daraus werden unser allgemeines Urtheil, hoffentlich rechtfertigen.

In den vorläufigen Betrachtungen läßt es sich der V. von S. 12. an vornemlich angelegen seyn, das Verhältniß der christlichen Religion gegen den Staat ins Licht zu setzen: und zeiget theils, daß die christliche Religion sowohl, als der Protestantismus allen Arten von Regierungsformen sehr vortheilhaft sey; theils, daß die Einschränkungen ungültig sind, durch welche verschiedene Schriftsteller, besonders in England, die Befehle der Schrift vom Gehorsam gegen die Obrigkeit haben bestimmen wollen. In diesen Befehlen, sagt er S. 17. ganz recht, „läßt sich die obrigkeitliche Macht, von der Person die sie hat, nicht trennen: sonst könnte die Obrigkeit nicht zuverläßigen Gehorsam erwarten, sondern jeder würde ihn nach seinen Gesinnungen und Affekten anders bestimmen; noch weniger könnte der Gehorsam gegen die Obrigkeit ein Gehorsam gegen Gott seyn, wie er es doch bey dem Christen seyn soll.„ So wenig auch S. 29. die römische Regierung auf das allgemeine Beste abzielte, so fordern doch die Apostel von jedem Christen einen uneingeschränkten leidenden Gehorsam gegen den römischen Kaiser und seine Statthalter. Aber, wird S. 19. wohl bestimmt, diese Vorschriften der Apostel

 sind

sind nicht an ganze Nationen, sondern an einzelne Unterthanen gerichtet: nur dieser ihr Verhalten wird in der Bibel bestimmt S. 292., indem sie es nur mit einzelnen Gliedern des gemeinen Wesens zu thun hat; das Verhalten eines ganzen Volks aber gegen seinen Regenten wird durch die Religion gar nicht eingeschränkt, und seine Rechte und Freyheiten, das was es gegen ungerechte Regenten und Tyrannen thun darf oder nicht, muß nicht aus der Bibel, sondern aus vernünftiger Beurtheilung der vorhandenen Verträge und Grundgesetze entschieden werden." (Wie gut ist es aber doch, setzen wir hinzu, für christliche Regenten, daß jeder ihrer Unterthanen durch die Religion zu einem stillen und ertragenden Gehorsam gewöhnet wird; und sich nicht leicht auf die Untersuchung der Rechte, die er als Mensch und Staatsglied haben kann, einläßt: solche Untersuchungen möchten sich selten endigen, ohne dem Gehorsam engere und wohl eigenmächtige Schranken zu setzen. Denn wir sehen es noch nicht ein, wie ein Volk, das seine Vernunft gebrauchen kann und darf, ohne Hülfe der Religion dahin gebracht werden könne, aus wahrer Ueberzeugung zu gehorchen: und die Erfahrung lehret es auch; je mehr der religiöse Sinn unter den Christen abnimmt, desto mehr verdeckter Ungehorsam wird nicht allein gegen den Staat verübt, sondern man hält sich auch desto mehr dazu berechtiget und verpflichtet.) — Die Vergleichung der protestantischen und römisch-katholischen Grundsätze in Beziehung auf das Wohl der Staaten S. 32. f. fällt sehr zum Vortheil der erstern aus: nur dünkt uns, der Vorwurf, daß der Protestantismus dem Gehorsam gegen die Landesobrigkeit nachtheiliger sey, müßte noch ausführlicher und zuverläßiger beantwortet werden, als es S. 50. geschehen ist. (Nach der Theorie hat es freylich das Ansehn,

sehn, daß die Freyheit zu denken, welche der Hauptcharakter des Protestantismus ist, auch die Neigung zur bürgerlichen Freyheit nach sich ziehen, und die Aufklärung des Verstandes eines Volks für schlechte und ungerechte Regenten nicht sehr tröstlich seyn könne: die Geschichte aber bezeuget es doch, daß die Unterthanen in verschiedenen protestantischen Ländern nach und nach viel bürgerliche Freyheiten ganz geduldig verloren haben.)

S. 52. f. kömmt der V. auf die Pflichten der höchsten Landesobrigkeit, die sehr ausführlich und freymüthig abgehandelt werden. Gegen die willkührlichen Gründe, woraus die Rechtsgelehrten nach dem Thomasius die ausgedehnten Rechte der Landesobrigkeit in Kirchensachen herleiten wollen, erklärt er sich ernstlich und mit Recht: wir gestehn aber, daß uns in diesem Stück noch mehr politische Heterodoxie anhänge als ihm. Die Bibel hat sich über keine Rechte der Obrigkeit in Kirchensachen erklärt; und konnte es auch nicht; Vernunft und Verträge müssen daher allein entscheiden. Aus der Natur der christlichen Kirche aber scheint es klar zu folgen, daß sie in Absicht ihrer Lehrsätze, ihrer innern gottesdienstlichen Einrichtung, ihrer Liturgie, der Wahl ihrer Lehrer, kurz in allem, was auf das Gewissen und auf die Ueberzeugung und Uebung der Religion abzielt, ganz frey sey, und ihre Glieder einerley Rechte haben; wo nicht Verträge ein anders bestimmen. Und doch ist bey vorhandenen Verträgen noch die Frage: ob es nicht von der Obrigkeit besser gethan sey, der Kirche eine Freyheit, die einen Theil der Gewissensfreyheit ausmacht, wieder zu geben, als aus gültigen und ungültigen Gründen obrigkeitliche Rechte in der Kirche auszuüben, mit denen allezeit mehr oder weniger Gewissenszwang verbunden ist. Zwischen dieser oben angezeigten Freyheit

und dem völligen Gewissenszwange kann kein sicherer Punkt angegeben werden, wo sich die Rechte der Obrigkeit und die Gewissensrechte mit einander vereinigen ließen. Daher wird und kann auch über diese und jene nicht anders als unbestimmt geurtheilt werden. So eignet z. E. der V. S. 58. der Obrigkeit die allgemeine Aufsicht über die Religion aus solchen Gründen zu, daraus sich auch wohl ihr Recht erweisen ließe, Glaubensartickel für die Unterthanen festzusetzen. Lehrsätze und Gebräuche, und wenn sie auch schwärmerisch wären, oder der Religion gefährlich geachtet würden, hängen nicht von dem Ausspruch der Obrigkeit ab: denn sie ist nicht Richter über Ideen und Gesinnungen und religiöse Uebungen; sondern nur über die daraus entstehende äußerliche Handlungen, in so fern sie mit dem Zweck und den Gesetzen des Staats übereinstimmen oder nicht. Sie hat nicht Recht zu gebieten: glaube das, oder glaube das nicht; diene deinem Gott so und nicht anders; brauche diese und nicht jene Mittel zu deiner Beruhigung und Erbauung. Sie hat nur das Recht zu gebieten: thue dieß und das, und jenes thue nicht. H. Böhmer behauptet daher S. 60., in der Note mit Grund, daß das Majestätsrecht selbst in Absicht der Liturgie nur ein Ius negativum nicht positivum sey. Eben so unbestimmt ist es S. 68., daß die Obrigkeit (als Obrigkeit,) dafür sorgen müsse, daß sich die beste d. i. die evangelische Religion immer mehr im Lande ausbreite. Wer kann nun einem römischkatholischen, oder auch heydnischen Regenten die Pflicht abläugnen, seine Religion, die er für die beste hält, im Lande nach Möglichkeit auszubreiten? Und in diese Ausbreitung wird seine obrigkeitliche Gewalt immer Einfluß haben. Bücher sollen nicht verboten seyn S. 70., als nur die, welche wider die Religion und Sitten

über-

überhaupt gehen. Aber warum soll die Obrigkeit das Schreiben wider die Religion verwehren? unter ihre Gerichtsbarkeit gehört nur die Unsittlichkeit des Vortrags, wodurch die Religion des Volks angegriffen wird. Warum soll endlich die Obrigkeit darüber halten, daß über theologische Materien lateinisch controvertirt werde? Die Klugheit kann es den Streitern wohl gebieten, aber die Obrigkeit hat nach ihrem Zweck keine Befugniß zu solchem Gebot. Diese und ähnliche Aussprüche der Lehrer des protestantischen Kirchenrechts kränken unsers Erachtens die Gewissensrechte; und rühren aus keiner andern Quelle her, als weil man den Einfluß und die Gewalt des vornehmsten Gliedes der Kirche mit seinen obrigkeitlichen Befugnissen unschuldiger Weise oder durch Misbrauch vermischt hat und es noch thut. Es liesse sich wohl beweisen, daß der Staat die Kirche in ihrer innern Einrichtung ganz frey lassen, und nur über die Handlungen ihrer Glieder wachen dürfe, ohne daß dem Zweck des gemeinen Wesens dadurch Nachtheil erwachsen könne. Der V. behauptet selbst S. 63. die völlige Gleichheit der Christen, als Christen, und ihre Gerechtsame zu allen innern kirchlichen Einrichtungen, d. i. ihre Kollegialrechte: und wem sie diese übertragen haben sollen, kann wohl schwerlich historisch erwiesen werden. Daß das bischöfliche Recht der Fürsten keinen Grund habe, gesteht er S. 65. Die Religionsverfolgung schildert er S. 78. f. an dem Exempel Ludwigs des 14. in ihrer häßlichen Gestalt; und aus Röm. 14. erweißt er eben so gründlich als beredt, daß die Verfolgung der Irrenden ganz wider den Sinn des Christenthums sey. Dies ist alles vortreflich und schön: wir wünschten aber, daß er den Umfang und die Natur der Gewissensrechte mit seiner gewöhnlichen Scharfsinnigkeit nochmals studieren, sie

mit den zweckmäßigen Befugnissen der Obrigkeit vergleichen, und dann das Publikum mit einer vollständigern Untersuchung der Rechte der Obrigkeit in Kirchensachen beschenken möchte.

In Absicht auf die politische Moral werden sehr wahre und vortrefliche Anmerkungen gemacht; wir zeigen einige derselben an, um die Begierde der Leser nach ihrer weitern Ausführung zu reitzen. S. 114. wird eine Wahrheit gelehrt, welche Regenten und Staatsmännern noch nicht sattsam einzuleuchten scheint; daß die Sparung und Vermehrung der Landeseingebohrnen alle künstliche Sammlung von Kolonisten weit übertreffe: S. 117. f. wird der politische und moralische Schaden der Hurerey sehr nachdrücklich auseinander gesetzt: S. 129. f. die Sorge für die Erziehung des großen Haufens der Obrigkeit empfohlen; und S. 141. mit großem Ernst auch auf die Errichtung von Töchterschulen (Mädchenschulen) gedrungen. (Uns wundert, daß hier eines Basedow nicht Erwähnung geschieht, der seine Kräfte darauf verwendet, zur politischen Verbesserung der Schulen beförderlich zu seyn. Ueberhaupt sind die Schulen mitten in finstern Zeiten gestiftet, dotirt und eingerichtet worden, die eingerissene Barbarey und ihren Schaden zu vertreiben; sie wurden alle nur auf die Gelehrsamkeit abgezweckt, weil es an Gelehrten gebrach. Jetzt sind der Gelehrten zu viel; ihre Menge und die Natur ihrer Beschäftigungen gereicht oft dem Staat zum Nachtheil, oder ist ihm wenigstens unnütz: doch werden nur immer Gelehrte in den Schulen erzogen, wiewohl sie nur den kleinsten Theil der Bürger ausmachen, und in Beziehung auf den Staat und die Natur der Sache auch nur ausmachen sollen. Warum ändert man also nicht den Zweck vieler überflüßigen Gelehrtenschulen und macht Bürgerschulen daraus?)

In wie fern die schönen Künste auf die christliche (oder wahre) Tugend Einfluß haben, verdient allerdings vom Sittenlehrer untersucht zu werden; uns dünkt aber, daß es noch mehrerer und genauerer Beobachtungen bedarf, recht bestimmt darüber zu raisoniren: Der Leser mag selbst des Verf. Gedanken S. 156. f. darüber prüfen. Am häufigsten und doch nicht allgemein wahr ist das, was S. 159. gesagt wird; daß die Verschönerung der Natur durch die schönen Künste wohl einzelne hervorstechende schöne Handlungen befördern; aber nicht Gesinnungen bewirken könne, welche allgemeine, häußliche und wichtige Tugenden bey den Menschen erzeugen. In einigen Griechischen Staaten bewirkten sie doch unleugbar zu gewissen Zeiten auch allgemeine Gesinnungen. Von der richtigen und geprüften Entscheidung dieser delicaten Materie hängt zum Theil das völlig gegründete Urtheil über die Moralität des Luxus, und über die gehörige Einschränkung desselben ab, daß er nicht unmoralisch werde. So unpartheyisch also gleich der V. S. 192. f. die Gründe für und wider den Luxus hat untersuchen wollen; und so wahr es ist, was er S. 202. f. vom politischen und moralischen Schaden desselben sagt, ingleichen, daß bessernde Exempel und nicht Gesetze dagegen helfen: so werden doch manche Leser urtheilen, daß er ihn mit Augen, die von dem Bilde einer zu hohen Tugend geblendet sind, zu ungünstig angesehen, und keine sichere Anweisung gegeben habe, die Gränze zu finden, wo er moralisch zu seyn aufhört. Die Zwecke des Christenthums müssen da nothwendig mit den Zwecken des Staats zusammenstimmen, und dürfen sich nicht widersprechen. Des Verf. Partheylichkeit, die seinem Herzen zwar rühmlich seyn kann, blickt S. 205. daraus hervor; daß er die Quelle des Luxus in der Wollüstigkeit setzt, welches allgemein genom-

nommen übertrieben ist: nur bey grober und pöbelhafter Denkungsart entspringt er aus dieser Quelle. Alles Vergnügen des Lebens ist auch nicht Wollüstigkeit; und ohne Wollüstigkeit kann auch aus Neid, Ruhmsucht und andern unmoralischen Begierden schädlicher Luxus entstehn. Die ganze Betriebsamkeit eines Staats nebst den daraus entstehenden natürlichen, unvermeidlichen und selbst unschuldigen Folgen muß erst in ihrem Umfange erwogen werden; wenn man bestimmen will, in wie fern er ein politisches und moralisches Uebel sey. Ueberfluß ist ein natürliches Kind der Arbeitsamkeit, und erzeuget wieder das Wohlleben: der Misbrauch dieses Wohllebens besteht entweder in der Disproportion desselben zur allgemeinen oder speciellen Arbeitsamkeit; oder in der Bestimmung und Richtung desselben durch unmoralische und schädliche Triebe. Nach diesen allgemeinen Grundsätzen sollte, dünkt uns, der Luxus beurtheilt werden. Die Versorgung der Armen empfiehlt er S. 215. f. der Obrigkeit als eine wichtige Pflicht: die Mittel, welche er dazu vorschlägt, verdienen in Ueberlegung gezogen zu werden. Er erklärt sich auch wider große Armenhäuser und wider die gemeinschaftliche Erziehung der Waysenkinder; theils wegen der schweren Kosten, theils wegen des politischen und moralischen Schadens, der daraus entsteht: hingegen zieht er die Verpflegung und Erziehung in den Häusern der Bürger, als minder kostbar und dem gemeinen Wesen zuträglicher vor; doch will er da, wo einmal große und allgemeine Stiftungen sind, sie beybehalten wissen, wogegen sich noch wohl manches erinnern ließe, da der Schaden oder geringe Nutzen großer Stiftungen täglich sichtbarer wird. — Dürfen wir bey Gelegenheit aller dieser den Staat und die Kirche zugleich angehender Untersuchungen ein Urtheil wagen; so

scheint

scheint uns die Vermischung der politischen und der christlichen Moral eben so viel unbestimmte Urtheile zu veranlassen, und beydes für den Staat und für die Kirche eben so wenig nützlich zu seyn, als die Vermischung der Rechte der Obrigkeit und der Rechte der Kirche oder des Gewissens. Die politische Moral schränkt sich blos auf das Beste der Gesellschaft ein, die christliche hat es mit der Reinigung und Beruhigung des Herzens zu thun: diese zielet auf die innere, jene nur auf die äußere Moralität. Beyde können zu einem Zweck wirksam seyn, aber durch verschiedene Mittel: jede muß ihrer Absicht treu bleiben; sonst entsteht der Schaden, daß das Christenthum nur gute Bürger macht, und die Obrigkeit wahre Tugend befehlen will, welches sie nicht kann. — Noch ein paar Anmerkungen müssen wir auszeichnen, weil sie freymüthig und wo nicht ganz wahr sind, doch zur Kenntniß wichtiger Wahrheiten leiten können. Die meisten Länder, heißt es S. 206. werden schlecht regiert, und nur die Gelehrten, die Kaufleute und Künstler, die ihr Nachdenken beständig üben und üben müssen, erhalten noch die gemeinsten Vernunftwahrheiten, die sonst zuletzt unter den beständigen Zerstreuungen der Wollüstlinge verlohren gehen müßten. Und S. 210. die Hauptstadt ausgenommen, ist das ganze übrige Land in allen Staaten sich fast durchgängig ähnlich; die Regierungsform mag seyn, welche sie will. (Da ist der Geist und der Charakter der Nation zu suchen, und der Grad politischer und moralischer Wirkung, welche die Verfassung des Staats und der Kirche hervorbringt.)

Zu den Pflichten der Unterthanen rechnet es der V. auch S. 274., daß sie die Verordnungen der Obrigkeit nicht beurtheilen müssen. Sollte es aber nicht ein Problem seyn, das noch zu untersuchen wäre: ob

 es

es dem Staat nachtheilig seyn könne, wenn die Zweckmäßigkeit seiner Verordnungen bescheiden geprüft würde? Uns wenigstens scheint dies das einzige Mittel zu seyn, wodurch die Obrigkeit in den Stand gesetzt wird, den Gehalt und die innere Güte ihrer Verordnungen bestimmt kennen zu lernen. — Die S. 339. zum Beschluß angehängte Stelle aus dem Wieland verdient um des Kontrastes willen gegen seine neuere Schriften bemerkt zu werden.

Unter den Pflichten der Christen in der kirchlichen Gesellschaft nehmen die Pflichten der Lehrer den wichtigsten und größesten Platz ein, und machen zusammen eine sehr geprüfte Pastoral-Anweisung aus. Die Bestimmung des V. einiger wichtigen Punkte können wir nicht übergehen. S. 363. f. redet er von dem Verhalten gegen die symbolischen Bücher. Sind sie zur Einförmigkeit des Lehrbegrifs und zur Absonderung von Irrlehrern nothwendig S. 365; (wenn diese Einförmigkeit überhaupt thunlich und nothwendig ist,) so sind doch die ersten Verf. derselben nicht unfehlbar gewesen; so ist doch ihr Lehrvortrag nur ihren Zeiten und Umständen, und nicht allen, angemessen; so ist dadurch die gewissenhafte Freyheit der Lehrer (und der Christen überhaupt nach dem ersten Grundsatz aller protestantischen Kirchen) die Lehren der Religion immer genauer zu studieren, nicht aufgehoben worden S. 367. Aber wenn die Freyheit von denselben abzuweichen allgemein wäre, so würde es sehr schlimme Folgen nach sich ziehen S. 369. (Werden diese schlimme Folgen nicht zu hoch angesetzt? Sind alle Abweichungen schädlich? sind sie es alle in gleichem Grade? rührt der entspringende Schaden nicht vielmehr vom zwingenden Eifer her, der jeder Abweichung widerstrebt und jede wichtig macht; als von der Freyheit der Abweichung selbst? Auf diese Fragen fin-

finden wir keine Antwort.) Daher müssen symbolische Bücher seyn: ihre innere Verpflichtungskraft haben sie nur von ihrer Uebereinstimmung mit der heil. Schrift; nicht alle Sätze darinn sind symbolisch, sondern nur die, welche damals bestrittene und genau untersuchte Grundwahrheiten der evangel. Religion enthalten, und jeder freydenkende Leser auch deutlich in der heil. Schrift findet; (wer hat aber das Recht zu bestimmen, welche Sätze symbolisch sind oder nicht?) Der Sinn der Schriftstellen muß zur Unterscheidung von andern Religionspartheyen genau darinn bestimmt werden; (warum das? wird er durch diese Bestimmung der einzige wahre? darf ihn nun kein Protestant anders bestimmen? muß jeder den Unterschied von andern Religionspartheyen bis auf alle Spitzfindigkeiten genau wissen?) wenn die Kirche oder die Obrigkeit die Glieder der Gemeine anhält, die Hauptlehren in dem Verstande, den ihnen die symbolischen Bücher beylegen, anzunehmen, so erlangen sie auch eine äusserliche Verpflichtungskraft S. 370. f. (Aber ist die Kirche oder Obrigkeit dazu berechtiget und verpflichtet, Christen anzuhalten, daß sie die Schrift so und nicht anders verstehn sollen? Diese und ähnliche Fragen müssen noch erst geprüft werden, ehe man von der Verpflichtungskraft der symbolischen Bücher bestimmt reden kann.) Da nun die Verpflichtung der symbolischen Bücher noch so viel Schwierigkeit für nachdenkende Christen hat, so sollte wohl nicht S. 374. so grade zu behauptet werden, daß der Vortrag eines Lehrers nach den symbolischen Büchern, der wider seine innere Ueberzeugung ist, sündliche Verstellung sey. Denn wie soll sich ein Lehrer verhalten, wenn er seine anderslautende Ideen nicht für wichtig, noch für Grundwahrheiten hält? Soll er die Gemüther der schwachen verwirren? oder Anstoß und Aerger-

gerniß geben? oder gemeine Christen und gemeine Gottesgelehrten wider sich aufbringen, daß das wichtigere Gute und Wahre, das er vorzutragen hat, auch keinen Eingang finde? Uns dünkt, spekulativische Meynungen, die ohne Einfluß auf das Herz sind, muß jeder rechtschaffene und kluge Mann stehen lassen; so bald er überzeugt ist, daß sein Bekenntniß und seine Beweisgründe nichts dagegen vermögen, wohl aber die Gemüther unruhig und ungewiß machen würden. Ja, sagt man in einem triumphirenden Tone, und der V. behauptet eben das, ob er gleich die Sache ruhig und billig überlegt hat: dann muß man sein Amt niederlegen. Aber wie viel Geistliche würden dann in Aemtern bleiben, wenn die genaueste Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern strenge verpflichtend ist? in welche öffentliche Kirchengemeinschaft soll der ehrliche Mann treten, wenn er mit keiner ganz übereinstimmen kann? Soll er von aller Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, bey aller seiner Redlichkeit von dem Pöbel und Eiferern den Ruf und die Schande eines Religionsfeindes ertragen, und noch dazu mit den Seinigen Mangel leiden? Man sehe doch bey dieser Untersuchung, die das Gewissen und die Religion gleich nahe angeht, nicht immer mit einem Auge auf die beschwornen symbolischen Bücher, oder auf solche Leute hin, denen man durch sein Urtheil nicht mißfällig werden will. Die unbestimmte Verpflichtung zum Bekenntniß der symbolischen Bücher ist an vielem Gewissenszwange, und vieler Freygeisterey Schuld; und die üblen Folgen die man von einer völligen Gewissensfreyheit fürchtet, finden nur so lange statt, als noch in der Religion obrigkeitlicher Zwang herrscht.

Einige andere wichtige und sehr nöthige Anmerkungen über die beste Führung des Lehramts müssen

wir

wir noch kurz anzeigen. Daß mehr katechetischer Unterricht in der Kirche seyn sollte, ist sehr wahr S. 395. f.; daß die jetzige Art zu predigen, und heilige Reden nach den Regeln der Beredsamkeit zu halten, nicht die beste und nützlichste sey, ist eben so wahr; freye Sermonen, wie Luthers seine waren, ohne künstlichen Zuschnitt und ausführliche theol. oder philos. Ausführung sind lehrreicher und fruchtbarer: was der V. S. 399. f. darüber sagt, verdient ernstliche Ueberlegung. Die festgesetzten Sonntagstexte aber sind aller Verbesserung der Predigten sehr hinderlich S. 402. und 406. Gegen praktische Irthümer und Veranlassungen zu Lastern muß der Prediger weit ernstlicher und aufmerksamer seyn, als in Widerlegung theoretischer oder der Meynungen anderer Religionsverwandten S. 412.: aber aus keinem Grunde darf er auf der Kanzel personalisiren, ob er gleich die herrschende Laster in der Gemeine nach ihrer Schädlichkeit und Abscheulichkeit vorstellen muß; worüber S. 416. f. sehr weise Erinnerungen gegeben werden. (Wir setzen hinzu; daß die Gewissenspflicht eines Lehrers in diesem Punkt nie recht bestimmt seyn wird, so lange noch keine wahre Freyheit der Kirche vorhanden ist, und geistliche Bestrafungen nicht von bürgerlichen Folgen gänzlich getrennt sind. Geistliche Bestrafungen gehen nur auf das Herz, und müssen auf die bürgerliche Ehre oder Wohlfart gar keinen Einfluß haben.) Die Frage S. 453. ob ein Prediger verbunden sey, der Obrigkeit gebeichtete Verbrechen auf ihren Befehl zu entdecken? beantwortet er sehr richtig: daß er dem Befehl gehorchen, sich aber wider die Natur seines Amts von der Obrigkeit zu Ausforschung des Verbrechens nicht mißbrauchen lassen müsse. Unter den Erinnerungen wegen des öffentlichen Gebets S. 454. f. haben wir eine nöthige vermißt; daß nemlich öffentliche Gebetsformeln

meln von Zeit zu Zeit verändert werden müßten, wenn sie Nutzen haben sollen. S. 466. erklärt er mit Grunde, daß der Nutzen der Haußbesuche der Prediger so groß nicht sey, als viele ihn vorstellen. (Er ist in Ceremoniel, Zeitverderb oder gar kriechende Schmeicheley ausgeartet; in großen Städten zumal. Die schiefe Kenntniß der Menschen die der Prediger dadurch erlangt, wird sehr gemißbraucht und macht, daß sich ihm die Glieder der Gemeine nur mehr entziehen; oder er wird zu gemein mit den Leuten, und schwächt den Eindruck seines Amts: der Eifersucht der Collegen und der schlechten Absichten der Besuche nicht einmal zu gedenken. Auf dem Lande aber kann der besuchende Prediger Freund, Rathgeber und Vater der Familien seyn.) S. 472. wird sehr richtig angemerkt, daß man die Pflichten der Seelsorge eines Predigers nicht über die Möglichkeit und wahrscheinliche Nützlichkeit ausdehnen müsse: (woran die Prediger selbst durch den Mißverstand übertriebener Ausdrücke und die ungegründete Vergleichung ihres Amts mit dem Amte der Apostel Schuld sind.) Die Art und Weise, wie ein rechtschaffener Prediger Naturalisten, Irrende oder gegen die Religion gleichgültige durch den Umgang gewinnen könne, ist S. 474. vortreflich angegeben, und vielleicht die einzige, die Frucht schaft: nur Schade, daß die dazu erforderliche Klugheit eine seltene Gabe ist. Das Betragen gegen Separatisten S. 479. f. ist auch der Weisheit und dem Zweck der Religion gemäß. Wider das dreuste Trösten und Seligpreisen der Kranken und Maleficanten erklärt sich der Verf. S. 493. f. mit großem Nachdruck: (die Schule der rohen Glaubensprediger stiftet dem wahren und thätigen Christenthum dadurch unersetzlichen Schaden.) In der ausführlichen Abhandlung von der Vocation S. 515. f. zeiget er endlich, mit welchem

Un-

Ungrunde (und Aberglauben) manche Prediger von einem göttlichen Rufe träumen, durch welchen sie zum Amte gelangt sind. Heut zu Tage beruft Gott nicht mehr durch Zeichen und Gesichte; sondern der Ruf ist göttlich, oder vielmehr seinem Willen gemäß, der von Personen die dazu berechtiget sind, durch rechtmäßige Mittel und an tüchtige Personen ergeht: diese Punkte darf man nur gewissenhaft prüfen und sich davon gewiß machen. Der Unterschied, den einige zwischen einer Vocation und göttlichen Versuchung machen wollen, ist ganz falsch, S. 522. (Dies ist eine von den vielen Floskeln des sinnlosen theologischen Geschwätzes, welches den äusserlichen Ton eines besondern geistlichen Wesens hat, in der That aber den Lehren der Schrift widerstreitet. Gott versucht niemand: sondern du untersuchst entweder die Rechtmäßigkeit deines Rufes nicht genung, oder hast keine Lust ihn anzunehmen.) Die Entscheidung der übrigen Fragen müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, zum Nachlesen empfehlen.

Sp.

XVII.

Bibliotheca botanica. Qua scripta ad rem herbariam facientia a rerum initiis recensentur. Auctore *Alberto von Haller*, Domino in Goumoens le Jux et Eclagnens; Praeside Societatis Regiae Goettingensis; Praeside Societatis oeconomicae Bernensis; Sodali Academiae Regiae scientiarum Parisinae; Academiae Reg. Chirurgorum Paris. Academiae Imp. nat. Cur.

Cur. Boruff. Suec. Bonon. Arcadicae, Soc. Reg. Brit. Bot. Florent. Bauar. Altisidior. Helveticae Coll. med. Edinburg. in supremo senatu Reip. Bernensis Ducentumviro. Tomus I. *Tempora ante Tournefortium.* Tiguri, apud Orell, Geßner, Fueßli et Soc. 1771. 654 Seiten in gr. 4.

Schon durch vorläufige öffentliche Nachrichten weis man, daß der Hr. von Haller den grossen und weitläuftigen Vorsatz gefasset hat, ein kritisches Verzeichniß der medicinischen Schriften bis auf die neuesten Zeiten auszuarbeiten. Es stimmt zwar das gegenwärtige mit dem vor 20. Jahren von ihm gelieferten Boerhavischen Methodus studii medici der Einrichtung nach überein; an welcher Ausgabe doch der Hr. v. Haller selbst aussetzt, daß er nach der einmal von seinem Lehrer angenommenen Ordnung manche Schrift auslassen müssen, daß einige Theile der Medicin weitläuftiger als andere ausgefallen sind, daß einer und derselbe Schriftsteller bisweilen an mehreren Orten vorkömmt, daß er manche Schriften blos ausgeschlossen, weil er sie nicht gelesen, da sie doch sonst merkwürdig seyn können. Alle diese Mängel hat er bey dem neu umgearbeiteten Werke zu vermeiden gesucht. Er konnte sich daher mit seiner eigenen, obgleich für eine Privatperson zahlreichen, Bibliothek nicht begnügen, sondern hat alle andere Hülfsmittel, Journale, Lebensbeschreibungen, Verzeichnisse großer Bibliotheken zu Hülfe genommen. Vom Hrn. Professor Med. Murray in Göttingen hat er eine Abschrift des medicinischen Theils aus dem Casirischen Verzeichniß der arabischen Manuscripte im

im Escurial erhalten. Verschiedentlich hat er Freunde zu Rathe gezogen.

Niemand kann besser, als der Hr. v. Haller von dem Umfang eines solchen Unternehmens urtheilen. Es werden Jahre, Zutritt zu großen Bibliotheken, Kenntniß vieler Sprachen, und eine ausserordentliche Unverdrossenheit darzu erfordert. Der Hr. V. hat zeitig angefangen, und schon 1725. die Bücher, die er gelesen, zu eigenem Gebrauch beurtheilet und daraus das wichtigste ausgezogen. Dadurch haben sich allmählich eine große Anzahl Beurtheilungen gehäufet, die ihm bey diesem Werk zu statten gekommen sind. Die Ordnung ist erst nach den Theilen der Medicin, darauf nach der Zeitfolge; und zwar stehe jeder Verf. bey dem Jahre, da er sich zuerst bekannt gemacht hat, und alle seine Schriften sind an Einem Orte angegeben worden. Der Hr. V. wird danebst vor jedem Theile eine Wahl der vorzüglichsten Schriftsteller angeben. Dies ist der Entwurf dieses Werks, das in seiner Art das einzige ist. Der große Nutzen davon leuchtet von selbst ein, die Weitläuftigkeit desselben erweckt aber Erstaunen. Leben und Kräfte müssen alle Zeitgenossen einem Mann wünschen, der so ausserordentliche Talente seit so vielen Jahren so glücklich und für sein Jahrhundert so ehrenvoll angewandt hat. Die Schriftsteller der Naturgeschichte werden den Schluß ausmachen. Wollte Gott, sie wären auch schon verzeichnet.

Der gegenwärtige Theil über die Botanick ist in 8. Bücher eingetheilet, nemlich: 1. von den Griechen, womit die wenigen lateinischen Schriftsteller verbunden werden; 2. den Arabern; 3. den Schriftstellern zur Mönchszeit (Arabistae) 4. den Instauratoren, von Ende des 15. Jahrhunderts an; 5. den Erfindern von Valerius Cordus an; 6. den Sammlern,

welche fast ganz die Zeit der Bauhinen in sich begreift; 7. von der Zeit nach den Bauhinen bis auf Ray; 8. von Ray bis auf Tournefort.

Zuvörderst wird der Ursprung der Kräuterkunde beschrieben. Nur hiervon liefern wir einen Auszug. Sie ist wohl eine der ältesten Wissenschaften und mit dem Menschen von gleichem Alter. Bey der ersten Einfalt der Menschen, die annoch unter den ungesitteten Völkern kenntlich ist, waren die Gewächse die einzige Nahrung, und in den südlichen Ländern lockte noch besonders der Ueberfluß der uns unbekannten Baumfrüchte darzu an. Die Pflanzen, deren Früchte, Wurzeln und Kraut sie täglich genossen, konnten ihnen unmöglich ihrer Gestalt und ihren Eigenschaften nach, unbemerkt bleiben. Allmählich mußte sie auch die natürliche Neubegierde auf Versuche anderer bis dahin unbekannter Kräuter zum Essen oder einem andern ökonomischen Gebrauch leiten. Auch mag ein Zufall sie auf manche aufmerksam gemacht haben. Die Egyptier und Chineser sind die ersten in diesem Stücke, so wie verschiedene fremde Völker auch heut zu Tage merkwürdige Proben von Kenntnissen der Kräfte der Gewächse darbieten. Der Hr. v. H. besitzt selbst ein großes Heft von malabarischen Gräsern, denen die Landesnamen beygeschrieben sind, wie auch ein Chinesisches botanisches Compendium mit Abbildungen. Wofern nicht die Chineser aus Egypten entsprungen: so haben sie doch ihre Künste daselbst erlernet. Die Juden hatten die Egyptier zu Lehrern, und sie verdienen auch deswegen gekannt zu werden, weil sie Gärten eingerichtet haben, wodurch überhaupt die Kräuterkunde so sehr erleichtert wird.

Hierauf kömmt der Hr. V. auf die Griechen; unter denen einige, weil sie mehr Sorgfalt als andere auf die Gewächse gewandt, genannt werden, ob sie gleich

gleich keine Monumente hinterlassen haben. Die Griechen haben aber doch länger ihre Barbarey als die orientalischen Völker behalten. Ihr Geschmack für die Kräuterkunde erhellet auch daraus, daß sie einige Kräuter nach Göttern oder berühmten Männern genannt, oder dieselben ihnen geweihet haben. Wir übergehen den fernern Fortgang dieser Wissenschaft in Griechenland.

Mit der Macht der Griechen fiel auch ihre Medicin und deren Theil, die Botanick, und gieng zu den Arabern über. Durch diese wurden die Gewürze bekannt, und die heftigen Purgiermittel mußten den gelinden, einer Manna, Caßia, Senna, Tamarinden, weichen. Doch kann man unter allen Arabern kaum mehr als einen, den Ebn Beithar nennen, der wircklich Botaniste gewesen: alle übrige hatten nur dabey Rücksicht auf die Apotheke.

Bey dem Verfall des Römischen Reichs gieng auch die Medicin in Occident zu Grunde. Jüdische Aerzte wurden selbst von den Kaisern um Rath gefragt. Und zu noch größerm Unglück fiel die ganze Naturgeschichte in die Hände der Mönche, die innerhalb ihren Cellen eingeschlossen, die Natur in Büchern studierten, bis endlich zu Ende des 15. Jahrhundert die Wissenschaften wieder belebet wurden. Denn zu der Zeit flohen die von Constantinopel getriebenen Griechen nach Europa, nahmen die alten Manuscripte mit, welche hernach durch die zu eben der Zeit erfundene Buchdruckerkunst gemeinnützig gemacht wurden. Die Uebersetzungen halfen diese Schätze ausbreiten.

Die Botanick der Aeltesten bestund nur in der Anwendung der Heilkräuter. Der Hr. V. hat diese daher mühsam aus ihren Schriften specificirt. Einzelne Abhandlungen in den Schriften der Gesellschaften der

Zoll $\frac{1}{10}$ Linie. Ein paarmal, da das Barometer tief gefallen, sind zuvor Erdbeben gewesen zu Lissabon, und zu Gernsheim am Rhein.

Mathematische Classe.

I. Hr. la Grange, über die Kraft gekrümter Federn. (wie bey Taschenuhren) Er löst folgende Aufgabe auf: Ein Federblech von gegebener Länge, ist an einem Ende befestigt; Kräfte am andern Ende, erhalten es in einer gegebenen Stellung; Man sucht dieser Kräfte Größe und Richtung. Das Blech wird durchaus gleich dick angenommen, und seine natürliche Stellung gerade, denn eine andere Figur gäbe zu verwickelte Gleichungen. Es soll auch sehr lang seyn. Also gesteht Hr. l. Gr. daß seine Schlüsse auf Uhrfedern nicht anzuwenden sind, es ist aber doch nicht unmöglich daß sie bey manchen Gelegenheiten einen Gebrauch haben. Den Anfang macht ein scharfer Beweis daß die Kraft der Feder in jedem Punkte der Summe der Momente aller spannenden Kräfte gemäß ist. An diesem Satze ist in Absicht auf Federn gezweifelt worden, weil man Federn weder als vollkommen biegsam, noch als vollkommen unbiegsam ansehen kann.

II. Auch Hr. la Grange über die Keplerische Aufgabe. Die analytischen Methoden die man bisher hat, die wahre Anomalie aus der mittlern zu berechnen, gründen sich auf die Umkehrung der Reihen, und nach einer sehr weitläuftigen Rechnung, geben sie nur Reihen, bey denen das Gesetz des Fortganges ihrer Glieder nicht zu erkennen ist. Hr. la Gr. hat im Bande des Jahres 1768. ein Verfahren angegeben, alle Gleichungen, sowohl algebraische als transcendentische durch Reihen aufzulösen, wo sich das allgemeine Glied, mit einer leichten Rechnung angeben läßt.

Die-

Dieses wendet er hier an, und giebt dadurch den Astronomen allgemeinere Formeln zu Auflösung der Aufgabe.

III. Hr. Joh. Bernoulli über die Folgen, oder wie Hr. Euler es nennt, Sequenzen, im genuesischen Lotto. Hr. E. und Hr. Beguelin, haben eben den Gegenstand untersucht. Hr. B. glaubt, wenn seine Methode nicht so weit führe, als jene beyden, so sey sie doch leichter zu fassen. Auch stellt er sich die 90 Zahlen in einen Kreis geschrieben vor, daß 90; 1; auch eine Folge geben; Hr. E. nimmt dieses nicht an, und daher entstehen Unterschiede in beyden Schlüssen.

IV. Aus Briefen Hr. d'Alemberts an Hr. la Grange. Unterschiedenes zur Theorie der achromatischen Fernröhre gehöriges, auf Veranlassung von Hr. Beguelins Untersuchungen.

V. Eine Lotterierechnung von Hr. Euler. Die Lotterie hatte fünf Classen, jede Classe, unter 10000 Loosen, 9000 Nieten. Jedes Looß gieng durch alle fünf Classen, und ausser den gewöhnlichen Premien jeder Classe, war hie das besondere, daß jedes Looß welches durch alle fünf Classen gegangen war, ohne was zu gewinnen, einen Ducaten bekam. Die Frage ist wieviel Ducaten die Lotterie wahrscheinlich wird zu bezahlen haben? Diese sehr verwickelte Untersuchung bringt Hr. Euler, mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit, in großer Allgemeinheit, auf eine ordentliche und nicht allzuschwere Rechnung.

VI. Eine unbekante Größe aus zwo Gleichungen wegzuschaffen; von Hr. la Grange. Er nimmt ein paar Gleichungen an, da in der einen die Potenzen von X wie gewöhnlich steigen, in der andern eben diese steigenden Potenzen, Nenner von Brüchen sind, aus denen die Gleichung besteht; Nun giebt er eine allgemeine Methode an, X aus diesen beyden Gleichungen weg-

wegzuschaffen, die man so auf jeden besondern Fall anwenden kann, denn alle rationalen Gleichungen lassen sich auf diese Gestalten bringen.

Philosophische Classe.

I. Hr. Formey über die Verbesserung des Verstandes. Es sind mehr einzelne Gedanken, als eine eigentliche Abhandlung. In den Gedanken ist viel richtiges, und sie sind lebhaft ausgedrückt, bey manchen aber scheint Hr. F. das Paradoxe mehr gesucht zu haben, als man sonst von seiner gründlichen Denkungsart vermuthen sollte. Wenn man, seit den dreyßig Jahren da er Philosophie lehrt, seinen Schülern empfohlen hat: Lese Malebranchen, Locken! Leibnizen! so hat er allemal gesagt: Lese sie nicht! denn entweder ihr versteht sie nicht, und so ist die Zeit verlohren, oder ihr vertieft euch darinnen; daß euch der Kopf schwindelt, den ihr mit einer Wissenschaft nur ihn zu beschweren nicht ihm Licht zu geben, erfüllt habt. Es kann eine Zeit kommen, aber diese Zeit kömmt nur für wenige, da ihr nach Grundsätzen die höher sind als die Grundsätze dieser großen Leute, mit dem philosophischen Geiste, der der Stein der Weisen ist, den nur die Adepten erlangen, in diesen berühmten Werken, das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen, unterscheiden, und aus allen diesen Begriffen und Lehren, die auslesen werdet, dadurch sich der Schatz der Wahrheit vergrößert und zum festen Grunde eurer Schlüsse und Handlungen dient. (Ganz jungen Leuten sind freylich Malebranche, Locke und Leibniz so unnütz, als ein philosophisches System Schülern, die erst Latein lernen sollen; aber Hr. F. hat doch gewiß auch Lehrlinge von mehr Jahren und Einsichten gehabt. Und Etwas zu lesen, wird er doch diesen allemal empfohlen haben. Dieses Etwas, möchte

nun

nun wohl, welches Buch man wollte, aus H. F. nicht zahlreichen, aber wohl gewählten Bibliothek seyn, so liesse sich gewiß darüber eben die Tirade sagen. Wäre nicht folgendes etwa der Wahrheit gemäßer: leset die Schriften berühmter Männer; merkt euch daraus was ihr versteht, und als richtig einseht; was ihr nicht versteht, was euch nicht überzeugt, das laßt ausgesetzt, bis es euch vielleicht einmal deutlich wird. Auswendig lernt ihre Sätze nicht um damit zu prahlen, sondern studiert sie euch zu unterrichten und zu bessern. So wird keine Gefahr seyn, daß euch der Kopf davon schwindelt.)

II. Hr. Beguelin, über die beyden Eigenschaften der Körper, die einander zu widerstreiten scheinen, die Trägheit, und die Bemühung den Zustand zu ändern. Richtig bemerkt Hr. B., daß nach dem Leibnizischen System jene dem ganzen Körper, diese derselben einfachen Elementen gehöre, und hebt dadurch Ungereimtheiten, die Hr. Euler in diesem Systeme will gefunden haben.

III. Ebenders. vergleicht Leibnizen und Newton, über Raum und Leere. Vielleicht verändert sich der Widerspruch, der zwischen beyden zu seyn scheint, wenn man bedenkt, daß der eine die Welt nur als Naturforscher, der andere mehr als Metaphysikus betrachtet. Es ist selbst noch eine Frage, ob es in der Naturlehre so ganz unbegreiflich ist comment tout etant plein tout a pû se mouvoir. (Hr. B. hat sich vermuthlich verschrieben, wenn er diesen Vers dem Despreaux zueignet, er steht in Voltairs Zueignungsschrift seiner newtonischen Philosophie.) Ist H. Eulers Theorie vom Lichte richtig, so muß der Himmelsraum voll seyn. Das physische Leere ist ein Raum ohne Körper; das metaphysische, eine Lücke, ein Mangel im Ganzen, wo ein Stück fehlt, das zur

Ma-

Maschine gehört, das konnte Leibniz läugnen, ohne jenes zu bestreiten, ob er gleich auch das in den Briefen an Clarke zu thun scheint, wo vielleicht nicht alle Ausdrückungen in der Hitze des Streits recht abgewogen sind, und wo er, für den die Materie eine Erscheinung ist, die Abwesenheit einer Erscheinung, Newtons Leere, nicht für was wirkliches erkennen konnte. Deßwegen war er nicht genöthigt dieses Leere als eine Erscheinung zu läugnen. Wenn ein mikroscopisches Auge nur gelb und blau beysammen sähe, wo wir grün sehen, müßte es deßwegen läugnen, daß wir die Empfindung des Grünen haben?

IV. H. Sulzers psychologische Betrachtungen über den sittlichen Menschen. Wie die Tugend in der Seele entsteht und wächst, was für Vermögen der Seele sie stärken und vollkommener machen. Ein zusammenhängender Auszug aus dieser Schrift wäre ihr dadurch nachtheilich, daß er nur ein Gerippe von ihr darstellte, und einzelne abgerissene Sätze würden so ihren Werth nicht zulänglich zeigen: Also muß man empfehlen sie selbst zu lesen.

Classe der schönen Wissenschaften.

I. Hr. v. Francheville, über die Quaden. Sie sind nach Hr. v. F. Gedanken, Deutsche gewesen, nicht Gallier, wohnten anfangs zwischen der Donau und dem Drauflusse, ehe die Römer dieses Land überwältigten und Pannonien nannten, als August sie da verjagte giengen sie auf der Donau andern Seite vornehmlich in das jetzige Mähren, da hat sie Marc Aurel Antonin bekriegt. Dieses führt Hr. v. F. auf das vorgegebene Wunder der Legionis Fulminatricis, wovon er umständlich zeigt, daß es eine Erdichtung ist, und dies macht den größten Theil der Abhand-

lung

lung aus, wobey von den Legionen u. a. hieher gehörigen Gegenständen, viel lehrreiches vorkömmt.

II. Hr. Toussaint, daß man die angenehme Gelehrsamkeit und Philosophie verbinden soll.

III. Hr. Bitaubé, warum die italiänische Sprache, vor andern, und besonders vor der französischen, den Vorzug hat, daß sie fast seit ihrem Ursprunge ihre Vollkommenheit erreicht hat? Hr. la Grange hat sie Hrn. B. vorgelegt, und die Geschichte der Sprachen hängt mit der Wissenschaften ihrer so zusammen, daß dergleichen Untersuchungen nicht unnütz sind. Italiänisch und Französisch sind beyde aus verderbten Lateine entstanden, aber das italiänische wich von seinem Ursprunge weniger ab, ward weniger mit einer fremden Sprache vermengt. Die Eroberer Italiens, Heruler, Gothen und Vandalen, verfeinerten ihre Sitten durch den Umgang mit den Römern, Theodorich kannte den Werth der Wissenschaften, war ein gütiger und friedfertiger Ueberwinder, verfolgte die in der Religion anders dachten nicht; das Beyspiel gab ein arianischer Gothe, katholischen Römern und Griechen. Um eben die Zeit, waren die Franken viel ungesitteter als die Gothen, und aus dieser u. a. Ursachen, fielen die Wissenschaften viel langsamer in Italien als anderswo, und erhielten sich in Italien immer noch besser, wegen der Einsichten unterschiedener Päbste, der Nachbarschaft Griechenlands, der Griechen die dahin flüchteten (das ist alles richtig, aber was thut dieses zur Nationalsprache?) das Italiänische ist sehr poetisch und musikalisch, da das Französische nicht so geschickt zur Dichtkunst ist. Das Französische erhob sich langsamer aus der Barbarey, und zeigte von ihr noch Spuren in seinem besten Zeitalter, und gegentheils wird in dieser Sprache vieles zu bald als veraltert angesehen, wie es die Göttin der Franzosen die Mode be-

fiehlt. Diese und mehr gute Gedanken die Hr. B. beybringt, scheinen immer noch, zur Beantwortung der Frage nichts entscheidenders zu sagen, als was er im Anfange erwähnt, und nicht für zulänglich erkannt hat, daß der Italiäner beste Schriftsteller aus dem 14. und 15. Jahrhunderte sind. Am Ende zeigt Hr. B. daß die Einfälle der barbarischen Völker in Italien, den Wissenschaften nicht so nachtheilig gewesen als man insgemein glaubt.

IV. Dom Pernetty, über die Physiognomie, und den Vortheil der physiognomischen Kenntnisse. D. P. hält diese Kenntniß für die allgemeinste, für den Grund aller übrigen (nicht ganz Unrecht, wie er das Wort nimmt.) Die Astronomie ist die Physiognomie des Himmels, wobey D. P. sehr klagt, daß sich die Menschen mit solchen entfernten Dingen beschäftigen, deren Bewegungen und Wirkungen nie unsern Wünschen unterworfen sind (aber wenn nun diese Beschäftigung nöthig wäre, weil wir dieser Dinge Wirkungen zum Theil unterworfen sind.) Und nach so so viel Beobachtungen fragt D. P. was ist denn herausgekommen? Noch drey Systeme aus so vielen streiten miteinander, so voll Schwürigkeiten, daß sie uns nur Schimmer von Wahrscheinlichkeit zeigen (vor 50 Jahren konnte man in einem Benediktinerkloster vielleicht so reden; aber jetzt da dieser Orden auch in Deutschland einen Gordon, Grant und Firlmillner hat, ist es unerwartet, einen Benediktiner dieß sagen zu hören und zwar zu Berlin

— — en pleine Academie

Despreaux.

Von D. P. der Wolfen kennt, und so viel andre Einsichten besitzt, ist dieses Urtheil desto unerwarteter.) Daß man die Witterung vorher sehen kann, daß man es

es Steinen und Erzen ansieht, was sie sind, das alles ist bey D. P. Physiognomie (eine ziemlich schlechte Empfehlung der Physiognomie im engern Verstande. Denn diese Physiognomie des Wetters und der Foßilien ist bekanntermaßen, sehr unsicher.) Das folgende der Abhandlung soll zeigen wie gut es wäre, wenn man den Leuten ihre Tugenden und Laster im Gesichte ansehen könnte, und daß dieses möglich ist, wird mit einigen Exempeln bewiesen. Ein H. Kübisse aus des Königs Staaten, sahe es in Paris dem Bilde der Brinvilliers an, daß diese schöne Person ein teuflisches Weib gewesen seyn müßte. Das ist das einzige Beyspiel das D. P. als eigne Erfahrung anführt. Im übrigen enthält seine Abhandlung Gelehrsamkeit, mit einigen Gedächtnißfehlern, z. E. es war nicht, wie er sagt, Socrates, der ein Fenster in des Menschen Brust wünschte, sondern Momus. Eine bekannte Geschichte vom Sokrates, die mehr zu D. P. Absichten diente, findet sich hier nicht: die da ein Physiognomist ihn für sehr lasterhaft erklärte, und Sokrates gestund, er habe zu diesen Lastern natürliche Neigung, überwinde aber solche durch die Philosophie. Daß der Verf. des homme machine etwas auf die Physiognomie gehalten, ist sehr begreiflich, weil seine Seele mit dem Körper eins war.

V. H. v. Catt zweyter Aufsatz von der Physiognomie. Größtentheils eine Antwort auf vorhergehenden von Dom Pernetty.

Astronomische Beobachtungen.

Sie sind alle auf dem Berliner Observatorio von H. Joh. Bernoulli. Den 5. Sept. 1768 hat er Weiten des nordlichen Horns des Mondes von dem östlichen Ende des Ringes Saturns gemessen, mit einem Objektivmikrometer an einem Dollondischen

Fernrohre. Ein paar Stellen des Kometen 1769. Verfinsterungen der beyden äussersten Jupitersmonde, d. 4. und 13. Octob. 1770. Die Abweichung der Magnetnadel 1770. den 6. Octob. 16 Gr. 9 M. West; ein Mittel aus 6. Beobachtungen, die von 16 Gr. 5 M. bis 16 Gr. 12 M. unterschieden waren. Die Nadeln waren eine vier Zoll lang, die andere acht. Den 1. Aug. 1751. hatte man mit einer Nadel von fünf Zollen, die Abweichung 14 Gr. 16 M. W. beobachtet.

M.

XX.

Versuch in freundschaftlichen Briefen einer genauern Bestimmung des Geheimnisses Gottes und des Vaters und Christi, von M Joh. August Urlsperger, Pred. in Augsburg und der Engl. Ges. von Beford der Erk. Christi Mitgliede, 1tes und 2tes Stück. Frankfurt und Leipzig, 1769. und 1770. 4. 20 Bogen.

Der Verf. ersucht seine Leser, diese Schrift, durch welche er glaubt ein ganz neues Licht über die ganze heil. Schrift zu verbreiten, mehr als einmal zu lesen, und wohl zu überlegen. Der Rec. hat es gethan, aber je öfter er lieset, je mehr wundert er sich und bedauret, daß ein Mann von Wissenschaft seine Zeit auf unnütze und ungegründete Spekulationen verwendet, die im Grunde nichts als Träume sind.

Der Verf. nimmt die Lehre von der Dreyeinigkeit nach dem Athanasischen Lehrbegrif an, und will es

auf

auf eine neue Art so entwickeln, daß Arianer und Socinianer überzeuget werden sollen, und glaubt, der Anstoß an diesem Geheimnisse liege blos an dem unrechtem Vortrag desselben. In der That aber macht er es noch verworrener und anstößiger.

Statt eines Geheimnisses, nimmt er dreye an, nemlich das Geheimniß Gottes, das Geh. des Vaters, das Geh. Christi. Warum nicht auch das vierte, das Geh. des H. Geistes? Stoff würde sich dazu genug finden, da keine Lehre in der H. S. dunkler ist, als die vom H. Geist.

Die Gelegenheit zu den drey Geheimnissen nimmt der Verf. aus Coloss. II, 2. wo doch von der Dreyeinigkeit eigentlich gar nicht die Rede ist, wo folglich kein einziges, noch weniger drey Geheimnisse zu finden sind. Das Geheimniß Gottes, der unser Vater ist, und des Meßias Coloss. II, ist eine Umschreibung des Evangeliums von Christo, welches der menschlichen Vernunft bis dahin verborgen geblieben, aber im N. T. offenbaret worden war. Hätte doch der V. den Schluß des vorhergehenden Cap. gelesen. Paulus sagt v. 25. Er predige das Wort Gottes, v. 26. nemlich das Geheimniß, das verborgen gewesen, nun aber offenbaret sey seinen Heiligen v. 27, welchen Gott hätte wollen kund thun den Reichthum dieses Geheimnisses, welches ist der Meßias der Grund und die Hofnung unsrer Seligkeit. v. 28. den wir verkündigen v. 29. daran auch ich arbeite. Was ist nun das Geheimniß anders, als das Evangelium, welches uns Gott durch Christum bekannt gemacht hat. In dieser Verbindung fährt nun der Apostel im 2ten Cap. fort. Er bezeuget v. 1. 2., welche Sorge er auch für die Colosser trage, damit sie Trost haben, sich in Liebe zusammen vereinigen und zu einer lebendigen Ueberzeugung von der bisher unbekannt

gewesenen Lehre kommen möchten, daß Gott ihr Vater, und Jesus der Christ sey. Wo steht hier das geringste von der Dreyeinigkeit? Aber so gehet es, wenn man die H. Schrift nicht im Zusammenhange lieset, sondern aus jedem einzelnem Worte, ich weis nicht was für Weisheit und Geheimnisse herausklauben will.

Wir müssen nun unsern Lesern einen Begrif machen von den dreyen Geheimnissen, die der V. zur Beförderung neuer Einsichten in die h. Sch. will entdeckt haben. Er nennet das Gottesgeheimniß, was die Kirche das Geh. der Dreyeinigkeit zu nennen pflegte. Ein Gott, aber drey Personen in einem göttlichen Wesen; alle drey gleich ewig, gleich nothwendig, alle völlig gleich nach Wesen und Eigenschaften. S. 104. sagt V. „daß das göttliche Wesen „allen drey Personen so gemein sey, daß keine Person „den Grund der Göttlichkeit in der andern, sondern „alle drey auf eine ganz gleiche Weise in dem nothwendigem Daseyn eines unendlichen Geistes mithin „in sich selbst haben.„ Das ist noch höher philosophirt, als unsere alten Theologen zu philosophiren pflegten, welche doch die erste Person als principium et fontem Deitatis erkannten.

Das Vatergeheimniß ist nun freylich eine neue Entdeckung, wenn sie nur einige Wahrscheinlichkeit und Grund in der H. Sch. hätte — Gott will eine Welt schaffen. Er ist unendlich und die Welt ist endlich. Da findet der V. eine unübersteigliche Schwierigkeit. Die Welt ist ihm zu klein für Gott. Damit nun der Unendliche etwas endliches machen könne: so bestimmet die erste Person die 2te, daß sie aus der Gottheit ausgehen, und ein Werk ausser Gott machen soll. Diese Bestimmung zum ausgehen heißt in der Schr. die Zeugung. Nun bekommt die erste Person den

den Namen Vater, die 2te den Namen Wort und Sohn. Die dritte Person wird auch zum ausgehen bestimmt, um der 2ten zu helfen. Nun bekommt die dritte den Namen Geist des Mundes oder Hauches Gottes.

Das Christusgeheimniß bestehet nach des V. Meynung darinn: Die zwote Person ist zum Ausgehn vom Vater bestimmt, nicht nur zur Schöpfung, sondern auch zur Erlösung der Menschen. Er nimmt die menschliche Natur an, leidet und wird wieder erhöhet. Der H. Geist ist ihm in seinen Wirkungen beständig gegenwärtig, das wird die Salbung genannt, und er bearbeitet die Herzen der Menschen zur Annehmung der durch den Erlöser erworbenen Gnade. Hier sind also wieder drey, der bestimmende Vater, der ausgehende Sohn und H. Geist.

Wir haben von den Beweisen des V. für seine drey Geheimnisse noch nichts sagen können, weil der V. den Beweis des erstern aus den Begriffen der beyden letztern führet. Er schliesset also:

Weil im Vatergeheimniß die erste Person, die nun Vater wird, die zweyte und dritte, die nun Sohn und Geist heißen, zum Ausgehen bestimmet, so müssen der Sohn und Geist schon in dem einem Gott gewesen seyn.

Der V. beruft sich immer auf die Bibel. Diese sagt aber nie, daß Gott den Sohn zum Ausgehen bestimmet habe, sondern Gott habe den Sohn gezeuget. Wie sonderbar ist nun die Folgerung: Weil der Vater einen Sohn gezeuget hat, so ist der Sohn schon vorher als eine besondere Person im Vater gewesen? Ich weis, es ist eine Redensart von Menschen genommen, sie kann aber keinen andern Verstand haben als diesen: zwischen Gott, dem Vater und seinem Sohn ist ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen einem menschlichen

lichen Vater und dessen Sohn. Aus diesem Verhältnisse folgt aber nie, daß der Sohn im Vater besonders vorhin gewesen, es folget vielmehr das Gegentheil.

Die Schrift sagt vom heil. Geist, er gehe vom Vater aus, und die Kirche hat dieses Ausgehen allezeit so verstanden, daß er vom Vater seinen Ursprung habe; Wollten wir auch das Ansehn der Kirche hier nichts gelten lassen, so würde doch das Ausgehen des Geistes zwar ein Daseyn desselben, aber nicht ein Daseyn in Gott selbst voraussetzen. Wir könnten und müßten doch annehmen, daß der Geist seinen Ursprung von dem selbstständigen Wesen habe, und darauf von ihm zu äusserlichen Werken gesendet worden. Das Zeugen und Ausgehen sey immer von Ewigkeit geschehen, wie läßt sich ein vorheriges Daseyn des gezeugtem und ausgehenden in Gott denken.

Wenn der V. zugestehet, daß in der heil. Schrift keine Benennungen der Personen im Gottesgeheimnisse vorkommen: so gestehet er selbst dadurch, daß die Bibel von seinem Gottesgeheimnisse nichts wisse. Denn was in einem Buche nicht genennet wird, davon kann auch in demselben nichts gesagt seyn. Es kann auch in der Bibel nichts vom Gottesgeheimnisse stehen, weil der V. alle Sprüche, die man für die Dreyeinigkeit anführet, aufs Vatergeheimniß ziehet. Wenn er aber meynet, daß die Schrift deswegen des Gottesgeheimnisses nicht erwähne, weil keine Worte wären, die die Verhältnisse der drey Personen in diesem Geheimnisse ausdrückten: so wundern wir uns, wie er Worte dazu hat finden können. Er muß also weiser als die Propheten und Apostel seyn wollen. Er macht die Dreyeinigkeit im Gottesgeheimnisse seiner Meynung nach sehr deutlich und begreiflich. Man höre nur. S. 99. „Eine unendliche Lebenskraft ist

„der

„der Charakter der ersten Person.„ S. 102. „Das „charakteristische der zweyten Person ist, eine unendliche Kraft Gottes, wodurch in Gott ein unendliches „lebendiges Bewustseyn seiner Vollkommenheit ist.„ Der Charakter der dritten Person bestehet „in einer „unendlichen lebendigen Neigungskraft zu dem All „aller unendlich erkannten Vollkommenheiten, und „in einer unaussprechlich damit verbundenen Freude „und Wonne.

Gut, alle Antitrinitarier sind auf einmal bekehrt. und unterschreiben willig diese Erklärung. Es ist nur ein höchstes Wesen, aber es sind in demselben verschiedene Kräfte. Es hat eine Lebenskraft, es hat Erkenntnißkraft, es hat die vollkommenste Ruhe und Wonne.

Nein, sagt der V., ich erkenne diese drey Kräfte für wirkliche für sich subsistirende Personen in der Gottheit. Nun ist die alte Schwierigkeit wieder da, drey geistische Substanzen in einem der Zahl nach einzigem Wesen. Eine jede Person muß doch ihr persönliches, geistisches Wesen haben und so klagt der Antitrinitarier und auch der Arianer über drey Substanzen und über den Tritheismus. Ja, der V. macht die Schwierigkeit noch größer. Ist der Unterscheidungs-Charakter der ersten Person die unendliche Lebenskraft; so fehlet solcher der zwoten und dritten Person, folglich existiren sie nicht. Ist der unterscheidende Charakter der zwoten und dritten Bewustseyn der Vollkommenheiten und Freude, so ist die erste Person ohne Verstand und Seligkeit. Wo gerathen doch auch redliche Männer hin, wenn sie ihrer Phantasie zu weit nachgehen, und von den Worten der Bibel abweichen? Aber so ist es mit vielen bald in Glaubenslehren, bald in Lehren, die das thätige Christenthum betreffen, gegangen.

Beym Vatergeheimniß wird ebenfalls neben der Bibel weggeräumet. Die Welt, die in ihren grossen Körpern über unsern Verstand unendlich hinaussteigt und die im kleinen, wenn ein Tropfen Wasser wieder eine neue Welt ungesehener Geschöpfe uns erblicken lässet, uns ganz verwirrt macht; diese Welt, (darauf uns der Paulus weiset, um Gottes ewige Kraft und Gottheit daraus zu ersehen.) Diese Welt ist dem V. zu klein, zu schlecht für Gott. Er ängstiget sich recht darüber, daß es Gott so schwer geworden, etwas endliches zu schaffen; Gott mußte also ein innerliches Werk vornehmen. Die erste Person mußte die zwote und dritte ausgehen lassen, damit sie ausser Gott etwas endliches vornehmen könnten.

Wenn aber eine unendliche Ursache nichts endliches wirken kann, war denn die zwote Person nicht auch unendlich, und blieb sie nicht beym Ausgehen unendlich? Das Ausgehen hilft also nichts, die Schwierigkeit zu heben. Und noch seltsamer ist es, daß die zwote Person, die doch unendlich ist, die dritte Person in der Schöpfung zu Hülfe nehmen muß. Ich sehe gar keine Schwierigkeit, wenn der unendliche Gott eine endliche Welt bauet. Er wendet von seiner Kraft so viel dazu an, als nöthig ist. Wer einen Centner hebt, hebt auch leicht ein Pfund.

Daß übrigens durch den Sohn die Welt geschaffen worden, ist biblisch und wahr geredet. Daß er aber deswegen von der ersten Person ausgegangen und Sohn geworden, davon steht nichts in der Bibel, so wenig als davon, daß der heil. Geist bey der Schöpfung wirksam gewesen. Der Hauptort des V. Ps. XXXIII, 6. sagt mit dem Moses Gen. I, 6, 14. einerley: Gott sprach, es werde eine Feste, Gott sprach, es werden Lichter an der Feste. Dies drucket der Dichter so aus: Der Himmel ist durch das Wort oder den

Be-

Befehl Gottes gemacht, und alle sein Heer durch den Geist oder Hauch seines Mundes. Wenn der Mensch befiehlt, so gehet ein Hauch aus seinem Munde. Der Dichter erkläret sich gleich selbst v. 9. So er spricht, so geschichts, so er gebent, stehet es da. Wort, Hauch, sprechen, gebieten ist alles einerley. Gen. I, 1. Der Geist Gottes schwebet auf den Wasser, kann füglich übersetzt werden: ein starker Wind bewegte sich über dem Wasser.

Beym Christusgeheimniß ist nichts neues, und auch nichts unrichtiges, ob der V. gleich in dem Spruche, 1 Tim. III, 16. den er zum Grunde leget, mehr findet, als darinn stehet.

Der V. hat hier und da noch andere unrichtige Sätze mit eingewebet, die wir aber als zur Hauptsache nicht gehörig, übergehen. Er hat auch eine Vertheydigung der Offenb. Joh. angehängt, worinn er dieselbe gegen ihr Schuld gegebene dogmatische Irrthümer zu retten bemühet ist. Man erlaube uns folgende Gedanken dieser Recension hinzuzufügen.

Wie betrübt ist es, daß das herrliche Evangelium von Christo zu so vielen Spaltungen gemißbrauchet worden.

Gott offenbarete sich als unser gnädiger Vater, er sendete uns einen Mittler, durch den wir unter gewissen Bedingungen ohne weitere Opfer der Vergebung der Sünden versichert werden sollten. Er versprach seinen Geist zu unserer Führung.

Wie glücklich waren die ersten Christen! Sie verehreten Gott, sie verehreten Jesum als ihren Herrn, sie gehorcheten seinen Lehren und folgten den Trieben des heil. Geistes. So war in ihren Seelen Muth und Freudigkeit in den Wegen Gottes zu wandeln.

Bald aber wurden die Lehrer vorwitzig. Nicht zufrieden, daß sie den Vater, Sohn und h. Geist in

Ab-

Absicht auf sie kannten, wollten sie auch das Verhältniß dieser drey Personen gegen einander ausmachen, und ihre Rangordnung bestimmen. Da die h. Schrift solches unbestimmt gelassen, so fiengen sie an Hypothesen anzunehmen, so wie die Philosophen, wenn sie das Verhältniß des Leibes und der Seele gegen einander bestimmen wollen, oder die Mathematiker, wenn sie den Weltbau erklären.

Schon im 3ten Jahrhundert erdachte Sabellius, und noch vor ihm Noetus, um dem Tritheismus vorzubeugen, die Hypothese, daß Vater, Sohn und Geist nur verschiedene Namen eines Gottes wären, nach seinen verschiedenen Werken. Vater in Absicht auf die Schöpfung, Sohn in Absicht auf seine Wirkungen in den Meßias, Geist in Absicht auf die Erleuchtung.

Der größte Lerm in der Kirche entstand, wie bekannt, über den Streit des Alexanders und Athanasius auf einer, und des Arius auf der andern Seite. Alexander wollte den Sohn dem Vater gleich machen, und Arius gieng in der Hitze des Streits gar so weit, daß er ihn zu den Creaturen herunter setzte. Es wurden Kirchenversammlungen gehalten, und so wie die Kaiser entweder Athanasianisch oder Arianisch waren, so ward bald diese, bald jene Parthey für orthodox erkläret, und die Gegenseitige verketzert. Endlich traten die großen Herrn alle zur Athanasischen Parthey, und so ward ihre Meynung die herrschende in der christl. Kirche. In den dunklen Zeiten des 10ten Jahrhunderts kam das fälschlich sogenannte Athanasische Glaubensbekenntniß zum Vorschein. Aus Unwissenheit nahm man es als richtig an. Wer die, darinn festgesetzte Hypothese nicht annehmen wollte, der wurde zum ewigem Feuer verdammt. Nach dieser Hypothese sind die drey Personen völlig gleich, aber

sie

sie haben alle ein auch in der Zahl nur einziges Wesen. Der Vater ist wesentlicher Gott, der Sohn ist wesentlicher Gott, der H. Geist auch, und doch ist nur ein Gott.

Alle diese Hypothesen haben unauflößliche Schwierigkeit. Wie kann nach der Sabellischen der Sohn eine Herrlichkeit bey Gott vor Schöpfung der Welt gehabt haben? Wie kann ich, wenn Christus eine Creatur ist, erklären, daß ihn alle Engel Gottes anbeten sollen? Das Athanasische Glaubensbekänntniß führt zum Tritheismus. Eine jede göttl. Person ist doch eine für sich existirende Substanz, muß also auch ihr eignes Wesen haben. Man mag noch so viel schreyen, man glaube nur ein einziges Wesen, so sind das Worte dabey man nichts denken kann; und blinden Gehorsam zu fordern, ist keiner berechtiget, weil es nicht in der Bibel stehet, sondern eine willkührlich angenommene Hypothese ist. Warum werfen wir nicht alle Hypothesen weg, und bleiben wie die ersten Christen bey der Bibel? Paulus sagt: Unser Wissen ist Stückwerk — Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort — jetzt erkenne ichs stückweise. Was heißt, stückweise erkennen? Ich habe Sätze vor mir, von deren Wahrheit ich überzeuget bin. Der Magnet ziehet Eisen an sich. Das Meer hat Ebbe und Fluth, meine Seele handelt einstimmig mit dem Körper. Aber wie? Den Zusammenhang sehe ich nicht. Eben so sind die Sätze: Es ist ein Gott, der Meßias ist mein Herr und Gott, der heilige Geist theilt die Gaben aus wie er will. Biblische und einem jedem Christen wahre und richtige Sätze! Aber wie hängen sie zusammen? wie bestehen sie mit der Einigkeit Gottes? Paulus war demüthig, er war mit stückweise erkennen völlig zufrieden, und dankte Gott für die ihm so tröstliche Offenbarung die-

ser

ser Erkenntniß, so mangelhaft und unvollkommen sie auch war. Genug, sie gereichte ihm zum völligem Trost und zur kräftigen Ermunterung zur Heiligkeit des Lebens. In jener Welt hofte er eine mehrere Aufklärung darüber. Dann, sagt er, werde ich erkennen, wie ich erkannt bin. Aber wir, die wir weit unter dem Paulus uns achten sollten, wollen klüger seyn. Wir wollen die Aufklärung nicht in jenem Leben erwarten, wir wollen sie uns durch Hypothesen machen; Wir rathen und rathen, und werden immer verwirrter.

Der Verf. meynt als Prediger und Mitglied der Gesellschaft de propag. fide einen Beruf zu haben, die Dreyeinigkeit zu erklären. Waren die Apostel nicht Prediger? Waren sie nicht alle von der Gesellschaft de prop. fide? Wo aber haben sie die Dreyeinigkeit erkläret. Wo lehren sie, daß Vater, Sohn und Geist nur verschiedene Namen sind? Wo machen sie den Sohn Gottes zu einer Kreatur? Wo befehlen sie bey Straffe der ewigen Verdammniß, daß wir drey gleiche göttliche Personen in una numero essentia glauben sollen?

Die Apostel treiben in ihren Predigten und Briefen beständig nur darauf, daß wir Jesum als den Sohn Gottes, als den Christ oder Meßias erkennen sollen. Sie reden vom Vater als den Schöpfer aller Dinge, vom Sohn als unserm Mitler und Herrn, vom heiligem Geist als einem Mittheiler der geistlichen Gaben. So laßt uns auch reden, und Besserung und Glauben an den göttlichen Erlöser den Menschen predigen. Wir werden dadurch mehr Christen machen, als durch unnütze Spekulationen, und Zänkereyen unter den Brüdern, die den Ungläubigen ein Aergerniß sind, und zu Spöttereyen Gelegenheit geben.

Wer

Wer seinen Schöpfer in Demuth anbetet, Christum als seinen Herrn ehret, und den Lehren des H. Geistes folget, der beobachtet seinen Taufbund und ist ein wahrer Christ.

Ein solcher wird diejenigen, die nach gewissen Hypothesen unterwiesen sind, nicht verdammen. Aber diejenigen, welche eine solche Hypothese angenommen haben, sind noch weniger berechtiget, den der blos nach der Bibel spricht, und wie Paulus mit stückweise erkennen zufrieden ist, oder auch den, der eine andre Hypothese hat, anzufeinden, über ihn als einen gefährlichen Ketzer zu seufzen, ihn verdächtig zu machen, oder gar der Hölle zuzusprechen. Alle Hypothesen in der Lehre von der Dreyeinigkeit haben ein gleiches Recht, das ist, gar keines.

VI.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Lob- und Trauerrede auf den höchstsel. Hintritt des Hochwürdigsten der H. R. Kirche Priester Cardinals Franz Christoph von Hutten, Bischofs zu Speyer gefaßt und — vorgetragen in der Hofkirche zu Bruchsal, von Andreas Seelmann, Priester und Vorsteher des Fürstbischöfl. Seminarii daselbst, den 10ten May, 1770. — Mannheim bey C. F. Schwan, Churfürstl. Hofbuchhändler, 1771. 4. 55 Seiten.

Der beredsam seyn wollende V. verfehlt noch zu weit die ungekünstelte Natur und fällt zu oft ins gesuchte, und affektirte, als daß er Zuhörern oder Lesern vom guten Geschmack durch-

durchgehends gefallen könnte. Nur eine Probe unter mehreren S. 11.: „Waget es nur einmal, betrübteste Zuhörer! „die Thränen, welche zeither euere Blicke so merklich gebrochen haben, abzuwischen, und sehet demnach mit reinem „Auge, und so zu sagen gliederweise auf unsern Gegenstand, „gleichwie ihn der Plan meiner Rede im voraus schon ausgezeichnet hat. Die Rechtfertigungsgründe von meinem Angeben werden euch in vollem Lichte entgegen treten, und einige Augenmerke sind schon zureichend, den großen Fürsten „und Landesherrn zu erblicken, den ich euch vor andern zu zeigen versprochen habe.„ Wie gezwungen, wie steif, wie seltsam allegorisch ist dieser Uebergang von dem, was er gesagt hat, zu dem, was er noch sagen will. Wird Hr. S. in seinen künftigen Reden mehr bey der simpeln Natur bleiben, so werden sie ihm viel besser gelingen. Das Deutsch ist ziemlich rein und gut.

A.

Die beste Anwendung der Abendstunden des menschlichen Lebens. Neue vermehrte Auflage. Leipzig bey Johann Friedrich Junius, 1770. 358 Seiten in gr. 8.

Der V. schreibt eigentlich für diejenigen, welche das Alter herannahen sehen, denen er auch diese Schrift zugeeignet hat. Er hat den Zweck, die möglichste Erbauung derer, welche ihre Lebenszeit nicht völlig zur Zubereitung auf die Ewigkeit angewandt haben, zu befördern. Er meynt aber auch, daß Alte, die ihr Leben im Bunde mit Gott zugebracht haben, in diesen Betrachtungen besonders in den letzten ihre Beschäftigung finden können. Die Betrachtungen haben folgende Ueberschrift: 1. Die Rücksicht in das vorher geführte Leben. 2. Die große Verschuldung eines in Sünden zugebrachten Lebens. 3. Die Möglichkeit, daß ein in Sünden zugebrachtes Leben vom Verderben errettet werden kann. 4. Die höchstglückliche Veränderung, welche durch die Bekehrung vorgegangen ist. 5. Die Aehnlichkeit des Todes der Gläubigen mit dem Tode JEsu? Joh. 19, 28:30. 6. Die Aussicht in die Ewigkeit.

Der V. läßt in diesen Betrachtungen einen lobenswürdigen Eifer für das praktische Christenthum von sich blicken. Er führet seine Leser zur genauen Selbstprüfung nach den zehn Ge-

Geboten, zur reuigen Erkenntniß seiner Verschuldungen, zum herzlichen Mißfallen an denselben, und zu einem lebendigen und thätigen Glauben. In den drey letzten Betrachtungen schildert er die Freuden des Begnadigten, stellet dem Gläubigen den Tod von einer angenehmen Seite vor, und eröfnet ihm frohe Aussichten der Unsterblichkeit und Auferstehung. Wo der V. gelassen und simpel redet, da hat er uns sehr wohl gefallen. Allein bisweilen wird seine Schreibart zu blühend, und zu hoch, als daß sie ein sorgfältiges Nachdenken veranlassen könnte. Gleich der Anfang des Buchs fällt zu sehr ins dichterische. S. 1. „Wenn mein Tag abnimmt; wenn von „den abgezählten Stunden, in welchen ich diese Sonne sehen „sollte; die letzte herannahet: — vielleicht habe ich alsdenn „noch eine kleine Abendzeit, ehe ich mich schlafen legen darf. „Der Herr meines Lebens sahe meine flüchtige Jugend; er „sahe, wie ich meine Morgenstunden theils verschlief, theils „auf den bethauten Wiesen und in den Lustplätzen einer Freude „verspielte. Und meine Mittagszeit — ach! ich genoß die „Güter dieses Lebens: sie berauschten mein Gemüth, und der „Nachmittag ist unter lauter Nichtswürdigkeiten schon dahin „gegangen! — Der ewige selbstständige Gott achtet Jahrtausende nicht. Sie fließen, wie drey nächtliche Stunden, „vor seiner Unveränderlichkeit dahin, und reissen die Welten „mit sich fort. u. s. w.„ S. 100. heißt es: „Dort donnert „schon der Zorn Gottes in den dunkeln und immer in sich selbst „zurückgeschlungenen Gewölben der Ewigkeit.„ Einigemal sind uns im lesen undeutsche Wörter aufgestoßen. S. 12. „wenn alle Minuten vor mir auftreten, die ich versündigt habe.„ S. 83. zersündigte Leiber. Der V entschuldigt sich zwar in dem Vorbericht wegen der feurigen Schreibart, deren er sich bedienet. Wir sind aber noch immer überzeugt, daß eine edle Simplicität im Vortrage der christlichen Wahrheit das sicherste Mittel ist, den Leser auf solche Betrachtungen zu leiten, die ihm für die Zeit und die Ewigkeit nützlich seyn können. Zudem gehöret für das ernsthafte Alter wohl mehr ruhige Ueberlegung, als schnelle Erregung des Affekts. Bey dem allen aber enthalten diese Betrachtungen sehr viel Gutes, und wir meynen sie denen mit Recht empfehlen zu können, welche die Abendstunden ihres fast zurück gelegten Lebens auf eine vernünftige und christliche Art anwenden wollen.

Ja.

Empfindungen und Erfahrungen im Christenthum. Halle, zu finden bey Johann Heinrich Heße, 1770. 8. 168 Seiten.

Eine ziemlich ausführliche Unterweisung von den verschiedenen Empfindungen und Erfahrungen, die der methodististisch geleitete und bekehrte Christ vom Anfange seiner Erweckungen an in dem ganzen Laufe seines gefühlvollen Christenthums haben muß. Zugleich wird eine Anleitung gegeben, wie man diese Empfindungen in sich erwecken, unterhalten und vermehren lassen müsse, und wie man zu geistlichen Erfahrungen gelangen könne. Alles dieses ist nach den bekannten Grundsätzen der empfindungsreichen Christen abgefasset. In so ferne dies die Absicht hat und wirklich dazu angewandt wird, das Christenthum ernstlich, wirksam und affektvoll zu machen, ist es nicht zu tadeln, allein ist nur die Erregung gewisser ängstlichen oder freudigen Empfindungen der letzte Zweck, nicht aber ein Mittel zur Thätigkeit, so können wir uns nicht überreden, daß durch solche Anweisungen, durch solche gesammlete Nachrichten, von den geistlichen Uebungen, den Gefühlen, dem Uebel oder Wohlbefinden methodistischer Christen als hier geliefert werden, der praktischen Religion Jesu und der thätigen Tugend, ein Dienst geleistet werde. Die Hauptsache bey dieser Bekehrungsmethode kommt darauf an, daß man sein natürliches und verschuldetes Verderben, seine eigne Abscheulichkeit, seine Unwürdigkeit irgend etwas Gutes von Gott zu empfangen, ja nur zu verlangen, seine eigne völlige immer fortdauernde Untüchtigkeit irgend etwas Gott wohlgefälliges zu denken oder zu thun, recht tief und lebhaft erkenne, um so zu der Erkenntniß und Empfindung gebracht zu werden, daß Jesus alle unsre Bedürfnisse und Mängel ersetze, unsre Fehler und Laster sowohl als unser Gutes und unsre Tugenden bedecke, daß wir uns ganz hinter ihn verbergen, oder uns in ihm hineinversenken, und es dann empfinden, daß wir selbst nichts, und er uns alles sey. Ohne die Richtigkeit der Grundsätze, worauf diese Methodistik gebauet ist, hier zu untersuchen, müssen wir doch gestehen, daß uns der Erfolg derselben sehr unsicher und der Einfluß auf die Gemüther sehr zweydeutig zu seyn scheinet. Es kann nicht geleugnet werden, daß nach dieser Methode die Demuth sehr befördert werde; sie scheinet auch daher, wo nicht die einzige, doch hauptsächlichste Tugend der Christen aus dieser Schule zu seyn, und ihnen gewissermaßen statt aller andern zu dienen.

Allein ob auch der rege Trieb zum Guten, der feste entschlossene Muth an seiner Vervollkommung zu arbeiten, eben so sehr dadurch befördert werde; oder ob nicht vielmehr bey dem Christen, der in seinen eignen Augen ein so höchst verächtliches, nichts bedeutendes, ja gar abscheuliches Geschöpf ist, die natürlichen Triebfedern zur Thätigkeit im Guten erschlaffen, sein Muth zur Ueberwindung der mit Ausübung der Tugend verknüpfter Schwierigkeiten sinken, und die Demuth in eine geistliche Niederträchtigkeit ausarten werde — ob nicht bey der Voraussetzung, daß alles durch fremden Einfluß und Thätigkeit in ihm gewürkt werden müsse, ein zwar ängstlich begieriges, aber doch dabey unthätiges Warten auf diese höhere Unterstützung und sodann natürlicherweise eine Anlage zu einer schädlichen Schwärmerey hervorgebracht werde — von diesen Folgen scheinen uns nach der Kenntniß, die wir von der menschlichen Natur haben, diese letztern wenigstens eben so natürlich und möglich zu seyn, als die guten, die diese Methodistik, wie wir nicht leugnen wollen, bey gewissen Gemüthern und in gewissen Umständen haben kann. Ob etwas Gutes oder Böses dadurch gewürkt werde, das kommt neulich alles auf die besondre Beschaffenheit der Gemüther, der Denkarten, und auf den Vorrath der aus vorigen Eindrücken gesammleten Associationen der Seele an. Nachdem man sich dem zufolge entweder an dem was bey dieser Führungs- und Bekehrungsart, wahr, richtig und heilsam ist, hält, oder auf das Uebertriebne, Misleitende und Unrichtige verfällt, kann diese Methode, gleich einigen aus Gifte bereiteten Arzeneyen, sehr große und herrliche Wirkungen thun, aber zur Unzeit und am unrechten Ort angebracht, auch äusserst schädlich seyn — Die Erfahrung, die man von dem Erfolg dieser Methode hat, wird, wie wir nicht zweifeln, die Richtigkeit dieser Reflexionen bewähren, und das, was wir von dem unsichern und zweydeutigen Einflusse derselben gesagt haben, zur Genüge bestätigen.

Einleitung in die Erfahrungslehren des Christenthums nach der Schrift, von F. G. S. P. in P. und Br. Breßlau, verlegts Wilhelm Gottlieb Korn, 1770. 8. 156 Seiten.

Erfahrungslehren sind dem V. alle diejenigen christlichen Lehren, wodurch der natürliche Mensch gerühret, erweckt, zur Buße, zum Glauben, zur Heiligung, Gerechtigkeit, Friede und

Freude im heil. Geist gebracht wird, denn alle diese Lehren müssen nicht nur erkannt, sondern auch empfunden werden. Sie müssen Veränderungen in der Seele des Menschen hervorbringen, die er wahrnehmen und erfahren muß. Diese Wahrnehmungen und geistliche Erfahrungen sind ihm aber kein entscheidender Beweis von seinem Christenthume oder Gnadenstande, wofern sie nicht dem Worte Gottes gemäß sind, oder solche Wirkungen erfahren werden, welche dasselbe hervorzubringen, deutlich zur Absicht hat. Sie müssen aber auch mit äusserlichen guten Werken begleitet seyn, um zuverlässige Merkmale zu werden; sonst lauft es mit diesen Erfahrungen auf einen Selbstbetrug hinaus. Hingegen dürfen die Erfahrungen auch den guten Werken nicht fehlen, wenn sie wahrhaftig christlich seyn und aus einem durch den Glauben gereinigtem Herzen kommen sollen. Von diesen geistlichen Erfahrungen und Empfindungen aber läßt sich keine gewisse Methode noch weniger ein bestimmtes Maas festsetzen, weil es dabey so vieles auf die besondre Gemüthsbeschaffenheit und das Temperament eines jeden ankömmt — Dies ist, so viel wir den Verf., der nicht immer deutlich und bestimmt genug redet, oft deklamirt, und sich in Digreßionen verirrt, verstehen können, ohngefehr seine allgemeine Theorie von den Erfahrungen im Christenthum; und wir haben überhaupt eben nichts daran auszusetzen. Er trägt hier nur das Allgemeine vor, verspricht aber in einer Fortsetzung die besondern Erfahrungslehren des Christenthums noch genauer durchzugehen. Sollte unser Rath nicht zu späte kommen, oder der Verf. geneigt seyn, demselben Gehör zu geben, so würden wir ihn bitten, in der Schreibart weniger zu künsteln, weniger auf eine gezwungene Weise durch kalte Ausrufungen affektvoll zu scheinen, und sich gewisser zu oft angebrachter Wendungen sparsamer zu bedienen. Er würde aber auch, wenn er uns hören wollte, die anzuführenden Schriftstellen richtiger auslegen müssen, nicht z. B. aus. Hebr. 11, 6. und Röm. 14, 23. die Nothwendigkeit des seeligmachenden Glaubens zu gottwohlgefälligen guten Werken beweisen. Er müßte überhaupt mit besserer Beurtheilung die Schrift anführen, nicht z. B. Hohelied 8, 2. u. s. f. bey Erwähnung der Menge und Gefahr geistlicher Versuchungen; er müßte gewisse figürliche Ausdrücke z. B. das Bekleiden mit dem Rock der Gerechtigkeit u. d. m. die itzt dem größen Theil der Leser ganz unverständlich sind, oder gar gemißdeutet werden, ganz weglassen, oder wie er es mit andern solchen Redensarten thut, deutlich erklären und

in

in unsre gewöhnliche Sprache übersetzen. Vor allen Dingen aber müßte er genauer untersuchen, ob auch alle seine Erfahrungslehren würklich Lehren der heil. Schrift, oder vielleicht nur eines erkünstelten falsch philosophirenden Systems sind. In dieser Absicht möchte er wohl thun, zu prüfen, ob das, was er von der zugerechneten Gerechtigkeit Christi, von der durch diese Zurechnung den Gläubigen mitgetheilter vollkommnen, mehr als englischen Reinigkeit vorträgt, mit den Vorstellungen der Schrift, und mit seiner eignen ganz richtigen Erfahrungslehre, von der den Gläubigen und Geheiligten, hier noch immer anklebenden Sünde und Unvollkommenheit, von ihrer Obliegenheit nach einer immer größern Reinigkeit und Heiligkeit zu streben, sich füglich vereinigen lasse.

Kl.

Christian Wilhelm Franz Walchs, der Theol. Doktors und derselben ersten und der Philosophie ordentlichen Professors zu Göttingen, Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten, bis auf die Zeiten der Reformation. Fünfter Theil. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1770. 2 Alph. 13½ Bogen in 8.

Ganz erschrocken über die schädlichen Folgen der Kirchenversammlungen, so lange sie aus irrenden und vom Affekt erhitzten Menschen bestehn müssen; ganz unwillig über die Niederträchtigkeit eines heiligen Cyrillus und mancher ihm ähnlichen heiligen Väter; und ganz erfreut, daß die Zeiten vorüber sind, wo Mönchswut, Rechthaberey und blinder Eifer die Gemüther verwirren, und die Thronen erschüttern konnte: wünschen wir unserm Jahrhundert aus vollem Herzen Glück; daß es die Nachwelt nicht über seine Kirchenversammlungen wird seufzen machen, daß es die Kraft der mönchischen Unternehmungen gebrochen, und den blinden Eifer auf ohnmächtige Spielwerke eingeschränkt hat, worauf die Zeitgenossen nicht achten, und wovon das folgende Jahrzehend nichts mehr weis.

Noch nie hat eine Kirchenversammlung etwas anders gefruchtet; als daß sie die Spaltung vermehrt, den Riß der christlichen Kirche vergrößert, den Verfolgungsgeist erweckt

und genährt, den gemeinen Christen über Dinge, die er nicht verstand, in abergläubige und feindselige Gährungen gebracht, den Staat in Verwirrung gesetzt, und viele eingebildete und stolze Meister des Glaubens zu den unanständigsten Bosheiten und Niederträchtigkeiten veranlaßt hat. Aber nie hat irgend eine den Frieden hergestellt, die freye Ueberzeugung befördert, die Irrenden gewonnen, noch das wesentliche Christenthum in der Kirche vermehret. Und das kann auch nicht seyn; wenn jeder, der darauf erscheint, mit politischen Kunstgriffen gewaffnet ist, nur seinen Vorstellungen die symbolische Würde zu verschaffen; alles hingegen, was denselben zuwider ist, als ketzerisch und der Duldung unwürdig zu brandmarken. Wie viel Irthümer würden mit ihren Urhebern weggestorben, wie viele unbemerkt und folglich unschädlich in der christlichen Kirche geblieben seyn; wie viel Blut wäre nicht vergossen, wie viel Ungerechtigkeiten und Drangsale nicht verübt, wie manche Staaten im Flor geblieben seyn; wenn nicht heilige Männer durch schwache oder unbedachtsame Regenten wären begünstiget worden, ihren theologischen Zank in Staatsangelegenheiten zu verwandeln, und ihrer Autorehre die Ruhe der Länder und ihrer armen Nebenchristen aufzuopfern!

Kein nachdenkender wird sich dieser Betrachtungen enthalten können, wenn er die Geschichte der nestorianischen Streitigkeiten, welche den größten Theil dieses Bandes ausmacht, mit Aufmerksamkeit ließt. Eine theologische Frage, die für das allgemeine Christenthum ganz unerheblich ist, weil sie nur von wenigen richtig gefaßt werden kann, nur mit Hülfe vieler künstlichen Bestimmungen richtig gefaßt wird, folglich auch nach Absicht der Schrift nicht gefaßt werden soll, entzweyet ein paar vornehme Lehrer der Kirche. Man verketzert und verlästert sich, man macht Intrigen um sich zu behaupten, man bringt vom schwachen Hofe eine Kirchenversammlung zuwege; und mit einer Unverschämtheit, die kaum ihres gleichen hat, verdammet man sich gegenseitig ohne Verhör und Untersuchung, achtet des Regenten Befehle nicht, zettelt durch fanatische Mönche Aufruhr und Unruhe an, und bringt es endlich durch die niedrigsten Künste der Schmeicheley, der Bestechung und der Verrätherey dahin: daß die unverdammte Meynung, die man behauptet hat, für gottselig und rechtgläubig, die gegenseitige für ketzerisch und verfluchenswürdig erkannt wird. Und was ist der Erfolg davon? Daß ein großer Theil Christen, welche die Streitfrage nicht verstehn, aber sich die erbaulichen Schriften ihrer verdammten und verfolgten Lehrer nicht wollen

ken entreissen lassen, sich ganz von ihren Mitchristen absondern und lieber unter Heyden in Gewissensfreyheit leben wollen: durch welche Trennung und den damit verbundenen gegenseitigen Haß der christliche Staat immer mehr geschwächt, sein Fall beschleuniget, und die große Revolution befördert wird, daß eine ganze Weltgegend, wo Licht, Vernunft und Wissenschaften glänzten, durch wildere und rohere Völker in Finsternisse begraben wird. Möchten sich doch die Cyrillen unsrer Zeit an diesem Exempel spiegeln, und Gott danken lernen; daß ihr gleichmäßiger Sinn nicht mehr durch den weltlichen Arm solche ausgebreitete Uebel zu stiften vermögend ist! Wenn sie es nicht thun, so wird es doch vermuthlich die Nachwelt thun; und zufrieden darüber seyn; daß die Welt, wie Voltaire meynt, im 18. Jahrhundert mehr durch Freygeister, als durch Ketzermacher regiert worden.

Die guten Leute, die über Augustinus unbedachte Lehrsätze von der Gnade in Streit geriethen; wovon ein Theil den harten und misklingenden Ton derselben mit der Vernunft harmonischer stimmen, der andre hingegen ihn ganz rauh erhalten wollte, und so gar überspannte; hatten zwar auch die Freude, sich mit Ketzernamen zu beehren, und einander Semipelagianer und Prädestinatianer zu schelten: aber es gelang ihnen freylich nicht, so viel Unfug in der christlichen Welt anzurichten, noch den Ruhm zu erlangen, daß sie durch ihre spitzfündige Fragen das oberste zu unterst gekehrt hätten. Allein es war ihre Schuld nicht, sondern die Schuld der Regenten; welche nicht Lust hatten, mit dem Schwerd drein zu schlagen, und den Verstand der Menschen mit Gewalt zu zwingen, wie kräftig oder unkräftig, wie zureichend oder unzureichend sie sich die Gnade vorstellen müßten. Und so ist es leider! eine Schulfrage geblieben; ob sich gleich politische Cyrillen und fanatische Schwärmer mehr als einmal in Frankreich Mühe gegeben haben, sie in eine Staats- und Religions-Angelegenheit zu verwandeln.

So lehrreich ist eine Ketzergeschichte, den Menschen kennen zu lernen, und die Greuel der Gewaltthätigkeit, womit man eigene Meynungen als allgemeine Lehren aufbürden will, anschauend wahrzunehmen: wenn sie mit solcher kritischen Genauigkeit gesammlet, ihre Folge mit solcher Sorgfalt in Ordnung gestellt, und sie, ohne doch der symbolischen Feyerlichkeit im geringsten zu nahe zu treten, mit solcher Unpartheylich-

lichkeit erzählt und beurtheilt wird, als von unserm Verf. geschehen ist.

Em.

Christian Wilhelm Franz Walchs, der Theol. D. und derselben ersten und der Philos. ordentl. Prof. zu Göttingen, kritische Nachricht von den Quellen der Kirchenhistorie. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1770. 17½ Bogen in 8.

Diese Schrift ist eigentlich zur Anweisung für solche bestimmt, welche die Kirchenhistorie gründlich studieren wollen; es werden aber auch manche daraus lernen können, welche selbst schon diese Geschichte gelehret haben. Sie giebt mit so vielem philosophischen Geist überdachte Regeln, die Quellen der Kirchengeschichte gehörig zu unterscheiden, die ächten von den falschen abzusondern, sie richtig zu verstehen, und zweckmäßig zu gebrauchen; sie überzeuget zugleich den nachdenkenden Leser, wie viel dazu erfordert werde, ein vernünftiger Kenner und Beurtheiler der Geschichte der Kirche zu seyn; und ist endlich mit solcher moderaten, unpartheyischen, und des Gewichts der Sache kundigen Gesinnung geschrieben: daß man mit Wahrheit sagen kann; es sey in dieser Materie nichts weder in unsrer Sprache, noch bey unsrer Nation geschrieben, das damit zu vergleichen wäre.

Der Verf. fängt mit einer recht philosophischen Untersuchung von dem Werth und den verschiedenen Stuffen der Gültigkeit der Quellen dieses Theils der Geschichte an; welche nicht etwa blos aus der Speculation, oder aus allgemeinen logischen Regeln ergriffen, sondern wie es der Augenschein beweiset, durch eine geprüfte Erfahrung bestätiget wird: so daß es mit Recht eine allgemeine kritische Theorie dieser Geschichte genannt werden kann. Dann giebt er sehr bestimmte Regeln, ächte und untergeschobene, verfälschte und unverfälschte Quellen mit möglicher Zuverläßigkeit zu erkennen. Er lehret hierauf, wie viel Fleiß und Sprachkunde, wie viel historische Kenntniß, wie viel Anschauen des Geistes und der Sitten jedes Zeitalters u. s. w. dazu erfordert werde; diese Quellen auch richtig und zweckmäßig zu verstehen. Wie viel hierbey auf die guten Ausgaben der Quellen ankomme; nach welchen Kennzeichen man sie prüfen müsse; und wie viel oder wenig noch in dieser Absicht geleistet sey; darüber werden im vierten

Ab-

Abschnitt sehr lehrreiche Urtheile gefället. Und endlich wird mit ungemein praktischen und der verschiedenen äusserlichen und innerlichen Fähigkeit der Forscher dieser Geschichte angemessenen Anmerkungen über den vernünftigen Gebrauch der Quellen derselben beschlossen.

Bey diesem Abschnitt haben wir es bedauret, daß ein Mann, der aus eigner Erfahrung mit so vieler Ueberlegung und so seltener Unpartheylichkeit allgemeine Urtheile über den mannigfaltigen Werth der verschiedenen Theile der Kirchengeschichte zu fällen weis, so geschwind zum Schluß geeilet, und es bey wenigen, zwar brauchbaren, aber unvollständigen Anmerkungen hat bewenden lassen. Ein Schriftsteller von seinem Charakter sollte uns nun auch über den moralischen Werth und die Wichtigkeit der vornehmsten Handlungen, welche in der Kirche vorgefallen sind, und theils die merkwürdigsten kirchlichen Veränderungen veranlaßt, theils auf die succeßive Bestimmung des Lehrbegrifs Einfluß gehabt haben, seine Gedanken mit gleicher Genauigkeit und Freymüthigkeit mittheilen. In einigen einzelnen Urtheilen sind wir zwar nicht seiner Meynung; aber für den ganzen Zweck der Schrift ist es zu unerheblich, ihrer Erwähnung zu thun.

Sp.

Johann Dieterich Winklers, d. h. Sch. Dokt., Past. zu St. Nicolai und Scholarchen in Hamburg, biblische Nebenstunden. Zweyter Theil. Leipzig bey Joh. Gottfr. Müller, 1770. 8. 264 Seiten.

Dieser Theil enthält acht Abhandlungen nebst einem Anhange. Einige darunter hat man schon in Pratjes theol. Magazin, und in Rathlefs Gottesgelehrten gelesen, andere sind bereits einzeln gedruckt gewesen. Die 4te und 6te sind neu. Der Anhang ist die Vorrede des V. zu Hrn. Past. Jenisch Erörterung zwoer wichtiger Schriftstellen von den göttlichen Zorngerichten über Sodom und Gomorra. Hamburg, 1760. und enthält Gedanken des V. von dem Zorngerichte Gottes über die erste Welt und desselben gerechten Ursachen. Sie ist von keiner sonderlichen Erheblichkeit. Wichtiger ist die Ite nähere Untersuchung, welche Irthümer es eigentlich sind, darauf — 1 Tim. 1. 3, 4. Kap. 4. 7, 8. 2 Tim. 4. 1 : 4. Tit. 1. 13, 4. 2 Petr. 1. 15, 16. gezielet werde. Der V. versteht

durch Fabeln ($\mu\nu\vartheta o\iota$) nicht ganz offenbar abgeschmackte Dinge sondern narrationes, sermones, die auf eine einnehmende Art eingekleidet, und als scheinbare Weisheit mit künstlicher Beredsamkeit vorgetragen worden. Κνηθομενοι την ακοην 2 Tim. 4. 3. sind die darauf neugierigen Leute aus dem großen Haufen. Die gedachten Fabeln sollten 1, eine sonderliche Leibesübung befördern, welche vor den Augen der Menschen ein besonderes Ansehn hatten. 2. einen sonderlichen Weg zu Gott zu kommen lehren, auf welchem man 3, sonderbare göttliche Gesichte und Offenbarungen erlangte und 4, in die Geheimnisse Gottes, seiner Geister und Kräfte u. s. w. hinein dringen sollte. Dieses macht den V. glaubend, es sey die pythagorische, und platonische mystische Theologie und hohe Weltweisheit damit gemeynet, worinn er dadurch bestärkt wird, daß diese Philosophen aufs Fasten und auf eine affektirte Stille des Gemüths verfielen, in solcher Abstraktion eine nähere Gemeinschaft mit Gott und den Geistern suchten, und sich beredeten, die verborgensten Dinge gesehen und erkannt zu haben. Wer sind denn aber eigentlich die, welche solche Fabeln ausgebreitet haben? Nicht die Gnostiker, sagt der V., wie einige wollen, sondern die Eßener oder Eßäer, welches Hrn. Michaelis Meynung ist; aus dem Judenthum bekehrte Christen, also, die es ganz gut mit dem Christenthum gemeynt, aber ihm doch mit ihren Irthümern Schaden gethan hätten. II. Kurze Untersuchung, welches diejenigen Irthümer sind, deren der Apostel Paulus 1 Tim. 4, 1. 2. 3. Eben das, was Hr. Michaelis darüber in seiner Paraphrase anmerkt, nimmt Hr. W. auch an. IV. Gründlicher Beweis, daß man aus Matth. 16. 18. in der römischen Kirche dem Apostel Petro fälschlich eine besondere Prärogativ zueigne, als wäre er der Grund der Kirche Christi zu nennen. Der Hr. D. hatte ehedem in Hildesheim über diese Materie einmal in Gesellschaft eine Unterredung mit einigen Gliedern der römischen Kirche, welche ihm zu dieser Abhandlung Gelegenheit gab. Vorläufig führt er die Gegner besonders auch darauf, daß es ja noch höchst ungewiß, ob Petrus überall jemals in Rom gewesen, und das Vorgeben, er habe dort die Bischöfliche Würde bekleidet, ohne allen Grund sey, welches selbst gelehrte Katholicken als Joh. Baptista Mantuanus, Michael Cäsenas, Marsilius Patavinus, Joh. Aventinus und andere hinlänglich bewiesen hätten. Die Sache, die Hr. W. hier behauptet, hat ihre völlige Richtigkeit, ob aber deshalb die ganze Stelle rich-

richtig von ihm erklärt sey, das ist was anders. Petrus war ja der erste öffentliche Prediger des Evangeliums, durch seinen Dienst wurde die erste christliche Gemeinde gegründet. Dieser Umstand macht die Rede Jesu, der ihm solches vorhersagte, deutlich. VI. Schriftmäßige Vorstellung der Lehre von der geistlichen Vereinigung mit Gott. Der V. denkt darüber nach den gewöhnlichen Begriffen. Es ließe sich aber das, was zum Verstande einiger hieher gehörigen Schriftstellen dienet, viel kürzer sagen. Wenn der Mensch sein höchstes Wohlgefallen an Gott und dem wahren Guten hat, wenn sein Wille mit dem göttlichen Willen übereinstimmt, so ist Gott ihm mit Beyfall und Liebe zugethan. Dies ist im Grunde die ganze Sache der sogenannten geistlichen Vereinigung mit Gott, aus der man nicht nöthig gehabt hätte, einen eigenen Lehrartickel der Dogmatick zu machen. Denn was in einigem biblischen Stellen tropisch ausgedrückt, mit Gott vereiniget seyn, mit ihm Gemeinschaft haben, in Gott seyn heißt, das heißt anderswo von Gott geliebt werden, sein Wohlgefallen genießen, in seiner Gnade stehen und deren heilsame Wirkungen erfahren u. d. g. VIII. Gedanken von dem Sauerteige, als einem Bilde der Sünde, 1 Kor. 5. 6. Die Verbindung dieser Stelle mit dem vorhergehenden zeigt es ganz klar, daß der Apostel ein ausserordentlich lasterhaftes Mitglied der korinthischen Gemeinde weggeschaft wissen wolle, damit es nicht andere verderbe. Der V. hingegen besteht darauf, daß durch den Sauerteig der Gräuel der Sünde angedeutet werde, und diese Vergleichung giebt ihm Gelegenheit viel bekannte Gedanken niederzuschreiben, die einen Theologen, der in seinen Nebenstunden gerne darum lieset, damit er was zulerne, nicht eben vorzüglich unterrichten werden. Die übrigen Abhandlungen, deren Inhalt wir um des Raums zu schonen, nicht einmal haben hersetzen mögen, sind noch weniger von Belang.

A.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Vermischte juristisch-mathematische Abhandlungen, entworfen von Christian Friederich Tönne von Lüttichau, Doktorn der Rechte zu Oxford, und ausserordentlichem Migliede der königlich-Großbrit-

brittannischen deutschen Gesellschaften und des historischen Instituts zu Göttingen. Altona, bey Iversen, 1769. 88 Seiten in 8.

Der Verfasser dieser Abhandlungen soll unser ganzes Lob haben. Im juristischen Theile sind lumineuse (man verzeihe uns diesen fremden Ausdruck) Ideen, Kenntniß der Sache und guter Schriftsteller, und Beweise genug, daß der V. nicht cavalierement studiert hat. Der mathematische Theil entdeckt einen denkenden Kopf und eine nicht proletarische Bekanntschaft mit dem algebraischen Calculus.

Die erste Abhandlung redet vom nutzbaren Unterpfande. Die Streitigkeiten der Rechtsgelehrten über diese Materie sind bekannt. Der V. schickt im ersten Abschnitte eine Betrachtung über die Natur des Darlehns und Pfandrechtes sowohl nach römischen als deutschen und dänischen Gesetzen voraus, und setzt alsdann folgende Regeln fest: 1) Wann bey der Verpfändung nichts von Zinsen oder von der Nutzung des Unterpfandes verabredet wird: so muß der Gläubiger dem Schuldner die Früchte entweder in Natur abliefern, oder vom Capital abrechnen. Cujacius hat in der Erklärung des L. 8. D. quibus mod. tacit. pign. seinen philosophischen Scharfsinn und kritischen Geist nicht gezeigt. Also eine andere Interpretation, an der wir zwar nicht, wie andere, das recens, indictum ore alio, aber doch das insigne rühmen können. 2) Wann der Schuldner Zinsen verspricht, aber nichts von den Nutzungen des Unterpfandes erwähnt: so kann der Gläubiger soviel von den Früchten zurückbehalten bis er wegen des Capitals und der Zinsen befriediget ist. 3) Wann der Gläubiger keine Zinsen empfangen hat, aber statt deren die völlige Nutzung der versetzten Sache geniessen soll: so hat er nach römischen Rechte die Befugniß alle Früchte sich zuzueignen, ohne jemals gehalten zu seyn, Rechnung davon abzulegen. Die Praxis in Deutschland und Dännemark gehet indessen von dieser Regel gewissermaßen ab. Vom dänischen Rechte insonderheit hat der Verfasser zwar im zweyten Abschnitte zu reden versprochen, wir finden aber kein Wort davon. Es wird vielmehr darinn gezeigt, wie die Abrechnung der Früchte von Capital und Zinsen anzustellen ist, und bewiesen, daß eine andere Art zu rechnen unrichtig ist. Hier haben wir nur das zu erinnern, daß der Satz: Zinsen die der Schuldner jährlich abträgt, laufen ins unendliche fort, wenigstens in der Theorie so ganz ausgemacht nicht ist. Dann L. 27. §. 1.

Cod.

Cod. de usur und Nov. 121. C. 1. verbiethen doch den Lauf der Zinsen über das alterum tantum überhaupt. Weil der Fall wo die Renten grösser sind, als die gesetzmäßige Zinsen in der Rechnung Schwierigkeiten macht: so giebt der V. die Methode an, eine Tabelle zu berechnen, die sich durch die Regel Detri auf alle Fälle anwenden läßt.

In der zweyten Abhandlung wird Ungers Liquidationsrechnung juristisch beurtheilt, indem der V. zeigt, daß sie nur so lange fortgeführt werden kann, als etwas von dem Hauptcapital, das der Gläubiger wirklich zu fordern hat, übrig ist, und daß so bald dieses absorbirt ist, ihre Anwendung einen verbottenen Anatocismus involviren würde. Der zweyte Theil dieser Abhandlung enthält eine Betrachtung über die Erklärung des L. 20. (nicht 26.) §. 5. de serv. praed. urb. die in den göttingischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen von Jahr 1768. steht. Der Autor dieser Erklärung ist, wie man uns in Göttingen versichert hat, der sel. Seybert, und die Sache kommt kürzlich darauf an. In dem angeführten Gesetz wird den Eigenthümer eines Gebäudes, der die Servitut der Dächtraufe hat, erlaubt sein Gebäude zu erhöhen, aber nicht zu erniedrigen. Was ist die Ursache dieser paradoxscheinenden Verordnung? Seybert wollte sie in der Algebra, und zwar in der Lehre von der Parabel finden. Unser V. aber zeigt, was auch gleich Anfangs alle Kenner urtheilten, daß dieser Einfall höchst unglücklich und mißlungen ist. Falsch ist es nicht nur, daß die Erhöhung des Hauses in den Stockwerken den Regen näher an die Schwelle bringe, und unrichtig der Schluß von festen Körpern auf Regentropfen; sondern, wann auch jener Satz und dieser Schluß richtig wären: so würde doch Paulus dadurch nicht gerechtfertiget werden. Dann was ist dem dienenden Gute viel daran gelegen, ob der herabtriefende Regen nahe oder weit von der Schwelle des herrschenden Gutes falle? Noch ein Wort von dem äusserlichen dieser Abhandlungen. Die zierliche Randleisten um einen juristischen Tractat bey dem schwarzen Papiere, sehen nicht anders als Schönpflästerchen auf dem rauhen Gesicht eines ernsthaften alten Mannes aus, und wir haben sie weggewünscht.

Institutiones juris criminalis, scripsit *Io. Christoph Koch*, I. V. D. et P. P. O. in acad. Giess. Editio tertia insigniter aucta ut novus liber

ha-

haberi possit. Ienae apud viduam Croekeri, per comiss. 1770. in 8.

Licht in den Begriffen; tief eindringende Beurtheilungskraft in den Untersuchungen, im Ausdrucke Präcision und Lebhaftigkeit, mit einer meisterhaften Anlegung des Planes, die charakteristische Eigenschaften der Kochischen Schriften, finden sich auch bey der gegenwärtigen. Wenn wir daher diesem Lesebuch eine der ersten, vielleicht wann wir ihm die erste Stelle unter den Compendien des peinlichen Rechts geben: so haben wir wohl von dem denkenden und unpartheyischen Publikum, das es gelesen hat, oder lesen wird, keinen Widerspruch zu befürchten. Die erste Ausgabe kam im Jahr 1758, die andere 1762. heraus, und war ein bloßer Abdruck der vorigen, ohne des V. Vorwissen veranstaltet, und nur in der Vorrede konnte er noch verschiedene Zusätze und Verbesserungen machen. Bey dieser dritten Auflage ist das Buch so ansehnlich verbessert worden, daß das *ut novus liber haberi possit* auf dem Titel nicht zu viel gesagt ist.

Wir wollen einige dieser Verbesserungen anzeigen. Neu und wichtig sind im 13. u. f. §§. die Nachrichten von den Originalausgaben der Bambergischen und Carolinischen Criminalordnungen. Im 140. §. hat die Materie von der Güterconfiscation, so wie im 189sten die Lehre vom qualificirten Diebstahle beträchtliche Zusätze erhalten — Der 211. §. widerlegt Madihns Meynung, daß die Strafe des großen Diebstahls durch die Ersetzung des gestohlenen nicht gemildert werde — In der ersten Ausgabe hatte der V. behauptet, im kleinen und simplen Diebstahle wirke die Restitution keine Mitigation der Strafe. Im 212. §. nimmt er diesen Satz itzt nur mit verschiedenen Einschränkungen an — Zur Consummation der Nothzucht erfordert der 286. §. nicht mehr immissionem seminis. — Im Kapitel vom Concubinate behauptet der V. seine vorige Meynung, daß der Unterschied zwischen dem beständigen und temporären Concubinate keine gesetzliche Wirkungen habe, und in der Vorrede dieser dritten Auflage hat er sie umständlich vertheydiget. — Zwey neue Tabellen zum 307. §. bestimmen, wie vielerley Verbrechen in dem Beyschlafe zweyer Personen vorkommen können, die entweder beyde verehlichet sind, oder wovon es die eine ist — Zum Lenocinio erfordert der V. jetzt nicht mehr (350. §.) daß es um Gewinstes willen getrieben werde. — Das 32. Kapitel von Abtreibung der Leibesfrucht ist völlig umgearbeitet,

tet, und der so vielen Juristen unbekannte Unterschied zwischen einem lebendigen und gliedmäßigen Kinde (partus vivus et vitalis) gründlich gezeigt. — Im 548 §. ist die Frage abgehandelt, ob ein zugeschobner und getristeter Eyd retractirt werden könne, wann man den Schwöhrenden eines Meyneydes zu überführen gedenkt? und nach der P. G. O. affirmiret. — Irrig ist es nach dem 620 §. wann die Rechtsgelehrten drey Gattungen des unerlaubten Wuchers statuiren. Zinsen von Zinsen zu nehmen ist nicht schlechterdings verboten, und sie über das alterum tantum sich bezahlen zu lassen, ist niemals usuraria pravitas. — Etwas anders ist die gemeine, etwas anders die freye Civilgerichtsbarkeit (646 §.) von welcher letzteren die Jurisdiction der Universität Giesen ein Beyspiel ist. — Der 149 Artickel der P. G. O. redet eigentlich nur von dem Todschlage, welchen mehrere Personen zusammen begangen haben. (§. 227.) Ausser diesem Falle ist also die Gegenwart des Richters bey der Section nicht unumgänglich nothwendig. — Die Suggestionen (743. §.) sind bey dem Verhör eines Delinquenten auch alsdann verboten, wann er nicht schicklich antworten will. — Im 899. §. sind einige Bemerkungen über die bedingte Urtheilssprüche im peinlichen Processe beygefügt. Auch führt der V. die feine Sentenz einer gewissen Facultät an, die dem Inquisiten den Kopf absprach, doch aber ihm noch zuvor eine Defensionsschrift verstattete. Vermöge tragenden kunstrichterlichen Amtes,

Dann ihnen liegt die Pflicht des Tadelns ob

müssen wir doch einige Kriticken machen. Sie betreffen nur Kleinigkeiten. Sollte die Assertion im 62. §. daß ein Verbrechen, in einem angenehmen Affekt begangen, schwerer sey, als das, welches in einem unangenehmen geschieht, allgemein wahr seyn? Sollte ein Mensch, den Liebe, Lustigkeit u. s. w. zu einer Zerstreuung mit einem Mädchen bringt, strafbarer seyn, als ein Lovelace, der sie aus Verdruß über ihren Stolz um ihre Keuschheit bringt? — So gut im 94. §. die Frage beantwortet ist, nach welches Ortes Gesetzen ein Verbrechen gestraft werden müsse: so kommt uns doch der eine Satz: Si delictum jure particulari tantum pro delicto habetur: extra locum commissi delicti puniri nequit, *ne quidem tunc si in loco domicilii aut deprehensionis aeque delictum habetur* etwas paradox vor, dann wir können keinen hinreichenden Grund dieser Entscheidung ausdenken. — Der 115. §. sagt: Poena capitalis extrinsecus qualificatur vel antecedenter, vel concomitanter *vel subsequenter*. Diese Eintheilung widerspricht

dem

dem Begriffe einer äusserlichen Qualification der Strafe im 103. §. Wann diese in einer Beyfügung solcher Qualen besteht, die für sich mit der Lebensstrafe nicht verknüpft sind, so können wir uns keine qualificationem subsequenter talem denken; oder man müßte dem Delinquenten noch nach dem Tode Qualen (cruciatus) verursachen können. — Wann das Verbrennen, so geschieht, wie es im 112. §. beschrieben ist, und das Rädern von unten auf: so möchten wir mit dem 145. §. die erstere Strafe nicht für härter halten als die letztere. — Da der V. im 328. §. sagt, Carl V. halte die Bigamie mit Recht für ein grösseres Verbrechen als den Ehebruch: (ein Satz der uns noch sehr problematisch vorkommt) so hätte er auch, dünkt uns, nicht behaupten sollen, daß auf der Bigamie dieselbe Strafe als auf dem Ehebruch stehe, Carl V. sagt auch nur: die sollen **nicht weniger** dann die Ehebrüchigen peinlich gestraft werden. — Die Blasphemie ist nach dem 396. §. eine Injurie gegen Gott. Allein nach dieser Erklärung wäre es auch Blasphemie, wann jemand unterläßt, was er der göttlichen Verehrung schuldig ist. Dann auch eine solche Unterlassungshandlung gehört zu den Injurien. Aber Niemand wird es Blasphemie nennen. — Im litterarischen Theile ließen sich wohl noch manche Zusätze machen. Aber der V. hat ja nicht alles, sondern nur das vorzüglichste, und was er selbst besitzet, anführen wollen. Wozu sollten wir ihm also Weisheit aus dem Lippenius und aus den Meßcatalogen aufdringen?

Vg.

Wilhelm August Rudloff ordentl. Professors der Rechte auf der Friedrichsuniversität Bützow, Versuch von den Senaten am Kaiserl. und Reichs-Cammergericht. Bützow, 1769. 90 Seiten in 4.

Die bey jetziger Cammergerichtsvisitation zur Frage gekommene sehr heilsame Einschränkung der [illegible] Macht des Direktorii, willkührlich die Senate zu [illegible] scheint diese Schrift veranlasset zu haben. D[illegible] derselben das ganze Institut der Senat[illegible] gericht, wovon freylich sehr viele ausser[illegible] längliche Begriffe haben, und geht sodann [illegible] jetzigen C. G. Visit. hierinn zu treffenden Verb[illegible] Das erste Capitel enthält die gesetzliche Errichtung u[illegible]

fassung der Senate. Herr R. erzählt hier die Entstehung derselben und ihre gesetzliche Bestimmungen chronologisch und vollständig aus den Gesetzen selbst. Die erste Abtheilung der C. G. Assessoren, da sich sonst nach der C. G. O. 1495. das Gericht stets in Pleno versammelte, leitet er, nicht, wie H. Tafinger allererst aus der C. G. O. 1500., sondern schon aus dem R. A. 1492. her. Dessen Verordnung darüber wurde in die C. G. O. 1500. wörtlich eingerückt, und in den von 1507. und 1508. wird es dabey gelassen. Die C. G. O. 1521. macht die Abtheilung der Assessorn in den Rath und zur Audienz zuerst nothwendig und gedenkt schon der Adjunction, und weitere nähere Bestimmungen erhält diese Verfassung durch die C. G. Ordnungen 1521. und 1523., den R. A. 1530. das Vis. Memor. 1533. und besonders durch die C. G. O. 1555. — Hier wird besonders die Stelle Th. I. Tit. XIII. §. 10. von dem Dissensus zwischen fünf und drey Assessoren in einem Senat von achten ausführlich beurtheilt und H. R. verwirft die gemeine Meynung, nach welcher sich diese Stelle auf das damalige Verhältniß des evangelischen Religionstheils gegen den katholischen unter den Assessorn beziehen soll, aus guten Gründen, darunter der dem Recensenten der wichtigste ist, daß sich vorgedachte Stelle auch in der C. G. O. 1548. findet, nach welcher jedoch evangelische gänzlich vom C. G. ausgeschlossen seyn sollten, und also lauter katholische Assessoren vorausgesetzet werden. Dagegen setzt H. R. die Energie der ganzen Stelle in den Worten: „unter achten drey aus wichtigen, ansehnlichen, und tapfern Ursachen,„ und das Fundament der Verordnung in den wichtigen Gründen des Dissenses. Es hat diese Erklärung wirklich ohnstreitig mehr Wahrscheinlichkeit, als die vorhergehende. Jedoch ist sie nicht ganz neu, indem schon der H. von Cramer in seinen Observat. T. I. obs. 153. darauf wenigstens gezielt hat, obgleich die Ausführung derselben H. R. eigen ist. — Nach der C. G. O. 1555. werden die Senate noch weiter durch den D. A. 1557., das Concept 1613. und, hauptsächlich in Ansehung der Religionsgleichheit, durch das Osnabr. Friedensinstrument bestimmt, denen der Vis. Absch. 1713. nichts neues hinzugefüget hat. — Aus allen diesen Gesetzen ist denn die jetzige Verfassung der Senate entstanden, die der V. im zweyten Capitel mit Einsicht und Lebhaftigkeit beschreibt. Die Senate kommen beym C. G. auf eine gedoppelte Art vor. Einmal ist es unnöthig, daß sich mit einer Sache das ganze Gericht beschäftige, daher werden mehrere Sachen zugleich

vorgenommen, und zu jeder einige Assessoren niedergesetzt, welche den Senat ausmachen, dessen Stärke verschieden ist, nachdem entweder blos Processe zu erkennen, und Bescheid-Tisch zu verabschieden, oder sogenannte Sabbathin Sachen zu entscheiden und Mandate zu erkennen sind, oder ein definitiv Urthel zu machen ist. Dann aber ist auch überhaupt das C. G. an sich und auf immer in verschiedene besondre Theile abgetheilt, die die Senate sind, und denen die einkommende Sachen zum Erkenntniß übergeben werden. Hier ist nach der bisherigen Verfassung die Grundlage gewesen, daß man auf extrajudicial Sachen Rücksicht genommen, und daher bey der jetzigen Anzahl der Beysitzer das Gericht in vier Senate, von vier Beysitzern jeglichen vertheilet hat, da denn, wenn eine judicial, oder definitiv Sache vorkommt, aus dem nächstfolgenden Senat zwey Beysitzer zu dem Senat, worinn der Referent ist hinzukommen, und auf solche Weise den judicial Senat von sechs Personen formiren. Die Senate bestellt der Cammerrichter und wechselt sie von Zeit zu Zeit um. Der V. erläutert von dieser ganzen Einrichtung das Detail, und zeigt die Unvollkommenheit und Fehler derselben. Solche scheint er vorzüglich in der Recurrenz und in den Adjunctionen zu setzen. Das allerbedenklichste in der bisherigen Verfassung, auf welches auch die Visitation ihr vorzügliches Augenmerk gerichtet hat, die angemaßte Willkühr des Cammerrichters, nach Gefallen und besondern Absichten die Senate zu ändern und umzuwechseln, ist ihm entwischt. — Um die vorgedachte Fehler zu heben und überhaupt das C. G. vollkommener und glänzender zu machen, schlägt H. R. im dritten Capitel beständige definitiv Senate vor, die gänzlich von einander abgesondert seyn und nie abgewechselt werden sollen, davon er die Vortheile in sehr wichtigen Stücken zeiget. Es ist dieses der Vorschlag, den auch schon der H. von Zwierlein gethan hat, dem jedoch H. R. darinn sehr gegründet widerspricht, daß der Präsident bey einer Gleichheit der Stimmen den Ausschlag geben soll, und vielmehr in solchen Fall den schon selbst in der C. G. O. angegebenen Weg befolgt haben will, die streitige Sache in dem andern definitiv Senat vorzunehmen, welcher auch freylich richtiger und angemessener seyn dürfte. — Alles wohl überlegt würden doch dergleichen ganz beständige Senate theils gar zu sehr mit einer Umschmelzung der Einrichtung des C. G. verbunden seyn, theils eine ganz neue Gesetzgebung erfordern, und also schon aus diesem Grunde in dem heiligen Röm. Reich deutscher Nation schwerlich zur Existenz kommen, wenigstens

kein

kein Geschäfte der Visitation werden können. Wir brauchen nur bey unsern bisherigen Gesetzen zu bleiben, und durch deren Aufrechthaltung an die Stelle der so oft veränderten extrajudicial Senate die ständige definitiv Senate der vorigen bessern Zeiten zurückbringen, so sind eben die Vortheile vorhanden, und der vorzüglich gefährlichen directorial Willkühr die erforderliche Schranken gesetzt. Dieses ist auch der Weg, den die Visitation beliebet, und den Pütter vertheydiget hat.

Unpartheyischer Bericht vom Turnus, oder der persönlichen Reihe im Referiren am Kaiserlichen und Reichs-Cammergericht, 1771. 56 Seiten 4.

Zu jetziger Zeit, da für Deutschland im Ganzen die C. G. Visitation das interessanteste Geschäfte ist, kann diese Schrift, welche einen bey derselben so sehr zur Contestation gekommenen Punkt erörtert, nicht anders als sehr wichtig, besonders dem Publicisten, seyn. Sie entscheidet patriotisch für den Turnus, und hebt die dagegen gemachten Einwürfe, besonders die, welche in den unpartheyischen Gedanken, ob der Turnus am C. G. thunlich, rathsam und nöthig sey? vorgetragen sind. — Die abwechselnde Schicksale des C. G., dessen Ab- und Zunahme in einer fruchtbaren Kürze erzählt werden, und besonders die nie hinlängliche Anzahl der Beysitzer haben die betrübte Verfassung hervorgebracht, daß nicht alle Sachen abgethan werden können, sondern einige durchaus liegen bleiben müssen. Welche Sachen aber sollen nun erörtert werden, und welche zurückstehen? Um dieses zu bestimmen haben die Gesetze einigen Sachen den Vorzug gegeben, daß sie zuerst zum Erkenntniß befördert werden, andre sollen nach diesen in Betracht kommen, und andre haben dann endlich die letzte Stelle erhalten. Dieses ist die Ordnung der Sachen, die hier zuerst erläutert wird, bey welcher Gelegenheit unter andern sehr richtig, wie dem Recensenten dünkt, S. 14. u. f. bemerkt wird, daß der §. 152. des J. R. A. gar nicht von der heutigen Sollicitatur redt, zu der er fast beständig gerechnet zu werden pflegt. Von solcher Ordnung der Sachen ist der Turnus sehr unterschieden und dieser geht darauf, wie die Mitglieder des Collegiums, einer nach dem andern, die anhängigen Sachen zum Vortrag bringen sollen. Solcher ist würklich durch Gesetze am C. G. eingeführt, wie aus derselben selbst, in einer der Sache sehr angemessenen chronologischen Stellung von der C. G. O. 1521. an, bis auf den Vis. Absch. 1713.

gezeigt wird, er ist auch ehedem beobachtet, und nur erst seit dem berüchtigten Ingelheimschen Directorium, aber auch mit einmal gänzlich, verschwunden. Zur Entschuldigung dieses Mißbrauchs, dem man wohl gar ein observanzmäßiges Ansehen zu geben gewagt hat, wird die heutige Verfassung des C. G. gemeiniglich angeführt. Hier aber wird sehr gründlich gezeigt, daß weder die große Menge rechtshängiger Sachen, noch die unzulängliche Anzahl der Beysitzer, noch die Abwechselung der Senate, wenn solche gesetzmäßig geschiehet, noch die Ordnung der Sachen, noch die Recurrenz-Ordnung, die theils den Gesetzen selbst unbekannt, theils durch die jetzige Visitation in ihre richtige Gränzen gesetzt ist, und am wenigsten die Sollicitatur den Turnus im allermindesten hindern, und mit der Hofnung geschlossen, daß der von der Visitation unterm 11 April 1768. puncto turni gemachte Schluß den Beyfall der hohen Reichsversammlung um so weniger verfehlen werde, je mehr Nachtheil für die Reichsstände, deren edelste Gerechtsame an das C. G. zur Erörterung gelangen, aus einer gesetzlosen Willkühr besonders dann zu befürchten ist, wenn anstatt des redlichen und justitzeifrigen Patrioten, etwa ein zur Intrigue geneigter Cammerrichter der Despot des deutschen Justitz-Wesens werden könnte. — Dem Vernehmen nach ist H. Professor Rudloff zu Bützow der Verfasser dieser Schrift.

Tz.

Joh. Heinrich Kirchhofs, ICti Kön. Dän. Justitzr. wie auch St. Kais. Hoh. des Großf. aller Reussen Hof- und Landgerichts-Advocat, juristische Abhandlung von dem, was die Rechte bey Erziehung der Kinder erfordern, auf Veranlassung des zweyten Titels des sieben und zwanzigsten Buchs der Pandekten, wie der Pupille zu erziehen, abgefaßt, und mit juristischen, historischen und politischen Anmerkungen erläutert. Dritte, über die Hälfte vermehrte und verbesserte Auflage. Bützow und Wismar, 1771. 8. 1 Alph. $7\frac{1}{2}$ B. nebst $5\frac{1}{2}$ B. Vorreden und Zueignungsschrift.

Der V. ist, durch die Aeusserung des seel. Canzlers Böhmer in seinen Vorlesungen über die Pandekten, wie er sich wundre, daß kein Rechtsgelehrter diese Materie juristisch ab-

abgehandelt, wie er sagt, gereizt, wir möchten lieber sagen: verleitet worden, seinem Lehrer eine commentationem de eo, quod justum est circa educationem liberorum zu überreichen, ist so glücklich gewesen, einen Verleger dazu zu finden, und sie 1741. ans Licht der Welt zu stellen. Schon verbesserter und etwas vollständiger kam sie in Hamburg 1745. heraus. Und nun leider die dritte, so sehr vermehrte Auflage! So sehr vermehrt, daß dieses nur erst der erste Band ist. Und sollten wir dem Verleger wohlmeynend rathen, so liesse er es immer hiebey bewenden. Es ist eine Rapsodie von lauter ängstlich herbeygeholten, allenthalben zusammengestoppelten Sachen mit vielen Noten und Allegaten versehen. Zum Beweise dessen und des Geschmacks des V. mag der Anfang der Einleitung dienen. Hier ist er: „man bemerket auf der ganzen „Erde eine wundersame Mannichfaltigkeit der Lebensart, der Gemüther, der Meynungen, a) der Sitten, der Gesetze, der Gewohnheiten, und des Gottesdienstes, so, daß kein Reich, kein „Land, kein Volk, b) ja fast keine Stadt gefunden wird, „welche sich nicht in dergleichen Dingen von andern unterscheiden sollte.„ — Und hiezu sind die Noten folgende. „a) Cornel. Nepos in der Vorrede. b) Magnae in multis „hominum vivendi generibus existunt varietates. Aristot. „de rep. So übertrafen z. B. die Athenienser alle in der „Bemühung den Verstand zu bauen,„ (man sieht, daß der V. kein Athenienser ist) „wie auch freye Künste und gute „Sitten einzuführen; die Boeotier hingegen sahen mehr auf „die Stärke des Leibes, als auf den Bau des Verstandes. „Siehe Comment.„ (welchen? das ist gleich viel) — „ad illud Horatii 2 Ep. 1. Boeotum in crasso jurares aëre „natum.„ — Aber genug. Es kommen noch in der Note die Gedult der Lacedämonier, der Thracier Neigung zum Trunk und Unkeuschheit, die Jagdliebe der Perser, Parther und alten Deutschen mit Allegaten vor. Um aber unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst urtheilen zu können, ob sie wohl etwas nützliches in diesem Buch für sich finden möchten, so wollen wir sie mit dem Inhalt desselben etwas genauer bekannt machen. Von der Erziehung mancherley Völker wird im ersten Hauptst. im 151. §§. gehandelt. Dies sagt der V. ist historisch, und dient zum Vergnügen. — Schwerlich anders, als in der Spinnstube. Man denke doch, von der Erziehung der Hebräer, (wo unter andern auch die gelehrte Rebecca Meneckel Ribka mit verschiedentlich eingeschalteten ebräischen Worten allegirt wird) der Babylonier, Meder, Perser, auch

eines persischen Prinzen, der alten Celten, Scythen, Tartarn, Lydier, Lucaner, Athenienser, Lacedämonier, Macedonier, Parther, Römer, Carthaginenser, Numidier, Mauritanier, Ethiopier, Araber, alten Spanier, Gallier, Deutschen, Britannier, scythischen Hunnen, Gothen, Türken, Tartarn, Hindustaner, Malabaren, Braminanen, Arrakaner, Siamer, Tonguineser, Chineser, in Neu-Holland, Virginien, Maddagascar, Rußland, der alten Dänen, Normänner, der Grönländer, Lapländer, Schweden, Portugiesen, Spanier, (nemlich der jetzigen) in Frankreich, Grosbrittannien, Ungarn, Pohlen, Italien, Savoyen, und endlich bey den Herrnhutern. Und hier ist allenthalben Compilation, über Compilation; wie denn überhaupt die Idee dies alles so auf einen Haufen zusammen zu raffen, und so viel specielle Eintheilungen zu machen, schon ein hinlängliches Zeugniß von der Beurtheilungskraft des V. ist, der Ordnung nicht zu gedenken. Das zweyte Hauptst. ist überschrieben von der väterlichen Gewalt überhaupt, enthält aber nichts, als was in allen Compendien der Pandekten von den Arten die väterliche Gewalt zu erlangen, zu finden ist; mit einigen groben Fehlern. Z. E. S. 206. heißt es: die Annehmung an Kindes Statt durch den letzten Willen ist entweder die Einkindschaft selbst, oder sie kommt ihr doch sehr nahe. S. 207. meynt er, man hätte keine Beyspiele von Adoptionen der Kaiserlichen Pfalzgrafen in unsern Zeiten. Und eine wichtige Anmerkung S. 190. dürfen wir wohl nicht übergehen. Hier ist sie: „Uebrigens aber „ist zu merken, daß nicht eigentlich die Ehe, sondern vielmehr die Zeugung der Kinder durch die Ehe eine väterliche „Gewalt verursache.„ Vortrefliche Entdeckung! Das dritte Hauptst. handelt unter der Aufschrift: von der Gewalt der Eltern über die Kinder insbesondre, diese Lehre nach dem natürlichen, römischen und deutschen Rechte in 12. §§. und etwann so viel Blättern recht jämmerlich ab. Das vierte Hauptstück von den Kindern und deren mancherley Arten macht 6. Classen der Kinder, die wir doch wundershalben hersetzen müssen. 1) Eine rechtmäßige Geburt, i. e. die aus einer rechtmäßigen Ehe zu gehöriger Zeit, nicht mit einer ungeheuren Gestalt, noch zu frühzeitig, sondern vollständig gebohren ist. Hier ist von der gehörigen Zeit §. 2. 3. 4. gar erbärmlich und ganz misverständlich gehandelt. 2) Kinder aus verschiedenen Ehen, und wer sollte meynen, daß hier nur vom matrimonio ad morganaticam geredet würde? 3) Die, welche an Kindes Statt angenommen werden. 4) Legitimirte Kinder. 5) Unehliche

ehliche Kinder. Diese sollen nach der L. 5. D. de in jus voc. nicht in der väterlichen, sondern mütterlichen Gewalt stehen. — Würde Paulus nicht injuriarum gegen den Hrn. J. B. Kirchhof klagen, wenn er lesen könnte, daß er ihm die grobe Beschuldigung gemacht hätte, als ob er solchen Unsinn geschrieben hätte. 6) — wer kann rathen? — Die sogenannten Mansers sagt der V. — und was sind das für welche? Manseres und bastardi sind freylich bekannte Namen unehelicher Kinder in deutschen Rechten. Aber hier heißen Mansers, welche aus dem Beyschlaf eines Christen mit einer Jüdin erzeugt werden. Er redet hier aber eigentlich von den Rechten der ex damnato coitu erzeugten Kinder. Hier ist die Note a S. 252. f. recht tröstlich. Aber wir können sie unmöglich abschreiben. — Alles bisherige hätte mit guten Gewissen wegbleiben können. Denn nun kommt der V. erst im fünften Hauptst. auf die Erziehung und den daraus fliessenden Pflichten, welches aber fast ganz eben so gut hätte wegbleiben können, denn hier wird nur, wer hätte das vermuthet? von Abtreibung der Geburt, Aussetzung und Verkaufung der Kinder, der Vielweiberey, Ehescheidung und Heyrathen armer Leute als der Erziehung hinderlich und zwar von S. 254. bis 325. recht unerträglich gehandelt. Sodann wird aus dem Pufendorf bewiesen, daß die Erziehung höchstnöthig sey, daß beyde Eltern dazu verbunden, und endlich sehr weitläuftig gezeigt, daß der Vater dazu nicht schuldig, wenn er nicht wisse, daß das Kind ihm gehöre. Ein Satz, den wir nie einräumen würden. Freylich wer mit Gewißheit sagen kann, das Kind sey nicht das seinige, der ist zur Erziehung nicht verbunden. Aber die eigentlich sogenannte exceptio partus incerti, die sich auf jenen Grundsatz gründet, ist ein Ungeheuer, dem die Natur und alle Rechte widersprechen, wie solches in der zu Göttingen 1751. herausgekommenen Inaugural-Disputation des Hrn. von den Steenhoff de praxi judiciorum erronea et communibus erroribus tum generatim tum speciatim §. 23. ff. vortreflich und bündig gezeigt worden. Das sechste Hauptstück endlich von den Vätern des Vaterlandes und deren Vorsorge wegen Erziehung der Kinder, redet von öffentlichen Erziehungsanstalten und Schulen in Frankreich, Engelland, Dännemark, Rußland, den Preußischen Landen, (hier ist nichts zu finden als weitläuftige 2. Bogen ausfüllende Auszüge aus den Schulverordnungen von 1734. und 1764.) Schweden, (nichts als eine Verordnung gegen die Winkel-Schulen völlig eingerückt) den Kaiserlichen Erblanden, (so sollte es wenigstens heißen,

dem Begriffe einer äusserlichen Qualification der Strafe im 103. §. Wann diese in einer Beyfügung solcher Qualen besteht, die für sich mit der Lebensstrafe nicht verknüpft sind, so können wir uns keine qualificationem subsequenter talem denken; oder man müßte dem Delinquenten noch nach dem Tode Qualen (cruciatus) verursachen können. — Wann das Verbrennen, so geschieht, wie es im 112. §. beschrieben ist, und das Rädern von unten auf: so möchten wir mit dem 145. §. die erstere Strafe nicht für härter halten als die letztere. — Da der V. im 328. §. sagt, Carl V. halte die Bigamie mit Recht für ein grösseres Verbrechen als den Ehebruch: (ein Satz der uns noch sehr problematisch vorkommt) so hätte er auch, dünkt uns, nicht behaupten sollen, daß auf der Bigamie dieselbe Strafe als auf dem Ehebruch stehe, Carl V. sagt auch nur: die sollen nicht weniger dann die Ehebrüchigen peinlich gestraft werden. — Die Blasphemie ist nach dem 396. §. eine Injurie gegen Gott. Allein nach dieser Erklärung wäre es auch Blasphemie, wann jemand unterläßt, was er der göttlichen Verehrung schuldig ist. Dann auch eine solche Unterlassungshandlung gehört zu den Injurien. Aber Niemand wird es Blasphemie nennen. — Im litterarischen Theile ließen sich wohl noch manche Zusätze machen. Aber der V. hat ja nicht alles, sondern nur das vorzüglichste, und was er selbst besitzet, anführen wollen. Wozu sollten wir ihm also Weisheit aus dem Lippenius und aus den Meßcatalogen aufdringen?

Vg.

Wilhelm August Rudloff ordentl. Professors der Rechte auf der Friedrichsuniversität Bützow, Versuch von den Senaten am Kaiserl. und Reichs-Cammergericht. Bützow, 1769. 90 Seiten in 4.

Die bey jetziger Cammergerichtsvisitation zur Frage gekommene sehr heilsame Einschränkung der angemaßten Macht des Direktorii, willkührlich die Senate umzuwechseln, scheint diese Schrift veranlasset zu haben. Der Verf. erläutert in derselben das ganze Institut der Senate am Reichscammergericht, wovon freylich sehr viele ausserhalb Wetzlar nicht hinlängliche Begriffe haben, und geht sodann zu der von einer jetzigen C. G. Visit. hierinn zu treffenden Verbesserung über. Das erste Capitel enthält die gesetzliche Errichtung und Verfas-

fassung der Senate. Herr R. erzählt hier die Entstehung derselben und ihre gesetzliche Bestimmungen chronologisch und vollständig aus den Gesetzen selbst. Die erste Abtheilung der C. G. Assessoren, da sich sonst nach der C. G. O. 1495. das Gericht stets in Pleno versammelte, leitet er, nicht, wie H. Tasinger allererst aus der C. G. O. 1500., sondern schon aus dem R. A. 1492. her. Dessen Verordnung darüber wurde in die C. G. O. 1500. wörtlich eingerückt, und in den von 1507. und 1508. wird es dabey gelassen. Die C. G. O. 1521. macht die Abtheilung der Assessorn in den Rath und zur Audienz zuerst nothwendig und gedenkt schon der Adjunction, und weitere nähere Bestimmungen erhält diese Verfassung durch die C. G. Ordnungen 1521. und 1523., den R. A. 1530. das Vis. Memor. 1533. und besonders durch die C. G. O. 1555. — Hier wird besonders die Stelle Th. I. Tit. XIII. §. 10. von dem Dissensus zwischen fünf und drey Assessoren in einem Senat von achten ausführlich beurtheilt und H. R. verwirft die gemeine Meynung, nach welcher sich diese Stelle auf das damalige Verhältniß des evangelischen Religionstheils gegen den katholischen unter den Assessorn beziehen soll, aus guten Gründen, darunter der dem Recensenten der wichtigste ist, daß sich vorgedachte Stelle auch in der C. G. O. 1548. findet, nach welcher jedoch evangelische gänzlich vom C. G. ausgeschlossen seyn sollten, und also lauter katholische Assessoren vorausgesetzet werden. Dagegen setzt H. R. die Energie der ganzen Stelle in den Worten: „unter achten drey aus wichtigen, ansehnlichen, und tapfern Ursachen„ und das Fundament der Verordnung in den wichtigen Gründen des Dissenses. Es hat diese Erklärung wirklich ohnstreitig mehr Wahrscheinlichkeit, als die vorhergehende. Jedoch ist sie nicht ganz neu, indem schon der H. von Cramer in seinen Observat. T. I. obs. 153. darauf wenigstens gezielt hat, obgleich die Ausführung derselben H. R. eigen ist. — Nach der C. G. O. 1555. werden die Senate noch weiter durch den D. A. 1557., das Concept 1613. und, hauptsächlich in Ansehung der Religionsgleichheit, durch das Osnabr. Friedensinstrument bestimmt, denen der Vis. Absch. 1713. nichts neues hinzugefüget hat. — Aus allen diesen Gesetzen ist denn die jetzige Verfassung der Senate entstanden, die der V. im zweyten Capitel mit Einsicht und Lebhaftigkeit beschreibt. Die Senate kommen beym C. G. auf eine gedoppelte Art vor. Einmal ist es unnöthig, daß sich mit einer Sache das ganze Gericht beschäftige, daher werden mehrere Sachen zugleich

vorgenommen, und zu jeder einige Assessoren niedergesetzt, welche den Senat ausmachen, dessen Stärke verschieden ist, nachdem entweder blos Processe zu erkennen, und Bescheid-Tisch zu verabschieden, oder sogenannte Sabbathin Sachen zu entscheiden und Mandate zu erkennen sind, oder ein definitiv Urthel zu machen ist. Dann aber ist auch überhaupt das C. G. an sich und auf immer in verschiedene besondre Theile abgetheilt, die die Senate sind, und denen die einkommende Sachen zum Erkenntniß übergeben werden. Hier ist nach der bisherigen Verfassung die Grundlage gewesen, daß man auf extrajudicial Sachen Rücksicht genommen, und daher bey der jetzigen Anzahl der Beysitzer das Gericht in vier Senate, von vier Beysitzern jeglichen vertheilet hat, da denn, wenn eine judicial, oder definitiv Sache vorkommt, aus dem nächstfolgenden Senat zwey Beysitzer zu dem Senat, worinn der Referent ist hinzukommen, und auf solche Weise den judicial Senat von sechs Personen formiren. Die Senate bestellt der Cammerrichter und wechselt sie von Zeit zu Zeit um. Der V. erläutert von dieser ganzen Einrichtung das Detail, und zeigt die Unvollkommenheit und Fehler derselben. Solche scheint er vorzüglich in der Recurrenz und in den Adjunctionen zu setzen. Das allerbedenklichste in der bisherigen Verfassung, auf welches auch die Visitation ihr vorzügliches Augenmerk gerichtet hat, die angemaßte Willkühr des Cammerrichters, nach Gefallen und besondern Absichten die Senate zu ändern und umzuwechseln, ist ihm entwischt. — Um die vorgedachte Fehler zu heben und überhaupt das C. G. vollkommener und glänzender zu machen, schlägt H. N. im dritten Capitel beständige definitiv Senate vor, die gänzlich von einander abgesondert seyn und nie abgewechselt werden sollen, davon er die Vortheile in sehr wichtigen Stücken zeiget. Es ist dieses der Vorschlag, den auch schon der H. von Zwierlein gethan hat, dem jedoch H. N. darinn sehr gegründet widerspricht, daß der Präsident bey einer Gleichheit der Stimmen den Ausschlag geben soll, und vielmehr in solchen Fall den schon selbst in der C. G. O. angegebenen Weg befolgt haben will, die streitige Sache in dem andern definitiv Senat vorzunehmen, welcher auch freylich richtiger und angemessener seyn dürfte. — Alles wohl überlegt würden doch dergleichen ganz beständige Senate theils gar zu sehr mit einer Umschmelzung der Einrichtung des C. G. verbunden seyn, theils eine ganz neue Gesetzgebung erfordern, und also schon aus diesem Grunde in dem heiligen Röm. Reich deutscher Nation schwerlich zur Existenz kommen, wenigstens

kein

kein Geschäfte der Visitation werden können. Wir brauchen nur bey unsern bisherigen Gesetzen zu bleiben, und durch deren Aufrechthaltung an die Stelle der so oft veränderten extrajudicial Senate die ständige definitiv Senate der vorigen bessern Zeiten zurückbringen, so sind eben die Vortheile vorhanden, und der vorzüglich gefährlichen directorial Willkühr die erforderliche Schranken gesetzt. Dieses ist auch der Weg, den die Visitation beliebet, und den Pütter vertheydiget hat.

Unpartheyischer Bericht vom Turnus, oder der persönlichen Reihe im Referiren am Kaiserlichen und Reichs-Cammergericht, 1771. 56 Seiten 4.

Zu jetziger Zeit, da für Deutschland im Ganzen die C. G. Visitation das interessanteste Geschäfte ist, kann diese Schrift, welche einen bey derselben so sehr zur Contestation gekommenen Punkt erörtert, nicht anders als sehr wichtig, besonders dem Publicisten, seyn. Sie entscheidet patriotisch für den Turnus, und hebt die dagegen gemachten Einwürfe, besonders die, welche in den unpartheyischen Gedanken, ob der Turnus am C. G. thunlich, rathsam und nöthig sey? vorgetragen sind. — Die abwechselnde Schicksale des C. G., dessen Ab- und Zunahme in einer fruchtbaren Kürze erzählt werden, und besonders die nie hinlängliche Anzahl der Beysitzer haben die betrübte Verfassung hervorgebracht, daß nicht alle Sachen abgethan werden können, sondern einige durchaus liegen bleiben müssen. Welche Sachen aber sollen nun erörtert werden, und welche zurückstehen? Um dieses zu bestimmen haben die Gesetze einigen Sachen den Vorzug gegeben, daß sie zuerst zum Erkenntniß befördert werden, andre sollen nach diesen in Betracht kommen, und andre haben dann endlich die letzte Stelle erhalten. Dieses ist die Ordnung der Sachen, die hier zuerst erläutert wird, bey welcher Gelegenheit unter andern sehr richtig, wie dem Recensenten dünkt, S. 14. u. f. bemerkt wird, daß der §. 152. des J. R. A. gar nicht von der heutigen Sollicitatur rede, zu der er fast beständig gerechnet zu werden pflegt. Von solcher Ordnung der Sachen ist der Turnus sehr unterschieden und dieser geht darauf, wie die Mitglieder des Collegiums, einer nach dem andern, die anhängigen Sachen zum Vortrag bringen sollen. Solcher ist würklich durch Gesetze am C. G. eingeführt, wie aus derselben selbst, in einer der Sache sehr angemessenen chronologischen Stellung von der C. G. O. 1521. an, bis auf den Vis. Absch. 1713.

gezeigt wird, er ist auch ehedem beobachtet, und nur erst seit dem berüchtigten Ingelheimschen Directorium, aber auch mit einmal gänzlich, verschwunden. Zur Entschuldigung dieses Mißbrauchs, dem man wohl gar ein observanzmäßiges Ansehen zu geben gewagt hat, wird die heutige Verfassung des C. G. gemeiniglich angeführt. Hier aber wird sehr gründlich gezeigt, daß weder die große Menge rechtshängiger Sachen, noch die unzulängliche Anzahl der Beysitzer, noch die Abwechselung der Senate, wenn solche gesetzmäßig geschiehet, noch die Ordnung der Sachen, noch die Recurrenz-Ordnung, die theils den Gesetzen selbst unbekannt, theils durch die jetzige Visitation in ihre richtige Gränzen gesetzt ist, und am wenigsten die Sollicitatur den Turnus im allermindesten hindern, und mit der Hofnung geschlossen, daß der von der Visitation unterm 11 April 1768. puncto turni gemachte Schluß den Beyfall der hohen Reichsversammlung um so weniger verfehlen werde, je mehr Nachtheil für die Reichsstände, deren edelste Gerechtsame an das C. G. zur Erörterung gelangen, aus einer gesetzlosen Willkühr besonders dann zu befürchten ist, wenn anstatt des redlichen und justitzeifrigen Patrioten, etwa ein zur Intrigue geneigter Cammerrichter der Despot des deutschen Justitz-Wesens werden könnte. — Dem Vernehmen nach ist H. Professor Rudloff zu Bützow der Verfasser dieser Schrift.

Tz.

Joh. Heinrich Kirchhofs, ICti Kön. Dän. Justitzr. wie auch Sr. Kais. Hoh. des Großf. aller Reussen Hof- und Landgerichts-Advocat, juristische Abhandlung von dem, was die Rechte bey Erziehung der Kinder erfordern, auf Veranlassung des zweyten Titels des sieben und zwanzigsten Buchs der Pandekten, wie der Pupille zu erziehen, abgefaßt, und mit juristischen, historischen und politischen Anmerkungen erläutert. Dritte, über die Hälfte vermehrte und verbesserte Auflage. Bützow und Wismar, 1771. 8. 1 Alph. 7½ B. nebst 5½ B. Vorreden und Zueignungsschrift.

Der V. ist, durch die Aeusserung des seel. Canzlers Böhmer in seinen Vorlesungen über die Pandekten, wie er sich wundre, daß kein Rechtsgelehrter diese Materie juristisch ab-

abgehandelt, wie er sagt, gereizt, wir möchten lieber sagen: verleitet worden, seinem Lehrer eine commentationem de eo, quod justum est circa educationem liberorum zu überreichen, ist so glücklich gewesen, einen Verleger dazu zu finden, und sie 1741. ans Licht der Welt zu stellen. Schon verbesserter und etwas vollständiger kam sie in Hamburg 1745. heraus. Und nun leider die dritte, so sehr vermehrte Auflage! So sehr vermehrt, daß dieses nur erst der erste Band ist. Und sollten wir dem Verleger wohlmeynend rathen, so liesse er es immer hiebey bewenden. Es ist eine Rapsodie von lauter ängstlich herbeygeholten, allenthalben zusammengestoppelten Sachen mit vielen Noten und Allegaten versehen. Zum Beweise dessen und des Geschmacks des V. mag der Anfang der Einleitung dienen. Hier ist er: „man bemerket auf der ganzen „Erde eine wundersame Mannichfaltigkeit der Lebensart, der Gemüther, der Meynungen, a) der Sitten, der Gesetze, der Gewohnheiten, und des Gottesdienstes, so, daß kein Reich, kein „Land, kein Volk, b) ja fast keine Stadt gefunden wird, „welche sich nicht in dergleichen Dingen von andern unterscheiden sollte.„ — Und hiezu sind die Noten folgende. „a) Cornel. Nepos in der Vorrede. b) Magnae in multis „hominum vivendi generibus existunt varietates. Aristot. „de rep. So übertrafen z. B. die Athenienser alle in der „Bemühung den Verstand zu bauen,„ (man sieht, daß der V. kein Athenienser ist) „wie auch freye Künste und gute „Sitten einzuführen; die Boeotier hingegen sahen mehr auf „die Stärke des Leibes, als auf den Bau des Verstandes. „Siehe Comment.„ (welchen? das ist gleich viel) — „ad illud Horatii 2 Ep. 1. Boeotum in crasso jurares aëre „natum.„ — Aber genug. Es kommen noch in der Note die Gedult der Lacedämonier, der Thracier Neigung zum Trunk und Unkeuschheit, die Jagdliebe der Perser, Parther und alten Deutschen mit Allegaten vor. Um aber unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst urtheilen zu können, ob sie wohl etwas nützliches in diesem Buch für sich finden möchten, so wollen wir sie mit dem Inhalt desselben etwas genauer bekannt machen. Von der Erziehung mancherley Völker wird im ersten Hauptst. im 151. §§. gehandelt. Dies sagt der V. ist historisch, und dient zum Vergnügen. — Schwerlich anders, als in der Spinnstube. Man denke doch, von der Erziehung der Hebräer, (wo unter andern auch die gelehrte Rebecca Meneckét Ribka mit verschiedentlich eingeschalteten ebräischen Worten allegirt wird) der Babylonier, Meder, Perser, auch

eines persischen Prinzen, der alten Celten, Scythen, Tartarn, Lydier, Lucaner, Athenienser, Lacedämonier, Macedonier, Parther, Römer, Carthaginenser, Numidier, Mauritanier, Ethiopier, Araber, alten Spanier, Gallier, Deutschen, Britannier, scythischen Hunnen, Gothen, Türken, Tartarn, Hindustaner, Malabaren, Braminanen, Arrakaner, Siamer, Tonguineser, Chineser, in Neu-Holland, Virginien, Maddagascar, Rußland, der alten Dänen, Normänner, der Grönländer, Lapländer, Schweden, Portugiesen, Spanier, (nemlich der jetzigen) in Frankreich, Grosbrittannien, Ungarn, Pohlen, Italien, Savoyen, und endlich bey den Herrnhutern. Und hier ist allenthalben Compilation, über Compilation; wie denn überhaupt die Idee dies alles so auf einen Haufen zusammen zu raffen, und so viel specielle Eintheilungen zu machen, schon ein hinlängliches Zeugniß von der Beurtheilungskraft des V. ist, der Ordnung nicht zu gedenken. Das zweyte Hauptst. ist überschrieben von der väterlichen Gewalt überhaupt, enthält aber nichts, als was in allen Compendien der Pandekten von den Arten die väterliche Gewalt zu erlangen, zu finden ist; mit einigen groben Fehlern. Z. E. S. 206. heißt es: die Annehmung an Kindes Statt durch den letzten Willen ist entweder die Einkindschaft selbst, oder sie kommt ihr doch sehr nahe. S. 207. meynt er, man hätte keine Beyspiele von Adoptionen der Kaiserlichen Pfalzgrafen in unsern Zeiten. Und eine wichtige Anmerkung S. 190. dürfen wir wohl nicht übergehen. Hier ist sie: „Uebrigens aber „ist zu merken, daß nicht eigentlich die Ehe, sondern vielmehr die Zeugung der Kinder durch die Ehe eine väterliche „Gewalt verursache.„ Vortrefliche Entdeckung! Das dritte Hauptst. handelt unter der Aufschrift: von der Gewalt der Eltern über die Kinder insbesondre, diese Lehre nach dem natürlichen, römischen und deutschen Rechte in 12. §§. und etwann so viel Blättern recht jämmerlich ab. Das vierte Hauptstück von den Kindern und deren mancherley Arten macht 6. Classen der Kinder, die wir doch wundershalben hersetzen müssen. 1) Eine rechtmäßige Geburt, i. e. die aus einer rechtmäßigen Ehe zu gehöriger Zeit, nicht mit einer ungeheuren Gestalt, noch zu frühzeitig, sondern vollständig gebohren ist. Hier ist von der gehörigen Zeit §. 2. 3. 4. gar erbärmlich und ganz misverständlich gehandelt. 2) Kinder aus verschiedenen Ehen, und wer sollte meynen, daß hier nur vom matrimonio ad morganaticam geredet würde? 3) Die, welche an Kindes Statt angenommen werden. 4) Legitimirte Kinder. 5) Unehliche

ehliche Kinder. Diese sollen nach der L. 5. D. de in jus voc. nicht in der väterlichen, sondern mütterlichen Gewalt stehen. — Würde Paulus nicht injuriarum gegen den Hrn. J. K. Kirchhof klagen, wenn er lesen könnte, daß er ihm die grobe Beschuldigung gemacht hätte, als ob er solchen Unsinn geschrieben hätte. 6) — wer kann rathen? — Die sogenannten Mansers sagt der V. — und was sind das für welche? Manseres und bastardi sind freylich bekannte Namen unehelicher Kinder in deutschen Rechten. Aber hier heißen Mansers, welche aus dem Beyschlaf eines Christen mit einer Jüdin erzeugt werden. Er redet hier aber eigentlich von den Rechten der ex damnato coitu erzeugten Kinder. Hier ist die Note a S. 252. f. recht tröstlich. Aber wir können sie unmöglich abschreiben. — Alles bisherige hätte mit guten Gewissen wegbleiben können. Denn nun kommt der V. erst im fünften Hauptst. auf die Erziehung und den daraus fliessenden Pflichten, welches aber fast ganz eben so gut hätte wegbleiben können, denn hier wird nur, wer hätte das vermuthet? von Abtreibung der Geburt, Aussetzung und Verkaufung der Kinder, der Vielweiberey, Ehescheidung und Heyrathen armer Leute als der Erziehung hinderlich und zwar von S. 254. bis 325. recht unerträglich gehandelt. Sodann wird aus dem Pufendorf bewiesen, daß die Erziehung höchstnöthig sey, daß beyde Eltern dazu verbunden, und endlich sehr weitläuftig gezeigt, daß der Vater dazu nicht schuldig, wenn er nicht wisse, daß das Kind ihm gehöre. Ein Satz, den wir nie einräumen würden. Freylich wer mit Gewißheit sagen kann, das Kind sey nicht das seinige, der ist zur Erziehung nicht verbunden. Aber die eigentlich sogenannte exceptio partus incerti, die sich auf jenen Grundsatz gründet, ist ein Ungeheuer, dem die Natur und alle Rechte widersprechen, wie solches in der zu Göttingen 1751. herausgekommenen Inaugural-Disputation des Hrn. von dem Steenhoff de praxi judiciorum erronea et communibus erroribus tum generatim tum speciatim §. 23. ff. vortreflich und bündig gezeigt worden. Das sechste Hauptstück endlich von den Vätern des Vaterlandes und deren Vorsorge wegen Erziehung der Kinder, redet von öffentlichen Erziehungsanstalten und Schulen in Frankreich, Engelland, Dännemark, Rußland, den Preußischen Landen, (hier ist nichts zu finden als weitläuftige 2. Bogen ausfüllende Auszüge aus den Schulverordnungen von 1734. und 1764.) Schweden, (nichts als eine Verordnung gegen die Winkel-Schulen völlig eingerückt) den Kaiserlichen Erblanden, (so sollte es wenigstens heißen,

statt Römisch Kaiserlichen Landen) Braunschweig=Wolfenbüttelschen, (Schulordn. von 1753.) Lüneburgischen, Brem= und Verdischen, (ist die Schulordn. von 1752.) Mecklenburgischen, (Abdruck der Verordnung von Abstellung der Mängel in der Schwerinischen Dohmschule von 1750.) im Hollsteinischen, (wo die Königl. Schulordn. de dato Glückstadt 1745., und die Großfürstl. erneuerte von 1750. mit den Beylagen abgedruckt werden) im Nassauischen, und endlich im Chursächsischen, wo ein Auszug aus der Schulordnung gemacht wird. Und dies ist das ganze Werk. Folglich enthält es überhaupt nur eine sehr ängstlich compilirte Vorbereitung zu der Abhandlung, die der Titel verspricht, und die wir nunmehro sehr geneigt sind dem Hrn. V. zu schenken. Der Recensent würde seine Selbstverläugnung, die es ihm gekostet hat, dieses Buch durchzugehen, für belohnt halten, wenn er ihn dadurch dazu bewegen könnte, die Fortsetzung aufzugeben. Er darf es aber wohl kaum hoffen, denn daß der V. sehr vortheilhaft von seiner Arbeit denken müsse, erhellt daher, daß er es wagt, sie der Kaiserin von Rußland zu widmen. Fast ist es ein crimen laesae majestatis, wenn er ihr zugemuthet hat, diese schöne Sachen auch zu lesen, und wohl gar zum Vergnügen.

Fi.

Julii Francisci Gusmen, Canonici Regularis Lateranensis ac Decani Voravii, S. R. I. Principis et Episcopi Seccoviensis Consistorialis et S. S. Theologiae Lti Dissertatio Canonico-historico-critica de clericali instituto atque respectiva Capacitate ad beneficia ecclesiastica Canonicorum regularium ordinis *S. Augustini*. Cum permissu Superiorum. Graecii, apud Lechner, MDCCLXX. 4.

Die Sache der Ordens=Chor=Herren (darunter verstehen wir Canonicos regulares) hat an diesem Verf. einen sehr bescheidenen Vertheydiger gefunden.

Unter andern Vorwürfen, welche in unsern Tagen den Ordensleuten überhaupt gemacht werden, ist dieser einer der erheblichsten, daß sie zur Seelsorge vermög ihrer Instituten unfähig seyn sollen. Dieses galt auch den Canonicis regularibus, vornehmlich den Lateranensibus zu Rom und allen denen

nen die nach der Regul des h. Augustins leben, die folglich aller Orten mit den Lateranensern, gleiche Freyheiten besitzen. Die Vertheydiger der Ordensleute haben in ihren Schriften bey den Punkten, welche die Canonicos regulares betreffen, abgesetzet und diesen Männern selbst überlassen, sich mit ihren Widersachern, so gut sie können, herumzuschlagen. Diese Art von Aufforderung hat eigentlich den V. bestimmet, gegenwärtige Abhandlung zu schreiben.

Seine Widersacher sagen: Ein Augustiner Canonicus regularis ist so gut ein Mönch als ein jeder anderer Mönch; die Regul des h. Augustins hat er erst im XI. Jahrh. von Augustin angenommen, der selbst das Kloster-Gelübde oder vielmehr vitam Eremiticam dabey eingeführet und damit den Orden reformiret hatte. Dieser Augustin ist nachher erst Priester und Bischof geworden und hat bey seiner Einweihung darüber geweint, daß er sich zu einem Berufe bekennet, der mit dem Kloster-Gelübde nicht bestehen könne. Er hat also aus unruhigem Gewissen geweinet und damit öffentlich zu erkennen gegeben, daß seine Regul, die er dem von ihm gestifteten oder reformirten Orden vorgeschrieben, nicht erlaube, die Seelsorge damit zu verbinden. Pabst Innocentius III. wollte den Bischof Joachim, der sein Bischofthum niedergelegt hatte und Canonicus regul. S. Frigdiani geworden, nachher aber zu einer andern Kirche als Bischof postulirt wurde, zu dieser Postulation blos deswegen nicht zulassen, weil er ihn für einen wirklichen Mönch hielte, und auf diesen Fall das Constantinopolitanische Concilium ausdrücklich verordnet, daß wer aus einem Bischof ein Mönch geworden, nimmermehr noch einmal Bischof werden sollte; Selbst Thomas von Kempis, der doch selbst Canon. Reg. war, nennt an mehr als einer Stelle seinen Orden einen Mönchs-Orden.

Unser H. Dechant Gusmann bestreitet aber seinen Gegner mit folgenden Gründen.

Die Canonici Reg. Lateranenses, sagt er, haben lange vor Augustin auf gut Apostolisch regelmäßig, das ist in Gemeinschaft, obwohl ohne Gelübde, gelebt; das später hinzugekommene Gelübde hebt die Priesterschaft (institutum Clericale) nicht auf; er nimmt unerwiesen an, daß der h. Augustin zwar schon vor seiner Ordination den Ereimiten-Orden gestiftet und bey der Ordination über seine Sünden (nicht aber über den Clericat) geweinet haben mag; der Orden Canon. Regul. hingegen ist ein zweyter Orden, den er nachher erst, da er schon Bischof war, gestiftet hat. Dieses war ein semina-

narium Clericorum, die er nach dem Muster der Apostel zum gemeinschaftlichen Leben bilden wollte; diesem Orden hat er allerdings die Seelsorge aufgeladen, weil eben diese die Hauptabsicht seiner Stiftung, die Armuth und das gemeinschaftliche Leben aber, als worinn eigentlich das religiose dieses Ordens bestehet, nur eine Nebeneigenschaft war. Die Geschichte mit dem Bischof Joachim hat sich zu der Zeit zugetragen, da die Canonici Regulares dem Namen nach noch nicht bekannt waren, sondern überhaupt unter den Canonicis verstanden wurden, und Pabst Innocentius III. hat den Kanon des Constantinopolitanischen Conciliums, der zwar alleine den Mönchenstand nennet, nur utiliter auf die Canonicos angewendet, auch Thomas von Kempis hat dadurch, daß er seine Brüder Mönche genennt, sie nicht vom Clericat ausgeschlossen, vielmehr an einer andern Stelle diese doppelte Pflichten erklärt.

Wenn wir die Wahrheit sagen wollen, was wir bey diesen Beweisen und Gegenbeweisen empfunden haben, so hat uns kein Theil genug gethan.

Es däucht uns immer, es komme hier auf die Hauptfrage an; ob ein Canonicus regularis, wenn ihn der Bischof auf eine Pfarre gesetzet hat, seinem Ordensobern Obedienz schuldig sey, folglich ohne Bewilligung des Bischofs abgerufen werden könne? Ist diese Frage einmal entschieden, so folgen die übrigen Entscheidungen von selbst.

Hier machen nun unsers Erachtens die schwankende historische Untersuchungen aus der alten Kirchengeschichte keine Beweisgründe, auch die dieß- und jenseits angeführte ältere Päbstliche Constitutionen nicht, sondern alleine das Tridentinische Concilium (obschon der H. V. diesen Richter nicht gerne erkennen will) muß die Sache entscheiden. Dasselbe verordnet Seß. 25. Cap. XI. ausdrücklich, „daß in den Klöstern und „Ordenshäusern, denen einige Seelsorge obliegt, diejenige „Personen, denen insbesondere die Seelsorge und Austheilung „der Sacramenten anvertrauet wird, der Jurisdiktion, Visitation und Correktion des Bischofs unterworfen seyn, dazu „aber keine Subjekten, zumal solche die willkührlich abgerufen werden können, (ad nutum amouibiles) bestellet werden „sollen, es habe denn der Bischof darein gewilliget„ hierauf gründen sich unleugbar die neuern Constitutionen des Pabsts Bened. XIV. welcher, über diesen Vorbehalt der Bischöffe eifersüchtig, dadurch gesucht, den Bischöffen die Hände zu binden, daß die Auswahl der Subjekten nicht zu sehr von ihnen abhangen möge, indem er verordnet, daß die Lateranenser und

Sal-

Salvatorienser Canonici Reg. zu Uebernehmung der Pfarreyen, ohne ausdrückliche päbstliche Dispensation nicht fähig seyn sollten, wenn sie, wie sie denn auch wirklich thun, unabrufbar die Subjekten bey den Pfarreyen und weltlichen Beneficien lassen wollten. Nun hat aber eben derselbe Pabst den Prämonstratenser Canonicis reg. erlaubt, daß sie ohne päbstliche Dispensation Pfarreyen annehmen können, weil diese nehmlich jene Unabrufbarkeit nicht verlangen, folglich ist klar, daß, so lange der Bischof nicht von der Unabrufbarkeit des Subjekts vollkommen überzeugt ist, derselbe ex Concilio Tridentino nicht verbunden sey, das Subjekt zu confirmiren.

Sobald hingegen die päbstliche Dispensation, welche ein jeder Augustiner Chor-Herr in einem solchen Fall beybringen muß, weil dieser Orden nicht wie der Prämonstratenser abrufbar seyn will, vorhanden ist, so ist auch diese Ueberzeugung vorhanden und es ist eben soviel als wenn das Subjekt von der päbstlichen Obedienz ledig gesprochen wäre.

Alsdenn, wenn der eigentliche Stein des Anstossens nehmlich der päbstliche Einfluß und die Furcht vor dem Abruf, aus dem Wege geräumt ist, sehen wir nicht, warum ein solcher Canonicus regularis nicht eben sowohl als ein jedes anderes zur weltliches Subjekt zu einer Pfarrey sollte gelassen werden können, soferne nehmlich der Bischof nicht wichtigere Nebenursachen zur Ausschliessung hätte, wenigstens sehen wir nicht, daß ein solcher Pfarrer, die Pfarr mag zu seinem Orden gehören oder einen fremden Patron haben, aus allgemeinen Gründen einer dem Orden anklebenden Unfähigkeit von dem Bischof abgesetzet werden könne, und davon ist hier, wo wir nicht irren, doch die letzte Frage.

Dieser V. stellt überdem gleichsam im Namen seines Ordens den Bischöffen eine Art von Revers aus und sagt S. 79. unter andern Pflichten, die seine Brüder ausüben wollen, von ihnen: „Iurisdictioni Episcopali simus obsequentissimi — „cum Ven. Clero saeculari in sanctissime et utilissime obeun„dis officiis clericalibus sanctae aemulemur.„ Also warum sollte man ihren bischöflichen guten Willen verschmähen? zumal da diese Ausnahm ihres Ordens gegen die übrigen Mönchs-Orden ein desto stärkerer Beweis ist, daß sie keine Pfarren und weltliche Beneficien besitzen können. Uebrigens ist diese Abhandlung besonders wegen der darinn gelieferten Urkunden und Privilegien des Ordens den Freunden der Römischen Kirchengeschichte unentbehrlich; Was darinn von dem Range der Lateranenser Canonicorum Regul. vor allen andern Orden

sogar vor den Domkapiteln bey Proceßionen sehr mühsam bewiesen werden wollen, finden wir von keinem Nutzen, weder für den Hauptbeweis, noch auch für die neuere Geschichte. Welches Domkapitel wird diesen Mönchen oder Halb-Mönchen den Rang geben? überhaupt schicken sich Rangstreitigkeiten für niemand weniger als für Geistliche am wenigsten für fromme Mönche.

E.

3. Arzneygelahrheit.

Pharmacopoea Helvetica etc. scitu et consensu coll. med. Basileensis digesta. Praefatus est *Alb. de Haller*. Basil. 1771. 5 Alph. in Fol.

Fünf Alphabeth? Ja! und noch darüber. Dispensatorien von beklagenswürdiger und gewiß nachtheiliger Größe belasten uns noch immer. Immer werden noch in Wien, Prag, Stuttgard, Mannheim d. gl. aufgelegt oder von neuem zusammengestoppelt. Das Trillersche hätte den Schwarm schließen können, und nun kommt noch ein helvetisches nach. Nach einer Einleitung von den Pflichten eines Apothekers, vom Gebrauche der Dispensatorien und von dem Truge, den die Titel der Arzeneyen (aber warum behielt man sie dann bey?) veranlassen, werden die einfachen und zusammengesetzten Mittel nach alphabetischer Ordnung aufgezählt und beschrieben. Unter jenen haben noch Asbest und Amethysten einen Platz und unter diese sieht man mit Bedauren noch eine aquam florum omnium, cardiacam perlatam, ein Vnguentum potabile und die Zierde des Würtenbergischen Apothekerbuchs den Pulvis Viennensis albus Virgineus diaphoreticus, der aus Glacie nariae und Lapide speculari besteht, von neuem wieder angebracht. Man kan keine Seite aufschlagen, auf der nicht Arzeneyen sind, die einem Bedauern, Eckel oder Unwillen erwecken. Unter den zusammengesetzten Mitteln fährt man am schlimmsten. Die Zusätze aus Jünken u. a. wollen nicht viel bedeuten. In dem Verzeichnisse der einfachen Mittel wird man noch hie und da durch eine nicht gemeine Beobachtung in Aufmerksamkeit erhalten, z. E. der H. v. Haller hat durch den Gebrauch des Wermuts sich das Podagra vertrieben. Schleeblüten in Milch gekocht rühmt man gegen

das

das Asthma und dem convulsivischen Husten. Was man unter dem Namen Genipi rühmt, sind eigentlich dreyerley Pflanzen. Zwo sind Achilleae, die nana Linn. und eine andre Fol. glabris punctatis pinnatis, pinnis simplicibus Haller.; die dritte ist das Absinthium alpinum incanum C. B. Das mittlere ist das wahre. In der Ruhr 1767. hat zu Basel die Manna mehr Dienste gethan, als Rhabarber und alle andre Purganzen. Das Millefolium nobile wollen die Verf. mit Recht statt des gemeinen gebraucht wissen. Doch sind dergleichen Anmerkungen nur selten. Die Störkischen Mittel erhalten keinen Beyfall und haben sich unkräftig erwiesen. Die Sandbeere (Vua Vrsi) hat bisweilen das Uebel verschlimmert. Ueberhaupt sind die Verf. den stärkern Mitteln abhold und daß etwas leicht Gift werden kann, macht sie vergessen, daß es durch behutsamen Gebrauch auch zur kräftigsten Arzney veredelt werden könne. Dieselben Verf., die die Pilosella für ein Brustmittel paßiren lassen, warnen vor der Belladonna. Sogar das unkräftige Lithospermum ist ihnen verdächtig, weil es eine Verwandschaft mit der Hundzunge hat. Essen die Herren denn auch Salat? Gewiß wissen sie, doch, daß es auch eine virosa giebt. Vom Salat sagt man, er sey trocknend, und zusammenziehend. Das begreifen wir nicht. Bey der Niesewurz sagen sie zwar, die ächte sey der Helleb. Fl. roseo: aber die Kennzeichen der ächten Wurzel von dem unächten, der so wichtig und ihnen leicht seyn müßte, lassen sie unberührt. Die Jalappa soll bey Empfindlichen Brechen und Krämpfe verursachen. Wir sorgen immer, man trage den Schaden des Harzes zur Wurzel über. Das beste in der Materia medica ist noch, daß die Beschreibungen des H. v. Haller, dessen Werke sehr genutzt sind, des Ritters Linné, des Wallerius u. a. mehr als gewöhnlich angeführt worden. Doch hat man nicht einmal die neuste Ausgabe von des Ritters Natursystem gebraucht.

Mit Registern ist das Werk wohl versehen. Eins bringt die Arzeneyen unter Classen; ein anderes hat die lat. franz. und deutschen Namen; noch eins soll das Werk vollend brauchbar machen und gewiß wird dies Register von unserer blinden und halbsichtigen Collegenschaft aufs ämsigste gebraucht werden. Es ist ein index morborum et curationum. Dergleichen pflegt nun immer was sonderbar Erbauliches zu seyn und dieses ist gewiß ein erbärmlicher Tröster. Z. E. *Haemoptysis* Decoct. Traumaticum Essent. Catechu Traumatica, Extr. Hed. terr. Symph. mai. Pil. de Cynogl. Syrup. Hed. terr.,

Tro-

Trochisci de Carabe de Catechu, Vngu. rubrum potabile. *Luxatio* interne wird und zwar allein gepriesen, sanguis hirci praepar. Es giebt auch *Galactopoea* oder *Lac augentia* und darunter ist präparirter Bergkrystall. Hier ist wirklich oft mehr, als Woyt und Woyt rühmt bisweilen noch kräftigere Mittel, als diese Verf., die uns die Arzney fast um ihre ganze Mannheit bringen wollen.

Wir mußten die geringe Güte dieses Werks in Proben darlegen, damit man nicht durch den großen Namen des Vorredner's verleitet würde, von dem Werke daher auch hoch zu denken. Der H. v. Haller bemerkt, die neuere Arzneykunde habe vor der alten hauptsächlich nur pharmacevtische Vorzüge. Die Behauptung geht freylich zu weit. Aber die pharmacevtischen Vorzüge sind doch besonders groß. Wir wünschten auch, die Verf. des helvetischen Apothekerbuchs hätten die Winke des H. v. H. S. 5. besser beherzigt, da er die nöthige Auswahl, wozu die Britten das Exempel gegeben haben, anpreißt. Nachher setzt er noch einige Beobachtungen über einfache Mittel hinzu. Den Gauchheil hat man wiederholt vergeblich gebraucht. Statt der Haselwurz wird bisweilen mit Schaden die Wurzel der Thora gereicht. Den Bovist hält er, weil desselben Rauch narkotisch ist, auch beym Blutstillen für verdächtig. (Sollte das folgen?) Die Cacaobutter ist fast unverdaulich. Für den Wallrath warnt er in Lungenkrankheiten. Ein Thee vom Schlagkraut ist in der Gicht alter Leute von Nutzen gewesen. Der eckele Geschmack des großen Schellkrauts macht es ihm verdächtig. Die Fieberrinde von kleinen Aesten ist die beste. Vom Schierling denkt er nicht hoch und seine narkotischen Kräfte werden beym Abrauchen verjagt. Coccionell und Kermes sind ihm verdächtig, weil sie Insekten sind. Die Rinde der Chymeläa zieht das Wasser aus der Haut, ohne Blasen zu ziehen und ohne die Urinwege zu reitzen. Die Zeitlose scheint ihm unkräftig. Das Copalgummi gehört wohl ins Mineralreich zu den Erdharzen. Die Kraft des Elaterium ist wegen der Angst, die es verursacht, zweydeutig. Der Nutzen der Möhren im Krebse bestätigt sich nicht. Von der Fraxinella verspricht er sich wegen ihres durchdringenden Geruchs etwas. Der Attichsame treibt den Urin. Man kann ihn aber nicht lange ertragen. Die ganze Klasse der Euphrasien ist in etwas verdächtig. Das wahre Genipi ist eine Achillea: weniger kräftig ist das weiße aus dem Wermuthgeschlechte. Die Wurzeln vom Laserpitio und Oreoselino verdienten gebraucht zu werden. Was man in England unter dem rothen Enzian

als

als giftig befunden hat, ist sicher nicht die Thora. Vielleicht aber ist die Gentiana aus Norwegen selbst schädlich. Sie hat im Geruch etwas widriges, das den Wurzeln des Delphinii Aconiti folio ähnlich ist; auch isset das Vieh die Blätter des Enzians nicht. Gummigutta hat H. von H. selbst oft ohne Schaden genommen. Blos war ihm der Leib etwas aufgeblasen. Die Nieswurz scheint ihm, wie die mit derselben verwandte Ranunkeln verdächtig und vielleicht verjagt das Abrauchen beym Extrakte das Giftige; vielleicht werden sie auch durchs Alter unschädlich. Die Ipecacuanha auf den Antillen gehört zum Geschlechte der Violen und die einheimische Violenwurzel selbst hat Brechkräfte. Die Jalappa ist widrig: aber unschädlich. Die Kelleresel mögen bey Gesunden den Harn treiben: aber in Verhaltung des Harns leisten sie nichts. An dem Nutzen des Bingelkrauts zweifelt H. v. H., da die haarige Art davon offenbar giftig ist. (Wir halten sie auch nicht für sonderlich kräftig: aber die Ursache möchten wir nicht gern als ein medicinisches Axioma annehmen.) Der Bisam entspricht in Nervenkrankheiten selten der Hofnung, die man sich von ihm macht. Störks Akonitum muß das Aconitum elatius seyn. Am gemeinen Napell sind die Stengel kürzer und die Blüthenähre mehr buschig. Die Quassia hat ihm bey einer Schwäche nach der Ruhr sehr gute Dienste gethan. Den Salat findet H. v. H. nährend, aber nicht stimulirend. Die Scrofularia mit ihrer ganzen Classe ist verdächtig. Man will das Mutterkorn zwar ohne Schaden gegessen haben; auch zeigt die chymische Zergliederung nichts Schädliches: aber in Sachsen sowol, als um Solothurn 1717. ist doch nach aller Aerzte Meynung die Kriebelkrankheit von Brod entstanden, das stark damit vermischt gewesen ist. (Der Rec. kann dies aus verschiednen Erfahrungen mit ziemlicher Zuversicht bestätigen.) Der verkohlte Schwamm hat sich bey noch nicht veralteten Kröpfen kräftig erwiesen. Vermuthlich wirkt er durch das salzige Wesen. Denn selbst die Seeluft hat oft grosse Kröpfe zertheilt. Der Schwamm ist auch in England zum Blutstillen mit Nutzen angewandt worden. Der Thee schadet durch das warme Wasser. Der Aufguß mit kaltem Wasser ist an Geschmack und Wirkungen verschieden. Seine ursprüngliche narkotische Kraft ist meistens, doch nicht völlig durchs Rösten verflüchtigt.

Zuletzt äussert der H. v. H. noch seine Sorgen um die Kunst und das sind die Sorgen jedes denkenden Praktici. Wohin will es mit den unzähligen Mitteln? Und wie wenig wis-

wissen wir noch zuverläßig von ihren Wirkungen? Unsre Apotheken sind durch die Schriften der alten Aerzte besetzt: aber wir fragen nicht, woher und wodurch veranlaßt, haben die sie empfohlen? Wir lesen viel von ihren Mitteln und preisen sie ihnen nach, ohne zu wissen, ob wir unter ihrem Namen dieselbe Pflanzen haben. Wirklich sollten wir noch fast alles nachversuchen. Wir sollten sie allein, ohne Zumischung brauchen; am gesunden Körper den Veränderungen nachspüren, die sie veranlassen; sie im Aufguß, Absud, eingekocht und abgezogen erforschen; dann ihre muthmaßliche Kräfte in Krankheiten, denen sie entgegengesetzt zu seyn scheinen, versuchen; alles dies in Lazarethen thun, wo wir dem Truge der Ursachen besser abwehren können und endlich alles dies treu, ohne Vorurtheil, Hypothese und Theorie für die Zukunft aufzeichnen. Alles dies müßte auch wiederholt werden. Freylich würde es damit langsam hergehen; aber es ist doch der Mühe werth, einmal anzufangen.

In der Vorrede von drey Bogen ist mehr nützliches, als in den ganzen fünf Alphabeten. Das Hauptsächliche haben wir ausgezeichnet.

X.

Briefe eines Arztes an seinen Freund, u. s. w. von D. E. Platnern, d. A. K. Prof. in Leipzig. Zweyter Band. Leipzig, bey Fritsch, 1771. 8.

Dieser Theil enthält den 30. bis zum 53 Br. und man findet darinn vornemlich, die Lehre von der Verdauung der Speisen, und was der anhängig ist. Der Vortrag ist völlig so, wie im ersten Theile. Der dritte, welcher auf Michael herauskommen wird, soll von dem Milchsafte und seinem Uebergange ins Blut, von den verschiedenen Absonderungen ꝛc. handeln, und im vierten, als dem letzten, wird von der Erzeugung, von den sinnlichen Werkzeugen, von der Empfindung und Muskelbewegung Unterricht ertheilt, und am Ende sollen noch einige Kupfertafeln beygefügt werden.

Wir enthalten uns aller Urtheile über diesen zweyten Band, weil wir aus einer Zueignungsschrift von vier Bogen, die an den Recensenten des ersten Theils (14 B. 1 St.) gerichtet ist, wohl ersehen, daß wir H. P. damit schon beym ersten Theile beschwerlich gefallen sind. Er hat sich ein eignes System gemacht, nach welchem er unsern Tadel, der eigentlich gar nicht seine Wissenschaft und Einsichten, sondern nur Unachtsamkeiten

ten und Nachläßigkeiten im Vortrage betraf, die sich aus der Vertheydigung selbst, und aus dem zweyten Theile der Briefe noch bestätigen, aus den unreinsten und niedrigsten Quellen herleitet. Daher findet er überall unsern Tadel und sogar unser Lob boshaft; wir haben nichts anders gethan, als seine Worte verdreht, den Leuten was weis gemacht, unbillig gehandelt, ihn verläumdet, durch angedichtete Lehrsätze seine Ehre herunter zu setzen, und die Stützen seines Credits, durch eine nachtheilige Kritick seines Buchs, zu untergraben gesucht; wir haben sogar das Wort Rückrad blos darum für einen Druckfehler gehalten, um ihn herunterzusetzen, und dieser so hönische Vorwurf wegen einer Schreibart wird für unerhört erklärt. Die von uns gerügten Fehler vertheydigt H. P. nach der Reihe, größtentheils ganz unglücklich, bald damit, daß sie auch andre und große Schriftsteller haben, welches doch nicht entschuldigt, bald daß er andre Stellen anführt, wo er sich richtiger erklärt hat, welches doch eben die Nachläßigkeit im Ausdrucke beweißt, bald daß sie blos Kleinigkeiten sind, die sich doch ein guter Schriftsteller nicht erlauben müßte, bald daß wir sie aus andern Kritiken abgeschrieben hätten, welches wir zur Bestätigung unsers Tadels gern gestehn würden, wenn es wahr wäre, bald daß er zu seiner Absicht eine genauere Richtigkeit nicht bedurft habe, da doch Unrichtigkeiten, welche zu falschen Urtheilen und Verfahren verleiten, bey keiner Absicht des Schriftstellers zu dulden sind, zuweilen aber auch mit wissenschaftlichen Gründen, die wir getrost dem Publiko zur Entscheidung überlassen. Unsre Versicherungen der Hochachtung sind nur ein Kunstgrif gewesen, wodurch wir uns das Ansehn der Unpartheylichkeit haben geben wollen, und der Beschluß ist, „daß H. P. sich aus gewissen Eindrücken des „Wohlwollens gegen ihn, denen wir nicht haben widerstehn „können, die Hofnung macht, daß wir die Evidenz seiner „Vertheydigung mit Vergnügen einsehn, und uns selbst unsern Irthum und unsre Uebereilung heimlich verweisen werden.„ Fürwahr! mit Vergnügen würden wir das so gar öffentlich thun, wenn H. P. Vertheydigung nur irgends dazu hinreichen könnte. Aber nun zu beweisen, daß sie das nicht kann, und daß sich H. P. derselben Nachläßigkeiten noch immer schuldig macht, mußten wir seine Vertheydigung und seinen zweyten Theil abermals tadeln, und Nichts sollte uns diese Jedermann so erlaubte Freyheit, deren wir uns ohne Unbescheidenheit bedient haben, ferner streitig machen, wenn uns nicht die Klage des H. P. schreckte, daß wir durch unsern Ta-

del die Stützen seines Credits zu untergraben und seine Ehre herunter zu setzen suchten. Nein! schädlich begehren wir Niemanden zu seyn, und so sehr plagt der Kitzel auch des gerechtesten Tadels uns nicht, daß wir ihn nicht einem Manne, der wirklich Hochachtung verdient, aufopfern, und lieber ihn gar nicht beurtheilen, als ihn so kränken wollten, wie einer es seyn muß, dem eine solche Klage entfährt. Der Leser weis, was wir von H. P. Briefen geurtheilt haben; er sieht, wie sich derselbe dagegen vertheydigt hat, wie unleidlich ihm unser Tadel, und wie verdächtig ihm unsre Absicht dabey ist, ob wir gleich betheuren können, daß wir die ihm angezeigten Nachläßigkeiten ganz ungesucht und unerwartet gefunden, und nur darum nicht verschwiegen haben, weil wir sie für wahr und unbeleidigend hielten. Die Sache liegt nun vor ihrem Richter, und von uns Beyden kommt es keinem zu, zu entscheiden.

Wn.

Irrthümer, Warnungen und Lehren, welche das Publikum in Ansehung der praktischen Arzneykunst betreffen. Zweytes Buch. Entworfen von D. F. S. Kretschmar, Anhaltdessauischen Hofmedikus. Würzburg, Bamberg und Fulda, Stahel, 1770. 1 Alph. 8.

Die Absicht dieses Werks ist schon bey dem ersten Buche (A. d. B. Anh. XII. S. 600.) angeführt, worauf wir uns hier beziehen und des Recens. Y. Urtheil darüber beystimmen. Der Stoff ist unter H. K. Händen so angewachsen, daß er noch ein drittes Buch hinzufügen muß und blos den eigentlichen Charlatanen diesen Band ganz hat widmen müssen. Doch wird K. 1. in einer ziemlich gedehnten Fiction dargethan, daß auch gelehrte Aerzte Charlatane seyn müssen, um Glück zu machen. Nicht blos die langweilige Fiction, sondern auch den ironischen Beweis und eben so sehr die Anstechungen auf einen und den andern verdienten Arzt, liest man doch mit einigem Verdrusse. — Sehr ins Kleine geht H. K. im 2. K., wo er die Kunstgriffe der Marktschreyer zeigt und das 3., welches Beyspiele von solchen Leuten giebt, ist ein Auszug aus der bekannten Schrift des verkappten Eckart. K. 4. sind die durch Iocoserium bekannt gemachten Beweise und K. 5. Tissots Klagen von der Schädlichkeit der Afterärzte.

Es

Es ist ein Verdienst um den vornehmen und geringen Pöbel, der unter der Bothmäßigkeit dieser Leute Geld und Leben einbüßet, daß man ihn treulich warne und ihn von solcher Betrüger Künstgriffen belehre. Aber es muß die Schrift nicht gelehrt und nicht bändereich; sie muß deutlich und auffallend, lebhaft und spöttelnd seyn. Eine etwas modernisirte Laune des Ettner oder Abr. von S. Clara schickte sich vielleicht hiezu am besten. H. Hofmedikus K. hat sie nicht und wird bey der besten Absicht gewiß wenige aus den Klauen der Pfuscher winden.

Br.

Lehrbegrif von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung, nebst einem Anhange von der Pferdezucht, verfasset von D. Joh. Ernst Zeiher, der Math. Prof. zu Wittenberg u. s. w. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule, 1771. 24 Bogen in 8.

Solleysels vollkommener Stallmeister und Brake's Roßarzneybuch sind die beyden Werke, aus denen der Verfasser gegenwärtigen sogenannten Lehrbegrif genommen hat; aber wie viele weit bessere Schriften haben wir jetzt nicht über die Pferdarzneywissenschaft, die er gar nicht zu kennen scheint, wenigstens nicht genutzt hat! Und würklich kann man doch wohl heutiges Tages eine mehr auf theoretische richtige Gründe gebauete Vieharzneykunst schreiben, als diese ist. Die Ordnung der Capitel hat keinen Zusammenhang; auch ist das wahre Verfangen mit dem Ueberfüttern in einem Capitel abgehandelt, zwo Krankheiten des Pferdes, die auf keine Weise zusammen gehören. Die Recepte sind fast immer zu sehr zusammen gesetzt, und, wenigstens die meisten, nach gar keiner Indication gemacht; selbst da nicht, wo es leicht war, die Indication zu finden. Vom Aderlassen hält der Verf. viel; er verordnet es selbst da, wo es auf keine Weise statt finden kann, z. Ex. wenn die Schenkel vom Verschlagen dick werden, beym Rotze; dies sind Krankheiten, bey denen der Recensent fast keine Art von Arzneymitteln mehr scheuet als Aderlassen, und wo er die besten Roßärzte zu Gewährsmännern hat. Noch mehr mißbraucht der Verf. die Purgiermittel, da doch die Erfahrung lehrt, daß sie bey dem Pferde viel seltner und mit weit mehr Vorsicht gebraucht werden müssen, als beym Menschen. Die

Purgiermittel überdem in so ungeheuren Portionen zu verordnen, z. Ex. dritterhalb Loth Aloe mit noch andern auf die Gedärme wirkenden Dingen versetzt, das wird er wohl von Solleyseln gelernt haben, der den großen davon zu befürchtenden Schaden nicht beurtheilen konnte. Des Verfasser Klystiere für die Pferde sind in Absicht auf die Menge wieder viel zu stark; er sagt, sie sollen wenigstens zwo Kannen betragen und verordnet sie sogar von vier Kannen: aber so starke Klystiere bleiben gar nicht die gehörige Zeit bey dem Pferde, wenn man ihm auch den Schweif niederdruckt. Der Recensent versichert aus Erfahrung, das Klystiere von höchstens einem Quartiere oder zwey Pfunden von der besten Wirkung sind. S. 65. schreibt der Verf. eine Salbe mit Butter vor, die man dem Pferde in die Augen schmieren soll; aber Fett kann dieser zarte Theil gar nicht vertragen. Die Druse scheint dem Verf. gar nicht von dem unterschieden zu seyn, was man in dem menschlichen Körper Bräune nennt (S. 85.); aber in der That stimmt sie nicht im geringsten damit überein: das Pferd wird auch wirklich von der wahren Bräune befallen, und dann sind Zufälle und Heilungsart ganz anders als bey der Druse. Sonst sieht man es auch lieber, wenn die Druse ordentlich durch die Nase abfließt, als wenn die Knoten zwischen den Kinnbacken ausschwären, welches der Verf. vorzieht. Noch spricht er im 15. Capitel von der Feifelkrankheit, und verordnet die thörichte, grausame und gefährliche Cur, bey der man dem Pferde die Feifeln mit der Zange fassen, und mit dem Hammer zerklopfen soll. Im Anfange des Rotzes läßt der Verf. zur Ader und heilt ihn dann in vier Wochen mit einer Mixtur aus Copaivabalsam mit Eyerdottern zerrieben, Theriak und weißem Weine, wozu man ihm Glück wünschen muß. Auch empfiehlt er Schrebers Mercurialcur gegen diese böse Krankheit; doch weis der Recensent, daß Quecksilberarzneyen ganz fruchtlos dagegen gebraucht worden sind.

Der Anhang von der Pferdezucht ist aus Wintern, Buffon und Zehentner genommen. Auch da kennt der Verf. also nicht die besten Schriftsteller, z. Ex. einen Sind.

Unterricht von Pferden, Kühen, Schaafen und Schweinen, wie man dieselben warten und aufziehen muß, ingleichen von ihren Krankheiten, u. s. w. 1 Theil, auf Königl. Befehl herausgegeben von P. C. Abildgaard,

gaard, Dokt. Med. Kopenhagen und Leipzig, 1771. bey Heineck und Faber, 17 Bogen in 8. mit einigen Kupfern.

Man muß in diesem ersten Theil nicht alles das suchen, was auf dem Titel steht; er lehrt nur blos das darauf genannte Vieh kennen und auferziehen; es soll aber unverzüglich der andere Theil folgen und enthalten: „Erstlich eine kurze „Physiologie, oder Lehre von der Einrichtung, dem Nutzen „und dem Gebrauche der Eingeweide und Theile der thierischen Körper. Zweytens, Lehre von Krankheiten überhaupt. „Drittens, Lehre von den Arzneymitteln und derselben Wirkungsart. Viertens, allgemeine Regeln von der Heilkunst. „Fünftens, einzelne Krankheiten und ihre Heilungsart.„ Hoffentlich wird also dieser Theil wohl mehr als 17 Bogen stark werden.

Der Verfasser hat sich zwey Jahr bey der Vieharzneyschule zu Lyon aufgehalten, und giebt jetzt in Druck was er da gelernt hat. Vermuthlich würde aber ein jeder Schmiedegeselle, der zwey Jahr lang dorten Unterricht genossen hat, eben so gut von der Sache schreiben als der Verfasser, der gleichwohl Doktor Medicinä ist. Die Sachen, die er vorträgt, sind alltäglich, der Vortrag schlecht genug, öfters zweydeutig und gewiß nicht für den gemeinen Mann deutlich, für den er sich doch das Ansehen giebt zu schreiben. Blos schon wegen der Vorrede verdient der Verf. daß man ihm das ganz deutlich unter die Augen sagt. Er redet darinn von wirklich guten Schriftstellern sehr erniedrigend, spricht ihnen alle Einsicht ab und beschimpft insbesondere den Herrn von Sind. (Der Recensent hat immer gefunden, daß die Viehärzte, die aus den französischen Schulen kommen, sich so gegen diesen Mann betragen; denn Bourgelat und seine Anhänger würden freylich einen großen Theil ihres Credites verlieren, wenn sie ihre Schüler den Herrn von Sind unpartheyisch kennen lehrten). Und so schreibt der Verfasser in einer Vorrede, in der er selbst eine deutliche Probe giebt, wie er die Schriftsteller und ihre Bücher kennt. Seiner Meynung nach „hat Matthias Gesner„ (der ehemalige Göttingische Lehrer, Joh. Matth.) „in der „unter dem Titel: Scriptores rei rusticae veteres, heraus„gegebenen Sammlung aus griechischen und lateinischen Schrif„ten ausgeschrieben, alles was Xenophon, Aristoteles, Co„lumella, Varro, Vegetius, Camerarius und unzählig „mehr unter den Alten, in diesem Theile der Haushaltungs„kunst

„kunst„ (der Vieharzneywissenschaft) „gedacht und geschrie„ben haben„; und das Buch gehört unter die große Menge fast unnützlicher Schriften. Dies ist eine Probe von der Unwissenheit des dabey so stolzen Mannes. Schwerlich hat er auch wohl jemals ein Pferd gesehen, das man einen Krippenbeisser nennt, sonst würde er nicht S. 112. sagen, es setze die Zähne aus Schmerz auf, den ihm die Winde verursachten. Die Proportion der Theile am Pferde ist aus Bourgelat's Hippiatrique genommen, und eben so genau angegeben, wie sie Bourgelat und der Verf. auf ihrem Kupfer, die Natur aber vielleicht unter zehntausend Pferden nicht bey einem einzigen beobachtet.

Ta.

Des Freyherrn Gerhards van Swieten — Erläuterungen der Boerhavischen Lehrsätze von Erkenntniß und Heilung der Krankheiten. Aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzet. Des vierten Theils erster und zweyter Band. Frankfurt und Leipzig bey Joh. Paul Kraus, 1771. 3 Alph. 4 Bogen in 4.

Gegenwärtiger Theil gehet gleich weit als die Urschrift. Die Leser, welche diese letztere nicht gebrauchen können, werden es mit den Sprachfehlern und den unverständlichen Ausdrücken der Uebersetzung nicht so genau nehmen. Indessen finden andere leicht, daß die Uebersetzung theils zu sclavisch, theils undeutsch und undeutlich ist. Der zierliche Ausdruck pulmonis fistula anstatt Aspera arteria wird hier ganz getreu die Fistel der Lunge verdeutscht. Und universi corporis habitus consumtio eine Verzehrung der ganzen Leibesbeschaffenheit. Torositas heißt hier die Fleischigkeit, Paracentesis das Anbohren, gelatinosa substantia sulzige Substanz, Augendeckel statt Augenlieder, Glandulae Folliculus Bläsgen der Drüse, statt Hülle derselben. Auch tractirt und curirt uns der Verfasser zu viel für ein deutsches Buch. Wir brauchen nicht lange zu suchen, um eine Menge solcher Beyspiele zu finden: wir können aber unsere Zeit besser anwenden.

Pl.

Die angewandte Elektricität bey Krankheiten des menschlichen Körpers, von Joh. Friedrich Hartmann,

mann, Kön. Churf. Commissario zu Hannover, Correspondent der Göttingischen, und Mitglied vieler andrer gelehrter Societäten. Hannover, 1770. in 8. 20 Bogen.

Der Gebrauch der Elektricität in Krankheiten ist bis itzt noch sehr problematisch, und aus dem, was Herr Tissot aus ihren Wirkungen in den gesunden Körper geschlossen hat, erhellt, daß sie in den verschiedenen Arten der Krankheiten, worinn sie sich wirksam beweißt, nach der Verschiedenheit ihrer Ursachen und der Leibesbeschaffenheiten, bald nützlich, bald unnütz, bald aber auch schädlich und gefährlich seyn könne. Aerzte, welche die Kunst zu beobachten verstehn, werden mit der Zeit die Bedingungen, welche den nützlichen Gebrauch in den Krankheiten bestimmen, mehr und mehr erforschen und lehren, und erst alsdann wird dieses neue Hülfsmittel den Aerzten recht brauchbar und dem Publiko nützlich werden. Wir hoften in der gegenwärtigen Schrift vieles zu finden, was uns diesem großen Zwecke näher brächte: allein vergebens. Hr. H. ist kein Arzt; er hat aus löblichen Absichten viele Kranke elektrisirt, und ist oft glücklich gewesen; Er giebt diesen Krankheiten zwar Namen, aber von ihren Ursachen findet man nur selten etwas, das einigermaßen dienen könnte, den Fall zu unterscheiden; noch weniger wird von der Leibesbeschaffenheit der Kranken hinlängliche Nachricht ertheilt. Zu diesen eignen Versuchen hat Herr H. aus andern Schriften noch viel mehrere gesammlet, die ebenfalls nur bloße Anzeigen von Krankheiten sind, worinn die Elektricität Hülfe geleistet hat. Von dieser ganzen Bemühung ist der Nutzen allzugering: aber dies liesse sich noch übersehn. Es kan hingegen zufälliger Weise durch diese Schrift viel Unheil gestiftet werden, wenn die Leser derselben, uneingedenk, daß H. H. die Gründe der Arzneykunst nicht versteht, den einzelnen Sätzen die Ausdehnung geben, die ihre Anwendung irrig macht, und wovor H. H. aus eignem Mangel genauerer Einsicht, nicht warnet, oder wenn sie seine Beyspiele zu allgemeinen Regeln verleiten, wovor er sich selbst im 3 Hauptstücke nicht zu hüten gewußt, oder wenn sie einigen seiner Rathschläge blind folgen, die gut genug gemeint, aber nicht wohl bedacht sind, kurz, wenn sie diese Schrift ohne Besorgniß gebrauchen wollten, um Kranke, ohne Zuziehung eines Arztes, eigenmächtig zu elektrisiren, wenn nur der Name der Krankheit mit in diesem Verzeichnisse steht. Dergleichen Unheil ist bey verschiedenen Stellen der

Schrift des H. H. uns besonders wahrscheinlich, zumal da sie überhaupt vielmehr im Tone einer Anpreisung, als einer behutsamen Unterweisung geschrieben ist. Von dieser Art sind alle die Stellen, wo Hr. H. lehrt, daß man im Kopfweh, bey Zahnschmerzen, bey Schwindel, im Schlagflusse u. s. w. ohne zu bestimmen, von welchen Ursachen diese Krankheiten herrühren und wie die Leibesconstitution der Kranken beschaffen seyn müsse, so und so vielmal, so und so stark, an den oder jenen Oertern, den Kranken zu elektrisiren habe, da es doch Arten dieser Krankheiten giebt, welche die Elektricität gewiß verschlimmern würde; ferner, daß man die Epileptischen im Anfalle selbst elektrisiren soll, S. 61. welches ein sehr gewagter Einfall ist, da das in den Anfällen schon genug gereizte System der Nerven und Muskeln durch die Elektricität noch mehr gereizt wird; wiederum, daß die elektrischen Curen im Podagra und andern Arten der Gicht, ohne einige Einschränkung oder Warnung beyzufügen, hülfreich wären, S. 103. da man doch schon aus Beobachtungen weis, daß die El. nicht selten die gichtische Materie, zu großer Gefahr der Kranken, zurücktreibe; endlich, daß bey schlaflosen Nächten, die doch von den entgegengesetztesten Ursachen verursacht werden können, die Elektricität nützlich sey, S. 81. ohne auch nur irgend eines Unterschiedes der Ursachen mit einem Worte zu erwähnen. Unstreitig muß jede von erregtem Blute herrührende Schlaflosigkeit vom Elektrisiren verschlimmert werden. Wir wollen doch den ganzen Artickel zur Probe hersetzen, „Was „die El. vermag bey schlaflosen Nächten. Hier bedienet man „sich der einfachen El. in einem starken Grade, mit Auslas„sung der el. Funken, wohl aber auch der verstärkten El. in „einem geringen Grade an allen Orten des Leibes, sonderlich „aber am Kopfe und im Nacken. Auf solche Art werden die „Nerven in eine Art von Erschlaffung gebracht, daß dadurch „der Körper, wie von Arbeiten, Bewegungen und andern „Ermüdungen, in einen Schlaf verfällt.„ Wie leicht können dergleichen Scheingründe, so seicht sie auch ein Arzt findet, einen jeden andern Leser verleiten, ins Gelag hinein zu elektrisiren, zumal wenn sie mit solchen zuversichtlichen Versprechungen, als folgende, vergesellschaftet sind: „Schlag„fluß. Die elektr. Erschütterungen gehn durchgehends durch „die beleidigten Theile. Ist der ganze Körper gelähmt, so „nimmt man nach und nach die Theile, welche gegeneinander „überstehn. Es tritt darauf eine sanfte der Wärme gleichende „Bewegung in den beleidigten Theilen ein, und denn so fol„gen

„gen gelinde Ausdünstungen und gleichsam ein neues Leben „in den gelähmten Gliedern. Nach einer 5tägigen Anwen„dung der el. Erschütterungen kömmt die Bewegung und „der Gebrauch der Glieder wieder, wenn sie jedesmal eine „halbe Stunde dauren; sollte dem Kranken hierbey die ver„stärkte El. unleidlicher werden, so muß man sie mildern. „Dem Kranken wird darauf ohngefähr nach dem 30sten „mahle geholfen.„ Wir zweifeln gar nicht, daß die Beobachtungen des H. H. wahr seyn, und daß er einige Kranke auf die beschriebene Weise curirt habe. Allein, wenn wir beydes einen Schlagfluß nennen, sowol den, welchen die El. curirt, als den, welchen sie macht, (denn es ist bekannt, daß sie beydes vermöge,) so müssen wir solche Versprechungen nicht anders, als unter den Bedingungen machen, unter welchen ein Schlagfluß überhaupt das El. erlaubt, und auch dann sind doch die obigen noch viel zu absolut, nach so wenig Beobachtungen. Wir erkennen gern die gute und menschenfreundliche Absicht des H. H.; seine praktische Geschicklichkeit im El. und den edlen Eifer, sie zum Nutzen der Kranken anzuwenden. Aber alles dieses macht allzuallgemeine, allzupositive, allzumißliche Rathschläge um Nichts unschädlicher, und wofern die Kritick ihres besten Zwecks nicht verfehlen soll, so muß sie in solchen Fällen nicht schweigen. Daher gestehn wir freymüthig und zur Warnung des Publici, daß dies Werk zu keiner Anleitung diene, in welchen Fällen man eigenmächtig und ohne den Rath eines vorsichtigen und Einsichtsvollen Arztes, sicher die El. zur Cur wählen dürfe, sondern ein bloßes Register der verschiednen Versuche in Krankheiten sey, die gelungen sind, ohne daß weder H. H. noch sein Leser weis, wodurch? und was daraus folge? Wie übrigens H. H. zu einer so undeutschen Schreibart komme, dergleichen man, besonders von einem Mitgliede der göttingischen deutschen Gesellschaft, unmöglich sich träumen lassen könnte, ist uns unbegreiflich. Hier sind ein paar Proben: „Man kann freylich nicht allen Fällen, „welche den Zustand der Nerven in eine gewisse Unfähigkeit „setzen, die Gliedmaßen ihre gehörige natürliche Bewegun„gen zu bewirken, einer ohnfehlbaren Gewißheit einer zu „hoffenden Genesung zueignen. (Vorrede) — Es ist zwar „der ganze und allgemeine Schlag ein des gefährlichsten Aus„ganges, und kann man dabey nicht so geschwind zur El. schrei„ten, als es die Sache mit sich bringt. S. 72. — Ich werde „zuforderst vom Nutzen der El. — abhandeln. S. 6. — „Verrati hat verschiedene Personen vom Kopfweh — durch

„die Elektricität gehoben. S. 84. — Spenglern ist es ge„glückt, einer Person von diesem Uebel zu befreyen,„ und dgl. fast auf allen Seiten. Druck= oder Schreibfehler sind es nicht, wie sehr oft die ganze Anlage der Paragraphen zeiget.

Hz.

Kriegsarzneywissenschaft, oder Abhandlung von den Krankheiten, welche unter den Truppen im Felde und in Besatzungen am gewöhnlichsten sind, von Herrn Donalt Monro, Arzt der brittischen Armeen; aus dem Englischen in das Französische übersetzt, und mit wichtigen Anmerkungen vermehrt, durch Herrn Begue de Presle, d. A. W. D. in Paris, und Kön. Büchercensor. Erster Band. Aus dem Französischen übersetzt. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung, 1771. gr. 8. 1 Alphab. 3 Bogen,

Zusätze zu des Herrn Donalt Monro's Beschreibung der Krankheiten, welche in den brittischen Feldlazarethen in Deutschland vom Jahre 1761. bis zum März 1763. am häufigsten gewesen sind, von Herrn Begue de Presle. Erster Band, aus dem Französischen übersetzt.

Diese beyderley Titel gehören zu einerley und eben demselben Werke, und wenn man eigentlich wissen will, was es sey, so muß man sich an den letzten halten. Es ist wirklich nur eine abermalige Uebersetzung des vortreflichen Monroischen Werks, wovon die erste, in eben demselben Verlage, schon 1766. herausgegeben, und von uns damals nach Würden gepriesen worden. (V. 1. 280.) Um zu sehen, wie dies zusammenhänge, ist zu wissen, daß der französische Uebersetzer, Herr Begue de Presle, mit der Schrift des Herrn Monro sehr große Veränderungen vorgenommen, sie in besondre Abschnitte eingetheilt, mit vielen und erheblichen Zusätzen und Anmerkungen bereichert und ihr endlich ganze Abhandlungen beygefügt habe. Dahin gehört vornehmlich: eine vorläufige Abhandlung des H. B. d. P. worinn Untersuchungen über die Kriegsarzneywissenschaft bey den Alten und ihren Fortgang bis

bis zu unsern Zeiten, nebst einem kurzen Begriffe der Mittel, um die Gesundheit der Soldaten zu erhalten, Kriegslazarethe anzulegen und sie zu besorgen, enthalten sind; ferner ein Verzeichniß der Schriften, welche von der Erhaltung der Gesundheit der Soldaten, von der Heilung ihrer Krankheiten, von den Lazarethen und den Arzneymitteln handeln, welches denen zu statten kommt, die zu wissen begierig sind, was bisher in dem besondern Theile unsrer Kunst, der Kriegsarzneywissenschaft, geleistet worden; und endlich ein besondrer Aufsatz von den Soldatenlazarethen in Frankreich. Da nun die schon an sich sehr vortrefliche Schrift des H. M. durch diese Zusätze und Veränderungen einen viel höhern Grad der Vollkommenheit erhalten hat, und so wie sie nun ist, Feldärzten als ein Compendium der besten Schriften von dieser Art dienen kann, das ihnen die Sammlung und das Lesen so vieler einzelner unnöthig macht; so hat der Verleger für gut befunden, bey dieser neuen deutschen, die französische Uebersetzung des Monro zum Grunde zu legen, worinn man nicht nur das ganze Monroische Werk mit allen Zusätzen des H. B. d. P. sondern auch noch einige nützliche Ergänzungen des deutschen Uebersetzers finden wird, indem letzterer das obige Verzeichniß der Schriften die zur Kriegsarzneykunst gehören, vollständiger gemacht, ein anderes von den Schriften, die von der Erhaltung der Gesundheit und Cur der Krankheiten der Seeleute handeln, hinzugefügt hat, und endlich das Werk mit einem Register versehn und dadurch dessen Gebrauch ungemein erleichtern wird. Um denen zu statten zu kommen, die schon die erste deutsche Uebersetzung des Monro, welche vom Herrn D. Wichmann herrührte, besitzen, hat der Verleger die gegenwärtige in zween Bände abgetheilt, wovon man sich nur diesen ersten anschaffen darf, um der Vorzüge der französischen Uebersetzung theilhaftig zu werden, und in dieser Absicht ist der obangeführte zweyte Titel beygefügt worden, welcher diesen Band nur als einen Anhang zur Wichmannischen Uebersetzung charakterisirt. Es enthält derselbe von Monro's Werke eigentlich nichts, als die Abhandlung von den Mitteln, die Gesundheit der Soldaten in Diensten zu erhalten, und Feldlazarethe anzulegen, welche ohngefähr die letzten 6 Bogen der Wichmannischen Uebersetzung anfüllt. Das eigentliche Werk des Monro wird den zweyten Band der neuen deutschen Uebersetzung ausmachen, bey welchen man auch das Register zu erwarten hat. Die Ordnung der Aufsätze im gegenwärtigen ersten Bande ist diese. Zuerst erscheint die vorläufige Abhandlung des H. B. d. P.

von

von der Kriegsarzneywissenschaft der Alten, von der sich freylich nicht viel sagen läßt, und von den Mitteln die Soldaten gesund zu erhalten und sie in Lazarethen zu pflegen, wo man einen ungemein lehrreichen und sehr vollständigen, auf die besten Autoritäten gegründeten Unterricht findet, der alle bisherige in jeder Absicht übertrift. Auf diese wichtige vorläufige Abhandlung folgt S. 225. das Verzeichniß der Schriften von der Kriegsarzneykunst, und dann steht die oberwähnte Abhandlung des Herrn Monro von den Mitteln die Gesundheit der Soldaten zu erhalten und Feldlazarethe anzulegen, die in der ersten Uebersetzung zum Anhange diente, hier unter dem Titel der Einleitung des Herrn Monro, S. 245. welcher endlich S. 345. der Zusatz des H. B. d. P. von den Soldatenlazarethen in Frankreich noch beygefügt ist. Die gegenwärtige Uebersetzung aus dem Französischen ist verständlich und richtig genug, aber gezwungener und bey weitem nicht so fließend, als die Wichmannische. Zuweilen stößt man in jener auf Stellen, die unverständlich sind, und entweder bey einer künftigen Auflage, oder durch ein Verzeichniß von Verbesserungen beym zweyten Bande, berichtigt werden sollten. Z. E. S. 34.: „In der That giebt es bey einer freyen Nation, „als die gesittesten Nationen von Europa sind, wenig Menschen, die nicht eine böse Luft, und sich gesunde Speise verschaffen könnten, deren Arbeit nicht natürlicherweise durch „einige Tage der Ruhe und Zerstreuung, durch die Eß- und „Schlafstunden sollte unterbrochen werden, welche die Müdigkeit zerstreue.„ — Weil die vorläufige Abhandlung des französischen Uebersetzers und die Einleitung des H. M. einerley Gegenstand betreffen, so wird man beym Durchlesen dieses Bandes oft durch Wiederholungen von einerley Sache ermüdet: doch kann es wohl nicht schaden, daß die so vortreflichen und nützlichen Regeln zur Diät und Krankenpflege der Soldaten, den Feldwundärzten, denen das Werk doch vorzüglich zum Gebrauche bestimmt ist, durch diese Wiederholung desto geläufig und erinnerlicher gemacht werden.

B.

Eines alten Husarenobristens auserlesene Arzneymittel für alle Krankheiten der Pferde. Frankfurt und Leipzig, bey Ammermüllern, ohne Jahrzahl 6 Bogen in 8.

Elend

Elend im allerhöchsten Grade.

Bewährte Arzneymittel für das Rindvieh, Schweine, wie auch Gänse und Hüner, guten Leuten zum besten ganz neu gedruckt, 2 Bogen in 8.

Recepte, die fast alle nichts taugen.

Ta.

4. Schöne Wissenschaften.

Romanzen. Hamburg bey Bock, 1771. 3 Bogen kl. 8.

Diese kleine Sammlung ist von dem sel. D. Schiebler, und enthält nur drey eigentliche Romanzen, welche wir seinen vorigen nicht völlig gleich schätzen. Die Reise auf den Parnaß ist statt der Einleitung. Die Erfindung ist artig und zeigt von der Bescheidenheit des Dichters: die Musen geben ihm ihr Kammermädchen, die Romanze, mit deren vertrauten Umgange er sich begnügen läßt. Das Gespräch zwischen Damon und Phyllis, über die platonische Liebe, wird durch die eingemischte Erzählung des Dichters, der die Pantomimen dabey beschreibt, durch die Kürze und den Contrast der hohen Sentiments gegen die Thaten der Liebenden sehr komisch. Das Lied eines Nachtwächters an ein allerliebstes Mädchen von vier Jahren, soll auch eine Romanze seyn, woran aber die Erfindung und die gesuchte Nutzanwendung nicht viel taugen.

Lo.

Friedr. Gottlieb Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke. Frankfurt und Leipzig im Verlag der neuen Buchhändler-Gesellschaft, 1771. 1 Alph. 8 Bogen in 8.

Es ist für einen ehrlichen Mann eine traurige Bemerkung, daß itzt manche Buchhändler einzeln und in Gesellschaft den Anfang ihres Handels mit Nachdrücken oder mit verstohlnen

nen Ausgaben der Werke solcher Verfasser machen, die noch am Leben sind, und in diese Ausgaben nicht willigen. Die gegenwärtige Sammlung von Klopstocks kleinen Schriften ist auch eine von der Art, deren Verleger sich nicht nennen dürfen, ohne ihren guten Namen Preis zu geben. Der gleichfalls ungenannte Sammler glaubt noch dazu ein verdienstliches Werk gethan zu haben, und nachdem er Klopstocken mit allerhand auserlesenen Blümchen vor allen Dichtern aller Zeiten und Länder gepriesen hat, sucht er einige Urtheile über die andern deutschen Odendichter aus den Journalen auf, und dünkt sich sodann nicht wenigen Dankes werth. Als eine Zugabe erhält man seine unvorgreiflichen Urtheile über verschiedne hier befindliche Gedichte, welche gerade so schielend oder unbedeutend sind; als was er in der Vorrede gesagt hatte. Unglücklicherweise hat Klopstock itzt im Wandsbecker Bothen und im 57. St. der Hamburgischen neuen Zeitung 1771. erklärt, daß viele der hier gedruckten Oden gar nicht von ihm sind, andere aber von ihm der Aufbewahrung nicht werth geachtet werden. Sonderbar ist es, daß der Herausgeber dennoch einige von den letztern Stücken „als die vortreflichsten, die jemals geschrieben werden„ bezeichnet. Einige ächte Gedichte hat er ganz verstümmelt abdrucken lassen, z. E. die Elegie Rothschilds Gräber, welche kaum halb und aus ihrem Metrum gerissen dastehet. Wir wollen hier das Verzeichniß der Oden, die Klopstock nicht anerkennt, einrücken:

S. 18. An die selige R *.
S. 28. An Herrn * * N.
S. 45. choriambische Ode.
S. 58. An H. Cl.
S. 63. An eine Freundinn.
S. 66. Auf Cr. Eheverbindung.
S. 77. An H. S *.
S. 83. An Damon.
S. 100. Germanikus und Thusnelda.
S. 113. An Daphne.
S. 115. An Damon.
S. 118. Der Abschied.
S. 119. An Elisen.

Folgende haben zwar Kl. zum Verf., allein er wird schwerlich jemals die letzte Hand daran legen, und sie heraus geben.

S. 23. Der Adler.
S. 36. Auf die G. und H. Verbindung.
S. 49. Elegie.

S.

S. 74. Als K. den Meßias zu singen unternahm.
S. 91. Ode an Gott.
S. 191. Parodie auf das Stabat mater.

Die prosaischen Aufsätze sind meistentheils aus dem nordischen Aufseher und mögen wohl von Klopstock seyn, der sich aber nicht ausdrücklich darüber erklärt hat.

Das ganze unwürdige Unternehmen des Sammlers wird völlig dadurch vereitelt, daß Klopstock selbst gegenwärtig eine vollständige Ausgabe seiner Oden besorgt, welche nächstens zu haben und von dieser sehr verschieden seyn wird.

T.

Anthologie der Deutschen. Zweyter Theil, herausgegeben von Heinrich Christian Schmid. — — Frankfurt und Leipzig, 1771. 1 Alph. 1 Bogen in kl. 8.

Ein allgemeines Urtheil über die ganze Idee und Einrichtung dieser Sammlung, ist schon bey Gelegenheit des ersten Theils in dieser Bibliothek gefällt worden; wir wollen also sogleich dasjenige anzeigen, was dieser zweyte Theil enthält.

Die Tänzerinn, ein prosaisches Gedicht macht den Anfang; es ist schon vor dreyßig Jahren verfertigt. Der Verfasser sey, wer er wolle, so verräth er durchgehends ein sehr glückliches Talent in der feinen und komischen Wendung, wenn gleich einige Stellen, z. E. S. 11. S. 26. und der Epilog S. 31. dem Geschmacke des Uebrigen nicht entsprechen.

Die beyden folgenden Klagoden haben einen bisher noch unbekannten Dichter, einen Preußischen Hofrath Hering zum Verfasser, und verdienten allerdings aufbehalten zu werden, weil sie, besonders die zweyte, sehr starke und wahrhaftig poetische Stellen haben. Stellenweise, aber wohl nicht im Ganzen, wie Hr. Schmid meynt, wären sie eines Uzes würdig; denn hie und da ist noch viel Unkorrektes.

Unter den Poesien von Hrn. Lavater macht ein Stück den Anfang, welches ohne Zweifel musikalisch seyn soll; und — wir wissen nicht in welcher Bedeutung — Choral überschrieben ist. Es heißt: Der Gott der Natur, und ist fast durchgehends mahlerisch; aber auch nur Stellenweise schön. Z. E.

Wer

Wer heißt des Sommers schwüle Pracht
Vom blau gewölbten Himmel sinken,
In seiner Rechten Tag, und kurze Nacht
In der verhüllten Linken?

Die übrigen Stücke von diesem Dichter sind weniger schön; auch das schon bekannte Gedicht von ihm, auf Gellerts Tod, ist hier eingerückt.

Poesien von Felix Nüscheler bestehen theils aus Schweizerliedern, theils aus einigen andern Gedichten moralischen Inhalts, deren letzteres eine Hymne an Gott in ziemlich unharmonischen Hexametern ist. Der Verfasser ist ein Schweizer, und hat auch einigen Antheil an der Lavaterischen Sammlung von Schweizerliedern.

Unter den zwey Gedichten von Schmidt ist das erste, Apotheose des Anakreon vorzüglich schön, so wie auch die Ode an die menschliche Seele von J. J. Engel, und die beyden folgenden Gedichte des P. Mastalier, besonders das auf Dauns Tod. Das Schreiben an einen Freund von Denis hat uns nicht so sehr gefallen; die Gedanken haben wenig Neuheit, und das Sylbenmaaß scheint weder dem Inhalte noch der Schreibart einer Epistel angemessen zu seyn. — Die folgende Theaterrede von Löwen sagt tausendmal gesagte Dinge, und hätte wohl wegbleiben mögen. Besser ist diesem Dichter die Romanze geglückt, die gleich nachher steht. Für ein Meisterstück aber können wir doch dieselbe mit dem Herausgeber nicht halten, dessen Complimente gegen Herrn Löwen gegen diejenigen, welche er ihm in seiner Theorie gemacht hat, sonderbar abstechen. — Das Friedensgedicht von einem Ungenannten hat einige schöne Stellen, und ist durchgehends glücklich versificirt. — Die beyden Idyllen von Herrn Conrad Arnold Schmid, Professor in Braunschweig, verdienten es sehr, auch in dieser Sammlung aufbehalten zu werden; es sind: die Nachahmung der sechsten Ekloge Virgils, und die Nymphe Panope. S. 163. ist in diesem letztern Gedichte Schäferstab für Zauberstab zu lesen. — Die kleinen Lieder von Seidel und Krauseneck S. 167-180. haben sehr viel artiges sowol in Ansehung der Gegenstände, als ihrer natürlichen und glücklichen Wendungen. Weniger gefällt uns die Theorie der Liebe von einem Ungenannten; wer wahrhaftig empfindet, und die glücklichen Vortheile genießt, deren sich dieser Dichter rühmt, wird auch selbst das vergessen, daß Leute da sind, die über das Gefühl Grübeleyen und Zergliederungen machen. — Das einzige Stück, das aus einer gewissen

poe-

poetischen Sammlung von Bernhardi gut seyn soll (S. 182.) wollen wir ihm gerne wieder zurück geben; in kleinen Liedern ist die Unbiegsamkeit der Sprache ein unleidlicher Fehler. — Den folgenden fünf Gedichten von Jakobi fehlt es nicht an den Reizen, welche der Muse dieses Dichters eigen sind; nur Schade, daß dieselben uns oft zu sehr hintergehen, und wenn wir sie wegnehmen zu wenig wesentliches — das heißt zu wenig Gedanken zurück lassen. — Unter den Poesien von J. N. Götz sind allerdings manche, in denen man Empfindung, Naivetät und Leichtigkeit bewundern muß; aber alle haben doch wohl nicht diese Eigenschaften, wie der Herausgeber glaubt. — Aus dem Göttingischen Musenalmanache sind S. 235. ff. einige kleinere Gedichte des Herrn v. Thümmel, mit dessen Bewilligung eingerückt; diesen folgen neun Stücke von Leyding aus dessen Liedern und Scherzgedichten. — Von Dreyern hätte der Herausg. leicht etwas bessers einrücken können, als das Gedicht auf einen todtgebissenen Hund. Die Pointe desselben beleidigt nicht nur allen Anstand, sondern macht auch von dem übrigen sittlichen Charakter dieser Sammlung eine sehr unschickliche Ausnahme. — Der Kantate von Schrader S. 251. geschieht zu viel Ehre, wenn sie dithyrambisch genennt wird; studentenmäßig wäre vielleicht richtiger gesagt. — Die beyden Gedichte von Fabrizius haben freylich im Ganzen einen guten didaktischen Ton, auch manche glückliche Stellen; aber doch viel Langweiliges und Weitschweifiges. — Der deutsche Text, den Hr. Klopstock zum Stabat Mater gemacht, aber nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt hat, ist dieses großen Dichters vollkommen würdig; nur müssen wir gestehen daß er, vereint mit der Musik, nicht allemal passend genug ist, und nicht diejeniger Bilder durchaus herstellt, deren malerischen und gefühlvollen Ausdruck der sonst jämmerliche lateinische Text dem Komponisten an die Hand gab. Die eingerückten Gedichte des Hrn. v. Sonnenfels sind nicht ohne poetische Verdienste. Meinhards Verse an Kallisten sind ihrer Stelle sehr würdig, voll der süssesten, petrarchischen Empfindung. — Die sehr glückliche Uebersetzung der Passion von Metastasio ist, wie wir zuverläßig wissen, nicht von Herrn Weissen, sondern von dem sel. Schiebeler; und das Kompliment des Herausg. folglich nicht an den rechten Mann gebracht, so wie sein Wunsch, den ganzen Metastasio übersetzt zu sehen, vielleicht nicht überlegt genug ist. — Um Hrn. Michaelis übersetzte Elegie aus dem Tibull ists Schade, daß sie nicht die gehörige Korrektion hat. Außer einigen matten

Versen wären auch die neologischen, oder vielmehr wider alle Sprachrichtigkeit laufenden Ausdrücke herauszunehmen, nach welchen dieser Dichter zuweilen recht geflissentlich zu haschen scheint; z. E. beschleumt für beschleunigt; ein erküßter Stamm für eine durch eheliche Liebe erzeugte Nachkommenschaft, sich der Venus lossagen, u. s. f. — Die übrigen Gedichte dieses Bandes sind größtentheils schon gedruckt, und aus verschiedenen Werken entlehnt; den völligen Beschluß machen einige nicht unglücklich aus dem Französischen übersetzte kleinere Poesien.

An Rabeners Schatten — von C. G. von Murr — — Frankfurt und Leipzig, bey Lochner, 1771. 3 Oktavbogen.

Man muß mit jedem Menschen in seinem Lieblingstone sprechen, dachte der Verf. ohne Zweifel, als er sich hinsetzte, diese Bogen zu schreiben, und setzte daher die Anrede an Rabeners Schatten im satyrischen Tone auf. So sehr hat sich der Mann freylich nicht selbst übertroffen, daß er ihm geglückt wäre. Wer wird gleich den leichtsinnigen Anfang vertragen können? „Dank sey Ihnen, rechtschafner Mann, „bester Rabener, daß Sie gestorben sind. Itzt wird doch „endlich wohl das Nachleyern und Heulen über den Tod Ihres Freundes aufhören — Aber Sie haben auch noch bey „Ihrem Tode einen kleinen Possen gespielt. Wenn Sie nur „etliche Wochen früher gestorben wären, so hätte doch der „Schwarm von alten und jugendlichen Schriftstellern um Ihr „Grab herumhumsen können — allein so kurz, so gar kurz „vor der Hauptmesse der deutschen Makulatur zu sterben, das „heißt wirklich noch im Tode satyrisiren „ u. s. f. — Und das heißt wirklich sehr am unrechten Orte satyrisiren! Auf der folgenden Seite geht nun der panegyrische Ton an, und der Verf. macht es gerade, wie einfältige Beter, er erzählt dem Schatten Rabeners allerley Dinge, die er wohl selbst am besten wissen mußte, unter andern auch: „Dir verbrannten „die Preussen dein Haus, allen deinen Vorrath, Kleider, „Wäsche, u. s. f.„ — S. 20. wird nun der Ton auf einmal wieder umgestimmt: „Mein lieber Rabener, ich muß „Ihnen ein Projekt eröfnen, das mir Ihr Tod an die Hand „gab.„ Das Projekt besteht darinn, daß der Verf. ihm ein prächtiges Grabmahl setzen lassen, und die Unkosten dazu durch eine Wuchersteuer, wie es ihm zu nennen beliebt, zusammen bringen will, wozu die Kornwucherer, Geldwucherer

und

und Waarenwucherer beytragen sollen. Von dieser Steuer wird nun S. 25 - 35. der General-Tarif hergesetzt, voller satyrischen Witzes, wie man ihn von dem Verf. erwarten konnte. Am Ende gesteht der Verfasser, daß er itzt gar keine Zeit habe, Verse zu machen, und doch gern in Versen schließen möchte; er wendet daher ein Gedicht auf den seel. Rabener an, daß er schon ehemals auf einen seiner Freunde gemacht hatte. Ueberhaupt mag der Verf. wohl keine Zeit gehabt haben, etwas gescheidtes zu machen, und schreiben bey Rabeners Tode mochte er doch gar zu gern! —

Om.

Briefe in Versen, von Christoph Friederich Sangerhausen. Halberstädt, bey Groß, 1771. 4 Oktavbogen.

Wenn wir gleich in diesen poetischen Briefen, die in dem leichten Jacobischen, oder wenn man lieber will, Gresetischen Geschmacke geschrieben sind, wenig neue Gedanken, keine unbesungene Gegenstände, und wenig Reichthum des Ausdrucks antrift; so verdienen sie doch in Ansehung der feinen Wendungen und der leichten, glücklichen Versification Aufmerksamkeit, und ihr Verfasser recht viele Ermunterung, diese Talente weiter auszubilden, und auf noch interessantere Gegenstände anzuwenden. Denn wenn gleich die hier behandelten an sich interessant genug sind, so hat man doch das Glück des Weisen, die Freuden der Natur u. s. f. selbst die Unbilligkeit der Kunstrichter schon in dieser Gattung zu ofte besungen, und Sprache und Bilder dafür beynahe erschöpft. Die Briefe selbst sind an die Herren Gleim, Jacobi, Weisse, u. a. m. gerichtet. Ein paar Stellen wollen wir anmerken, um dadurch dem Verf. die Politur seiner Verse, deren diese Dichtungsart mehr als andre bedarf, destomehr zu empfehlen. Was dachte der Verf. wohl eigentlich bey folgender Stelle, S. 27.

> Wenn die Natur, in einer stillen Nacht,
> Des nächsten Tages Stück versucht, und wacht,
> Und sittsam von den muntern Zweigen
> Der Beyfall rauscht, und alle Sänger schweigen.

Das Bild ist uns auf keine Weise deutlich; eben so, wie uns der Ausdruck S. 31, dunkel, oder wenigstens schielend vorkömmt; wo er sagt, es sey seines Freundes Beruf:

Die Thränen, still geweint,
Zu trocknen, und, wie Gott, den Menschen allen
Nur wohlzuthun, nicht aber zu gefallen.

Noch eine grammatische Kleinigkeit, S. 46.

— — in stille Lust entzückt,
Die, hätt er uns erblickt,
Ein König ganz gewiß auch haben möchte. (für: hätte haben mögen)

Ueber das Naive, Natürliche, Gesuchte und Gezwungene in den schönen Wissenschaften; von Franz Jacob von Cramm. Braunschweig, in der Waisenhausbuchhandlung, 11 Bogen in 8.

Mag doch der Herr von Cramm oder der Herr Magister Frömmichen Verfasser dieser Abhandlung seyn! Sie ist beydes magistermäßig und junkermäßig geschrieben. Ein Geschwätz voller übel verdauten Philosophie und Belesenheit, voller unbestimmten Raisonnements und der unschicklichsten Beyspiele. Eine nähere Zergliederung verdient sie nicht.

Fr.

5. Schöne Künste.

J. B. Descamps Reise durch Flandern und Brabant in Absicht auf die Mahlerey ꝛc. Aus dem Franz. übersetzt und mit kurzen Nachrichten von den Mahlern aus Descamps Lebensbeschreibungen vermehrt. Leipzig bey Schwickert, 1771. 1 Alph. gr. 8.

Der Werth und die Brauchbarkeit dieses Buchs ist den Kennern und Liebhabern der Mahlerey nicht unbekannt, und man kann es auf einer Reise durch die angezeigten Länder nicht wohl entbehren, wenn man die Werke der Mahlerey, welche dort aufbewahret werden, will kennen lernen. Der Uebersetzer, Hr. D. Volkmann, der die Reise ebenfalls gethan, hat bey der Uebersetzung die vielen unnöthigen Allegaten verkürzet und wo ein merkwürdiger Mahler zuerst genannt wird, sein Leben aus dem großen Werke des Descamps nebst dessen Ur-

theile

theile im kurzen Auszuge beygefügt. Verbessernde Anmerkungen und Zusätze haben wir nicht gefunden, und sie wären doch sehr nöthig; wer könnte sie eher geben, als Hr. D. Volkmann? Wenn dieser geschickte Mann doch, statt so vieler zum Theil entbehrlichen, zum Theil für Deutschland nur halb brauchbaren Uebersetzungen, mit denen er sich von Messe zu Messe beschäftigt, lieber wenige, aber vortrefliche, eigene Werke herausgeben wollte. Er würde davon weit mehr Ruhm und Deutschland weit mehr Nutzen haben.

†*

6. Weltweisheit.

Herrn Vattels Untersuchungen über das natürliche Recht, und Anmerkungen über des Herrn von Wolfs Recht der Natur. Aus dem Französischen übersetzt. Mietau und Leipzig, bey Steideln und Compagnie, 1771. 390 S. in 8.

Die Urschrift dieser Uebersetzung: Questions de Droit Naturel et Observations sur le Traité du Droit de la nature de M. le Baron de Wolf. Par M. de Vattel. ist schon 1762. zu Bern, bey der typographischen Gesellschaft, in eben demselben Formate herausgekommen. Herr von Vattel studierte, zum Vortheil seines Völkerrechtes, vorher das grössere Wolfische Werk, vom Rechte der Natur. Bey dieser Gelegenheit entstanden die angezeigten Untersuchungen und Anmerkungen, die, ob sie gleich nicht alle von einerley Gehalt sind, doch oft, besonders im Staatsrechte, wichtige Materien aufklären, und nicht selten feine Beobachtungen enthalten, die zum weitern Nachdenken leiten. Da sie auf diese Art einen kleinen Commentar über das Werk des Herrn von Wolfs ausmachen, so sind die Absätze desselben, zu welchen sie gehören, nach ihren Grundsätzen und der Zahl zum Nachlesen angeführt worden. Die Uebersetzung, die in einigen Fällen dem Sinne der Urschrift nicht genau angemessen ist, und zuweilen Französisch construiret, ist doch im Ganzen deutlich und fliessend.

Gm.

G. F. Meiers Untersuchung verschiedener Materien aus der Weltweisheit. Vierter Theil. 1771. 8. Halle, bey Hemmerde 12½ Bogen.

Es enthält dieser Theil: 11. Von den göttlichen Zwecken. Diese Abhandlung wird verhoffentlich bey denjenigen von einigem Nutzen seyn, die sich von selbst oder aus vermeyntem Berufe zu Auslegern der göttlichen Absichten aufwerfen, und bey jeden Vorfällen sogleich voraus wissen, wozu sie von Gott gewiedmet sind, dabey aber immer zwo oder mehrere einander entgegengesetzte Auslegungen in Bereitschaft haben, damit sie bey einer allein nicht etwann zu kurz kommen. Hr. M. zeigt umständlich daß Gott keine besondere Absicht weder habe noch haben könne, als die so wirklich erreicht werden; daß man also nie sagen könne: Gott habe z. E. bey einem Unbußfertigen, seine Absicht ihn zu bekehren, nicht erreicht, oder die dazu wirklich gebrauchten Mittel seyen verlohrne Arbeit gewesen; daß man öfters erst Jahrhunderte nach einer nicht gut scheinenden Begebenheit einsehen lerne, wohin sie eigentlich gedient habe &c. 12. Von der Sittlichkeit des ganzen menschlichen Geschlechtes. Diese Abhandlung kann fürnehmlich denen lehrreich seyn, die sich zwar in Ansehung des physischen Uebels in der Welt wegen des weit überwiegenden physischen Guten zufrieden geben, dagegen aber noch immer, wie Haller sagt, die innere Welt der Hölle gleich und damit des moralischen Uebels kein Ende finden. Es ist doch freylich damit noch lange nicht so beschaffen, daß man vor jedes Haus einen Galgen bauen müßte, so wie auch im physischen unzählige male mehr Wohnhäuser als Spithäler, mehr Küchen und Keller als Apotheken sind. Hr. M. zeigt aus vielen guten Gründen, daß bey allem so man gewöhnlich als moralisch böse ansieht, weit das meiste blos physisch ist. Der Vorsatz böses zu thun, und es mit Bewußtseyn zu thun, macht eigentlich das moralische aus, wenn dieses nach aller Schärfe beurtheilt werden solle. Wie selten ist aber ein solcher Vorsatz der einige wirkende Grund bey Handlungen, die von bösen Folgen sind. Wie leicht mengen sich Unwissenheit, Unachtsamkeit, Versehen, Uebereilung, äussere Anreitzungen und daher rührende unversehene Leidenschaften &c. mit ein, die den Verstand und den Willen nicht so frey seyn lassen, als zur Moralität der Handlungen erfordert wird. Hr. M. rechnet dieses umständlich ab, und zeigt, daß seine gelindere Beurtheilung der Menschenliebe, der Ehre Gottes und der Zufriedenheit des menschlichen Geschlechts weit mehr gemäß und beförderlich ist, als das immer zu viel gewöhnliche mürrische Klagen, welches eher die Menschen vom Guten abschreckt, weil sie es den allzustrengen Moralisten nie gut genug machen können. 13. Von einigen Vorurtheilen, welche

eine unrichtige Schäzung der Sittlichkeit verursachet. Die Moralität einer bösen Handlung kann aus den physischen Folgen nicht beurtheilt werden. Ein bloßes Versehen richtet oft in der Welt mehr physisches Uebel an, als der schlimmste Vorsatz. Aehnliche Anmerkungen gelten auch bey Beurtheilung der moralischen Güte der Handlungen. Die beste Absicht kann oft ihres Zweckes so viel als ganz verfehlen. Ferner macht auch das Vergnügen und Mißvergnügen, so das Gewissen bey einer Handlung erweckt, die Moralität derselben nicht aus, und dient dabey auch nicht zum Maaße. Und eben so wenig lassen sich zu solchen Beurtheilungen Regeln annehmen, die genau betrachtet, keinen andern Grund als die Uebung, Gewohnheit, Menschensatzungen, eingeführte Sitten rc. haben. Dieser Artickel erstreckt sich sehr weit. Hr. M. hält sich bey allen umständlich auf, und seine Abhandlung verdient wohl überlegt zu werden. 14. Von der Freyheit des Willens. Hr. M. preist hier die von Wolfen gegebene Erklärung der Freyheit als die beste bisher bekannte an, und hält sich besonders bey dem Beweise auf, daß wenigstens bey vielen Handlungen die physische Möglichkeit, sie zu thun oder auch nicht zu thun da sey. Darauf zeigt er, daß man es nicht Freyheit, sondern im eigentlichsten Verstande Eigensinn oder Caprice nennen müßte, wenn man bey freyen Entschliessungen das Wegseyn aller Beweggründe fordern wollte. In der That müßten auch solche Entschliessungen nach einem schlechterdings blinden Zufall entstehen. Sie können daher auch eben so wie der blinde Zufall überhaupt widerlegt werden. Unseres Erachtens ist es immer genug, die Freyheit durch das Vermögen nach Wissen und Willen zu handeln, zu erklären. Zur Zurechnung der Handlung wird weiter nichts erfordert. Die einige Bedingung kömmt dabey vor, daß das Wissen und zwar je vollständiger desto besser, dem Wollen vorgehe; sonst ist man in dem Fall, wo man sagt: Wenn ich dieses voraus gewußt hätte, so hätte ich anders verfahren. Es fehlt dem Menschen, um glücklich zu seyn nicht an dem Wollen, sondern an der Kenntniß der Anlässe und Mittel. Hingegen würde es ihm am Wollen fehlen, oder sein Wollen würde ohne sein Verschulden fruchtlos seyn, wenn seine Entschliessungen, um frey zu seyn, so wie beym blinden Zufall erfolgten.

A.

7. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Untersuchung und Zergliederung des Wassers, mit Anmerkungen und Erfahrungen eines vornehmen Scheidekünstlers, herausgegeben von Dionisio Andrea Sancassani Magati von Scandiano zu Padua in Jahr 1715., aus dem Italiänischen übersetzt, von einem Verehrer der hermetischen Weisheit, *F. v. B.* Mit Kupfern. Langensalza, im Martinischen Verlage, 1771. 200 Oktavseiten.

Ausser denen bekannten Marggrafischen und Ellerischen Untersuchungen, welche diese berühmte Naturforscher mit dem gemeinen Wasser angestellet, sind fast gar keine bekannt, welche einige Aufmerksamkeit verdienten. Um destomehr würde sich diese Schrift Vorzüge erwerben, wenn nur der Verfasser bey seinen Untersuchungen weit mehrere Genauigkeit beobachtet hätte, wie es doch nothwendig erforderlich war, um die Natur und Eigenschaften dieses großen Menstrui genau zu bestimmen. Das italiänische Original dieser Schrift muß bey uns in Deutschland sehr selten gewesen seyn, da wir uns nicht erinnern können, diese Schrift nur irgendwo angeführet gefunden zu haben. Ob sie nun gleich ihre Mängel hat, so verdiente sie doch immer übersetzt, und dadurch allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Sie kann wenigstens als eine Anleitung dienen, auf welche verschiedene Art das Wasser, um seine Natur zu erforschen, behandelt werden könne. Der Verfasser hat verschiedene Sorten von Wasser, als Regenwasser von allen Jahrszeiten, das mit dem Blitz und Donner gefallene Wasser, den durch verschiedene Körper gesammleten Nebel, zerschmolzenen Schnee, Hagel und Reif, auch Wasser welches durch verschiedene Salze aus der Luft war angezogen worden, süsse und salzigte Quellwasser, u. a. m. bearbeitet, um wo möglich die eigentlichen Bestandtheile des Wassers zu finden. Zu diesem Endzwecke hat er sich zehnerley Operationen bedienet, und jede Operation wiederum auf dreyerley Art unternommen. Jede Sorte des Wassers hat er durch die Exhalation, Trituration, Refrigeration, Digestion, Evaporation, Destillation, Cohobation, Fermentation, Ebullition

tion und Putrefaction untersucht. So viel wir aus allen zusammengenommen schließen können, so hat der Verfasser hauptsächlich erfahren wollen, inwieferne das Vorgeben einiger Naturforscher gegründet sey, daß das Wasser sich selbst in eine Erde verwandeln könne: es ist ihm auch geglücket, dasselbe in eine schmelzbare Erde verwandelt zu sehen, von welcher er sich sehr große Wirkungen verspricht. Wenn wir nicht sonst schon überzeugt wären, daß sich das Wasser nach und nach in Erde verkehren ließe, so würde man bey diesen Versuchen immer zweifeln können, ob die sich geoffenbarte Erde aus dem hineingeflogenen Luftstaube, oder von den ausgezogenen hölzernen Gefäßen entstanden sey: Denn weil der Verfasser oftmals seine Untersuchungen mit vielen 1000 Pfunden in hölzernen unbedeckten Gefäßen angestellet, so konnte immer auf beyde Art ein Beytritt fremder Körper nicht vermieden werden. Es ist auch wohl zu bemerken, daß S. 139. der Verfasser von der Bereitung und den arzeneylichen Kräften der sogenannten schwarzen Spießglas Tinktur etwas anführet. Die Kupfertafeln zeigen die Gestalt eines besondern Digerir-Ofens, und auch verschiedener gläserner Gefäße, deren sich der Verfasser bey seinen Arbeiten bedient hat.

Hermetischer Nordstern, herausgegeben von J. J. F. Sac. Caes. M. C. A. nebst einem Anhange, handelnd von der ewigen Weisheit, oder Magia, und 6 Traktaten von Paracelso. Frankfurt und Leipzig bey Krausen, 1771. 296 S. in 8.

Abermals ein sehr dunkles alchymistisches Buch aus sieben Kapiteln bestehend. In dem ersten wird abgehandelt: was die hermetische Meisterschaft sey? im 2ten: Was dieses Werk für einen Künstler erfodere? im 3ten Erfordernisse und Mittel, nebst Zeit und Gelegenheit, solche zu machen. Das 4te handelt von Lesung der philosophisch-hermetischen Bücher. Das 5te von der materia prima, oder eigentlich secunda, mit welcher der Künstler das Werk anfanget. Das 6te von denen Operationen, so in dieser philosophischen Kunst vorkommen, und das 7te Kap. enthält eine Wiederholung des ganzen Werks. Wenn ein hermetischer Schüler in dem achzigsten Jahre seines Alters noch nicht zur Meisterschaft gelanget ist, so wird er durch dieses Werk gewiß solche nicht erlernen. Die angehängte Paracelsische Traktate sind. 1) Psalterium

chymicum. 2) De tinctura physica. 3) Apocalypsis hermetis. 4) Thesaurus thesaurorum. 5) Coelum philosophorum. 6) Secretum magicum.

Na.

Johann Friedrich Meyers, Apothekers in Oßnabrük, chymische Versuche zur nähern Erkenntniß des ungelöschten Kalchs, der elastischen und elektrischen Materie, des allerreinsten Feuerwesens, und der ursprünglichen allgemeinen Säure. Nebst einem Anhange von den Elementen. Zwote nach dem eigenhändig verbesserten Exemplar des seel. Verfassers, und mit dessen alchymistischen Briefen vermehrte Ausgabe. Hannover, verlegts Joh. Wilhelm Schmidt, 1770. in 8.

Wir brauchen von diesem Buche weiter nichts zu sagen, als unser Urtheil, welches wir in unserer allgemeinen deutschen Bibliothek B. 6. St. 2. S. 8. und 16. über dieses Buch gesagt haben, zu wiederholen: Es würde nemlich der seel. Meyer sehr wohl gethan haben, wenn er nicht aus der Sphäre des versuchenden Scheidekünstlers in den Dunstkreis eines System-Schöpfers hätte übertreten wollen. Indessen bleibt seine Arbeit bey dem allen ein vortrefliches Denkmahl seines Genies, seiner Gelehrsamkeit, und seiner vortreflichen Anlage zur scheidekünstlerischen Analysis. Uebrigens ist diese neue Auflage in nichts vermehrt, sondern nur die Druckfehler verbessert, und die alchymischen Briefe, so der Hofapotheker Andreä in Hannover vor einiger Zeit, herausgegeben, hier beygedruckt. Der Recensent hat beyde Pulver, sowol das mit dem Weinstein-Rahme (cremor tartari) als auch das mit den auflößlichen Weinsteins (Tartarus solubilis) mit aller Sorgfalt nachgemacht; und auf verschiedene Art an geschmolzenes Bley geblasen, aber nicht die geringste Spur von einer Scheidung bewürken können. Die Versuche an und vor sich selbst sind demohnerachtet sehr sinnreich.

Pm.

Nützlicher Unterricht in der hermetisch-philosophischen Wissenschaft, nebst einem Anhang von der Ursach

der

der Elektricität, nach dem Sinn des grossen Zoroaster. Frankfurt und Leipzig, 1771. bey Joh. Eberh. Zehe, 40 Quartseiten.

Es ist in einem sehr modernen und deutlichen Styl geschrieben, und die hermetischen Kunst-Söhne werden diese Schrift nicht sonder Vergnügen lesen. Der Verfasser nimmt zwey Materien, eine würkende und eine leidende, oder eine geistige und körperliche Materie zum philosophischen Meisterstück an. Für die letztere erkennet er keine andere als das vollkommenste Metall, das Gold, nach der Weisen-Spruch: man müsse das Werk allda anfangen, wo die Natur aufgehöret hätte; Dieser Spruch könne von nichts andern als vom Golde verstanden werden, indem die Natur fürwahr mit ihrer Kraft nicht höher steigen könne, als das Gold zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Das Gold sey die höchste concentrirte Kraft und das allerreinste Wesen der ganzen Natur, deme an Vollkommenheit gar nichts beykommt. Es laufe also der ganze Schluß dahin aus, daß das Gold die einzige und näheste Materie sey, aus welcher der Stein der Weisen solle und müsse gemacht werden. Daß der Verfasser keinesweges unter dem Golde eine andere Materie verstehe, lieget deutlich am Tage, wenn man nur das letzte Kapitel durchlieset. In der That sollte man glauben, wenn es anders möglich ist, den philosophischen Stein zu verfertigen, daß kein Subjekt in der ganzen Natur dazu geschickter sey, als das Gold. Denn alle Philosophen kommen darinne überein, daß der philosophische Stein ein in einer kleinen Masse koncentrirtes Feuer sey. Nun schicket sich wohl keine körperliche Materie besser zum Receptacul noch mehrerer Feuermaterie, als eine solche, welche schon in ihrem Wesen aus den reinsten Anfängen bestehet, und selbst mit reiner Feuermaterie möglichst erfüllet ist, und eine solche Materie ist das Gold. Und überdieses läßt sich auch der philosophische Spruch ganz ungezwungen hieher erklären: Das Korn das man säet, erndet man wieder. Dabey aber glaubet der Verfasser dennoch, daß alle übrige Metallen und Mineralien „als Universal-Materien angesehen werden könnten, „und nur darinne unterschieden wären, daß einige weniger, „andere mehr von der Vollkommenheit des Goldes entfernet „seyn: wie auch, daß einige mit mehrern Unreinigkeiten und „fremden Zusatz umgeben und vermischt seyn, als die andere: „Sobalde aber gedachte Unreinigkeiten und Accidentien (ohne „Zerstörung der Lebenskraft) vollkommen abgesondert worden,

„so

„so ist die reine Substanz eben so universal, als wenn sie noch „in der Luft schwebte.„ Der Anhang handelt von der Ursache der Elektricität. Allein, es darf niemand in diesen 4. Blättern eine vollständige und deutliche Erläuterung dieser großen Erscheinung erwarten; weil nach so manchen großen Werken noch lange nicht alles erschöpfet und aufgekläret worden ist. Der Verfasser hält die Luft für ein pur lauteres geistliches Nitrum, und das durch reiben ausgezogene Feuer für einen pur lautern mit Gewalt geistlich gemachten Schwefel. Durch das reiben würde die Luft getheilet, darauf trete der flüchtig gemachte Schwefel aus dem Leder, fange mit dem nitro der Luft an zu streiten, und dadurch entstünde die elektrische Flamme.

Na.

Joh. Andr. von Segner, K. Pr. M. Geh. Raths, ersten Lehrers der Mathem. und Naturl. zu Halle, Einleitung in die Naturlehre. Dritte sehr verbesserte Auflage. Göttingen, bey Vandenhöcks W. 1770. gr. 8. 186 Seiten und 16 Kupfert.

Des Hrn. v. S. Handbuch, behauptet unter seines gleichen einen sehr vorzüglichen Rang, durch die Richtigkeit seiner Lehren, und die mit großer Deutlichkeit verbundene Gründlichkeit. Es hat daher auch auf vielen deutschen Universitäten gedient, junge Leute zu einer vernünftigen Kenntniß der Naturlehre zu führen, vielleicht oft anderswo mehr als auf der Universität für die es zuerst geschrieben ist. Wer die Physick nur sehen will, wie Raritäten und Künste auf Jahrmärkte gesehen werden, für den ist es freylich nicht. Die erste Auflage ist 1746; die zweyte 1754. herausgekommen. Bey der dritten hat Hr. v. S. theils die neuern Entdeckungen beygebracht, theils im Vortrage viel Verbesserungen gemacht, um es dadurch der Vollkommenheit, die seine Absicht zuläßt, so nahe als möglich zu bringen.

So.

P. Hermanni Osterrieder, Physica experimentalis et rationalis, ad gustum moderni saeculi adornata. Partis II. Vol. I. in quo tum corpora caelestia omnia, tum elementaria pleraque

que pertractantur. Augsburg bey Riegern, 1770. 48½ Bogen, 9 Kupferbl.

Wir haben bereits bey der Anzeige des ersten Theils bemerkt, daß der Verfasser allem Ansehen nach sich nach der vielen Klöstern noch anklebenden scholastischen Methode und Meynungen richten muß. Vielleicht ist ihm selbst noch beydes geläufiger. Er giebt indessen zu, daß die Welt wirklich und ganz positiv vollkommen sey, läugnet aber, daß sie unter allen die vollkommenste sey, weil sie sonst unendlich vollkommen seyn müßte. Da ist nun freylich contradictio in terminis. Der Verfasser wendet sich hierauf zur Betrachtung der himmlischen Körper, nimmt aber dabey mehr mit, als eigentlich in der Physick vorkommen solle. Denn die ganze cyclische Rechnung, der Römer Zinszahl, die Fest- und Wochentage, des Gregorianischen Calenders, und die chronologischen Zeitpunkte der Geschichte haben doch weder mit der Experimental- noch mit der Rationalphysick etwas gemein. Alles dieses wird indessen hier umständlich auseinander gesetzt. Eben so fremde ist in der Theorie der Elemente, die Frage, ob das in den zum Meßopfer gewiedmeten Wein gegossene Wasser, sich vor der priesterlichen Einsegnung in Wein verwandele? Indessen hält sich der Verfasser von S. 433. bis S. 438. damit auf, um zu zeigen, daß natürlicher Weise aus Wasser kein Wein werden könne, wenn es gleich in Wein gegossen wird. Da nun solche Klostermäßige Fragen noch in Menge in dem Werke vorkommen, so wird dasselbe in den Klosterbibliotheken seinen eigentlichen Ort finden. Ausser den Klöstern ist es ohnehin auch ganz wohl zu entbehren.

A.

Beyträge zur Wassergeschichte von Böhmen. Erster Band. 1770. Leipzig und Prag, bey Höchenberger, 8. 14 Bogen.

Der ungenannte Herausgeber hat die Absicht mehrere kleinere Schriften, die sich leicht verliehren, in eine Sammlung zu bringen und liefert hier folgende.

1. Pörners Nachricht vom Gesundbrunnen zu Stecknitz.
2. Bauer vom Gesundbrunnen bey Lätschen.
3. Zauschner vom Tepler Gesundbrunnen.
4. O Reilly vom Dobritschaner Gesundbrunnen.
5. Geisshausen vom Bethinerbache.

6.

6. Serinzi vom Theodor oder Chuchelbaad.
7. Veith vom Podoler oder S. Wenceslaibaade.
8. Kirchmeier vom Kukusbaade.
9. Eschweiler vom egerschen Sauerbrunnen.
10. Tschiaska von Sternstein vom Nicolaibaad.

Dieser Anfang mag immer angehen. Der Titel der Schrift läßt inzwischen noch sehr viel erwarten. Im zweyten Bande soll eine genaue Wasserkarte von Böhmen folgen, und daraus soll sich das vorhabende Ganze übersehen lassen, welches allem Ansehen nach sehr weitläuftig seyn wird.

Fz.

J. W. Langsdorf kurze und gründliche Einleitung zur Kenntniß in Salzwerken, mit nöthigen mathematischen und physikalischen Gründen erläutert. 8½ Bogen 8. nebst 8 Kupferbl. Frankfurt am Mayn, bey Varrentrapp, 1771.

Der Inhalt dieses Werkes läßt sich aus der Ordnung der Abschnitte ganz gut übersehen. Es sind folgende. 1. Die Soole und ihre Beschaffenheit. 2. Anlegung und Fassung eines Salzbrunnens. 3. Die Gradierung und Gradiergebäude. 4. Die Anlegung der Reservoirs. 5. Die Anlegung der Siedhäuser, Feuerheerde, Siedpfannen und Trockenkammern. 6. Die Siedung, nebst Mustern von Probesiedungen. 7. Die Anlegung der Kunstmaschinen, Pumpwerke, Feldgestänge rc. 8. Der Debit und vorläufige Ueberschläge bey Anlegung eines Salzwerkes. Diese beyden letztern Stücke werden nur überhaupt berührt, da besonders das 7te sehr weitläuftig hätte werden müssen. Die erstern 6. Stücke sind etwas umständlicher, und geben von den Salzwerken einen hinlänglichen, wiewohl dennoch nur vorläufigen Begriff. Wer aber, wie es der Verfasser gethan, mehrer Salzwerke besehen will, dem kann sein Werk immer als eine sehr gute Anleitung dienen, sich um alles umzusehen. Verschiedenes was er sagt, ist auch selbst nicht auf allen Salzwerken bekannt. Der Vortrag ist überhaupt deutlich, und einige Kunstwörter werden erklärt, die Sachen selbst auch durch Figuren erläutert, die aber besser hätten gezeichnet und gestochen werden können. Die im 11. und 12. §. beschriebene Arten die Güte der Sorte zu bestimmen, giebt nur ihre besondere Schwehre aber nicht das Gewicht des Salzes selbst an, weil wirklich mehr Salz in der

Soole

Seele ist, als der Ueberschuß ihres Gewichtes in Ansehung des süssen Wassers anzeigt.

Sh.

---

8. Mathematick.

Tabulae motuum Solis et Lunae, novae et correctae; Auct. *Tobia Mayer*. Quibus accedit methodus longitudinum promota, eodem auctore. Editae jussu praefectorum rei longitudineriae. London, 1770. bey Joh. Nourse, Joh. Mount und Thom. Page. Der Text 136 Quartſ. die Tafeln 100 Seiten und noch 30 Seiten Text, 2 Kupferpl.

Theoria Lunae juxta Systema Newtonianum auct. *Tob. Mayer*; edita jussu praefector. rei longitud. London, 1767. bey eben den Buchh. 58 Quartseiten.

Die Arbeit eines Deutschen, die bey den Engelländern so viel Achtung gefunden hat, und von ihnen noch Mayers Erben sehr großmüthig ist vergolten worden, verdient allerdings einen Platz in einer deutschen Bibliothek.

Mayers Mondtafeln erschienen zuerst in den Commentariis Soc. Reg. Scient. Gottingenſ. Tom. II. für das Jahr 1752. Er fieng an ihren Nutzen zu Erfindung der Meereslänge in einer Abhandlung zu zeigen, die sich im III. T. für 1753. dieser Com. 375 S. findet. Dieser Abhandlung zweyter Theil, welcher die fernere Ausführung enthielt, legte er der Societät 1754. den 12 Oct. vor. Man findet davon eine Nachricht in der Götting. gelehrt. Anzeige 1754. 125 Stück, und sollte im IV. Theil der Commentarien 1754., nach der 342 S. folgen; sie ist aber daselbst mit Erlaubniß der Societät weggelassen worden, wie eine Erinnerung, die sich an ihrer Stelle findet, anzeigt.

Der Hr. Hofr. Michaelis rieth nemlich damals Mayern, sich durch seine Bemühungen um den Preiß der in Engelland auf die Erfindung der Meereslänge gesetzt ist, zu bewerben, gab ihm, durch seine Bekanntschaft mit Personen, die sich in Königl. Churſ.

Churf. Diensten in Engelland aufhielten, Anleitung, an wen er sich zu wenden hätte, und munterte Mayern, der zu Vortheilen hiervon wenig Hofnung hatte, auf. Nach dem Mayer seine Papiere 1756. und 1760. übersandt hatte, machte er noch Verbesserungen an seinen Tafeln, vollendete aber nicht alles was er dieserwegen vor hatte. Ein geschriebenes Exemplar seiner Tafeln, in dem Zustande, in welchem es sich bey seinem Tode befand, der im Februar des Jahres 1762. erfolgte, ward von der Witwe nach Engelland geschickt, und erhielt 1765. eine Belohnung von 3000 Pf. Sterling, an der ohne Zweifel der Umstand, daß Mayer ein göttingischer Lehrer gewesen, einigen Antheil hat.

Diese Tafeln erscheinen hier. Hr. Nevil Maskelyne, Kön. Astronome zu Greenwich, giebt in der Vorrede Nachricht, wie er sich bey derselben Ausgabe verhalten hat. Er hat die Vorschriften zum Gebrauche der Mondstafeln, welche in dem übersandten Exemplare fehlten, beygefügt, Tafeln der stündlichen Bewegung des Mondes berechnet, die Tafel der Unterschiede der Mittage, die Mayer vom Pariser Meridian gerechnet hatte, auf den Greenwicher gebracht, wobey er mit Mayern, Greenwich 9. M. 16. S. westlicher als Paris gesetzt; eben so die Epochen der mittlern Bewegungen, vom Pariser Meridian auf den Greenwicher gebracht, welches den britannischen Astronomen bequemer ist, und andern nicht unangenehm seyn kann, da zu Greenwich mehr Mondsbeobachtungen sind angestellt worden, als irgendwo sonst. Nöthige Ueberschriften, und Anmerkungen hat er auch hie und da beygefügt. Mayer hatte die Sonnenparallaxe nach dem la Caille angenommen; Hr. M. setzte sie 8, 8. Sec. aus Beobachtungen der Venus in der Sonne, welche die Engelländer 1761. am Vorgeb. d. g. H. angestellt. Nachdem er seine Tafeln der stündlichen Mondsbewegung berechnet hatte, kamen auch dergleichen von Mayer in der letzten Abschrift seiner Tafeln an; die Hr. M. gewissenhaft hier auch hat abdrucken lassen.

Den Anfang von Mayers Arbeit macht die Methode, die Längen zu finden. Er nimmt an, daß man des Ortes, wo man sich befindet, Länge nur ohngefehr wisse, und etwa eine Sackuhr habe, die nur einige Stunden lang einen gleichförmigen bekannten Gang behalte. Mit diesem Hülfsmittel und dem, was sonst auf Schiffen üblich ist, als: Höhen messen lehrt er, vermittelst der gemessenen Weite des Mondes von einem bekannten Sterne, die Länge genauer finden. Das Verfahren, ist zu weitläuftig hieher zu setzen, wo es doch unbrauch-

brauchbar wäre. Nach Exempeln, die es erläutern, folgt ein Instrument, das die Weiten bis auf halbe Minuten geben soll. Es ist von dem gewöhnlichen Octanten hauptsächlich darinn unterschieden, daß es ein bewegliches Fernrohr hat, und aus einer ganzen Scheibe besteht. Nach einigen Erläuterungen hierüber folgen die Vorschriften zum Gebrauche der Tafeln lateinisch und englisch, und denn die Tafeln selbst. Die Sonnentafeln sind nach der Aufschrift aus der Theorie der Schwere, und Beobachtungen, vornemlich Göttingischen, hergeleitet; die Ueberschriften von ihnen und den Mondstafeln hier abzuschreiben, würde wohl von keinem Nutzen seyn.

Ihnen folgen unterschiedene dazu gehörige Papiere. Mayers Berechnung der Mondparallaxe für die sphäroidische Erde aus den Com. Soc. Sc. Gott. Halleys Vorschlag den Mond zu Erfindung der Länge auf der See zu brauchen, aus den Philos. Trans. Bradleys Zeuguiß, daß Mayers Tafeln den Ort des Mondes bis auf eine Minute richtig geben. Es ist von 1756. also redet es von den ältern Tafeln. Erfahrungen, wie genau sich auf einem Schiffe Weiten des Mondes von andern himmlischen Gegenständen messen lassen, vom Cap. Campbell. Hrn. Maskelyns Nachricht, wie genau sich auf der See vermittelst dieses Verfahrens und der Mayerischen Tafeln die Länge bestimmen lasse, wobey er seinen Schiffersalmanach vorschlägt (dergleichen seitdem durch H. M. Bemühung jährlich erscheint, und für jede Nacht, unterschiedene berechnete Weiten des Mondes von kenntlichen Sternen darstellt.) Hr. Carsten Niebuhrs (jetzigen Kön. Dän. Ingenieurcapit.) Versuche mit dieser Methode die Längen zu finden, auf dem Schiffe, mit welchen er die Reise nach Arabien that, angestellt u. d. gl. m.

Mayers Mondstheorie, ist des ältern Drucks, den der Titel anzeigt, ohngeachtet, vermuthlich nicht eher ausgegeben worden. Sie fängt von den nicht unbekannten Differentialgleichungen an, auf denen diese Untersuchung beruhet. Was Mayern eigen ist, besteht in Kunstgriffen, diese Gleichungen zur Rechnung bequem einzurichten, die Reihen, welche zu ihrer Auflösung nöthig sind, besonders dieser Reihen oft sehr zusammengesetzte Coefficienten zu finden. Hiebey kömmt nichts weiter vor, als Geschicklichkeit weitläuftige Rechnungen wohl zu ordnen und Geduld sie zu vollführen. M. hat unterschiedene Glieder dieser Reihen mit berechnet, die ihrer Kleinigkeit wegen wegbleiben können, nur zu zeigen, wie scharf er die Näherung gesucht hat.

Quadrans astronomicus novus, descriptus et examinatus in Specula Uranica Ingolstadiensi a *P. Caesario Amman*, S. I. Math. et S. Lingu. P. P. O. Augspurg, bey Kletts Wittwe, 1770. 91 Quartſ. 3 Kupfert.

Dieſer bewegliche Quadrant, von 3. Pariſer Fuß, iſt von dem geſchickten augſpurgiſchen Künſtler Brander verfertigt, und unterſchiedenes daran anders, als ſonſt gewöhnlich, eingerichtet worden. Er hat zwey Fernröhre, ein unbewegliches horizontales, und ein bewegliches wie die engliſchen Quadranten, damit die Weiten vom Scheitel gemeſſen werden. Das Stativ beſteht in einer viereckigten eiſernen Säule, die ſich über vier feſten Füſſen erhebt; ſie endigt ſich oben in eine runde Säule, mit einem kugelförmigen Gipfel; der Quadrant hat, wenn ſeine Ebene vertical ſteht, eine horizontale Axe, und dieſe iſt an eine Art von Winkelhacken, den zwey meßingene Platten machen, befeſtigt, von dieſen Platten iſt eine vertical, des Quadranten Ebene gleichlaufend, die andere horizontal, unter der Axe; dieſe hat eine kugelförmige Höhlung, in welche jener Gipfel paßt, die verticale Platte, iſt vermittelſt einer Schraube an einem Ring befeſtigt, der die runde Säule umgiebt; ſo iſt der Quadrant aufgehenket. Der Rand iſt von 10. zu 10. Minuten abgetheilt, die kleinern Abtheilungen macht ein Nonius oder Vernier, und eine Schraube, wie an den engliſchen Quadranten. Der Vernier iſt auf Glas gezeichnet, wodurch Hr. Br. der Parallaxe auszuweichen geſucht hat, die die gewöhnliche Art dieſen Theil anzubringen verurſachen kann. Auſſerdem iſt im Fernrohr noch das Mikrometer, das ſich im unbeweglichen Fernrohre der franzöſiſchen Quadranten befindet. Beym Mittelpunkte des Quadrantens, bey der Befeſtigung und Dauerhaftigkeit des Stativs, beym Lothe u. ſ. w. ſind überall eigne Kunſtgriffe von H. B. angebracht worden, die ſich aber hier nicht beſchreiben laſſen. Der P. Amman hat dieſes Werkzeug auf unterſchiedene Art geprüft; ob die Theilungen alle gleich ſind, hat er mit dem Vernier und dem Zirkel unterſucht; auch horizontale Winkel, die ſich anders woher berechnen ließen, damit gemeſſen, und ſo Mikrometers Stellung der Fernröhre, u. a. Theile des Quadranten geprüft. Durch die Art, wie der Quadrant aufgehenkt iſt, läßt ſich bewerkſtelligen, daß ein Loth, welches an ihm herabhängt, immer auf einen Punkt weiſet, indem der Quadrant in unterſchiedene Verticalflächen gedehnt wird, aber wenn der Quadrant

brant in einer Fläch stehen bleibt, und nur das Fernrohr, um verschiedene Höhen zu messen, seiner Ebene parallel gedreht wird, so weicht das Loth von erwähnten Punkte destomehr ab, je näher das Fernrohr der verticalen Lage kömmt.

Nach der Zeit, welche die Prüfungen weggenommen, ist die Witterung nicht allzulange günstig gewesen, daher nur etliche 50. Mittagshöhen der Sonne und der Sterne hier mitgetheilt werden. Hr. P. A. hat gesucht, durch seine Beobachtungen etwas zur Kenntniß der Refractionen beyzutragen, nach des la Caille Art, die Weiten die ein Stern vom Scheitel zweyer Oerter hat, deren geographische Breite bekannt ist, mit dem Unterschiede der Breiten zu vergleichen. Beym Sirius hat la Caille das jährliche Wachsthum der Abweichung, einmal 2, 9. Sec. das anderemal 4, 25. Sec. angenommen. Der Unterschied dieser Voraussetzungen, muß bey des P. A. Beobachtungen sehr merklich werden, da sie 20. Jahr später fallen, als des la Caille Epoche. Nun weichen diese seine Beobachtungen des Sirius von den andern, über die maaßen und unglaublich ab, wenn man das erste kleinere Wachsthum annimmt; er ist daher geneigt das zweyte vorzuziehen. Den Schluß macht eine Tafel, in welcher, was aus seinen Beobachtungen auf die erwähnte Art für die Kenntniß der Refraction folgt, zu fernerer Untersuchung vorgestellt wird.

M.

---

9. Kriegswissenschaft.

Abhandlung von der Vertheydigung der Festungen, ein Original-Werk des Herrn Marschalls von Vauban. Auf höchsten Befehl aus dem Französischen übersetzt durch G. A. von Clair, Königlichen Preussischen Ingenieur-Capitaine. Berlin und Potsdam, bey Christian Friedrich Voß, 1770. 262 Seiten in 8. mit 9 Kupfertafeln.

Diese Abhandlung ist gleichsam die Fortsetzung des Vaubanschen Werkes, vom Angrif der Festungen. Die Schwürigkeit eine vollständige Abschrift davon zu erhalten, hat bisher die Ausgabe verhindert. Man hatte dem Mangel dadurch abzuhelfen gesucht, daß man in jenes Werk einige Capitel von

der Vertheydigung mit einfließen lassen; sie waren aber verstümmelt. Gegenwärtiges vollständige Werk gründet sich auf eine Handschrift, die der Herausgeber, von H. Belidor erhalten zu haben, versichert. Ein Theil der Tabellen war auch bereits von Quincy, Villeneuve und le Blond, bekannt gemacht worden; so wie auch einige Verfasser hier und dar einzelne Abschnitte der Vaubanschen Urkunde, von der sie etwa einzelne Blätter in Händen hatten, in ihre Arbeiten haben einfließen lassen. Alle diese unvollkommene Aufsätze, sagt der Herausgeber, finden sich hier an ihrem eigentlichen Orte, und jederzeit mit einigem Unterschiede und deutlichen Merkmalen, welche die Hand des Meisters verrathen u. s. f. Wir unterstehen uns nicht, zu entscheiden, ob gegenwärtiges Werk dasjenige Ganze ist, aus dem jene Fragmente entstanden waren, oder ob, umgekehrt, aus jenen gesammleten und verbundenen Fragmenten, dieses Ganze erwachsen ist.

Der erste Theil beschreibt die Festung auf eine allgemeine Art, und zeigt den Gebrauch, die Eigenschaften, Vortheile und Fehler der verschiedenen Theile, woraus sie zusammen gesetzt ist. Der zweyte zeigt den nöthigen Kriegs- und Mund-Vorrath an: die Art, wie man die Dauer der Belagerungen und die Größe der Garnisonen bestimmet. Der dritte enthält den Detail ihrer Vertheydigung, vom Anfang der Belagerung, bis zur Uebergabe. Ausserdem sind noch etliche besondere Abhandlungen, die den H. von Vauban zum Verfasser haben, angehänget, nemlich 1) über die Palissaden 2) über die Vertheydigung des bedeckten Weges 3) Fragment eines Aufsatzes über die Vertheydigung von Lille 4) Betrachtungen über die Eroberung von Menin 5) ein Circularschreiben des Königs Ludw. XIV. an die Gouverneurs.

Von der Uebersetzung wird man aus einigen Proben urtheilen. S. 3. Die Einschliessung (der Festung) ist ein mit einer Mauer verkleideter Wall, welchen eine Kanonenfeste Brustwehre übersteiget, die (auf was geht die?) wohl flanquirt ist.

S. 5. Alle die verschiedene Situationen müssen nach ihrer Nothwendigkeit, wegen ihrer Gestalt und wegen des Angriffes, der auf ihre Situation geschehen kann (wie geschicht der Angrif auf die Situation einer Situation?) befestiget werden.

S. 6. Was die Stärke der Mauern betrift, so ist sie allezeit nach ihrer Höhe proportionirt; diese können 8 Fuß von der

der Abweichung haben, ohne die Contreforts zu verstehen (wir verstehen weder sie, noch das übrige.)

Was ist S. 8. ein Parapet, worein man Crenaux von 6 zu 6 Fuß, und von Distanz zu Distanz Gesichter anbringet, um in den Graben sehen zu können?

S. 16. Man ist so sehr geplaget, daß man fast ...... ohne die Gefahr, alle Augenblicke getödtet zu werden, nicht bleiben kann (wir würden gar gerne ohne diese Gefahr bleiben.)

S. 17. Souterrains die aus dem ganzen Centro gewölbet sind.

S. 18. Gewölbe, die zwischen dem geraden Fuß 20 Fuß Breite haben, und deren rechter Fuß äusserlich mit trockenen Mauren umgeben ist ... die Steine zugehauen und aus der Hand gelegt.

S. 23. Halbe Monde, die den Grund des Grabens nicht einsehen können.

S. 24. Hornwerke, deren Situation ihre Entdeckung weiter trägt.

S. 103. wozu das Pflaster der nächsten Strassen dienen kann, und welche mit des Feindes Steinen können gedeckt werden (was soll man hier decken? und womit? Die Strassen der Stadt mit den Steinen der Feinde? Nichts weniger; sondern die Köpfe gegen diese Steine.)

S. 174. Cavallerie die der Feind auf den bedeckten Weg gestellet hat, werden wohl Cavalliere seyn, die der Feind da errichtet hat.

S. 187. Der Feind setzt sich auf den Effekt der Mine (er setzt sich da feste, wo die Mine eine Hölung gemacht hat.)

S. 197. Ist der Graben voll Wasser; so muß man trachten, auf den Anfang des Ueberganges zu stürzen (vermuthl. plonger, schräge vom Wall herunter auf das Vordertheil der Sappe, Galerie, oder des Faschinen Dammes feuren.)

S. 199. Was heißt: Pallisaden auf Pallisaden von Distanz zu Distanz pflanzen?

S. 220. Den Fuß der Mauer ... durch Kanonen schlagen.

S. 224. Diese Aktion gebraucht mehr Anführung als Macht.

S. 243. Einzelne Vertheydigungen, welche die ganze zusammen setzen (d. i. ausmachen). Dieses ist bey Keysersswerth nicht vorgefallen; eine Festung, deren Widerstand sehr geschätzt würde, ob sie gleich schadhaft war, weil sie sich (vermuthlich: ob es gleich ein Fehler war, daß sie sich) nach

 dem

dem Verlust des bedeckten Weges gleich ergeben, ohne die Attaque des halben Mondes abzuwarten.

S. 244. Aber was, wird man mir sagen, wollet ihr den bedeckten Weg vertheydigen? Dieses ist schwehr zu beantworten. (Wir dächten die Antwort wäre leicht. Aber freylich, wenn der Uebersetzer das comment, das wir im Grundtext vermuthen, wie billig, durch wie übersetzt hätte, denn wären sie schwerer gewesen. Der Verfasser antwortet auch mit Unterschied. Die Vertheydigung muß heimlich nach der Lage der Werke, nach der Disposition der Attaque, nach dem Betragen der Feinde, bald so bald anderst eingerichtet werden. Bald muß man Stand halten, bald dem mit Macht anrückenden Feinde ausweichen, um zu gelegener Zeit wieder zu kommen und ihn zu vertreiben.)

H.

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Q. Horatii Flacci Carmina, collatione scriptorum Graecorum illustrata, ab *Henr. Wagnero*. Praefatus est *Christ. Adolph. Klotzius*. Halae Magd. impens. Orphanotroph. 1770. 8. 136 Seiten, ohne Zuschrift und Vorrede.

Hrn. Klotzens Vorrede muß als die Einleitung zu dieser Sammlung angesehen werden, welche der Verfasser noch vor dem Sammlen gelesen haben sollte. Sie ist hier bey diesem Buche als ein wesentliches Stück zu betrachten, welches sonst Vorreden, zumal, wenn sie nicht vom Verfasser selbst herrühren, nicht zu seyn pflegen. Hr. Klotz zeiget, daß es Theils zur Bildung eines festen Geschmackes und eines richtigen Urtheils, Theils auch zum Erwerb eines grossen Reichthums für die Rede, nützlich sey, Schriftsteller über einerley Materien mit einander zu vergleichen. Besonders ist diese Vergleichung nicht allein gut, sondern auch nothwendig, wenn von lateinischen Dichtern die Rede ist, die Bilder und Sprache aus der griechischen Sprache in die ihrige übergetragen haben. Alles dieses ist wohl noch als allgemein bekannt anzusehen, worwider niemand leicht verstoßen wird. Eben so allgemein bekannt ist die nähere Einschränkung, auf welche S. IX. Hr. Klotz kommt. Nicht aus jeder Aehnlich-

keit,

keit, die sich bey zwey Dichtern findet, nicht aus Stellen, in welchen verschiedene Dichter einerley Sache mit fast einerley Worten ausdrücken, läßt sich alsobald schließen, daß einer den andern nachgeahmet habe. Um dieses noch einleuchtender vorzustellen, zeigt er, wie leicht Dinge, die zumal in die Sinne fallen, die wir besonders sehen, bey verschiedenen Dichtern einerley Beschreibungen oder Gemählde hervorbringen können. Er geht aber auch weiter, und findet, daß selbst in Betrachtungen des Verstandes, in Meynungen, Maximen, Sentiments, bey mancherley Völkern und Schriftstellern die größte Aehnlichkeit herrsche, welche nicht Nachahmung, sondern ein sensus communis, den die Natur in uns geleget habe, hervorzubringen pflege. Dies erläutert er durch recht gut gewählte Beyspiele. Und nunmehr tadelt er die eitle und unbesonnene Bemühung so vieler Gelehrten, die z. B. den Homer aus dem Hebräischen und dem Oriente, die Sprache des neuen Testaments aus den besten Mustern der Griechen, erläutern, oder schöne moralische Sätze der Profan-Auctoren aus einerley Quellen mit den Lehrsätzen Christi und unserer Kirche herleiten; die im Plato das Geheimniß der Dreyeinigkeit finden, u. s. w. Endlich kommt er auch auf die Tropen und Figuren der Rede. Auch hierin sind Menschen und Schriftsteller sich ähnlich, ohne einander nachzuahmen. Communes sunt humano generi affectus, sagt er, cum vehementiores, tum mitiores, quos si se eodem habitu exserere videmus, quid miramur? Besonders muß man sichs nicht wundern lassen, wenn Vergleichungen, die von ganz gemeinen und alltäglichen Dingen hergenommen sind, sich allgemein ähnlich sehen. — Dies ist der Inhalt der Klotzischen Vorrede. Wir hätten gewünscht, daß Hr. Kl. nach dieser allgemeinen Abhandlung, noch besondere Regeln für die Vergleichung einzelner lateinischer Dichter mit Griechischen gegeben hätte, weil diese eigentlich den Inhalt dieser Sammlung ausmachet. Doch vielleicht machte ihm diese allzuviel Mühe, daher hat er diese Anwendung jedem Leser überlassen, und ist zufrieden, die Leser dieses Buchs wenigstens vorsichtig gemacht zu haben. Admonere, sagt er am Ende seiner Vorrede, volumus eos, qui ad *hunc librum legendum*, comparandosque inter se veteres scriptores accedant, cautius versandum illis esse in hoc negotio, quam plerosque facere constet.

Um nunmehro auf die Sammlung selbst zu kommen, so müssen wir überhaupt sagen, daß der Verf. jene von seinem

Vorredner empfohlene Vorsicht nicht gebraucht habe, und meist ohne Regeln und ohne Plan gesammlet zu haben scheine. Man weis nicht, was er eigentlich vergleichen will, — ob das Mechanische der Sprache, das aus dem Griechischen in das Lateinische von allen Lateinern, oder nur von den Dichtern, oder vom Horatz ganz unterscheidend allein übergetragen worden ist; oder Bilder und schöne, gefallende Gedanken, davon sich vielleicht unzählbare Parallelstellen in griechischen Dichtern aufsuchen lassen, von deren keiner sich mit Gewißheit behaupten läßt, daß sie Horatz im Sinne gehabt habe; oder endlich einzelne passende oder mahlende Ausdrücke, zu denen sich ähnliche bey mehr als einem Griechischen Dichter finden, die aber Horatz gebraucht, nicht weil er sich ihrer aus seiner griechischen Lektüre erinnert, sondern weil solche sein Gegenstand und der ganze Zusammenhang zu erfordern schien? Hr. Wagner hat bey weiten nicht alle hier gesammlete Parallele, selbst aufgefunden. Er hat die Noten fleißiger Commentatoren geduldig durchgesehen, und besonders aus Lambini, Mureti und einiger andern gelehrten Collectanien zum Horatz, einen grossen Haufen Perlen für sein Büchelchen zusammengescharret. Zu diesem hat er aus allerley Dichtern, doch wohl aber am meisten aus dem Homer zugesammlet. Hoffentlich sind wir dadurch, daß Hr. Wagner die Vergleichungen eines Lambinus u. s. w. gebilliget hat, völlig berechtiget, alles auf seine Rechnung allein zu schreiben, und ohne Rücksicht auf die Namen, die dabey stehen, Beyspiele für unsere Leser herauszunehmen. Wir wollen nur solche wählen, wider die wir Erinnerungen zu machen finden, und alsdann einige allgemeine Regeln davon ableiten, die billig bey jeder Vergleichung eines einzelnen Schriftstellers, er sey Dichter oder Prosaiste, zum Grunde geleget werden müßten. Lib. I. Od. 1. v. 3. *Sunt quos*) Ita Graeci *εἰσὶν οὕς, εἰσὶν οἷς.* Diese Vergleichung betrift eine grammatische Zusammenfügung, welche gar keiner Vergleichung fähig war. Sie mag der griechischen Wortfügung ähnlich seyn, oder nicht, so ist sie einmal Gemein-Lateinisch, und wird von allen Römischen Schriftstellern gebraucht, ohne daß sie für einen nachgeahmten Gräcismus gehalten werden kann, wenn man nicht auch *et* mit *καὶ* vergleichen will. L. I. Od. 2. *Pater*) Iupiter Hom. Ιλ. γ. 276. *Ζεῦ, πάτερ:* ingleichen Od. 12. v. 14. *rex hominum ac Deorum*) *unde* (soll wohl heißen *ut*) Iupiter vocatur ab Hom. Ιλ. δ. 68. &c. *πατὴρ ἀνδρῶν* &c. Dies gehöret zur Re=

Religionssprache, die das ganze Volk braucht: da kann Horaz unmöglich erst an den Homer gedacht haben. — Dahin ist auch zu rechnen, wenn er in eben der Ode (verſ. 43.) bey *Filius Maiae* den Homer (Hymn. in Merc. 1.) anführet, der den Mercur auch Διος και Μαιαδος υιον nenne. Alle Dichter machen, statt des eigentlichen Namens, Benennungen vom Vater und von der Mutter: und wen konnte Horaz anders als Mutter nennen? ib. v. 43. *Patiens vocari Caesaris ultor*) hier wird erinnert, daß dies eine griechische Construction sey, und daß es heissen müsse: patiens te vocari Caesaris ultorem. Dies ist freylich wahr: aber wer wird so allgemeine Dinge, bey dem Horaz besonders anmerken. Noch seltsamer ist es, daß aus einer beygesetzten Stelle des Demosthenes erwiesen wird, daß die Griechen würklich so reden. Ist denn dies nicht schon bey Anfängern der griechischen Sprache als bekannt vorauszusetzen? L. 1. Od. 10. v. 5. 6. *Iovis nuncium — Deorum nuncium*) Orph. Hymn. in Merc. διος αγγελε. Hom. Hymn. in Merc. 43. αγγελον αθανατων. Wieder eine sehr ungeschickte Vergleichung! Das Religionssystem brachte diese Benennung mit sich. L. 1. Od. 11. v. 1. *Nefas*) αδυνατον exponunt Muretus et Lambinus. In aller Welt! heißt dies mit dem griechischen verglichen? Wir beurtheilen jetzo die Erklärung des Wortes nefas nicht: aber das begreifen wir nicht, wie Hr. Wagn. die beygesetzte Lambinische Erläuterung αδυνατον für eine Vergleichung habe halten können. L. 1. Od. 12. v. 43. *Saeva paupertas*) Alcaeus p. 19. αργαλεον πενια κακον. Hes. E. 636. κακην vocat, 715. ουλομενην. Mögen sie doch noch andere Epitheta hinzugesetzet haben! Es darf einer weder griechische noch lateinische Dichter gelesen haben, so wird das Bild der Armuth dergleichen beschreibende Beywörter eingeben. Hier aber wird der Zusammenhang im Horaz selbst jedem zeigen, mit wie wenigem Geschmacke jene Beyspiele aus griechischen Dichtern gewählet worden sind, die sich ohne viele Mühe bis zum Unzähligen vermehren ließen. Wie paßt sich übrigens *saeva* zu jenen griechischen Wörtern? Hier ist auch nicht die allermindeste Aehnlichkeit. L. 1. Od. 15. v. 21. Laertiaden, *exitium tuae gentis*) Ist eine Benennung, welche die Geschichte zum Grunde hat, bey welcher man aber gar nicht die Anmerkung machen müßte: Expressit forte Homeri πτολιπορθος Οδυσσευς Il. κ. 363. et alibi. —

Exitium tuae gentis ist viel zu allgemein gegen den homerischen Beynamen πτολιπορθος, als daß man glauben kann, Horatz habe dieses Wort in seiner Sprache ausdrucken oder nachbilden wollen. — L. 1. Od. 9. v. 15. *dulces amores*, wird verglichen mit ἁδυν ἐρωτα. — Od. 10. v. 4. *magni Iovis*) Hier wird angemerket: Graeci Iovem μεγαν appellant. Wir Christen, die wir so fleißig die Dichter der Griechen und Römer lesen und nachahmen, werden bald auch beschuldiget werden, daß wir unsern Jehova, als Nachahmer der Römer, groß nennen. — Od. 12. v. 10. *celeres ventos*) hier vergleicht er Hom. Il. ξ. 7. (muß heißen 16.) ἀνεμων αἰψηρα κελευθα. Diese Vergleichung ist unnütz und falsch. Wenn man vorher ließt vom Orpheus: *morantem* — — so muß wohl ein jeder vermuthen, daß Horatz, ohne Muster vor sich zu haben, die Nebenidee der Geschwindigkeit mit ausgedrücket habe, zumal diese sich auch ohne jenen Gegensatz mit dem Begriff des Windes zusammenparet.

Doch wir müßten das halbe Buch abschreiben, wenn wir alle verwerfliche Vergleichungen anführen wollten. Wir brechen daher hier ab, und setzen nur noch einige Regeln oder Anmerkungen hier zum Beschlusse her, die uns bey Durchblätterung der Wagnerschen Sammlung eingefallen sind, und unserm Bedünken nach bey jeder Vergleichung verschiedener Dichter zum Grunde gelegt werden müßten: 1) die lateinische Dichter haben Idiotismen der griechischen Sprache, die sonst im Lateinischen nicht gewöhnlich sind, und in Prosa gar nicht gebraucht werden können, in die lateinische Poesie aufgenommen, und diese ausländische Construktionen und Wörter, zu der unterscheidenden Dichtersprache ihrer Nation gemachet. Dies ist etwas allgemeines aller lateinischen Dichter, das nur alsdann angemerket werden muß, wenn überhaupt die lateinische Sprache mit der Griechischen verglichen werden soll. Hingegen so bald vom Horatz insbesondere geredet wird, dann darf jenes allgemeine nicht ausgezeichnet werden. 2) Wo in beyderley Sprachen und bey beyderley Dichtern, einerley Religions- und Fabel-System zum Grunde lieget, da müssen dem lateinischen Dichter viele Vorstellungen, viele Ausdrücke in die Feder fließen, die sich bey mehr als einem griechischen Dichter finden, und darum doch nicht als Nachahmungen angesehen werden dürfen. Man begehet also einen Fehler, wenn man beym Horatz den Beynamen des Mercurs Jovis nuncius, oder Filius Maiae u. s. w. aus dem Homer herleiten will.

3)

3) Eben so wenig darf eine Vergleichung angestellet werden, wenn die Sache selbst, die allgemein angenommene Vorstellung derselben oder der Zusammenhang ein Beywort gleichsam von selbst oder nothwendig an die Hand giebt. Z. E., atra mors, sagen alle lateinische Dichter, und man muß nicht die Stellen aus griechischen Dichtern häufen, wo der Tod κηρες μελανος θανατοιο genennet wird. Dahin gehört auch celeres venti, u. s. w. 4) Beynamen, die vom Geschlechte, vom Vaterlande oder von einer unterscheidenden Handlung hergenommen sind, müssen als in der Sache oder Person selbst liegend angesehen werden, und es ist ungereimt, Stellen aus griechischen Dichtern anzuführen, wo z. B. Nestor, Pylius oder Ulysses von seinem Vater Laertiades genennet wird, wie unser Verf. oft thut. 5) Bey Vergleichung solcher Ausdrücke, solcher Bilder, überhaupt solcher Stellen, die verglichen werden können, und nicht blos das Grammatikalische oder Mechanische der Sprache sondern poetische Schönheiten betreffen, muß zugleich der Unterschied der Dichtungsarten beobachtet werden. Ueber diese Regel hat besonders der Verfasser der kritischen Wälder, bey Gelegenheit einer Klotzischen Schrift, die er beurtheilet hat, (Wäldchen II. S. 243-245.) schön commentiret. „Das schönste Bild,„ sagt er, „muß mit den „Worten, an der Stelle, das schönste seyn, da der Verfasser „es saget, da es stehet: eine Blume, die in ihrem Erdreiche „die natürlichste, die schönste ist. Man wurzele sie aus, man „verpflanze sie unter zehn andere Gattungen ihres Geschlechts, „aber nicht ihrer Art, ihres Himmelsstrichs, ihres Bodens, „und man hat ihren Platz, ihre Natur, ihre beste Schönheit „genommen. Jede Gattung der Poesie, jeder eigenthümliche Zweck, giebt auch dem Bilde Geist und Leben, nicht „blos Colorit und Gewand: man reiße es aus seinem Orte, „aus seiner Verbindung, aus seiner Localwirkung, und es „ist ein Schatten.„ Hr. Wagner hat an eine solche Regel gar nicht gedacht. Da wo er schöne Stellen des Horatz neben schöne Stellen anderer Dichter stellet, ist er weiter nichts, als ein williger Sammler zu einem Florilegio.

Alle obige Regeln hätte der Verf., unserer Meynung nach, befolgen müssen, wenn seine Sammlung einigen Nutzen zur Erläuterung des Horatz hätte schaffen sollen. Aber ausserdem würden wir demohngeachtet noch eins erwartet haben, das wir bey ihm vermissen. Er hätte mit einem mehr philosophischen Geiste die verschiedenen Arten oder Aeste der Horatzischen

Nach-

Nachahmung aus dem Griechischen, aufsuchen, und den Methoden, wie er nachgeahmet hat, nachspüren sollen. Horatz gehöret unter die lateinischen Dichter, die sich vorzüglich einen griechischen Charakter eigen gemacht haben. Er liebt die Anspielungen auf griechische Sachen: dies würde eine Classe von Nachahmung seyn. Eine zweyte machen griechische Constructionen, die ihm eigen sind: eine dritte würden die Stellen ausmachen, wo er Redensarten, die den Griechen ganz eigenthümlich zugehören, ganz wörtlich in seine Sprache überträgt. Und so könnten mehrere gemacht werden. Wir enthalten uns der Beyspiele, und verweisen die Leser, welche einige hieher gehörende verlangen, auf Jer. Marklandi Epistolam criticam ad Franc. Hare, besonders p. 104. und f. — Hr. W. hätte viel mehrere und bessere Stellen mit bessern Stellen aus griechischen Dichtern vergleichen können. Und wer Lust hat, nach des Verf. Art zu sammlen, kann schon aus Baxter's Noten die Wagnersche Sammlung vermehren. Uns ist es seltsam vorgekommen, daß Hr. W. oft Rubricken für viele Oden u. s. w. machet, und doch daraus keine Stellen vergleichet. Worzu sollen diese nichts bedeutende Rubricken?

Hm.

---

11. Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

Topographie von Niederösterreich, in welcher alle Städte, Märkte, Dörfer, Klöster, Schlösser, Herrschaften, Landgüter, Edelsitze, Freyhöfe, namhafte Oerter u. d. g. angezeiget werden, welche in diesem Erzherzogthume wirklich angetroffen werden, oder sich ehemals darinnen befunden haben; von weiland Friedrich Wilhelm Weiskern. Anno 1767. Wien, gedruckt bey Joseph Kurzböcken, 1769. und 1770. Drey Theile. gr. 8.

Der Verfasser, dessen Bildniß voransteht, war Hof-Schauspieler; ein Mann von Geschmack, der in seinen Nebenstunden dieses brauchbare und nicht unbeträchtliche Werk ausgearbeitet hat, welches nach seinem Tode von der Wittwe ans Licht

Licht gestellet worden. Die Quellen, woraus er geschöpft, sind von ihm immer gehörigen Orts angezeiget. Die beyden ersten Theile, welche zusammen 2 Alph. 2 Bogen ausmachen, sind ein geographisches Wörterbuch, in alphabetischer Ordnung. Bey jedwedem Orte wird durch drey Buchstaben angezeiget, in welches Viertel dieser Provinz er gehöre; und diejenigen Oerter, welche ehemals protestantisch gewesen, sind mit einem Kreutz bemerket. Dies ist eine lobenswürdige Genauigkeit des Verfassers. Eine Einleitung fehlet, die den Leser in Stand gesetzet hätte, sich einen allgemeinen Begrif von dem Lande zu machen. Unter Niederösterreich wird hier das Land unter der Ens verstanden, welches aus vier Vierteln besteht: als unter dem Wiener Walde, ob dem Wiener Walde, unter und ob dem Manhartsberge. Bey jedem Orte wird die Lage, und was sonst historisch merkwürdig, angezeiget; ökonomische und physikalische Bemerkungen sind uns nicht aufgestoßen. Die Stadt Wien ist der Standort, von welchen die Beschreibungen ausgehen. Z. E. „Dietwris O. M. B. „über der Launitz, gegen Eisgarn, ein Dorf der Herrschaft „Heidenreichstein. Döbling. U. W. W. Oberdöbling, ein „Kirchdorf, Herrendorf und Gut des Nonnenklosters zu Tulln, „nordwärts von Wien, unweit der Nußdörfer-Linie, in der „Währingerpfarre. Es ist ein angenehmer Lustort, welcher „mit verschiedenen schönen Häusern, einer prächtigen Kapelle „in dem ehemaligen Orenkischen Hause, dem fürstlich Poniatowskyschen, vormals gräflich Daunischen Sommerpallaste „pranget, und seit ein paar Jahren eine ganz veränderte Ge„stalt, durch viele kleine Wohnungen erhalten hat.„ Die Flüsse und nahmhaften Bäche findet man unter ihren Namen beschrieben. Die Nonnenklöster, deren 16. sind, stehen zusammen unter diesem Titel; die Mönchsklöster, deren Anzahl viel größer ist, muß man unter dem Namen ihres Ordens suchen. Unter dem Titel Akademien werden ausser der Wiener Universität alle Gymnasien, Collegia und Stiftungen begriffen, wo Künste und Wissenschaften gelehret werden.

In dem dritten Theile befindet sich, ausser der eigentlichen Beschreibung von Wien, die 222 S. beträgt, ein fast noch eben so starker Anhang, worinn alle Häuser und Gebäude der Stadt und ihrer Vorstädte nach den Quartieren verzeichnet stehen. Den Beschluß macht die Stadt Wien im Grundriß, auf einen Bogen. Die eigentliche Beschreibung zerfällt in zwo Hauptabtheilungen, von der Stadt nemlich und den Vorstädten. Die erstere füllet in sieben Abschnitten 180 S. aus. Die

Stadt

Stadt Wien enthält 17 Mannsklöster und geistliche Ordenshäuser, 7 Nonnenklöster und 47 Kirchen und Kapellen; die Vorstädte aber 17 Mannsklöster, Stifter und Ordenshäuser und 2 Nonnenklöster. Binnen hundert Jahren sind achtzehn neue Stifter und Ordenshäuser entstanden, zu denen nicht wenig Burgerhäuser verbauet worden. Die Stadt hält auf dem Walle im Umkreise nur 2944.; der Umfang der Linien um die Vorstädte aber 16560. geometrische Schritte oder über vier deutsche Meilen. Der leere Raum zwischen der Stadt und den Vorstädten beträgt 67000. Quadratklaftern. In der Stadt werden 1369. Gebäude, in den Vorstädten 3284. Häuser gezählet; die Anzahl dieser letztern aber vermehret sich noch beständig. In der Stadt sind 117.; in den Vorstädten 18 Straßen. Im Jahr 1763. wurden in der Stadt, im Burgfrieden und auf den Freygründen 20594 Profeßionisten und 6956 Bürger ohne Profeßion, zusammen 27550 Köpfe gezählet. Eine ums Jahr 1450. von dem Hofkanzler Kaisers Friedrichs IV., dem berühmten Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher im Jahr 1458. unter dem Namen Pius II. den päbstlichen Stuhl bestieg, aufgesetzte Beschreibung der Stadt Wien, im zweyten Abschnitt, schildert die Sitten ihrer Einwohner nichts weniger als vortheilhaft. Einige Züge wollen wir hier nachzeichnen. „Wien hat eine öffentliche Schule aller freyen Künste. „Unlängst hat ihr der Pabst auch die Kanzel der Gottesgelahrheit zugestanden.— Einer der größten Fehler dieser hohen Schule ist, daß man allzuviel Mühe auf die Dialektick „verwendet, und einer Wissenschaft von geringern Nutzen, so „lange Zeit widmet.— Die Studenten legen sich insgemein „aufs Wohlleben und sind dem Fraß und der Völlerey sehr ergeben.— Die Anzahl der Einwohner wird auf 50000 Erwachsene gerechnet.— In dieser großen und ansehnlichen „Stadt sind große Uebel und innerliche Krankheiten. Man „zanket sich Tag und Nacht, und die Raufhändel sind Schlachten sehr ähnlich. Bald streiten die Künstler wider die Studenten; bald die öffentlichen Stadtbedienten wider die Künstler; bald ergreiffen die Handwerker das Gewehr wider jene. „Selten begehet man eine Feyerlichkeit ohne Mordthat, und „die Todtschläge sind überhaupt sehr gemein.— Der gemeine Mann ist dem Schmausen sehr ergeben; er verschwendet am Feyertage alles, was er die ganze Woche hindurch mit „Arbeiten verdienet hat. Die Anzahl übel berüchtigter Schönen ist sehr groß. Selten ist eine mit einem Manne zufrieden. Der Adel, wenn er die Bürger besucht, unterhält

„sich

„sich insgeheim mit ihren Weibern: da muß der Mann, nach„dem er dem edlen Gaste einen Trunk geholet und aufgesetzet „hat, seinen Platz dem Edelmann überlassen und davon ge„hen. — Es wohnen allhier viererley Bettelorden; sie sind „aber insgesammt von dem Bettelstande weit entfernet. — „Die Wiener leben ohne alles geschriebene Gesetz. — Die „Bannstrahlen der Kirche schrecken nur so weit als sie zur Un„ehre oder zum zeitlichen Schaden gereichen.„ Diese Beschreibung ist von Weiskern mit Anmerkungen begleitet, welche den Vorzug der jetzigen Sitten und Policey vor den ehemaligen zeigen. Die gegenwärtige Anzahl der Einwohner schätzet er, nach den Todtenlisten, auf 200000; ums Jahr 1728. soll sie noch 22000. Personen mehr betragen haben. Diese ehemals stärkere Bevölkerung wird auch durch eine angestellte Vergleichung des Consumo erwiesen, welches sich in den folgenden Jahren vermindert hat. Nur das Consumo der Spanferkel und des Biers ist ansehnlich angewachsen. Das Consumo der letztern Jahre von Rindern, Kälbern, Schaafen, Schweinen, Spanferkeln, Wein und Bier, schlägt er im Gelde zu mehr denn 5. Millionen Gulden an. Caffe und Zucker betragen ganz geringe gerechnet, jährlich über eine Million und 300000. Gulden. An die 40000. Mut Mehl und Getraide werden jährlich eingeführet. Das ganze Consumo berechnet er zu 20. Millionen Gulden. Von dem Hofstaat, der sogenannten geistlichen und weltlichen Schatzkammer, von der K. K. Bibliothek, von den Naturalien- und Münzkabineteren, dem mechanisch-physikalischen Kunstkabinet, Bildergallerie und andern Merkwürdigkeiten handelt ein eigener Abschnitt. Von der Bevestigung der Stadt wird im fünften geredet, und im sechsten Abschnitt Wien nach seinen Vierteln beschrieben. Die Universität hat nach dem Vorschlage des berühmten Leibarztes und Freyherrn von Switen, in den letztern Jahren eine sehr verbesserte Gestalt erhalten. Im letzten Abschnitt von Wiens Ursprung und Alterthum wird richtig erwiesen, daß Vindobona vor Alters auf derselbigen Stelle gelegen, und die Schicksale dieser Stadt werden bis 1683. aus guten Quellen erzählet. Die Beschreibung der Vorstädte ist gleichfalls ausführlich und genau.

Br.

Merkwürdige Lebensgeschichte aller Cardinäle der Röm. Kathol. Kirche, die in diesem jetztlaufenden Seculo

culo das zeitliche verlassen haben. Aus den richtigsten und seltensten Nachrichten in gewissen Theilen ans Licht gestellt, von M. M. R. Erster Theil, welcher ausser dem vorgesetzten Leben Clementis XI. 86 Cardinäle in sich begreift. Regenspurg, verl. J. L. Montag, 1768. 1 Alph. 3 Bogen in gr. 8.

— — — — Zweyter Theil, welcher das Leben von 88 Cardinälen enthält, 1769. 1 Alph. 9 Bog.

„Man wird schwerlich, sagt Hr. M. Ranfe in seiner Vor„rede, bessere Gelegenheit haben, den Römischen Hof „und dessen Staatsregeln, Intriguen, Absichten und Unter„nehmungen, sammt den Fehlern und Schwachheiten der „Päbste, wie auch die seltsamen und theils verwirrten Händel, „die sowohl bey den Pabstwahlen, als an den Höfen großer „Herren vorgehen, kennen zu lernen, als in diesem Werke.„— Viel gesagt, in Wahrheit! Und doch eben nicht zu viel, wenn sich das Werke dem Grade der Vollkommenheit nähert, den wir uns dabey vorstellen.

Wir wollen sehen. Es hat in diesem Jahrhunderte viele Cardinäle gegeben, deren Leben sehr wichtig und merkwürdig, insonderheit mit der päbstlichen Geschichte genau verbunden ist, und auch über eine Menge von Begebenheiten, in der Römischen Kirche, selbst in manchen Staaten, ein großes, unentbehrliches Licht verbreitet. Sie zu beschreiben, ist also der Mühe völlig werth. Aber die Lebensgeschichte aller Cardinäle dieses Jahrhunderts! — nun die hätten wir dem Verf. unsers Theils geschenkt. Das ist nicht viel anders, als wenn man das Leben aller Erzbischöffe und Bischöffe, oder aller Staatsminister und geheimen Räthe in einem Lande drucken ließe. Von einer großen Anzahl Cardinäle kann man den gemeinschaftlichen Lebenslauf aussetzen: Er ward gebohren, studierte, trat in den geistlichen Stand, ward ein Monsignor, gieng durch die Stuffen der hohen Prälatur, erhielt den Cardinalshut, ward ein Mitglied von verschiedenen Congregationen, wohnte einem oder mehrern Conclaven bey, und starb. Gesetzt auch, der V. hätte um der Vollständigkeit willen auch von solchen Cardinälen etwas sagen wollen, so würde weniger als die Hälfte von dem was er von ihnen beybringt, hinlänglich gewesen seyn.

Denn

Denn eben seine biographische Kunst ist noch nicht mittelmäßig. Er erzählt von einem jeden Cardinal alles was er gefunden hat; bey dem unbeträchtlichsten sowohl als bey solchen, an deren Schicksalen der Leser mehr Antheil nimmt. Wem kann z. E. das geringste daran gelegen seyn, „zu wissen, daß „der Card. Ansidei (II, 97.) im J. 1702. von Clemens XI. „unter die Päbstl. Hofadvocaten und Referendarios der bey„den Signaturen aufgenommen, auch zum Mitgliede der Con„gregation von der guten Regierung ernannt, im J. 1706. „Auditor der Signatura Justitiae, und 1712. Vicecammer„direktor geworden, im J. 1715. unter die Votanten der Si„gnatura Gratiae aufgenommen, auch zum Sekretario bey der „Congregation des Concilii bestellt worden sey, und darauf „ein Canonicat zu St. Peter erhalten habe; im J. 1722. „aber von Innocenz XIII. zum Assessor des h. Officii ernannt „worden sey, nachdem er solches Amt schon seit 1717. an des „Kranken H. Zauli Stelle versehen hatte?„ — Allein der Verf. rast selbst die schlechtesten Kleinigkeiten auf, z. E. „daß „der Card. *Conti* am 9 März 1724. der solennen Beysetzung „des Pabstes Innocenz XIII. beygewohnt habe, und in Ohn„macht gefallen sey, als er sich der Leiche desselben zum letzten„mal näherte, um ihr die Hand und den Fuß zu küssen, und „das gewöhnliche weiße Tüchlein auf das Angesicht zu legen.„

Schon ist also der V. zum Zeitungsschreiber ziemlich qualificirt. Seine ganze Schreibart aber, seine Reflexionen und Schilderungen erheben ihn vollends zu dieser Würde. „Der „C. Grimaldi war ein politischer Mann, der sich in alle Fälle „wohl zu schicken wußte. Wenn er das Glück gehabt hätte „auf den Päbstl. Stuhl gesetzt zu werden, würde Rom ge„wiß an ihm keinen strengen Sixtus V. bekommen haben, „weil er in keinem Dinge allzu scrupulös war, sondern es „gerne bey dem gleichen ließ. (II, 163. 164.) — „Nach „dem gemeinen Sprüchwort, machen die Geschäfte den Mann. „Wenn man nun bedenket, was für ansehnliche Aemter der „C. Portocarrero bekleidet, so darf man sich nicht wundern, „wenn ihm zu allen Zeiten der Kopf offen gestanden.„ (I, 134.) Mit mehrern Beyspielen verschonen wir die Leser.

Unter den Quellen, deren sich der V. bedienet hat, sind wohl einige brauchbare, wie vom Guarnacci und Eggs (nicht Eyggs, wie in der Vorrede steht;) das meiste aber wird wohl aus Journalen und Zeitungen, sonderlich aus dem Mercure hist. et pol. genommen seyn, aus welchem der V. die Lebensbeschreibungen der Cardinäle viele Jahre hindurch in seine ge-

nealogische historische Nachrichten übergetragen hat. Würklich ist sein Werk als eine mühsame Sammlung betrachtet, nicht unbrauchbar; der größte Theil der Erzählungen scheint auch zuverläßig zu seyn. Bey Cardinälen, welche sich durch ihren Antheil an den Staatsgeschäften, oder durch Gelehrsamkeit hervorgethan haben, merkt man es am ersten, daß es dem V. an der vorzüglichen Einsicht, Beurtheilung und Kenntniß der großen Welt in den neuern Zeiten fehle, ohne welche man das Leben von Staatsministern und berühmten Schriftstellern nicht beschreiben darf.

Z.

12. Gelehrte Geschichte.

Biographien jeztlebender Aerzte und Naturforscher von Baldinger. Erster Band drittes Stück. Jena, Hartung, 1771. 9 Bogen 8.

In diesem Stücke kommen vor, Mekel, Martini in Berlin, der sächsische Leibarzt Gesner, Hollmann und Murray der Arzt in Göttingen, Jäger zu Tübingen, Lobstein zu Straßburg, und der Pfarrer Schröter zu Tangelstedt und Rettewitz. H. Martini Leben ist im gewöhnlichen Stile, worinn wir Deutschen unsre Parentationen aufsetzen, beschrieben von einem Secretaire privé au bureau Generale des postes de S. M. le Roi de Prusse, der, welches an einem Franzosen ganz besonders ist, den deutschen Namen Fr. Wilh. Otto hat. Gesners Leben ist von H. Baldinger selbst aus desselben eignem Aufsatze sehr gut beschrieben. Wir haben von Gesnern ein aphoristisches Werk über die Praxis zu erwarten. Hollmanns Leben ist zu mager. Freylich soll er nur als Naturkündiger in diesen historischen Beyträgen erscheinen: aber auch in diesem Lichte wird er nicht genug aufgestellt. Indessen ein Philosoph, wie Hollmann, der so gelehrt und doch so original ist; der in die Systeme andrer so eingedrungen ist und doch sein eigenthümliches hat, obgleich er dies aus jenen bereicherte; der oft sehr paradox denkt, aber ohne Stolz darauf zu seyn, ohne Geräusch, ohne Ansprache auf Gefahr und Märterthum zu machen, welche die pralende Eitelkeit so eilig aushängt, der es aus baarer Wahrheitsliebe ist und seinen Ruhm der Ruhe und dem Glücke seines Seculi aufopfern kann — der Mann verdient freylich genauer charakterisirt zu werden, und es wäre

zu

zu wünschen, daß er mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit sich und den Gang seines Geistes und die Geschichte seiner Lehren selbst beschriebe. Ein andrer wird ihm zu wenig oder zu viel thun. Mit Rousseau möchten wir ihn nicht vergleichen, wenn man nicht Einfall und Betrachtung, einseitigen Witz und alleswägenden Bonsens vergleichen will. Wenn S. 74. scripta quaedam theologica anonymice edita angeführt werden: so ist der Leser damit unzufrieden. In Mekels Leben ist es H. B. fast gegangen, wie dem Pindarus, der oft den Kämpfer, den er besingen soll, über dem Orte, woher der Kämpfer ist oder einem Helden vergißt, der durch die Combination dem Dichter einfällt. Es sind fast beständige lange Ausschweifungen zum Lobe von H. Mekels Lehrer, dem H. v. Haller und man merkt den Affekt, worinn die Verunglimpfungen gewisser Leute H. B. müssen gesetzt haben. Aber uns dünkt fast, mit zu vielem Eifer für eines erklärt großen Mannes Ehre fechten, sey eine kleine Ungerechtigkeit gegen ein festgesetztes Verdienst. Und das Anzwacken des unwissenden Neides — wer wollte das achten? H. Unzer, wie S. 77. versichert wird, ist nicht der Herausgeber des hamburgischen Rosenstein. Mit Vergnügen liest man den Enthusiasmus für die Naturgeschichte in des Pfarrers Schröter Leben. Hie und da ist doch manches den Familien wichtiger, als der gelehrten Welt.

X.

---

13. Romanen.

Die tugendhafte und redliche Frau am Hofe, in der Geschichte der Henriette von Rivera. Frankfurt und Leipzig, 1770. Zwey Theile, 8. zusammen 31 Bogen.

Der Titul schon kündiget diese Schrift als eine Nachahmung des redlichen Mannes am Hofe an, die wir von dem Herrn von Loen haben. Diese Schrift erwarb sich vor ungefehr zwanzig Jahren Beyfall; jetzt hat sich der Geschmack geändert, eine Nachahmung davon kömmt nun zu spät. Ueberdieses ist das Original noch weit über die Copie, dort sticht die Rechtschaffenheit des redlichen Mannes hervor, weil er aus einer innern Vollkommenheit des Charakters über alle Ver-

suchungen, seine Tugend wankend zu machen, siegt: hier liegt aber die Beständigkeit in der Tugend mehr in der äusserlichen Situation als in dem Charakter: nach allen Umständen kann die tugendhafte Frau hier nicht anders als tugendhaft handeln. Ein wollüstiger Fürst will sie verführen, da sie schon die Braut eines Mannes ist, den sie liebt; er will sie mit Geschenken, mit Ehrenstellen blenden, sie ist ohne die Geschenke des Fürsten schon reich genug und Ehre giebt ihr ja ihre Geburt; er bietet ihr endlich nach dem Tode seiner Gemahlin seine Hand an, aber da ist sie ja schon lange verheyrathet. Sie hätte müssen von weniger angesehenem Stande seyn, von geringen Vermögen, ihr Herz hätte müssen noch völlig frey seyn, wenn sie alsdenn die Anerbietungen des Fürsten auf eine edelmüthige Art ausgeschlagen hätte, so wäre diese Situation der Situation des redlichen Manne am Hofe ähnlich worden, aber demungeachtet würden wir dem V. bey seinen kalten Betrachtungen, lang aus der Mode gekommenen Soliloquien und matterzählenden Tone doch keinen Beyfall versprechen.

Op.

14. Münzwissenschaft.

Auserlesene und nützliche Neuigkeiten für alle Münzliebhaber. Sechzehent- und siebenzehentes Stück, mit Kupfern. Nürnb. bey Zeh. 1770. 4. 4 Bog.

Noch immer eine sehr brauchbare Schrift für numismatische Freunde der Geschichte.

E.

15. Vermischte Nachrichten.

Joh. Diedr. Leyding's Handbibliothek für Kinder und junge Leute. Zur Ausbreitung der Religion, der Tugend, der Wahrheit, der Sitten, des Geschmacks und des Witzes. 1ter und 2ter Theil. Hamburg und Leipzig, 1770. in 8. Erster Theil 208 Seiten: Zweyter Theil auch 208 Seiten.

Dies

Dies Buch ist, laut der Vorrede zum ersten Theile, bereits mit dem 7ten Jun. 1768. halbe Bogenweis dem Hamburgischen Publico mitgetheilet worden. Jetzt sammlet der Verf. diese halbe Bogen unter einen allgemeinen Titel und legt sie der größern Welt vor. Der Inhalt ist mancherley. Eigentliche Abhandlungen, Fabeln, Erzählungen, Briefe, zerstreute Gedanken, Empfindungen, Gemählde, kurze Geschichten, Erdichtungen, witzigseynsollende Sinngedichte, satyrische Grabschriften, Trauer- und Lustspiele, Gebete, Prüfungen, Verse und Prosa, und wer weis noch was? wechseln mit einander ab. Der Verfasser hat, wie er uns in der Vorrede erzählet, das Vergnügen gehabt, einige hofnungsvolle Jünglinge zu erziehen. Für diese hat er aus alten und neuen Schriftstellern das Nützlichste und Vorzüglichste aufgesuchet: Anfangs blos zum Privatgebrauche für seine Eleven. Der gute Erfolg dieser Sammlung bey seinem Erziehungsgeschäfte und das Zureden guter Freunde, haben ihn bewogen, seine Sammlung, Eltern und Lehrern in die Hände zu geben, um sie bey ihren Kindern und Zöglingen, eben so nützlich zu gebrauchen. Der Verf. hat bey dieser Gelegenheit zugleich einige Aufsätze von sich mit eingeschaltet, doch ohne sie kenntbar zu machen, woferne man sie nicht durch einen eigenen Anstrich vielleicht von den übrigen unterscheiden kann.

Die Stücke sind sich sehr ungleich, wie es bey Sammlungen dieser Art leicht zu erachten ist. Was aus guten deutschen Originalen ausgeschrieben ist, behält auch hier seinen Werth. Gellert, Lessing, Klopstock, Weiß und einige andere stechen hier und da wie Sonnen durch die Wolken hervor. Fast alle Aufsätze, deren Verfasser uns unbekannt war, und die wir uns nicht anderwärts schon gelesen zu haben erinnerten, sind schlecht. Die besten darunter mögen höchstens, mittelmäßig seyn. In den moralischen Abhandlungen finden wir gemeine Gedanken in einem lang gedehnten Predigerton, bey welchem man unvermerkt einschlafen kann. Man lese nur im 1ten Th. das 7te St. von der Erziehung, das 13te von der Pflicht der Eltern gegen ihre Kinder, das 3te von der Nothwendigkeit der Erkenntniß Gottes, um sich von dem schlechten Werthe dieser Arbeiten zu überzeugen. Nichts als Allgemeinsätze, durch langgezogene Gleichnisse und leere Töne von Worten ausgeführet. Um nur ein Beyspiel zu geben, so wollen wir zur Probe die erste beste Stelle abschreiben, die wir zufällig aufschlagen. S. 17. heißt es: „Eine Pflanze, die aus einem gelinden und ihr gemäsen Erdreiche, wo sie die sanf-

 ten

ten Einflüsse eines sanften und stillen Himmels genossen, in eine rauhe und harte Gegend versetzet wird, braucht eine sehr sorgfältige Verpflegung, wenn sie nicht ausarten oder gar verderben soll. Mit dem Menschen ist es nicht anders beschaffen. In dem Stande der Natur, wo dem Menschen die Nahrung zu den Lastern, und der Geschmack an denselben fehlet, (diesen Stand kennen wir nicht. Das Volk von Barbaren, aus welchem der Verf. eher eine vollkommene Republick zu errichten gedenket, als unter dem gesittesten der europäischen Völker, mit Hülfe einer Menge von Philosophen, nur 100. Bürger zu bereden, tugendhaft zu werden; so unschuldige und englische Barbaren sind uns nicht bekannt.) braucht es keiner so sorgfältigen und mühsamen Zucht, wie unter dem Verderbnisse, worunter die bürgerliche Gesellschaften seufzen, die sich am meisten ihrer Vollkommenheiten rühmen.„ So sind viel falsche und doch gut gemeynte Gedanken in schlechter Tracht eingeführet worden. Proben einiger Gedichtchen, deren Verfasser uns unbekannt gewesen, mögen diese seyn:

Th. I. S. 48. Sinnbild eines Schmarotzers.

Mahl einen Esel ab, der spitze Disteln frißt,
Wo irgend ein Schmarotzer ist,
Der manchen Stich erdulden hat,
Und schreyt: sie stechen mich, doch machen sie mich satt.

— S. 136. Ermahnung an einen Jüngling.

Erforsche, wie die Welt, also auch dein Gemüthe,
Und sey gelehrt und tugendhaft;
Die Güte der Natur zeig in der Wissenschaft,
Im Wohlthun die Natur der Güte.

Wir loben den guten Willen des Verfassers, der sich deutlich zeiget: aber Witz, Geschmack, Gründlichkeit, die er auf dem Titel ankündiget, können wir, einige fremde Stücke ausgenommen, durchaus nicht finden.

D.

Von den Erdkörpern der Planeten und des gestirnten Himmels Einwohnern, allwo von derselben Art zu denken, zu reden und zu handeln . . . aus Erzählung derselben Geister selbst durch Emanuel Swedenborg Nachricht gegeben wird; Ein Werk zur Prüfung des Wahren und Wahrscheinlichen,

woraus

woraus wenigst vieles zur Philosophie und Theologie, Physick, Moral, Metaphysick und Logick kann genommen werden, aus dem Latein. übersetzt und mit Reflexionen begleitet, von einem der Wissenschaft und Geschmack liebt. Ohne Nennung des Ortes, 1770. 236 Octavs.

Sw. hat um die Bergwerkswissenschaften große Verdienste. In einigen seiner Schriften, als in der de infinito, und dem prodromo principior. rer. natural. zeigt sich ein Hang zu kühnen Hypothesen und unverständlichen Geheimnissen, doch mit brauchbaren Wahrheiten untermischt. Auf seine alten Tage träumt den guten Mann, daß die Bewohner anderer Weltkörper sich ihm entdecken und ihm von ihrer Lebensart u. d. g. Nachricht geben. Diese Bewohner sind alle Menschen gewesen, und was Sw. von ihnen erfährt, ist auch alles menschlich, noch lange nicht so wunderbar, als Lucians wahrhafte Lügen. Das aber ist wunderbar, wie diese Träume so ansteckend seyn können, daß der angebliche Liebhaber der Wissenschaften und des Geschmacks, darinnen vieles zu Verbesserung aller der Wissenschaften findet, die der Titel anzeigt. Gleichwol scheint er nicht alles für wahr zu halten. Er hätte gern S. 232. zum Beschlusse eine Vergleichung angestellt, wie Fontenelle aus Hugenio, die Innwohner ohne Nachrichten von visis und auditis so schwach und ungewiß beschreibt. . . . Wenn man Fontenelle für keinen Fanatiquer hält, daß er aus seinem Scrinio pectoris solche Conjecturen hervorgebracht, warum sollte man Swedenborgen es verdenken, daß er seine Visa, wenn sie auch willkührlich in manchem zusammengeflossen wären, mit der Welt communicirt, da sie zu so viel wissenschaftlichen Dingen Anlaß geben, wenn auch das Buch für einen Roman, wie Telemach, sollte angesehn werden. Nur sind des Herausgebers Reflexionen, nicht so wie sie über einen Roman könnten gemacht werden, sondern, wie man Folgerungen aus einer wahren Geschichte ziehen würde, und also verfährt er hie wie jener, der über ein Kalb mit zwey Köpfen eine Bußpredigt hielt und sie so schloß: M. L. Es mag nun dieses Wunder wahr seyn oder nicht, so ist es doch gewiß ein Zeichen vor dem jüngsten Tage.

So.

Nach-

Nachricht.

Des Hrn. Spielmanns zu Straßburg Institutiones Chymiae, sind nach der zweyten Ausgabe von 1766. von Herrn Cadet, dem jüngern, Apotheker im Invalidenhause, ins Französische übersetzt worden. Hr. de Villiers, der eine Geschichte der Chymie unter Händen hat, hat die Citationen sämtlich nachgeschlagen und berichtiget, zugleich auch das Verzeichniß der Schriftsteller, am Ende des Werks vermehret. Die Uebersetzung ist zu Paris bey Vincent unter dem Titel: Instituts de Chymie 1770. in 2 Bänden in gr. 12. erschienen.

Anzeigen.

Ankündigung der von dem Königl. Preußischen General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Direktorio auf 1772. und 1773. ausgesetzten Preiß-Aufgaben.

I. Auf 1772.

Da die erste dieser Preiß-Aufgaben bereits im letzten Jahre unterm 18. September in den Zeitungen bekannt gemacht worden, so werden diejenige, so den darauf gesetzten Preiß von 200. Thlr. zu verdienen gedenken, hiemit nochmals dazu eingeladen, und hier nur kürzlich wiederholt, daß dieser Preiß demjenigen werde zuerkannt werden, welcher bis auf den 30. Junii 1772. entweder in Sr. Königl. Majestät Landen solche Steine wird vorfinden und vorzeigen können, die im hohen Eisenofen so gut oder noch besser als die sogenannten Marckerspacher Steine zu Futterung und zu Vordersteinen können gebraucht werden, oder wer in Ermangelung solcher Steine eine gleiche dienstleistende und gleiche Probe haltende Composition wird angeben können.

Der andere Preiß, so ebenfals 200. Thlr. beträgt, wird demjenigen zuerkannt werden, welcher bis auf den 30. Septbr. 1772. das beste Modell oder Zeichnung einer Feuerspritze, wie solche auf dem platten Lande am nützlichsten und brauchbarsten ist, und die im Werthe nicht über 100. Thlr. zustehen kommen

men solle, nebst der Beschreibung ihres Gebrauchs und Unterhaltung einsenden wird.

Der dritte sich nach Befinden der darüber zu erwartenden Beantwortungen auf 1000. Thlr. belaufende Preiß, wird demjenigen zuerkannt werden, welcher bis auf den 30. Septbr. 1772. am besten wird anzugeben wissen, wie das aus dem sandig- und brandigen sogenannten Wiesen Eisen-Erze geblasene und geschmiedete Eisen dergestalt und auf die leichteste Art zu verbessern, daß demselben seine Sprödigkeit und Kaltbrüchigkeit benommen werde, und es alle erforderliche Geschmeidigkeit, Biegsamkeit und Ziehbarkeit erhalte. Da hiebey nicht nur eine sowohl theoretisch- als praktische Untersuchung der innern Mängel bemeldten Erztes und deren Grund-Ursachen, sondern auch eine daraus abgeleitete, ausführliche und die Probe haltende praktische Anleitung zur Behandlung desselben erfordert wird; so wird verlangt, daß derjenige, so den Preiß verdienen will, sowohl auf die Präparation des Erztes, als auf die dazu dienstlichste Einrichtung des Schmelz-Ofens und die zum Flusse nöthige und dienlichste Zuschläge Rücksicht nehme; sodann ebenfalls auf das Frischfeuer, dessen Einrichtung, Form, Gebläse und Zuschläge, wie auch auf die Schwere des Hammers und die Höhe seines Auffallens sein Augenmerk richte, und in Absicht auf das Frischfeuer besonders mit darauf sehe, daß das Staabeisen höchstens mit drey Achtel oder ein Drittel Abgang vom rohen Eisen und höchstens mit einem Aufwande von 110. Scheffel oder 192½ Kubicfuß Kohlen auf 5. Centner gerechnet, gefertigt werde.

II. Preiße auf 1773.

Der erste dieser Preiße ist von 150. Thlr. und wird demjenigen zuerkannt werden, welcher bis auf den 30. Septbr. 1773. für Dachstühle einiger theils ansehnlicher theils gemeiner Gebäude, Modelle oder auch Zeichnungen, nebst deren Beschreibung einliefern und dabey die größte mögliche Ersparung des Holzes zeigen, auch erweißlich machen wird, daß er dadurch mit den bisher üblichen Arten gleiche oder auch wohl größere Festigkeit und Dauerhaftigkeit erhalte.

Der zweyte Preiß von 200. Thlr. wird demjenigen zuerkannt werden, welcher bis auf den 30. Septbr. 1773. die leichteste und sicherste Mittel, das Wachsthum der Bäume in den Forsten zu verbessern und zu beschleunigen wird angeben, und dabey erweißlich machen können, daß nach seiner in Vorschlag ge-

gebrachten Art, das Holz an Festigkeit und Stärke nichts verliehre, sondern vielmehr gewinne.

Der dritte Preiß, welcher sich nach Befinden der Beantwortung bis auf 250. Thlr. erstrecken wird, wird demjenigen zuerkannt werden, welcher bis auf den 30. Septbr. 1773. ohne Ziegel, Bleche oder Schieferblatten zu gebrauchen, ein leichtes und sowohl dem Regen als dem Feuer gut widerstehendes Dach, oder auch besonders einen Regen und Feuer haltenden, und dabey sowohl leichten als nicht allzutheuren Kleister für Stroh- und Schindeldächer, oder auch für Dächer die auf andere Arten, z. E. mit Reissern, Abfallholze der Zimmerleute, Geflechte von Weiden oder andern Reisser gemacht werden können, anzugeben wissen wird. Diejenigen nun, die sich um einen oder mehrere dieser Preiße beeifern wollen, es mögen Ausländer oder Einheimische seyn, müssen sich nicht nennen, sondern ihren Namen, Addressen und den Ort ihres Aufenthaltes in einen versiegelten Zettul schreiben, auf den Zettul eine selbst beliebige Devise setzen, und diese Devise auch der Abhandlung und den etwan mit einzusendenden Proben oder Modellen beyfügen, und alles vor dem für jeden der Preiße angesetzten Termin an das Königliche Preußische General-Ober-Finanz Krieges- und Domainen-Direktorium einsenden, welches auch besonders gerne sehen wird, wenn diejenigen, welche sowohl in- als ausser Landes zu fernerer und schleuniger Bekanntmachung obstehender Preißfragen durch gelehrte und andere Zeitungen und öffentliche Blätter beytragen können, die Absicht dieser Preise dadurch bestens befördern. Berlin, den 10. Jan. 1772.

Ankündigung der Preißaufgaben, der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.

Die Preißfrage auf das Jahr 1772 physischen Inhalts, ist schon im vorigen Jahre öffentlich angekündiget worden, (s. G. A. 1770. 137 St. S. 1195. Novi Comment. Soc. Vorr. S. XII. XIII.) Quaenam est vaporum letiferorum in cavernis nonnullis prope acidulas natura? num subducta aeri elastica vi respirationem intercludunt? an illi acidam naturam habent, et vesiculis pulmonalibus contractis mortem inferunt? an ad cerebrum tendunt et facultates animales subito supprimunt. Was ist die eigentliche

liche Natur der tödtenden Dünste in verschiedenen Grüften und Natürliche Sauerwasser? Benehmen sie der Luft ihre Schnellkraft? Sind sie sauer und ziehen sie die Luftröhrchen zusammen? oder wirken sie auf das Gehirn. In der gedachten Versammlung am 9ten Nov. ward nun auch die Preisfrage auf 1773 öffentlich vorgelegt. Sie war der Ordnung nach mathematischen Inhalts. Es wird gegenwärtig von den Astronomen angenommen, daß sich die Refraction, nach der Wärme, welche das Thermometer anzeigt, ändere. Unser sel. Prof. Mayer glaubte aus Beobachtungen gefunden zu haben, wie diese beyden Veränderungen der Refraction und der Wärme zusammen hiengen. Er hat seine Untersuchungen dem Hn. de la Caille mitgetheilt, welcher nach denselben, und nach eignen Beobachtungen, eine Tafel verfertiget hat, die man in des Herrn de la Lande Exposition du Calcul Astronomique 252 S. findet, so wie die Geschichte dieser Bemühungen in Hn. de la Lande Astronomie 1752 u. f. § der ersten Ausgabe. Herr de la Caille machte in Mayers Bestimmungen eine kleine Aenderung, mit welcher Mayer nicht zufrieden war, wie dem, der dieses schreibt, aus Umgange mit Mayern bekandt ist.

Weder die physischen Voraussetzungen, auf welchen eine solche Vergleichung beruhet, noch die Beobachtungen, aus denen sie sich herleiten läßt, sind bisher so angezeigt, daß sich über die Richtigkeit dieser Vergleichung urtheilen liesse, und daß man nicht so gar noch zweifeln könnte, ob Veränderungen der Refraction mit Veränderungen des Thermometers zusammen hängen, welchen Zweifel selbst der P. Hell hegt, (Ephem. Astron. Vienn. 1771. p. 238.) Die königliche Societät schlägt daher folgende Untersuchung vor: Refractio Astronomica, num ita calore diverso variatur, ut alia aliaque illi correctio adhibenda sit pro alio alioque thermometri gradu? Quod, si adferatur, quaeritur lex qua refractionis correctio ex gradu thermometri definitur, ejusque legis tum theoria ex caussis physicis, tum inveniendae et examinandae methodus ope observationum. Aendert sich die astronomische Refraction, nach den Veränderungen der Wärme, welche das Thermometer anzeigt? und wenn dieses geschieht, nach was für einem Gesetze lassen sich die Veränderungen des Thermometers bestimmen? Auf was für physischen Gründen beruht eine solche Vergleichung, und wie ist sie aus Beobachtungen herzuleiten und dadurch zu prüfen?

Der für jede dieser beyden Hauptfragen ausgesetzte Preiß bestehet in einer güldenen Schaumünze von funfzig Ducaten, und wird am Einweyhungsfeste der Societät, für die erste Frage, im Nov. 1772. und für die andre im Nov. 1773 ertheilt werden. Die Aufsätze aber müssen aufs späteste vor dem Anfange des Octobers dieser beyden Jahre 1772 und 73 eingelauffen seyn, wenn sie zugelassen werden sollen. Die beyden öconomischen Preißfragen für das Jahr 1772 sind bereits von uns im Julius d. J. bekannt gemacht, und öffentlich angezeigt worden. G. A. 1771. 100 St. S. 862.

Auf den Julius 1772. In wiefern und unter welchen Umständen ist die Anlegung beträchtlicher öffentlicher Kornmagazine dem Kornhandel und dem Lande überhaupt nachtheilig oder nützlich, oder gleichgültig? Wie sind diese Magazine mit den wenigsten Kosten anzulegen und zu erhalten, auch dergestalt zu verwalten, daß dem Lande daraus der meiste Nutzen zuwachse? Und welche Folgen sind aus den öffentlichen Kornmagazinen in den Ländern, wo dergleichen befindlich sind, entstanden? und welche Folgen hat deren Mangel veranlasset? Es ist deutlich, daß die Societät hier nicht von der architectonischen Anlegung und Einrichtung der Kornmagazine verstanden seyn will.

Die zweyte Frage auf den Nov. 1772 ist: Ist es rathsam in einem Lande die Frohndienste abzuschaffen; und welches sind die vortheilhaftesten Mittel, sowohl die Abschaffung einzurichten, als den Unbequemlichkeiten, welche die Sache haben kann, und den Folgen davon zu begegnen? Der Preiß auf jede Frage ist zwölf Ducaten, und wird vom königl. Intelligenz-Comtoir zu Hannover ausgezahlt. Die Beantwortungen müssen auf das längste von der ersten Frage vor dem ersten Junius, und von der zweyten, vor dem ersten Sept. 1772 eingelauffen seyn. Die Societät sieht sich ausser Stande, forthin in Ansehung dieses Termins einige Nachsicht zu brauchen.

Zu Zürich ist im abgewichenen Jahre eine neue Ausgabe von Hr. Wielands ältern prosaischen Schriften, ohne Vorwissen des Verfassers von den Verlegern Orell, Geßner, Füeßli und Comp. veranstaltet worden. Der Herr R. R. Wieland, hat deshalb folgende Nachricht öffentlich bekannt gemacht.

„Ich finde nöthig, das Publikum zu benachrichtigen, daß eine neue Ausgabe meiner ältern von 1754. bis 1760. verfaßten

ten prosaischen Schriften in Zürich ans Licht getreten, an welcher die Herren Verleger, aus unbekannten Ursachen, mich Antheil nehmen zu lassen ermangelt haben. Eine sehr natürliche Folge dieser mir höchst unangenehmen Vernachläßigung ist die Nothwendigkeit, worinn ich mich sehe, diese neue Ausgabe hiemit öffentlich zu mißkennen, und zu erklären, daß ich an derselben keinen Theil habe, hingegen mich, ja gewissermaßen das Publikum selbst, um so mehr dadurch beleidiget halte, da dieses Betragen der Herren Verleger mich ausser Stand gesetzt hat, diese Werke meiner unreifern Jahre, welche in Absicht der Sachen sowohl, als der Schreibart, einer durchgehenden Verbesserung höchst bedürftig sind, mit derjenigen Aufmerksamkeit zu überarbeiten, welche ich den Lesern und mir selbst schuldig zu seyn glaube; überdies auch mir dadurch die schicklichste Gelegenheit entzogen worden ist, gewissen Leuten den Vorwand zu nehmen, womit sie ihre muthwillige Blindheit, die deutlichsten Dinge nicht zu sehen, und in den begreiflichsten Dingen was unbegreifliches zu finden, vor dem großen Haufen zu beschönigen trachten. Daß es solche Leute gebe, davon würde mich der ungenannte Verfasser eines mich betreffenden Artickels in der neuen Braunschweigschen Zeitung No. 192. 193. und 194. des Jahrganges 1771. überzeuget haben, wenn ich gleich ihn und seinesgleichen nicht schon von lange her kennte. Dieser würdige Mann nimmt von dem angeblichen und von ihm über alle Grenzen der Wahrheit übertriebenen Kontrast meiner ältern und neuern Schriften Gelegenheit, mir die gröbsten Injurien zu sagen. Wenn man ihm glauben will, so herrscht in den Sylvio und Agathon, in Diogenes und den Beyträgen zur geheimen Geschichte des Verstandes und Herzens, in Musarion, Idris und Amadis eine verdammenswürdige Moral, und nach diesen Schriften zu urtheilen, ist ihr Verfasser nichts geringers als ein Epikurer, der Religion, Tugend und Zukunft geradeweg für Chimären ansieht. — Wenn es Verblendung ist, was diesen Mann, (wenn es anders nicht ein Knabe ist) so reden macht, wenn er meine Schriften würklich gelesen hat, und sich in seinem Gewissen überzeugt hält, daß er Recht habe, so davon zu urtheilen; so ist freylich nichts übrig, als ihn Gott und einem Arzte zu empfehlen. Aber die Wahrheit zu sagen, es ist ganz und gar nicht wahrscheinlich, daß er aus Einfalt so erbärmlich urtheilen, die simpelsten Begriffe so seltsam verwirren, und so sehr elende Consequenzen machen sollte: Was itzt blos Vermuthung ist, wird vielleicht zum Augenschein werden, wenn es Zeit seyn wird, ihm und an-

andern seiner Art die fromme Maske, hinter welche sie sich verstecken, abzuziehen, und ihnen dagegen den Bündel Heu zwischen die Hörner zu binden, der diese Art von Geschöpfen, so lange man sie in der menschlichen Gesellschaft herum laufen läßt, um der öffentlichen Sicherheit willen auszeichnen soll. Läge der Grund des bösartigen Urtheils, welches er über den Kontrast meiner ältern und neuern Schriften fällt, in seinem Kopfe, wie hätte er albern genug seyn können, nicht zu sehen, daß die sehr natürliche und Hauptursache dieses Kontrasts darinn liegt, weil ich in jenen den Menschen, wie er nach einem gewissen Ideal von Vollkommenheit gedacht werden kann, in diesen hingegen die Menschen, wie sie sind, das ist, wie die meisten sind, abgeschildert habe; — daß überdies mir vielmehr zum Lobe als zum Vorwurfe gereichen soll, daß ich in manchen Stücken weiser, mäßiger und billiger denken und urtheilen gelernt habe, als in meiner Jugend; — und endlich, daß nichts ungereimter seyn kann, als einem Verfasser daraus ein Verbrechen zu machen, wenn er nicht immer über einerley Gegenstände, in einerley Styl und in einerley Ton geschrieben hat. Gesetzt auch, daß einige Schilderungen in etlichen satyrischen und scherzhaften Gedichten zu lebhaft gerathen wären, (eine Frage, welche anderswo aufs genaueste untersucht werden soll,) so muß man sehr unbillig und ungezogen seyn, Schriften, wie Agathon, Musarion, Diogenes, und die Beyträge sind, mit komischen Erzählungen in einem Klumpen zu werfen und von allem zusammen so unbestimmt und plump ins Gelach hinein zu urtheilen, wie der Braunschweigsche Ungenannte gethan hat. Ich habe zu den hämischen Insinuationen einiger solcher angeblichen Eiferer für Tugend, Religion und Sitten lange geduldiglich geschwiegen, und mich bey dem belohnenden Beyfall des edelsten und aufgeklärtesten Theils unserer Nation, mit der Ueberzeugung von der Güte meiner Sache und mit der ruhigsten Berufung auf das Urtheil einer unpartheyischen Nachwelt beruhiget. Aber da diese Leute mein Stillschweigen und die Geduld, die ich, solange ich sie für schwache Brüder hielte, mit ihnen trug, offenbar mißbrauchen, und es so arg machen, daß längeres Stillschweigen meinem öffentlichen Charakter nachtheilig werden könnte; so bin ich gezwungen, endlich zu reden; aber sie würden sich sehr betrügen, wenn sie hoften, daß ich mich durch ein öffentliches Stiergefechte mit ihnen dem Publiko zum Schauspiel machen werde. Eben so wenig sollten sie erwarten, daß ich auf ihre lächerliche Herausfoderung, eine Apologie für Schriften schreiben werde, welche

kei=

keiner Apologie bedürfen. Mit so viel Recht, als Sokrates, (der in alten, neuern und neuesten Zeiten von Leuten, welche vollkommen den Ton und die Mine meines ungenannten Anklägers annahmen, nicht weniger mißhandelte Sokrates) kann ich mich auf meine Schriften selbst, auf meine Sitten und auf das Zeugniß aller, die mich in meinem öffentlichen und häuslichen Leben gekannt haben und noch kennen, berufen, und sagen: meine Apologie ist schon lange gemacht, und kein vernünftiger Mensch hat sich jemals einfallen lassen, eine von mir zu fordern. Wenn ich ein Capitolo del Forno, wie Johan. Casa oder Elegien an Candida geschrieben hätte, oder gespaßt hätte, wie D. Luther in seinen Tischreden, moralisirt wie der P. Sanchez in seinem Buche de matrimonio; oder theologisirt, wie Voltaire in seinem Schreiben an Uranien; dann möchte ich Ursache haben, mich zu entschuldigen, so gut ich könnte. Aber ich befinde mich in keinem dieser Fälle. Hingegen ist die ganze ehrbare Welt mit mir berechtiget, zu erwarten, daß der Ungenannte, der die Braunschweigsche privilegirte Zeitung mißbraucht hat, mich und meine Moral zu lästern, den Beweis führe, „daß ich in meinen Schriften, „da, wo ich entweder in eigener Person rede, oder andern „Personen meine Begriffe und Gesinnungen, d. i. was nach „allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit für meine Gesinnungen „zu halten ist, in den Mund lege, jemals etwas behauptet „oder gesagt habe, woraus sich, zufolge der Regeln einer ge„sunden Vernunftlehre schließen lasse, daß ich, (wie dieser Un„genannte sagt,) ein Epikurer sey, der Religion, Tugend und „Zukunft geradezu für Chimären hält. Ich fodere ihn auf, „diesen Beweis zu führen; und bedinge mir nichts weiter da„bey aus, als daß er, damit alles zwischen uns gleich sey, sei„nen Namen nenne. Die unpartheyische Welt soll dann zwi„schen mir und ihm Richter seyn, und je nachdem er diesen „Beweis führen oder nicht führen wird, ihm oder mir den „Grad der Verachtung und Abscheu zuerkennen, den nothwen„dig einer von uns beyden verdienet hat.„

W.

Je angenehmer dem wohldenkenden Publiko die Nachricht von einer neuen verbesserten Auflage der Wielandischen Schriften seyn muß, desto empfindlicher wird sie den ungewissenhaften Nachdruckern fallen, die an verschiedenen Orten angefangen haben, durch elende verstümmelte Abdrücke dieser

Schriften das Publikum zu hintergehen, den Herrn Verfasser zu beschimpfen, und denen rechtmäßigen Verlegern ihr Eigenthum zu entziehen. So verabscheuungswürdig dergleichen Unternehmen an und vor sich ist, und so gewiß man hoffen darf, daß niemand, der richtige Begriffe von der Sache hat, sich damit abgeben, und offenbares Unrecht unterstützen werde; so einleuchtend auch der Unterschied zwischen denen Original-Ausgaben und gedachten in der Finsterniß erzeugten Nachdrucken ist; so haben sich die Verleger doch entschlossen, von gedachten neuern Wielandischen Schriften zweyerley Auflagen zu veranstalten, davon die eine in groß 8. und in Bände eingetheilt, als eine Fortsetzung der in der Schweitz gedruckten ältern Schriften, in wohlfeilem Preis erscheinen soll. Die andere wird man in dem kleinen zierlichen und mit Kupfern versehenen Formate lassen, damit ein jeder nach seinem Geschmacke wählen könne, wozu ihn seine Neigung und sein Vermögen trägt; denn diese letztere wird natürlicher Weise im Preise von jener abweichen, da Papier und Kupfer viele Unkosten erfordern. Von dieser werden auch nach wie vor die Stücke einzeln zu haben seyn, dahingegen von jener alles, was in jedem Bande befindlich, beysammen bleiben muß. Der erste Band hiervon wird enthalten: Die Abentheuer des Don Silvio von Rosalva. Der zweyte: Musarion, oder die Philosophie der Grazien; die Grazien, und Combabus eine Erzählung. Der dritte: die Dialogen des Diogenes von Sinope, und die Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Der vierte: Idris, und der neue Amadis. Der Herr Regierungs-Rath Wieland, wird über beyde die Aufsicht führen, und ihnen die Vollkommenheit geben, die man in denen Nachdrücken vergeblich suchen werde. Leipzig, den 16ten November, 1771.

Weidmanns Erben und Reich.

Schon unter dem 10ten April vorigen Jahres, wurde von mir den Liebhabern der Litteratur bekandt gemacht: daß ich die sämtlichen Werke meines Freundes, des Herrn Canonicus Gleim, auf Vorschuß von einem Louisd'or, zu 5 Rthlr. herausgeben wolle.

Ich versprach, bey dieser vollständigen, durch Druck, Papier und Verzierungen sich zu empfehlenden Ausgabe, die äusserste Sorgfalt, und hatte zu den Freunden unserer deutschen Litteratur das Vertrauen, daß ich, durch eine hinlängliche

liche Zahl von Pränumeranten, bald in Stand gesetzt seyn würde, meine Zusage zu halten. So angenehm aber denselben die Hoffnung seyn mußte, nebst den sehr verbesserten Gedichten, welche schon in ihrer ersten Gestalt das Vergnügen unserer Nation waren, viele noch nie gedruckte, in einer ächten, unter den Augen des Verfassers gemachten Sammlung zu bekommen; so ist dennoch der Fortgang der Pränumeration, auf verschiedene Weise bisher gehemmet. Ich enthalte mich irgend einiger Anklage deshalb, und will lieber mich selbst überreden, daß meine Nachricht nicht bekandt genug geworden, und der Eifer der Liebhaber unserer deutschen Litteratur durch den Umstand, daß man die Zeit, binnen welcher man die Ausgabe gewiß liefern würde, nicht bestimmen können, erkaltet sey. Dieserwegen ersuche ich Dieselben, und insonderheit diejenigen Freunde, welche man um Annehmung des Vorschusses ersucht hat, nochmals hierdurch, die Einsendung der Pränumeration, an Herrn Buchhändler Groß, oder an Herrn Candidat Jähns, beyde zu Halberstadt, welche die Berechnung der einkommenden Gelder übernommen haben, möglichst zu beschleunigen, damit, so bald, aufs genaueste gerechnet, die Kosten dieser Ausgabe beysammen sind, mit dem Druck der Anfang gemacht werden könne.

Man will, zum Unterricht derer, welchen jene erste Nachricht vom 10ten April v. J. nicht zu Gesicht gekommen seyn möchte, hier wiederholen, und zum Theil jener Nachricht beyfügen: 1) daß in allen Buchhandlungen Deutschlandes Vorschuß angenommen werden könne. 2) Daß diejenigen, welche in ihrer Gegend keinen Collecteur wissen, sich nur unmittelbar, mit ihrer Pränumeration, an die Herren Jähns oder Groß, hier in Halberstadt zu wenden haben. 3) Daß jeder Buchhandlung, die auf 10 Exemplar Vorschuß einsendet, ein Exemplar vor gehabte Bemühung gegeben werde. 4) Daß die Ausgabe zwölf Bände betrage, deren Bogenzahl jedoch nicht genau bestimmet werden kann. 5) Daß man über die Zahl der Pränumeranten kein einziges Exemplar dieser saubern Ausgabe werde drucken lassen, und folglich, wer die Pränumeration versäumet, nachher keines bekommen könne. 6) Daß bis Ende May dieses Jahres, die Pränumeration einem jeden offen stehen, und wenn nach Verlauf dieser Zeit hinlänglicher Vorschuß nicht erfolget ist, einem jeden der Seinige sogleich Postfrey zurückgezahlet werden solle. Halberstadt den 24sten Jan. 1772.

Johann Georg Jacobi.

Vermischte Neuigkeiten.

Auf der Universität zu Göttingen sind von der königl. Regierung zu Hannover Veranstaltungen getroffen, daß nicht nur die daselbst Studirenden, sondern auch solche, die von der Vieharzneykunst Profeßion machen wollen, ausführlichen Unterricht in dieser Wissenschaft erhalten können. Dem dortigen Hn. Prof. Erxleben, der schon vor einigen Jahren auf königl. Kosten eine Reise in verschiedene Länder der Vieharzneywissenschaft wegen gethan, ist im Herbste 1771 aufgetragen worden, anatomische Vorlesungen über den Bau des Körpers des Viehes zu halten, wozu ein besonderes theatrum anatomicum angelegt worden ist, und er verbindet damit von Zeit zu Zeit die übrigen Vorlesungen über diese Wissenschaft, das ganze Jahr durch aber lehrt er das Praktische der Vieharzneykunst an dem vorräthigen kranken Viehe.

Die Geschichte der Fräulein von Sternheim; ist zu Amsterdam ins Holländische und zu Paris, ins Französische übersetzt worden.

Des verstorbenen Herrn D. Schiebelers Werke werden von zween seiner Freunde gesammlet, und werden nächstens erscheinen.

In der A. d. Bibl. XIV. Bandes I. Stücke S. 48. ist ein Fehler eingeschlichen. Die daselbst erwähnte französische Uebersetzung des Euklides ist nicht von Hn. Johann v. Castillon, Mitgliede der Akademie zu Berlin, sondern von seinem Sohne, Hn. Friedrich von Castillon, Professor der Mathematick, an der Ritterakademie daselbst.

Der berühmte Herr Prof. Johann Leonhard Euler in St. Petersburg, ist durch den geschickten Oculisten, Freyherrn von Wenzel, den 26 Sept. N. St. am Staar auf beyden Augen glücklich operiret worden. Er kann alles, so gar deutlicher sehen, als vor seiner Blindheit, nur muß er sich noch in Acht nehmen, nicht allzustark ins Helle zu sehen, und nicht allzulange nach einander zu lesen, oder zu schreiben. Die gelehrte Welt, die noch so viele wichtige Werke von diesem großen Mathematicker erwartet, muß an diesem glücklichen Erfolge viel Theil nehmen.

Todesfall.

Den 27ten Oct. 1771. starb zu Berlin im 69ten Jahre Hr. Johann Gottlieb Graun, Königl. Concertmeister, einer der vortreflichsten Instrumentalcomponisten und Violinspieler unsers Jahrhunderts.

Druckfehler.

In des XII. Bandes II. Stücke.

S. 45. Z. 8. von unten Wichtigkeit l. Richtigkeit.

Im Anhange zum ersten XII. Bänden.

S. 656. Z. 9. Sequitemi lies Seguitemi. Ebendas. alra l. alta. Z. 15. La de l. Cade.

In des XIII. Bandes I. Stücke.

S. 9. Z. 15. Roßenstein l. Rosenstein. S. 10. Z. 2. nach St. 207. ist ausgelassen sind. Z. 7. Kateche l. Katechu. S. 11. Z. 7. von unten Qujana l. Guajana. S. 37. Z. 20. den l. dem. S. 39. Z. 8. den l. dem. S. 45. Z. 12. vom neuen l. von neuem. S. 53. Z. 10. ihren l. ihrem. Z. 12. welchen l. welchem. S. 55. Z. 8. die gegenüber liegende l. den gegenüber liegenden. S. 56. Z. 6. von unten ihm l. ihn. S. 57. Z. 5. von unten Fräge l. Fragt. Z. 3. v. unten den l. dem. S. 103. Z. 18. van l. van. Z. 19. Daventnensis lies Daventriensis. S. 113. Z. 13. Stevart l. Stewart. S. 121. Z. 19. So l. so. S. 126. Z. 10. schlechten l. schlechtem. S. 137. letzte Z. Großen l. großen. S. 140. Z. 5. von unten Brackenridge l. Braakenridge. S. 150. Z. 15. Stevard l. Stewart. S. 154. Z. 4. von unten Aeromatrie l. Aerometrie. Z. 2. von unten liegenden l. liegendem. S. 155. Z. 14. von l. vom. S. 173. Z. 6. von unten erkannte l. erkennte. Ebendas. letzte Z. einen l. einem. S. 175. Z. 13. über die l. über der. S. 187. Z. 10. seinen l. seinem. S. 189. Z. 15. Großen l. Größen. S. 195. Z. 17. anständigen l. anständigem. S. 204. Z. 5. von unten auf den l. auf dem. S. 210. Z. 4. nach IX. fehlt das Zeichen des Parenthesenschlußes.) Z. 6. von unten das l. daß. S. 211. Z. 12. arabischen lies

arabischem. S. 212. Z. 18. ist nach lernen, die S. 211. anfangende Parenthese zu schließen. S. 213. Z. 5. von unten muß nach Philosophie ein Fragzeichen statt des Punkts stehen. S. 215. Z. 6. ist anstatt des Semikolon nach müsse ein Komma zu setzen. S. 255. Z. 26. Blaße l. Blase. S. 261. Z. 12. daß l. das. S. 264. Z. 10. von unten schreiben l. Schreiben. Das. letzte Z. Grade l. gerade. S. 271. Z. 19. Gambra l. Gambia. S. 273. Z. 30. Doreas l. Dorcas. S. 278. Z. 4. Rheinländischen lies rheinländischem. S. 291. Z. 14. von unten machen l. manchem. Z. 12. von unten soldat l. Soldat. S. 293. Z. 7. den l. dem. S. 301. Z. 14. einer l. eine. S. 302. Z. 9. Andraee l. Andreae. S. 306. Z. 18. halten l. enthalten. S. 307. Z. 24. jeden l. jedem.

In des XIII. Bandes II. Stücke.

S. 343. Z. 11. 12. Diagnasis, Pragnasis lies Diagnosis Prognosis. S. 344. Z. 7. Menganthes lies Menyanthes. S. 353. letzte Z. Psalm 51, 5. l. Ps. 51, 7. S. 354. Z. 1. sündlichen l. sündlichem. S. 360. Z. 12. und 20. Muse l. Muße. S. 365. Z. 21. Ojekt l. Objekt. S. 371. Z. 27. sich herzutretten l. herzuleiten sich. S. 372. Z. 28. ganzen l. ganzem. S. 379. Z. 25. weißen l. weisen. S. 381. Z. 16. Vorstellung l. Vorstellungen. S. 382. Z. 7. gaß l. daß. S. 385. Z. 8. $\frac{18}{10}$ l. $\frac{81}{10}$. S. 387. Z. 5. vielen l. vielem. S. 411. Z. 5. den Röm. Kaiser l. dem Röm. Kaiser. S. 418. Z. 11. nach man setze hinzu, die Franzosen. S. 420. Z. 25. hingegen l. hingegen. S. 432. Z. 24. den brennbaren l. dem Brennbaren. S. 436. Z. 17. 20. 23. anodini, anodino, anodinus, l. anodyni, anodyno, anodynus. S. 437. Z. 4. unsern l. unserm. S. 438. Z. 21. 22. weil das Kalchwasser allerdings durch den Borax niedergeschlagen wird. Soll heissen: weil vom Kalchwasser allerdings der Borax niedergeschlagen wird. S. 441. Z. 7. 8. Astrologische, hippostrologische, athropostrologisch. l. Osteologische, hippostelogisch, anthropostelogisch. S. 459. Z. 2. nur einen l. nur Einem. S. 466. Z. 10. 16. Veneme l. Venema. S. 471. Z. 3. muß nach sey statt des Punkts ein Komma stehen. Z. 10 erhalten l. erhellen. Z. 15. muß nach kann statt des Kolon ein Punkt stehen. Z. 8. von unten den l. dem. S. 473. Z. 13. Charakter l. Charaktere. S. 475. Z. 9. von unten muß eine weggestrichen werden. S. 478. Z. 19. Prarens l. Baxius. S. 480. Z. 3. ist nach ihrer ein Punkt zu setzen. Z. 6. von unten

diesen l. diesem. S. 481. Z. 10. und l. uns. Z. 25. fehlt nach erscheinen ein Komma. Z. 26. gemeinnützigem l. gemeinnützigen. Z. 9. von unten muß nach Geistlichen ein Komma stehen. S. 485. Z. 5. von unten ist nach von sich hinzuzusetzen gestehet, und Z. 4. von unten nach begehen, wird. S. 487. Z. 19. ihn eignen l. ihm eignen. Z. 24. von den l. von dem. S. 488. Z. 24. den l. dem. S. 490. Z. 13. von unten demnach l. dennoch. Z. 6. von unten nach können muß statt des Komma ein Punkt gesetzt werden. Letzte Z. seinen l. seinem. S. 494. Z. 5. einen l. einem. Z. 18. einen l. einem. S. 498. Z. 13. 14. gegenwärtigen l. gegenwärtigem. S. 501. Z. 4. von unten Metastoses l. Metastases. S. 502. Z. 20. auf den l. auf dem. Z. 24. 25. Ehrmüller l. Ermüller. Bertley l. Bercley. S. 504. Z. 19. von unten Stiele l. Stile. S. 511. Z. 19. Toden l. Todten. S. 512. Z. 15. von unten ihn l. ihm. S. 513. Z. 5. 6. welchen l. welchem. S. 545. Z. 9. von unten bekannten l. bekanntem. S. 547. Z. 4. von l. vom. Z. 18. endlichen l. Endlichen. S. 548. Z. 13. dy, dy l. dy, ddy. S. 556. Z. 15. neuerer l. neueren. Z. 26. seinen l. seinem. Z. 6. von unten einen l. einer. S. 558. Z. 17. weissen l. weißen. S. 563. Z. 8. Espana l. Espanna. S. 566. Z. 11. von unten für dem l. für den. S. 569. Z. 21. wenigen l. wenigem. Z. 9. von unten muß nach scheinen statt des Semikolon ein Punkt gesetzt werden. S. 570. Z. 3. von unten Todte l. Tode. S. 576. letzte Z. ferri l. ferri. S. 579. Z. 6. Kenikott l. Kennicot. S. 585. Z. 21. seinen l. seinem. S. 586. Z. 17. vor ihrem l. vor ihren. Z. 28. vor dem l. vor den. S. 588. Z. 4. von unten gutem l. guten. S. 600. Z. 9. Cappenbrügge l. Coppenbrügge. S. 607. Z. 9. von l. an. Z. 16. Hyppolitus l. Hippolytus. S. 608. Z. 20. Psalm 11, l. Psalm 2. S. 611. Z. 24. ἀγεώμετρος l. ἀγεωμέτρητος. S. 613. Z. 3. Symetrie l. Symmetrie. S. 617. Z. 7. accordiny l. according. Z. 8. Gellerts l. Gellert's. S. 620. Z. 3. von unten einem l. einen. Letzte Z. muß enthalten ausgestrichen werden.

In des XIV. Bandes I. Stücke.

S. 52. Z. 4. Thibauld lies Thiebault. S. 162. Z. 13. und 11. von unten muß anstatt Kap. 3. 17. und v. 21. stehen: Kap. 3. 16. und Kap. 4. 21. S. 202. muß statt Fl. stehen Fl.

In

In des XIV. Bandes II. Stücke.

S. 257. statt des Zeichens Bk. lies S. S. 431. Z. 10. von unten für aber: lies und. S. 435. Z. 6. von unten: für Pfluganschloß, lies Pfluganschlag. S. 615. Z. 7. lies statt 2 St. 1 St.

In des XV. Bandes I. Stücke

S. 156. Z. 4. für weder lies entweder. S. 169. Z. 15. von unten lies keiner Unrichtigkeiten überwiesen, anstatt keine Unrichtigkeiten beweisen. S. 171. Z. 5. muß statt des Punctum vor Bequemere ein Comma gesetzet werden. Z. 26. ihr anstatt ihn. Letzte Zeile für gleichen den lies gleich andern. S. 175. Z. 19. sinnreichern statt sinnreichen, und Z. 20. unnatürliche statt unnatürlichen. S. 178. Z. 7. von unten wirklich statt merklich. S. 225. Z. 24. für Wasser lies Waffen. S. 253. Z. 16. von unten Wollaston statt Wolloston.

In des XV. Bandes II. Stücke.

S. 470. Z. 2. von unten seinen Regeln statt seiner Regel. S. 472. Z. 13. für enthielten l. enthalten. S. 484. Z. 4. verkannten statt erkannten. S. 485. Z. 2. von unten: auf einen gewissen Ort statt auf eine gewisse Art. S. 487. Z. 2. der besten Hülfsmittel statt des besten Hülfsmittels. S. 498. Z. 7. von unten muß das Comma hinter Geistes ausgelöscht werden.

Nach-

Nachricht
an das
Publikum.

In dem Anhange zum I. bis XIIten Bande dieser Bibliothek ist S. 916. u. f. eine Anzeige der sieben ersten Bände von Hrn. Boysens Auszuge aus der Welthistorie befindlich, die dem Herrn B. gar sehr mißfallen hat. Er ließ in die Hallische gelehrte Zeitungen, unterm 18ten Sept. 1771., einen Aufsatz einrücken, in dem er unter andern berichtet:

„Ich habe in der Vorrede zum IXten Theile dieses Werkes unwiedersprechlich dargethan, daß die zu Berlin, wider mich gemachte Recension, nicht nur von der gröbsten Unwissenheit zeuge, sondern auch paßquillantisch sey. — Da nun der Welt nicht wenig daran liegt, daß solche Beyspiele, als diese Bibliothek giebt, nicht allgemein werden, so bitte ich Sie, meine Herren, (nemlich, die gelehrten, einsichtsvollen und, sonderlich gegen die A. d. B. so unpartheyischen Verfasser der Hallischen Zeitungen) wenn Sie finden, daß ich den Recensenten, der kein Universitätsprofessor,*) sondern ein „Mann

*) Ich weis nicht ob Hr. B. durch diese Behauptung, den Herren Hallensern mehr Muth zu Verdammung des Recensenten machen will, oder wozu sie sonst, dienen soll. Ich wünschte aber doch gelegentlich nur den geringsten Beweis zu sehen, daß der Verf. dieser Recension, wirklich kein Universitätsprofessor sey, und von Hrn. B. zu erfahren, zu welcher Zunft er gehöre. Wird und kann er aber diese Behauptung nicht beweisen, so könnte die Welt leicht glauben, daß Hr. B. zu den Anekdotenkrä-

„Mann aus einer ganz andern Zunft ist, hinläng„lich überführet habe, daß er mit Vorsatz beleidi„gende Unwahrheiten, niedergeschrieben habe, doch „die Frage zu beantworten: Ob nicht Verbrechen „dieser Art von der weltlichen Obrigkeit*) be„straft werden müßten.„

In der gedachten Vorrede, beweiset Hr. B. eigentlich nichts, aber wohl wirft er dem Rec. vor, daß er in den gemeinsten Sachen unwissend sey, und setzt hinzu: „Er wisse nicht womit er die Grobheiten ver„dienet habe, die der Recensent, in einem nervich„ten und recht weißlingerischen Tone, ausgestossen „habe. — Er sey gebeten worden, sich mit dem Re„censenten gar nicht abzugeben, weil er wider ihn „gedungen schiene. — Er habe zum Publiko das „gute Vertrauen, daß es sich von dem unausstehli„chem Schwalle von Beywörtern, Bombast und „Phöbus, mit welchem dieser Recensent seine tücki„schen Wendungen zu verstecken sucht, gegen das „Zeugniß seiner eignen Augen nicht werde betäuben „lassen. — Der Rec. habe beydes eine unverzeih„liche Unwissenheit und ein arges Herz verrathen,„ und dergleichen mehr. Es würde sehr überflüßig seyn,

sol-

krämern gehöre, die mit schlauer und vielbedeutender Mine, hier und da einen Wink geben, als wenn sie viel mehr wüßten, als sie sagen, und die doch immer mehr sagen, als sie wissen.

*) Noch habe ich nicht gehört, daß die Verfasser der Hallischen gelehrten Zeitung, diese Frage beantwortet hätten, ich weis nicht, ob, weil Sie nicht finden, daß Hr. Boysen seinen Satz bewiesen habe, oder, weil Sie es überhaupt allzukitzlich finden, zu behaupten, daß die vorsetzliche Verbreitung beleidigender Unwahrheiten von der Obrigkeit müsse gestraft werden.

solche Floskeln zu beantworten.*) Es sind die gewöhnlichen Ausbrüche des Zorns getadelter schlechter Scribenten, die ihrer Sache dadurch ein besser Ansehn zu geben glauben, wenn sie, auf gut Glück hin, behaupten, daß ihre Recensenten, die unwissendsten und boshaftigsten Creaturen unter der Sonne wären. Genug, Hrn. B. Buch und die Recension liegen der Welt vor Augen, und ich hoffe, sie wird daraus ersehen, daß der Verfasser derselben ein Mann ist, der sich nicht erst seit gestern mit der Geschichte beschäftiget. Wenn es mir erlaubt wäre den Namen dieses Recensenten, so wie auch den Namen des Recensenten

*) Ich will auf Verlangen des Recensenten, nur an einem einzigen Beyspiele zeigen, mit welcher Dreistigkeit Hr. B. wahre Anmerkungen des Recensenten, für boshafte Unwahrheiten ausschreyet. Er sagt in der obengedachten Vorrede zu dem Recensenten: „Er sagt mir ins Gesichte, daß ich in meiner jüdischen Geschichte, ohne „Schamröthe, von der monatlichen Reinigung gesprochen hätte. Schaam steige in Ihnen auf, und „sie stärke ihr Gesicht, mein Herr! Ich habe in meiner jüdischen Geschichte kein einziges Wort hievon „gesagt.„ Sollte man nicht glauben, Herr B. müsse seiner Sachen recht gewiß seyn, zumal da er von seinem eigenem Buche spricht. Gleichwohl stehet in seinem Auszuge 1ter Th. S. 558. folgende Stelle, auf die der Recens. anspielte, „die Weiber hatten sowohl der Einsamkeit wegen, in der sie leben mußten, als auch ihrer gesetzlichen Schwachheiten halber, abgesonderte „Gemächer. So lange diese Schwachheiten dauerten, „mußten sie sich der Haussorge und des Umganges mit „den Ihrigen begeben. Nicht einmal durften ihre Betten, Stühle, Tische, und Geräthschaften angerühret werden. Dieser Umstand, sowol als das heiße „Clima machten es auch insonderheit nothwendig, daß „ein jedes Haus seine Badstube hatte. Daher pflegten auch die Juden sich fleißig zu waschen, und um die „Haut geschmeidig zu erhalten, sich mit Oel und Salben

ten von Desguignes Geschichte, *) mit dem Hr. B. in eben dieser Vorrede so cavaliérément umgehet, öffentlich zu nennen, so würde dies genug seyn Hrn. B. äusserst zu beschämen, wenn er irgend noch beschämt werden kann.

In-

„ben zu bestreichen.„ Beyläufig als ein Beyspiel von Hrn. B. Aufrichtigkeit, ist es anzumerken, daß der Recensent nicht gesagt: Hr. B. habe ohne Schamröthe von der monatlichen Reinigung gesprochen, sondern (S. 920.) „der Mann, der in der jüdi„schen Geschichte von monatlicher Reinigung spricht, „kann auch ohne Schamröthe melden, Philonides habe „den Rock des römischen Gesandten, bepisset.„

*) Ich will bey Gelegenheit dieser Recension, nur an einem Beyspiele zeigen, wie sich Hr. B. wissentliche Verstümmelungen erlaubt, um nur die A. d. B. anklagen zu können. Er sagt: „Weil Deguignes, so schließt der Recensent, in einer Note sagt: „er hätte sich bey sei„nem 15. und 16ten Buche, des P. Gaubils Geschichte „der Mongolen bedient, so habe er nicht aus den Ori„ginalen der Chineser geschöpft.„ Dies soll nach Hrn. B. Vorgeben eine ungereimte Folgerung seyn. Nun lese man die Worte des Recensenten: (S. 1005.) „Hernach zeigt sich allenthalben, daß der Verf. gar sel„ten aus der ersten Hand, sondern vielmehr immer, „aus der zweyten und dritten, seine Nachrichten er„halten habe. Bey der Note 1) zum 15ten Buche, „sagt er ausdrücklich: Ich habe mich in diesem und „dem folgenden Buche, vornemlich des P. Gaubil Ge„schichte der Mongolen bedienet. — — Da er alle „chinesische Geschichtschreiber durchgegangen ist, so „habe ich geglaubt mich dieser Arbeit überheben „zu können.„ Wenn Deguignes selbst gestehet, daß er es vor unnöthig gehalten, die chinesischen Originale nachzuschlagen, so muß diese Leichtsinnigkeit einem aufmerksamen Recensenten, doch wohl befremden. Welches Unrecht thut der Rec. dem Verf., wenn er von ihm behauptet, was derselbe selbst von sich sagt?

Inzwischen würde ich des Zorns und der leeren Beschuldigungen wegen, die Hr. B. ausstößt, gewiß keine Feder angesetzt, sondern sie, wie mehrere dergleichen Angriffe, blos verachtet haben, wenn nicht, folgende Worte, mit denen Hr. B. die Vorrede seines IXten Theils beschliesset, mich, wider meinen Willen, zu einer öffentlichen Antwort nöthigten.

„Uebrigens, sagt Hr. B. ist mir und andern bekannt, daß diese Recension bestellt worden ist, und, „daß man eine andere von dem I. und II. Theile, weil „sie zu günstig gewesen, unterdrückt hat. Mit „dem Beweise dieser Anzeige kann ich dienen, wenn „und wo man will.„

Ich fordere Hrn. B. hiemit öffentlich auf, diese seine Beschuldigung zu beweisen, und zwar sie einleuchtend zu beweisen, nicht sich, mit leeren unbestimmten Worten auszudrücken, sondern Thatsachen ans Licht zu bringen, die das, was er vorgiebt, wirklich ausser Zweifel setzen.

Er erkläre sich, was er damit meyne, wenn er sagt, diese Recension sey bestellt worden. Freylich werden alle Recensionen in der A. D. B. bestellt, denn ich trage sie jemand auf, der sie auf mein Verlangen verfertigt. Es wäre sehr einfältig dies, der Welt beweisen zu wollen. Will er aber sagen, diese Recension, sey deshalb besonders bestellt worden, um ihm zu schaden, um ihn zu beschimpfen, um an ihm Rache auszuüben, *) kurz aus Privatabsichten, die

*) Die Verf. der Hallischen Zeitungen sagen (1771. no. 63.) „vernünftige Männer sehen die Triebfedern, besonders bey dieser Kritik, wo das Interesse der wich„tig

nicht auf die Untersuchung der Wahrheit, gehen, sondern auf einen andern Zweck gerichtet sind, so fodere ich den Beweis dieser harten Beschuldigung. Aber Hr. B. erinnere sich, daß die bloße Vermuthung eines erzürnten Schriftstellers, hier kein Beweis ist.

Eben so muß er nicht blos beweisen, daß ich eine Recension seines Werkes im Mspt. gehabt habe, welche nicht ist gedruckt worden. Es ist natürlich, daß unter einigen tausend Recensionen, die ich zur Bibl. empfange, zuweilen einige nicht gedruckt werden. Dies kann sehr verschiedene und sehr rechtmäßige *) Ursachen

„tigsten Mitarbeiter an der Bibliothek in Collision „zu kommen schien, leicht ein, und verabscheuen, die „hämische Denkungsart des Verfassers, von welcher „man mit nächstem, noch sehr merkwürdige Proben „haben soll.„ Es sind schon einige Monate verlaufen; wie kommt es denn, daß man von diesen merkwürdigen Proben noch nichts gesehen hat? Warum macht man denn die besondern Triebfedern nicht bekannt? Warum nennt man denn die wichtigsten Mitarbeiter nicht? Warum erörtert man die Collision nicht in der ihr Interesse mit Hrn. Boysens Buche kommen sollte? Und, was das vornehmste ist, warum zeiget man nicht, daß diese Recension, blos dieser vorgegebenen Collision wegen, so und nicht anders, ausgefallen sey? Man könnte sich darüber wundern, wenn es nicht schon allzubekannt wäre, wie giftige Beschuldigungen die Verf. der Hällischen Zeitungen, wider die A. d. B. ohne Beweis auszustoßen pflegen, und wie gewöhnlich es ihnen ist, in unbestimmten Ausdrücken mit noch mehreren zu drohen. Hier ist nur eine neue einleuchtende Probe, der hämischen Denkungsart, die alle vernünftige und rechtschaffene Männer, schon längst, mit Recht verabscheuet haben.

*) Ich habe wirklich vom Iten, (nicht vom I. und IIten) Theile von Hrn. Boysens Auszug — eine Recension noch

chen haben. Herr B. muß beweisen, daß die Recension seines ersten Theiles, blos deswegen nicht abge-

 druckt

noch bis itzt in Händen, die nicht ist gedruckt worden. Da Hr. Boysen, dies so hämisch ausgelegt hat, so sehe ich mich genöthigt, den wahren Zusammenhang dieser Sache zu erzählen, so großen Widerwillen ich auch habe, das Publikum mit Kleinigkeiten, die es eigentlich gar nicht intereßiren, zu unterhalten. Es hat damit folgende Bewandniß. Herr Klotz, prieß mir im Jahre 1766., einen gewissen Gelehrten zum Recensenten in der Geschichte und dem Staatsrechte an. Die erste Recension die ich von demselben erhielt, war von Pütteri Elementis Juris Publici. Ich fand zu meinem Erstaunen in derselben, sehr unanständige Ausdrücke, gegen diesen berühmten Mann. Ich entschloß mich endlich, dieselbe wegzustreichen und zu ändern, übrigens aber die Recension, in Absicht auf die Sache selbst, so wie sie war, abdrucken zu lassen, (S. VI. B. 1tes St. S. 232. u. f. f.) weil ich noch nicht glaubte, in die Einsichten des Recensenten ein Mißtrauen setzen zu dürfen. Kaum aber, war die Recension abgedruckt, so erhielt ich von zween Gelehrten, von denen ich gewiß überzeugt war, daß sie Kenner des Staatsrechts waren, und von denen ich auch gewiß wußte, daß sie den Recensenten nicht kenneten, Briefe, in denen sie ihr Befremden bezeugten, daß eine solche Recension in die A. d. B. wäre eingerückt worden. Dies allein hätte mich schon gegen diesen Recensenten zurückhaltender machen können. Da ich aber auch, um diese Zeit gerechte Ursach fand, in Hrn. Klotz, als einen Mitarbeiter an der A. d. B. betrachtet, Mißtrauen zu setzen, und mich deshalb in nicht geringer Verlegenheit befand, so war es wohl natürlich, daß ich gegen den, den er mir so angelegentlich angepriesen hatte, mehr Behutsamkeit anwenden mußte. Da er mir nachher, einige Recensionen zusendete, worunter auch die von Hrn. B. Auszug Th. I. war, so laß ich sie sorgfältig durch. Ich sahe, daß sie sehr nachläßig, nicht einmal grammatikalisch richtig geschrieben waren, daß die Urtheile so wie die Betrachtungen oft ziemlich seicht und schielend waren. Dies, nebst verschiedenen

eige

druckt worden, weil sie zu günstig gewesen, oder er hat nichts bewiesen.

Ich

eignen nicht sonderlich gerathenen Schriften dieses Recensenten, verminderte, das hauptsächlich auf Herrn Klotzens Anpreissung zu demselben gefaßte Zutrauen, gar sehr. Hiezu kam, daß ich eine von den mir übersendeten Recensionen, in einem andern Journale, woran dieser Recensent, arbeitete, schon beynahe wörtlich abgedruckt fand. Ich konnte nicht wissen, ob es nicht mit mehrern von den mir übersendeten Recensionen eben so gehen möchte. Dieses alles zusammen genommen, brachte mich zu dem Entschlusse, mich von diesem Recensenten ganz los zu machen, und von allen, mir von ihm übersendeten Recensionen, gar keinen Gebrauch zu machen. Ich hatte also keine besondere Ursach, dazu die Hrn. B. betreffende Recension, etwann blos allein, nicht drucken zu lassen. Es war vielmehr natürlich, daß ich, da ich den Recensenten zu einem Mitarbeiter an der A. d. B. für untüchtig hielt, da ich ihn also die folgenden Theile des Boysenschen Werks nicht recensiren lassen konnte, und wollte, daß ich, sage ich, dem Recensenten der folgenden Theile, auch den ersten Theil auftragen mußte.

Ich habe hier nicht ein Wort geschrieben, daß ich nicht benöthigten Falls mit den vor mir habenden Recensionen, und Briefen beweisen kann, vielmehr habe ich verschiedenes, das ich weis, verschwiegen, weil ich die benöthigten Beweise itzt nicht bey der Hand habe. Ich habe mich auch gegen Hn. Boysen, der mir in Privatbriefen, die Anekdote, von der unterdrückten Recension sehr hoch hat anrechnen wollen, erboten, diese Recension noch itzt abdrucken zu lassen. Herr Boysen hat dieses aber in seinen Briefen inständigst verbeten, feyerlichst dagegen protestirt. Was kann er für Ursachen haben, zu verbitten, daß die Recension, über deren Unterdrückung er sich beklaget, nicht, noch gedruckt werde? Will er etwa, daß die wahre Beschaffenheit der Sache nie recht ins Licht gesetzt werden soll, damit er mich und die A.

d.

Ich fodere ihn nochmals auf, diesen Beweis zu führen, aber ich fodere auch, daß er seine Vorwürfe deutlich und unwidersprechlich beweise, und sich nicht, wenn man am gewissesten glaubt, er werde etwas wichtiges hervorbringen, hinter leere Worte, elende Behelfe, nichtsbedeutende Winkelzüge, und kahle Entschuldigungen verstecke.

Ich habe eine besondere Ursach, warum ich den Hrn. B. der mit so vieler Dreistigkeit, sich erbietet, mich zu überführen, daß ich aus schimpflichen Nebenabsichten, Recensionen unterdrücke, mit der Dreistigkeit, die mir ein gutes Gewissen giebt, noch lauter aufzufordern, es nicht dabey bewenden zu lassen, daß er mir mit diesem Beweise drohet, sondern diesen Beweis, wenn er ihn führen zu können glaubt, wirklich zu führen.

Diese Ursach ist folgende: Herr Boysen hat seit dem Brachmonate dieses Jahres, über die ihm so sehr verhaßte Recension, einen Privatbriefwechsel mit mir angefangen. Einen Briefwechsel voll unverständiger Klagen, auffahrender Drohungen, übereilter Muthmassungen, gleißender Schmeicheleyen, unbestimmter Anekdoten, prahlerischer Verachtung, gezwungener Höflichkeit, stolzen Großthuns, und gleißnerischer Sanftmuth. Einen Briefwechsel, der, wenn mich Herr B. durch fernere Zunöthigungen,

 zwin-

d. B. ferner mit dunkeln, unbestimmten Beschuldigungen verfolgen könne? Ich werde einer ganz entgegengesetzten Aufführung mich befleißen. Da ich mich meiner Unschuld bewußt bin, so werde ich meine Vertheydigung, allemal in der völligen Aufklärung der Sachen, wegen derer man mich beschuldiget, suchen.

zwingen solte, ihn in extenso, mit den nöthigen Erläuterungen, der Welt vorzulegen, ihn, mehr wie sonst etwas, der Welt als den schildern würde, der er ist.

In diesem Briefwechsel schrieb mir Herr B. unterm 16 Sept. 1771 unter andern, folgende Drohungen:

„Setzen Sie mich ja nicht in das Moderamen „inculpatae tutelae, ich werde sonst dem Publico „Anecdoten vorlegen, worüber es erstaunen wird. „Ich bin, glauben Sie es mir, seit dem letzten An„griffe, mit verschiedenen Nachrichten versorget wor„den, die eben so wahr sind, als die Nachricht von „der unterdrückten Recension ist, (wobey ich durch „Ew. H. genöthiget werde, die aufrichtige Versiche„rung hinzuzufügen, daß ich diese Nachricht nicht „von dem Hrn. Geh. Rath Kloß habe, *) und daß „ich seit 3 oder 4 Wochen nachdrücklich aufgefodert „worden bin, sie gemein zu machen. Halten Sie „mir zu gute, Ihnen zu sagen: daß ich, sobald ich „nur, meinen in Ihrer Bibliothek so oft gemißhan„delten **) Namen, noch einmal gekränkt, oder, „welches wohl nicht zu erwarten ist, gelobt finde, „ich mit diesen Sachen hervorrücken werde. „Ich

*) Niemals habe ich den Hrn. B. gefragt, woher er eine Nachricht habe, die die ganze Welt wissen kann. Wie kommt er denn hier zu dieser aufrichtigen Versicherung? Schlug ihn etwa das Gewissen?

**) Wo ist Hr. B. gemißhandelt worden? oder nennt er es etwa mißhandeln, wenn ihm nicht so viel Weihrauch angezündet wird, als er zu verdienen glaubt?

„Ich verlange durchaus, nicht weiter in ihrer Bi-
„bliothek zu stehen.

Auf diese so fürchterlich scheinende Drohung,
antwortete ich Herrn B. folgendermaßen:

„Ich glaubte, nicht ferner mit Hn. B. zu corre-
„spondiren, aber eine Drohung in Ihrem Briefe v:
„16 Sept. nöthigt mich zu einer Antwort auf dieselbe.
„Sie drohen, wenn Sie in der Bibl. ferner recensiret
„würden, dem Publico Anekdoten vorzulegen, über
„die es erstaunen würde, rc. Denn Sie verlang-
„ten durchaus nicht weiter in der A. d. Bibl. zu ste-
„hen, rc. rc.

„Was für Recht haben Sie, mein Herr, an-
„dern Gelehrten zu verbieten, daß Sie Ihre Schrif-
„ten beurtheilen sollen? Nach Ihrer Drohung ist es
„nun unmöglich, daß von Ihren Schriften in der
„Bibl. kann geschwiegen werden, wenn ich auch wol-
„te. Sie werden ferner, gleich andern neuen deut-
„schen Schriften recensiret werden, und der Recen-
„sent wird seine Meynung eben so freymüthig sagen,
„als von andern Schriften. Ich aber fordere Sie
„auf, alle Anekdoten, die Sie zu wissen glauben,
„unverzüglich bekannt zu machen, damit man sehe,
„was es eigentlich sey, worüber das Publicum er-
„staunen soll. Es ist sehr gewöhnlich, daß man
„vorgiebt, man wisse dieses und jenes, und hier und
„da in den Journalen darauf anstichelt. Wenn sol-
„che Anekdoten würklich bekannt gemacht werden, so
„kann man darauf antworten, und Sachen aufklä-
„ren, die durch Muthwillen, Unwissenheit oder hä-
„mische Boßheit, verstellt vorgetragen worden sind.
„Ich bin in allen meinen Handlungen beständig ge-

„radezu, ohne Schleifwege und Intriguen zu Werke
„gegangen. Ich bin mir bewust, daß ich allemal
„redliche Absichten gehabt, und keine andere als
„redliche Mittel gebraucht habe. Wer sich dieses
„bewust ist, darf das Licht nicht scheuen. Wenn
„das, was Sie von mir bekannt machen wollen, Wahr-
„heit ist, so mag es die ganze Welt wissen, und Lügen
„werde ich zu widerlegen, und Lügner werde ich zu
„beschämen wissen. Conscia mens recti famae
„mendacia ridet.„

Hätte man nicht glauben sollen, daß der Mann, der so erstaunenswürdige Anekdoten von der Bibl. wußte, der mit neuen Nachrichten versorgt, der von andern nachdrücklich aufgefodert war, sie gemein zu machen, doch etwas von diesen erstaunenswürdigen Anekdoten, öffentlich bekannt machen würde; da ich, der Herrn B. Meynung nach, am meisten wünschen müßte, diese Anekdoten unterdrückt zu sehen, ihn zu deren Bekanntmachung viel nachdrücklicher aufforderte, als selbst die können gethan haben, die sie ihm mitgetheilt haben sollen. Man sehe aber seine Antwort vom 26 Sept. an mich:

„Ew. H. hören nicht auf, mir unangenehme
„Stunden *) zu machen, und sie sagen mirs so eben,
„daß Sie sich aufs neue wider mich in Bereitschaft
„setzen **) wollen. Aber was habe ich Ihnen zu
„lei-

*) Seltsam! wie kann es Hrn. B. eine unangenehme Stunde machen, wenn ich ihn auffodere, die Anekdoten bekannt zu machen, mit deren Bekanntmachung er mir drohet?

**) Ich in Bereitschaft? Nicht eher wollte ich mich in Bereitschaft setzen, bis ich die erstaunlichen Beschuldigungen

„leide gethan, und wodurch verdiene ich, daß Sie „mich so hart behandeln? Habe ich denn gesagt, daß „ich von Ihnen Anecdoten wüßte? Ist denn das „einerley: Anecdoten von der Bibliothek wissen, „und Anecdoten von Ihrem Herausgeber wissen? „Wo denken Sie denn hin — Nirgend habe ich „Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie keine red„liche Absichten hätten, und sich keiner redlichen „Mittel bedienten: Was declamiren Sie dann? „Unterdrückt haben Ew. H. doch die **sche Recen„sion, das haben Sie mir selbst gestanden, die Ursa„chen dazu, können gegründet gewesen seyn, das „läugne ich nicht. Genug indeß, daß das Factum „Wahrheit ist, *) und daß die Anzeige desselben, nun „nicht unter die falschen Beschuldigungen gehört, „durch welche man Ihren ehrlichen Namen zu „schänden sucht.„

Am

gen wüßte, wider die ich mich in Bereitschaft zu setzen nöthig haben sollte. Da ich mich aber meiner Unschuld bewußt war, so wußte ich auch zum voraus, daß Hr. B. keine Beschuldigungen vorbringen konnte, die es nöthig machten, mich in besondere Bereitschaft zu setzen.

*) Hier braucht Hr. B. den elenden Behelf, den ich schon oben verbeten habe, im Fall er künftig wider die Bibl. den Beweis führen will, dazu er sich öffentlich erboten hat. Wenn ich eine Recension aus gegründeten Ursachen, nicht abdrucken lasse, was ist der Welt an dieser Anzeige gelegen? Ganz anders aber lautet es, wenn Hr. B. versichert, der Welt beweisen zu können, ich habe eine Recension deshalb unterdrückt, weil sie zu günstig gewesen. Die angegebene Ursach, macht die Anzeige zur Beschuldigung und wenn Hr. B. selbst nicht läugnet, daß ich gegründete Ursachen kann gehabt haben, so ist die Beschuldigung falsch.

Am Ende des Briefes wünscht Herr B. „daß „ich ihm meine Höflichkeit nicht itzt, da er krank sey, „sondern lieber zu einer andern Zeit zu empfinden ge„geben hätte; er bittet mich recht sehr, ihn nicht fer„ner zu quälen. Das Schicksal welches seine Briefe „von mir erhalten würden, möge nun beschaffen seyn, „wie es wolle, so solle es doch die Gesinnungen nicht „ändern, in welchen er durch Gottes Gnade gegen „seine Feinde stehe, u. s. w.

Muß man sich nicht wundern, daß, nach einer so dreisten Drohung auf Hn. B. Seite, auf die von meiner Seite eine so freymüthige Herausfoderung erfolgt war, Herr B. (weitgefehlt, daß er von seinen Drohungen etwas ins Werk gerichtet hätte,) nun eine so sanftmüthig seynsollende, nachgebende, besänftigende Antwort ertheilt. Wie soll man dieses mit seinen vorherigen Drohungen zusammen reimen? Was soll man von dem Manne denken, der den 14ten Sept. sich öffentlich zu einem Erweise wider die Bibl. erbietet, und den 26ten Sept. an mich einen Privatbrief schreibet, worinn er mich unter Drohungen abschrecken will, seinen Namen in der Bibl. zu nennen, folglich auch, die Bibl. wider seine hämische Anschwärzungen zu vertheydigen? der den 14 Sept. öffentlich behauptet, es sey eine Recension unterdrückt worden, weil sie zu günstig gewesen, und der den 26ten Sept. insgeheim nicht läugnen will, daß die Ursachen sie zu unterdrücken, können gegründet gewesen seyn? der wechselsweise drohet und kriecht, und

zwar

zwar öffentlich drohet und heimlich kriecht? der öffentlich eine tadelnde Recension zu einem Verbrechen machen will, das die weltliche Obrigkeit bestrafen solte, und insgeheim sich auf die Gesinnungen beruft, in denen er durch Gottes Gnade gegen seine Feinde stehet? Ist jemand der, das widersprechende und zugleich das verächtliche eines solchen Betragens nicht einsiehet? Muß man, wenn man es überlegt, nicht glauben, es sey Herrn B. kein rechter Ernst, wenn er wider die Bibliothek, Beweise zu führen, Anekdoten herauszugeben verspricht, sondern er nehme sich vor, daß er die Ausführung solcher Drohungen, schon vermeiden wolle, daß aber dieselben nebst den damit verknüpften Beschuldigungen und Beschimpfungen der Bibliothek, bey seinen Lesern doch einigen Eindruck machen, und wenigstens geringen Verdacht der Partheylichkeit, Unwissenheit, Boßheit, über seine Recensenten verbreiten könnten. Eine solche Aufführung mag dem Interesse des Herrn B. gemäß seyn. Meinem, als eines unschuldig Angeklagten, Interesse, ist es aber gemäß, daß alles, worüber man mich, oder die Verfasser der A. d. B. anklagt, nie in einer unbestimmten Dunkelheit bleibe, sondern in das helleste Licht gesetzet werde. Bloß von der völligen Aufklärung aller Umstände, der vorgegebenen Anecdoten, erwarte ich die Rechtfertigung aller Verfasser der Bibliothek und die meinige.

Ich fodere daher H. B. öffentlich vor den Augen des gelehrten Deutschlandes, auf, alle für das

Pu-

Publikum erstaunenswürdige Anekdoten von der allgemeinen deutschen Bibliothek, mit denen er mir insgeheim gedrohet hat, öffentlich bekannt zu machen, zugleich aber ihre Richtigkeit, unwidersprechlich zu beweisen. Ich habe die Gesinnungen, noch nicht geändert, die ich öffentlich an den Tag legte, als mir Hr. Kloß, fast eben so wie Hr. Boysen, in einem Privatbriefe drohen ließ, daß er Documente gegen mich herausgeben wollte. Ich erklärte damals öffentlich: (VIII. B. 2 St. S. 330.) „Habe ich das geringste gethan, das Beschämung verdienet, so bin „ich zufrieden, daß ich vor der ganzen Welt beschämet „werde.„

Auch kann der feine Unterschied, den Hr. B. zwischen den Verfassern der Bibliothek und mir macht, hier gar nicht in Betrachtung kommen. Die Verfasser der Bibliothek sind eine Anzahl gelehrter und rechtschaffener Männer, die eben so wenig als ich, nöthig haben, das Licht zu scheuen. Auch wird der Streit viel interessanter seyn, wenn er die Verfasser der Bibliothek, als wenn er blos mich betrift. Ich bin der bloße Sammler und Herausgeber der Bibl. Das einzige Verdienst, das ich mir dabey zuschreiben kann, ist, daß ich wissentlich keine andere als einsichtsvolle und unpartheyische Mitarbeiter wähle. Die Verfasser aber, (unter denen ich mit wahrem Vergnügen verschiedene der verehrungswürdigsten Gelehrten Deutschlandes zähle) haben das viel größere Verdienst, daß durch ihre unermüdete Bemühungen, die-

dieses Werk an wahrem Werthe, nicht abnimmt, sondern zunimmt; Ihnen ist es zu danken, wenn dieses Werk auf die deutsche Litteratur lebhaftere Aufmerksamkeit erweckt, wenn es dieselbe in mehrere Provinzen und in mehrere Stände verbreiten hilft, wenn es selbst zur Verbesserung derselben, und zur Beförderung nützlicher Kenntnisse überhaupt, nicht unbeträchtliche Hülfsmittel an die Hand giebt.

Es ist dem Publikum nicht uninteressant, wenn solchen Männern, gegen allen äusserlichen Anschein, Beschuldigungen gemacht werden, worüber es erstaunen muß; und eben so interessant ist es ihm, wenn diese Männer, sich gegen alle lebhafte Verläumdungen, völlig rechtfertigen, und ihre Unschuld in das helleste Licht setzen können. Dies wird aber, wie ich bis itzt völlig überzeugt bin, der Erfolg, der Bekanntmachung aller möglichen Anecdoten seyn, die Hr. Boysen in petto haben könnte.

Ich liebe auf keine Weise Zänkereyen. Ich hoffe, ich habe mehr als einmal gezeigt, daß ich Streitigkeiten lieber vermeide, als suche. Ich habe zu vielen Beschimpfungen, zu sehr hämischen Angriffen geschwiegen, wenn sie so beschaffen waren, daß sie in den Augen vernünftiger kein Gewicht hatten, oder wenn sie so beschaffen waren, daß sie, bey einiger Aufmerksamkeit sich selbst widerlegen mußten. Wenn aber jemand auf Beweise pochet, die er gegen die A. d. Bibl. vorbringen wolte, wenn er mit nachthei-

li-

ligen Anecdoten drohet, die er vorbringen könnte, wenn er wolte, so halte ich es für Pflicht, die Bekanntmachung dieser Beweise, dieser Anecdoten auf das nachdrücklichste zu verlangen, zu verlangen, daß alles dahin gehörige, gänzlich ins Licht gesetzt würde. Ich werde es mir auch künftig zur Pflicht machen, wenn ferner jemand, die Welt, mit unbestimmten dunkeln Beschuldigungen der A. d. Bibl. hintergehen wolte, mich destomehr unermüdet zu bestreben, alles deutlich zu machen, und aufzuklären, jemehr sich die Gegner bestreben werden, alles zu verwickeln, und zu verdunkeln. Ich halte dis für das beste Mittel, boshaften Verläumdungen zu widerlegen, und der Unschuld die Gerechtigkeit zu verschaffen, die ihr gebühret. Berlin, den 20ten Christmonats 1771.

Fr. Nicolai.

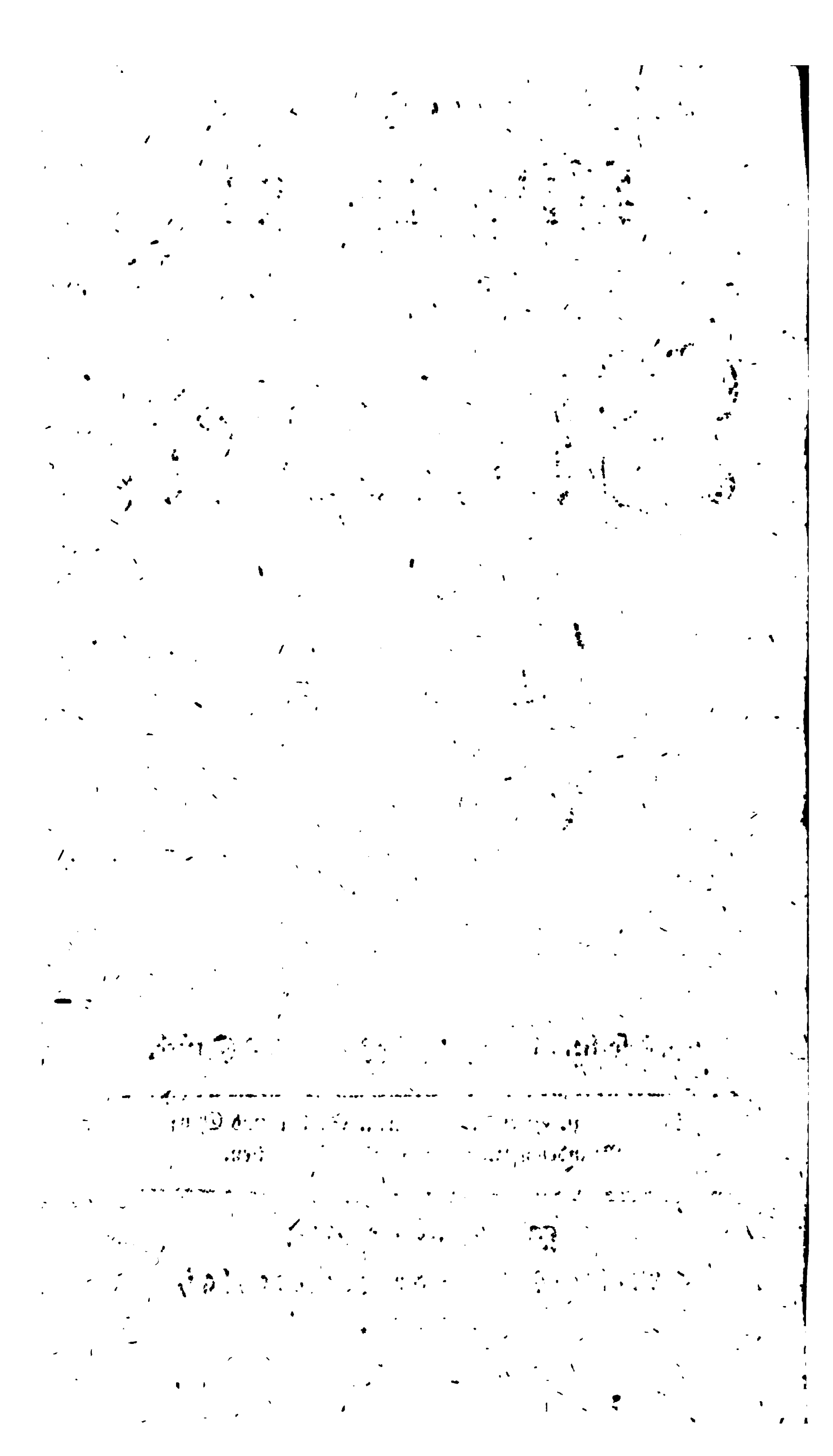
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sechzehnten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1772.



Verzeichniß

der in diesem zweyten Stück des sechzehnten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrtheit.

2) Rechtsgelahrheit,

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

6) Weltweisheit.

P.

7) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

8) Mathematick.

9) Kriegswissenschaft.

10) Philologie, Kritick und Alterthümer.

11) Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

Ge-

12) Gelehrte Geschichte.

13) Romanen.

14) Haushaltungskunst und Gärtnerey.

15) Vermischte Nachrichten.

XXI.

Johann Melchior Götzens Fortsetzung der ausführlichern Vertheydigung des complutensischen griechischen Neuen Testaments, ꝛc. zur Widerlegung des Herrn D. Semlers. Hamburg, bey Joh. Christ. Brandt, 1769. 1 Alphab. 7 B. in 8.

M. J. N. Kiefers, Predigers und Rectors des Gymnasii zu Saarbrück, gerettete Vermuthungen über das complutensische Neue Testament — gegen den Hn. Senior Götz in Hamburg. Herausgegeben von D. Joh. Salomo Semler. Halle, bey Johann Christian Hendel, 1770. 20 Bog. in 8. *)

Dies sind die beyden Schriften, welche zuletzt zur Bestimmung des eigentlichen Werths der complutischen Ausgabe des N. T. herausgekommen sind, und es ist wohl sehr zu wünschen, daß der ganze Streit, wie er bisher geführt worden, damit ein Ende habe. Man will damit nicht sagen, daß er unerheblich gewesen; es ist auch nicht zu läugnen, daß hin und

*) S. IV. B. I. St. S. 113 ff. Imgleichen V. B. II. St. S. 4 ff.

und wieder manche Nebenfrage eine größere Aufklärung und mehrere Berichtigung erhalten habe, und nun so viel ausgemacht ist, daß die Herausgeber des complutischen N. T. nicht zuerst aus der danebenstehenden Vulgate den griechischen Context 1 Joh. 5, 7. zusammen gesetzt, oder auch überhaupt ohne alle griechische Handschriften den Abdruck des Ganzen besorgt haben. Aber war das wohl der Mühe werth, so viele Bogen zu verschwenden, und zu solchen Bitterkeiten und Anzüglichkeiten sich hinreissen zu lassen? Sollte man nicht die ohnedem trockne Kritick durch die möglichste Klarheit, Ordnung und Kürze dem Leser etwas gefälliger zu machen suchen? Und wenn man auch nur für Gelehrte von Profeßion schriebe, wäre es nicht der ihnen schuldigen Achtung gemäs, sie mit ewigen Wiederholungen, unbedeutenden und gar nicht zur Sache gehörigen Eingängen, und den eben so wenig großen nöthigen Aufmutzungen der kleinsten Wortvergehungen des Gegners zu verschonen? Nur in so fern wünschen wir also das Ende dieses Streits, in wie fern es der Herr Pastor Götze ferner anständiger finden sollte, nichts unbeantwortet zu lassen, seinem Gegner kein Wort zu vergeben, immer seine Meynung weitläuftig anzukündigen u. s. w. Die Reihe der Antwort ist nemlich an ihn, ungeachtet wir auch durchaus nicht sehen, was ihm gegen den Hn. Kiefer mit Grund zu antworten übrig bleibt, und wir denken, daß das Urtheil unserer Leser nicht anders ausfallen könne.

Ohne uns also auf die Beschreibung der äusserlichen Einrichtung beyder Schriften und die Anzeige der Menge von Nebenuntersuchungen, die gar zu sehr ins kleine gehen, einzulassen (womit wir ohnedem zu spät kommen würden), wollen wir den bisherigen Ausgang des Streits kurz erzählen und mit größter Unpartheylichkeit beurtheilen.

Gegen

Gegen die Auszüge von Varianten des griechischen Textes und der beygedruckten Vulgate in der complutischen Ausgabe, welche Herr G. in seiner ausführlichern Vertheydigung geliefert hatte, zum Beweis, daß Herr D. Semler nicht behaupten könne, „es sey diese ganze Ausgabe mit wissentlicher Untreue „nach der Vulgate verfälscht;„ hatte dieser geantwortet, „es sey von liturgischen Stellen die Rede; „dies sey die Sprache der Gelehrten, nach welcher „man ihn hätte verstehen sollen.„ Herr Götze will also in dieser Fortsetzung auch hievon das Gegentheil darthun, und hat deswegen in einer Beylage alle Verschiedenheiten der sonn- und festtäglichen sogenannten Evangelien und Episteln in dem complutischen Grundtext und der Vulgate abdrucken lassen, und in einer zweyten solche Stellen gesammlet, in welchen der gedachte Grundtext von den gewöhnlichen Ausgaben abgeht und solche Lesarten enthält, die Mill, Bengel und Wetstein den gemeinen vorgezogen. Hieraus wird dann geschlossen, Herr D. S. stehe wieder im Bloßem (um dem Hn. Pastor seinen Ausdruck zu lassen) die Verschiedenheit sey sichtbar, der Irrthum ausgemacht. Aber weil auch beyläufig Herr D. Semler sich auf einen Vertrag berufen hatte, den die Lateiner mit den Griechen auf der Florentinischen Versammlung gemacht, nach welchem diese verbunden worden, ihre Exemplare nach den lateinischen zu berichtigen und den also auch die gebohrnen Griechen, denen die Besorgung des griechischen Texts beym alcalischen Abdruck aufgetragen gewesen, halten müssen: so beruft sich dagegen Herr Götze auf die Acten dieser Kirchenversammlung, die ganz davon schwiegen, auf die eigentliche Vereinigung in den Lehrpunkten von dem Ausgange des H. Geistes vom Vater und Sohn, dem Primat des Pabsts u. s. f. die

man lediglich dabey zur Absicht gehabt und die verneinenden Urtheile des Simon und Blanchini; sucht das Zeugniß des Sepulveda, auf welches Herr D. Semler seine Behauptung gegründet hat, zu entkräften; beruft sich auf die Geschichte der Gelehrten des 15ten Jahrhunderts beym Hody, und auf die eignen Hochachtungsbezeugungen der Spanischen Gelehrten für die Grundtexte in den Vorreden, als eben so viele Zeugnisse, daß die Nothwendigkeit, den griechischen Text nach der Vulgate zu verbessern, dazumal nicht die herrschende Idee der lateinschen Kirche gewesen, und dringt endlich am meisten auf die Vergleichung beyder Texte selbst in der alcalischen Ausgabe. Da endlich Hr. D. S. auch wegen seiner Rechtgläubigkeit von dem Hn. G. war befragt worden und geantwortet hatte, so erklärt er zwar, daß er sein abgelegtes Glaubensbekenntniß mit Dank annehme, gleichwol aber es nicht mit andern Aussprüchen des Hn. D. vereinigen könne, und die gegenwärtige Vorstellungsart desselben von dem Arianischen Lehrbegrif, als wenn sie nur den modum existendi filii Dei betroffen habe, so unrichtig, als dem, was er anderswo davon behauptet, widersprechend finde. Und dies veranlasset ihn denn eine noch bestimmtere Erklärung zu verlangen und mit zwo Anmerkungen zu schliessen, davon die zwote diese ist: der Eyd, mit welchem diejenigen, welche in Altdorf die theologische Doktorwürde annehmen, sich verpflichten müssen, lautet also: Ego N. N. *juro* cet.

Einen Augenblick müssen wir hier die Erzählung unterbrechen, und nur gerade heraus sagen, was wir bey diesem Abschiedscompliment gedacht haben. Man muß nemlich wissen, um vielleicht eben das dabey zu denken, daß Hr. D. S. die Doktorwürde in Altdorf angenommen hat. Wie soll man nun das nennen, daß

daß Hr. G. ohne ein Wort weiter zu sagen, den Eyd abdrucken läßt? Und welches System von Unfreundlichkeit gehört nicht dazu, erst deswegen vom Hamburg nach Altdorf zu schreiben, und dann den von da erhaltenen Pfeil so zu schärfen, daß er, wenigstens der Absicht nach, recht tödtend werde. Vermuthlich wird sich der Hr. D. auch dabey seiner guten Sache bewußt geblieben seyn: aber eine so ausstudirte unedle Begegnung kann wenigstens der Recensent mit einem rechtgläubigen Sinn nicht reimen, und wenn die sogenannte Orthodoxie solche Früchte bringen muß, wenn solche Züge nicht in der individuellen Gemüthsart eines sich dazu bekennenden Lehrers ihren Grund haben, so versichert er, se doctrinam divini verbi incorruptam — *non ita intelligere* (denn das *ita intelligere* ist der Verpflichtungsausdruck in der gedachten Eydsformel) vt in symbolis &c. *recitatur*. Es läßt sich überhaupt gar nicht begreifen, wie Hr. G. in dieser und allen seinen übrigen Schriften ohne Uebereilung den so gleich für einen Feind der Wahrheit ausrufen könne, der dies oder jenes nicht für Wahrheit hält oder sich andere Vorstellungen davon macht. Man traut seinen Augen nicht, wenn man in der Vorrede zu dieser Streitschrift nach einer vorläufigen Versicherung, daß alles vergessen seyn solle, am Ende einer Seite, gleich nachher beym Anfang der folgenden wieder liest: „Gott, dessen Wahrheit er (Semler) geringschätzig zu machen sucht,„ und S. 382. den Hrn. Basedow einen Verführer und Feind der Gottheit Christi gescholten hört. Wenn der letzte sich nicht davon überzeugen kann, daß Jesus nach der Schrift der höchste Gott mit dem Vater zugleich sey, verdient er da durch solche Benennungen gehäßig gemacht zu werden? Und wenn der erste diese oder jene Schrifterklärung nach seiner Einsicht für

 falsch

falsch hält, daß nun eine geglaubte Wahrheit es für ihn weiter nicht ist, und er das öffentlich gestehet, ist es verantwortlich, schlechtweg zu sagen, er suche Gottes Wahrheit geringschätzig zu machen? Unmöglich kann Hr. Götze dergleichen Beschuldigungen genau durchgedacht richtig finden; und wenn er sie gleichwohl niederschreibt und beym Abdruck stehen läßt, welche anhaltende Hitze verräth das nicht?

Wir wollen nun in unserer Erzählung fortfahren. Es kommt nemlich nun ferner die Reihe an Hn. Kiefer. Dieser hatte, ohne eben an allen Behauptungen des Hn. D. S. Theil zu nehmen, seine Anfangs geäusserten Vermuthungen durch neue Gründe wahrscheinlicher zu machen gesucht, und mit ihm will sich denn auch H. G. am liebsten und längsten abgeben. Er sucht also gegen ihn zu beweisen, daß er immer nur von bloßen Möglichkeiten auf Wirklichkeiten schließe; die Streitfrage verkehre; die Behauptung, daß die alcalischen Herausgeber in ihren Vorreden offenbar die Erasmische Sprache nachgeahmt hätten, auf unsichern Gründen beruhe und die von ihm gesammleten Verschiedenheiten des complutischen Grundtexts keine Kleinigkeiten wären, und wo es ja von einer und der andern erweislich wäre, doch auch selbst solche zur Bestätigung der kritischen Treue der Spanier dienten.

Dagegen rettet nun H. Kiefer seine Vermuthungen und übernimmt zugleich die Vertheydigung des H. D. S. in so weit er mit ihm gleicher Meynung ist; und hier sehen wir nicht, wie der Hr. G. seinem Gegner weiter ausweichen will. Er beruft sich nemlich darauf, daß doch der griechische Text von der beygedruckten Vulgate im complutischen N. T. so sehr abweiche. Hr. Kiefer fragt dagegen, was sinds für Abweichungen? und was versteht Herr Götze unter der Vulgate? und antwortet: die Abweichungen sind ent-

entweder nur erdichtete, weil bald H. G. die Latinität der Vulgate verkannt hat, bald die Herausgeber die Uebersetzung für richtig hielten, bald die Vulgate nach einer freyen Uebersetzung eben dasselbe sagt; oder es sind unbedeutende, die in das System keinen Einfluß hatten, oder es sind Varianten, die auch in lateinischen Vätern oder Handschriften der lateinischen Uebersetzung vorkommen und also eher ein Beweis sind, daß die Herausgeber auf eine sehr feine Weise latinisirt haben: hiernach wird nun auch die zweyte Frage beantwortet, daß man unter der Vulgate dazumal nicht einen besondern Abdruck, sondern die lateinische Uebersetzung überhaupt verstanden habe. So augenscheinlich jenes ist, so richtig ist dieses; und eben so richtig ist, daß selbst auf der tridentinschen Versammlung nicht die abgedruckten Exemplare der Vulgate, sondern die lateinsche Uebersetzung als Vulgate kirchliches Ansehen erhalten habe. Er hätte noch beyfügen können, daß daher das Dekret nicht schlechtweg von der Vulgate redet, sondern es immer heißt: vetus et vulgata editio und am Ende ausdrücklich festgesetzt wird: ut sacra scriptura, potissimum vero haec ipsa vetus et vulgata editio, *quam emendatissime* imprimatur; worauf sich auch hernach Sixtus der fünfte in der Vorrede berief. H. G. meynt zwar S. 186. f. Vertheydigung: diese Untersuchung, ob die complutischen Herausgeber lateinische Lesarten in ihren griechischen Text aufgenommen, gehöre nicht hieher; aber wenn nun der Gegner sagt, ich verstehe unter der Veränderung des Grundtexts nach der Vulgate eben das, wenn man solchen Lesarten der alten lateinischen Uebersetzung den Vorzug giebt; so pflegte man damals zu latinisiren: so muß er sich ja darauf einlassen, oder er muß erweisen, daß die im 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts herrschende

Idee von der Vulgate nur auf die damaligen Abdrücke der lateinischen Uebersetzung eingeschränkt gewesen: Es wird doch der Mühe werth seyn, aus jeder Classe der von H. K. als zur Ehrenrettung der spanischen Herausgeber untauglich verworfenen Lesearten einige Exempel anzuführen, und sie auch etwa noch genauer zu ordnen.

In die erste der aus Mißverständniß der Latinität erdichteten gehören folgende: Matth. 4, 24. *ἀκοη opinio* (fama:) H. G. erinnerte sich nemlich nicht, das opinio auch bey guten lateinischen Schriftstellern in der Bedeutung des Rufs, Gerüchts vorkomme; es erinnert ihn also H. K. daran mit dem exit opinio beym Sveton. Wir setzen hinzu (damit H. G. desto mehr überzeugt werde, daß dies auch wirklich Latinität der Vulgate sey) das opiniones (rumores) praeliorum aus 24, 6. H. G. hatte zwar schon S. 203. diese Stelle wieder aufgegeben, aber doch in der Beylage zur Vorrede gegen den Recensenten seiner vorhergehenden Schrift in dieser Bibliothek, der schon auch erinnert hatte, er sähe hier keine Varietät, es nochmals eine unförmliche Uebersetzung genannt. Was soll man dazu sagen? Wir wollen doch am Ende auch unsre Vermuthung über das Entstehen dieser ganzen Beylage wagen, weil wir ohnedem einen besondern Hang dazu haben sollen. Matth. 5, 4. *κληρονομησουσι possidebunt*; und auch hier kehrt sich H. K. billig nicht daran, daß H. G. immer noch behaupten wollen, es sey doch das possidebunt unbestimmt: denn es drückt gerade den Sinn sehr bestimmt aus, den das Griechische hier haben soll, ist die einzige richtige Uebersetzung in diesem und mehrern Aussprüchen des N. T. und verwahrt vor einem neuen tropischen Artickel im System de *haereditate piorum*, wie ehemals der war, de inscriptione in librum vitae. Matth. 6,

1. ἐλεημοσυνην, justitiam. H. K. beharrt auch hier mit Recht auf seiner frühern Behauptung, daß der lateinische Uebersetzer nach dem Gebrauch des δικαιοσυνη bey den LXX, *justitia* in der Bedeutung der Allmosen genommen habe, und zum Ueberfluß wollen wir die Leser auf Ps. 112, 3. verweisen; 8, 27. dc, porro 22, 5. ἰδιον ἀγρον *villam suam*: hier scheint nun zwar H. K. noch anzunehmen, als wenn H. G. die Verschiedenheit in der Uebersetzung des ἀγρος durch villa suche, welches er aber S. 209. schon verneint und versichert hatte, er meyne „das suus für proprius; „Jesus habe allerdings Ursachen gehabt, nicht ἀγρον „αὐτε, sondern ἰδιον ἀγρον zu sagen.„ Allein dies ist gewiß eben so unrichtig; χωρα ἰδια, ἰδιοι ἰοποι sagen die LXX, wo im Hebräischen nur das affixum steht, die besten Griechen brauchen ἰδιος für αὐτος in einem solchen Context, und wenn Jesus Syrisch geredet, so mußte er auch schlechtweg das affixum brauchen. Marci 14, 14. καταλυμα refectio: dies refectio, sagt H. K. ist gerade eins von denen, um derentwillen der seel. Gesner die Vulgate als einen auctorem classicum ansah: Luc. 1, 6. ἀμεμπτοι sine querela, welches nach dem damaligen Sprachgebrauch eben so viel als inculpabilis hieß: H. K. bleibt zwar hievon den Beweis schuldig; er läßt sich aber leicht geben, indem querela in den unlateinischen Jahrhunderten für culpa gültig war, und daher z. E. Aldelmus de virginit. L. III. querelosi questus sagt, statt vitiosi (culpabiles) questus (scortorum.) Joh. 3, 3. ἀνωθεν, denuo; S. 31. bemerkt dies H. G. als eine neue Verschiedenheit; H. K. antwortet darauf S. 230. „hält man die Herausgeber für so grobe Ignoranten, „daß sie nicht gewußt hätten, ἀνωθεν habe von je her „auch die Bedeutung denuo gehabt?„ Fiel denn, möchte der Recensent noch weiter fragen, dem H. G.

nicht das Paullinische εἰς πάλιν ἄνωθεν δουλεύειν θέλετε (Gal. 4, 9.) ein? Auch hätten wir von einem Gelehrten, der einen eigenen Artickel von der Wiedergeburt im systematischen Vortrage für nöthig hält, am wenigsten vermuthet, daß er das *denuo* nasci anstößig finden würde. Joh. 16, 13. ὁδηγήσει *docebit.* Das ducet meynt H. G. S. 213. habe unstreitig mehr Kraft und Nachdruck als das matte *docebit.* H. K. vermißt auch hier die Sprachkenntniß (S. 231.): Wir wünschen wenigstens, daß es nicht darauf angelegt seyn möge, ein neues Führamt des H. G. unter die Religionslehren aufzunehmen, wie es schon mit dem Strafamt gegangen ist: Schon Ammonius, sagte für ὁδηγήσει rein griechisch διδάξει ὑμᾶς. Act. 1, 4. συναλιζόμενος convescens, wird nur schlechtweg wiederholt, weil Hr. G. S. 213. es selbst wieder aus der Zahl der Varianten ausgenommen hatte, und so auch 20, 18. ποιμαίνειν, regere, aus gleicher Ursache. Manche Pastores sollten auch eher dem lateinischen Uebersetzer dafür danken, daß er ihnen guten Sprachgrund an die Hand gegeben, sich rectores (nemlich ecclesiarum) zu nennen. Dies wären also die von H. K. beygebrachten Exempel, daß H. G. manche Verschiedenheiten beyder Texte angenommen, weil er das Latein der Vulgate unrecht verstanden. Wir fügen aber noch folgende aus der Beylage A bey; Gal. 4, 2. οἰκονόμους actoribus. Hier gehört der Gebrauch des Worts actor im dritten Fall offenbar zur lateinischen Redfügung, und muß also H. G. die Abweichung nothwendig in der Uebersetzung selbst gesucht haben. Aber wie ist das möglich solche lateinische Perlen unter die Säue einer schlechten Uebersetzung zu rechnen? Actores summarum sagt Sveton, wo ein anderer procuratores würde gesagt haben und Popma hat schon bemerkt, daß actor, gerade

rade so viel als oeconomus, bey den Alten bedeute, und in wie fern es von dem servo procuratore zu unterscheiden sey. So hat schon Lyra es hier von den Aufsehern der Jugend verstanden, wenn er sagt: est sub tutoribus et actoribus castigantibus et reprimentibus puerum. Tit. 2, 13. *επιφανειαν*, *adventum:* vermuthlich wird die Verschiedenheit hier darinn gesucht, daß es nicht im Texte *παρουσιαν* heißt. Der lateinische Uebersetzer hat doch aber auch an andern Orten mehr *επιφανεια* durch *adventus* übersetzt (z. E. 1 Tim. 6, 14.) und sollte man es ihm nicht Dank wissen, so oft er es gethan und das unreinere apparitio verworfen? 2 Cor. 12, 4. *αρρητα ρηματα arcana verba:* das sind im kirchlichen Latein mysteria, und davon erklären nicht nur die lateinschen sondern auch griechischen Väter diesen Ausspruch: Wo ist also auch hier die Verschiedenheit? Jac. 1, 17. *πασα δοσις αγαθη*, omne datum *optimum*, statt bonum (*αγαθη*) als wenn der Uebersetzer nicht sehr grammatisch den Positivum in den Superlativum hätte verwandeln können? Gal. 3, 18. *επαγγελιας*, repromissionem, nach der patristischen Latinität für promissionem, wie beneplacitum für placitum schlechtweg; also auch dies sehr richtig nach dem Kirchenlatein: Luc. 2, 15. *ανθρωποι* (eigentlich hätte der Artickel *οἱ* auch noch ausgezeichnet werden sollen) *οἱ ποιμηνες* (*ποιμενες*) pastores, nicht homines pastores und jenes ungezweifelt besser.

Unter die freyen Uebersetzungen rechnet Hr. K. folgende und, wie wir ebenfalls glauben, mit Recht: Matth. 1, 23. *καλεσουσι*, vocabitur, 2, 11. *ειδον* invenerunt; 3, 11. *ερχομενος* qui venturus est: 4, 16. *ὁ καθημενος* qui ambulabat: 7. 23. *εργαζομενοι*, omnes qui operamini, 24. *ὁμοιωσω αυτον* assimilabitur: 9, 15. *του νυμφωνος* sponsi 10, 5. *εις πολιν* in

nicht das Paullinische εἰς πάλιν ἄνωθεν δουλεύειν θέλετε (Gal. 4, 9.) ein? Auch hätten wir von einem Gelehrten, der einen eigenen Artickel von der Wiedergeburt im systematischen Vortrage für nöthig hält, am wenigsten vermuthet, daß er das *denuo* nasci anstößig finden würde. Joh. 16, 13. ὁδηγήσει *docebit.* Das ducet meynt H. G. S. 213. habe unstreitig mehr Kraft und Nachdruck als das matte *docebit.* H. K. vermißt auch hier die Sprachkenntniß (S. 231.): Wir wünschen wenigstens, daß es nicht darauf angelegt seyn möge, ein neues Führamt des H. G. unter die Religionslehren aufzunehmen, wie es schon mit dem Strafamt gegangen ist: Schon Ammonius, sagte für ὁδηγήσει rein griechisch διδάξει ὑμᾶς. Act. 1, 4. συναλιζόμενος convescens, wird nur schlechtweg wiederholt, weil Hr. G. S. 213. es selbst wieder aus der Zahl der Varianten ausgenommen hatte, und so auch 20, 18. ποιμαίνειν, regere, aus gleicher Ursache. Manche Pastores sollten auch eher dem lateinischen Uebersetzer dafür danken, daß er ihnen guten Sprachgrund an die Hand gegeben, sich rectores (nemlich ecclesiarum) zu nennen. Dies wären also die von H. K. beygebrachten Exempel, daß H. G. manche Verschiedenheiten beyder Texte angenommen, weil er das Latein der Vulgate unrecht verstanden. Wir fügen aber noch folgende aus der Beylage A bey; Gal. 4, 2. οἰκονόμους actoribus. Hier gehört der Gebrauch des Worts actor im dritten Fall offenbar zur lateinischen Redfügung, und muß also H. G. die Abweichung nothwendig in der Uebersetzung selbst gesucht haben. Aber wie ist das möglich solche lateinische Perlen unter die Säue einer schlechten Uebersetzung zu rechnen? Actores summarum sagt Sveton, wo ein anderer procuratores würde gesagt haben und Popma hat schon bemerkt, daß actor, gerade

rade so viel als oeconomus, bey den Alten bedeute, und in wie fern es von dem servo procuratore zu unterscheiden sey. So hat schon Lyra es hier von den Aufsehern der Jugend verstanden, wenn er sagt: est sub tutoribus et actoribus castigantibus et reprimentibus puerum. Tit. 2, 13. ἐπιφανειαν, *adventum:* vermuthlich wird die Verschiedenheit hier darinn gesucht, daß es nicht im Texte παρουσιαν heißt. Der lateinische Uebersetzer hat doch aber auch an andern Orten mehr ἐπιφανεια durch *adventus* übersetzt (z. E. 1 Tim. 6, 14.) und sollte man es ihm nicht Dank wissen, so oft er es gethan und das unreinere apparitio verworfen? 2 Cor. 12, 4. ἀρρητα ῥηματα *arcana verba:* das sind im kirchlichen Latein mysteria, und davon erklären nicht nur die lateinschen sondern auch griechischen Väter diesen Ausspruch: Wo ist also auch hier die Verschiedenheit? Jac. 1, 17. πασα δοσις αγαθη, omne datum *optimum*, statt bonum (αγαθη) als wenn der Uebersetzer nicht sehr grammatisch den Positivum in den Superlativum hätte verwandeln können? Gal. 3, 18. ἐπαγγελιας, repromissionem, nach der patristischen Latinität für promissionem, wie beneplacitum für placitum schlechtweg; also auch dies sehr richtig nach dem Kirchenlatein: Luc. 2, 15. ἀνθρωποι (eigentlich hätte der Artickel οἱ auch noch ausgezeichnet werden sollen) οἱ ποιμηνες (ποιμενες) pastores, nicht homines pastores und jenes ungezweifelt besser.

Unter die freyen Uebersetzungen rechnet Hr. K. folgende und, wie wir ebenfalls glauben, mit Recht: Matth. 1, 23. καλεσουσι, vocabitur, 2, 11. εἰδον invenerunt; 3, 11. ἐρχομενος qui venturus est; 4, 16. ὁ καθημενος qui ambulabat: 7. 23. ἐργαζομενοι, *omnes* qui operamini, 24. ὁμοιωσω αὐτον assimilabitur: 9, 15. του νυμφωνος sponsi 10, 5. εἰς πολιν in

in civitates 22. παντων omnibus *hominibus*: 11, 4. ακουετε, βλεπετε, auditis, vidistis: 12, 1. τοις σαββασι Sabbato 13, 54. τη συναγωγη Synagogis 12, 16. επετιμησεν, praecepit, wie 8, 26. imperavit (das increpavit wäre freylich stärker, allein der Verstand geht auch durch praecepit, imperavit nicht verlohren.) 15, 2. παραδοσιν traditiones, 10. τον οχλον turbis: 16, 13. τινα με λεγουσιν, quem dicunt (die griechische Redform ist ohnedem hier etwas hart) 22. ιλεως σοι absit (*a te* hätte H. K. noch sollen beydrucken lassen) 17, 2. φως nix: 14. ελθοντων αυτων, cum venisset 19, 4. ο ποιησας απ' αρχης, qui fecit *hominem* ab initio — Ioh. 10, 14. (denn wir übergehen einige, um nicht zu weitläuftig zu werden) γινωσκομαι υπο των εμων, cognoscunt me meae: Apostelgesch. 2, 14. ετεραις γλωσσαις, variis linguis, gleich vorher V. 13. γλευκους μεμεστωμενοι musto pleni sunt 42. τη κοινωνια και κλασει του αρτου, communicatione fractionis panis — Wir setzen noch hinzu aus der Beylage A Röm. 15, 4. προεγραφη scripta sunt, 1 Cor. 5, 6. ζυμοι corrumpit; 1 Ioh. 5, 10. μαρτυριαν, testimonium *Dei*; 1 Petr. 2, 11. παρακαλω, obsecro vos; Apg. 10, 45. δωρεα του αγιου πνευματος, *gratia* Spiritus sancti: 1 Joh. 4, 19. αγαπωμεν αυτον, οτι αυτος, diligamus Deum, quoniam *Deus*, 1 Cor. 11, 23. κλωμενον, tradetur (für frangetur) Col. 3, 16. Eph. 5, 19. εν τη καρδια in cordibus, Phil. 1, 11. καρπων δικαιοσυνης των δια Ι. Χ. fructum justitiae per I. C. Luc. 11, 14. εγενετο δε του δαιμονιου εξελθοντος, et cum ejecisset daemonium V. 20. ει δε εν δακτυλω porro si in digito 25. σεσαρωμενον και κεκοσμημενον scopis mundata, Apg. 1, 15. ονοματων hominum (welches noch dazu sehr richtig übersetzt ist) 1 Cor. 15, 52. σαλπισει γαρ canet enim

tu-

tuba: Und so wird es jedem Sachverständigen leicht seyn, aus der gedachten Beylage wenigstens noch zehn ähnliche Beyspiele heraus zu suchen.

Hier sind auch noch einige Exempel, wo nach Hn. K. Urtheil, die Herausgeber geglaubt, daß die lateinische Uebersetzung richtig sey und das Griechische nicht besser verstanden haben. Matth. 6, 19. σης και βρωσις, aerugo et tinea, und so gesteht H. G. selbst, daß sie im Wörterbuche σης durch aerugo übersetzt: Jac. 1, 5. ἁπλως affluenter (liberaliter wie Zeger und Grotius es erklären): auch hier fügen wir noch bey: Luc. 14, 18. και ἠρξαντο ἀπο μιας et ceperunt simul; es kam nemlich hier drauf an, ob man das abgekürzte ἀπο μιας durch γνωμης, oder στιγμης. χρονȣ oder etwas dergleichen ausfüllen wollte, daß es nun pariter oder simul hiesse.

Der Kürze wegen übergehen wir die zweyte Classe solcher Varianten, die Kleinigkeiten betreffen, dem Lehrbegriff der lateinischen Kirche keinen Eintrag thaten, oder doch beybehalten werden mußten, weil die Lesart des griechischen Textes auch in lateinischen Handschrifften oder Vätern vorkam. Dergleichen nennt H. K. latinisirende und bringt sie in eine dritte Classe, z. E. Matth. 5, 22. εἰκη, 6, 25. και τι πιητε, 20, 7. και ὁ ἐαν ᾐ δικαιον ληψεσθε fehlt zwar in der Vulgate der alcalischen Ausgabe, allein fast alle alte lateinische Bücher haben sie, und so auch viele lateinische Väter. Im Gegentheil hat die Vulgate Matth. 9, 25. et dixit: puella surge: 24, 41. duo in lecto: unus assumetur et unus relinquetur; aber beydes fehlt im gr. Text, weil die wenigsten alten lateinischen Lehrer und Handschriften diese Zusätze haben: Die übrigen Exempel muß man bey ihm selbst nachlesen:

Un-

falsch hält, daß nun eine geglaubte Wahrheit es für ihn weiter nicht ist, und er das öffentlich gestehet, ist es verantwortlich, schlechtweg zu sagen, er suche Gottes Wahrheit geringschätzig zu machen? Unmöglich kann Hr. Götze dergleichen Beschuldigungen genau durchgedacht richtig finden; und wenn er sie gleichwohl niederschreibt und beym Abdruck stehen läßt, welche anhaltende Hitze verräth das nicht?

Wir wollen nun in unserer Erzählung fortfahren. Es kommt nemlich nun ferner die Reihe an Hn. Kiefer. Dieser hatte, ohne eben an allen Behauptungen des Hn. D. S. Theil zu nehmen, seine Anfangs geäusserten Vermuthungen durch neue Gründe wahrscheinlicher zu machen gesucht, und mit ihm will sich denn auch H. G. am liebsten und längsten abgeben. Er sucht also gegen ihn zu beweisen, daß er immer nur von bloßen Möglichkeiten auf Wirklichkeiten schließe; die Streitfrage verkehre; die Behauptung, daß die alcalischen Herausgeber in ihren Vorreden offenbar die Erasmische Sprache nachgeahmt hätten, auf unsichern Gründen beruhe und die von ihm gesammleten Verschiedenheiten des complutischen Grundtexts keine Kleinigkeiten wären, und wo es ja von einer und der andern erweislich wäre, doch auch selbst solche zur Bestätigung der kritischen Treue der Spanier dienten.

Dagegen rettet nun H. Kiefer seine Vermuthungen und übernimmt zugleich die Vertheydigung des H. D. S. in so weit er mit ihm gleicher Meynung ist; und hier sehen wir nicht, wie der Hr. G. seinem Gegner weiter ausweichen will. Er beruft sich nemlich darauf, daß doch der griechische Text von der beygedruckten Vulgate im complutischen N. T. so sehr abweiche. Hr. Kiefer fragt dagegen, was finds für Abweichungen? und was versteht Herr Götze unter der Vulgate? und antwortet: die Abweichungen sind ent-

entweder nur erdichtete, weil bald H. G. die Latinität der Vulgate verkannt hat, bald die Herausgeber die Uebersetzung für richtig hielten, bald die Vulgate nach einer freyen Uebersetzung eben dasselbe sagt; oder es sind unbedeutende, die in das System keinen Einfluß hatten, oder es sind Varianten, die auch in lateinischen Vätern oder Handschriften der lateinischen Uebersetzung vorkommen und also eher ein Beweis sind, daß die Herausgeber auf eine sehr feine Weise latinisirt haben: hiernach wird nun auch die zweyte Frage beantwortet, daß man unter der Vulgate dazumal nicht einen besondern Abdruck, sondern die lateinische Uebersetzung überhaupt verstanden habe. So augenscheinlich jenes ist, so richtig ist dieses; und eben so richtig ist, daß selbst auf der tridentinischen Versammlung nicht die abgedruckten Exemplare der Vulgate, sondern die lateinsche Uebersetzung als Vulgate kirchliches Ansehen erhalten habe. Er hätte noch beyfügen können, daß daher das Dekret nicht schlechtweg von der Vulgate redet, sondern es immer heißt: vetus et vulgata editio und am Ende ausdrücklich festgesetzt wird: ut sacra scriptura, potissimum vero haec ipsa vetus et vulgata editio, *quam emendatissime* imprimatur, worauf sich auch hernach Sixtus der fünfte in der Vorrede berief. H. G. meynt zwar S. 186. f. Vertheydigung: diese Untersuchung, ob die complutischen Herausgeber lateinische Lesarten in ihren griechischen Text aufgenommen, gehöre nicht hieher; aber wenn nun der Gegner sagt, ich verstehe unter der Veränderung des Grundtexts nach der Vulgate eben das, wenn man solchen Lesarten der alten lateinischen Uebersetzung den Vorzug giebt; so pflegte man damals zu latinisiren: so muß er sich ja darauf einlassen, oder er muß erweisen, daß die im 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts herrschende

Z 4 Idee

Idee von der Vulgate nur auf die damaligen Abdrücke der lateinischen Uebersetzung eingeschränkt gewesen: Es wird doch der Mühe werth seyn, aus jeder Classe der von H. K. als zur Ehrenrettung der spanischen Herausgeber untauglich verworfenen Lesearten einige Exempel anzuführen, und sie auch etwa noch genauer zu ordnen.

In die erste der aus Mißverständniß der Latinität erdichteten gehören folgende: Matth. 4, 24. *ἀκοη opinio* (fama:) H. G. erinnerte sich nemlich nicht, das opinio auch bey guten lateinischen Schriftstellern in der Bedeutung des Rufs, Gerüchts vorkomme; es erinnert ihn also H. K. daran mit dem exit opinio beym Sveton. Wir setzen hinzu (damit H. G. desto mehr überzeugt werde, daß dies auch wirklich Latinität der Vulgate sey) das opiniones (rumores) praeliorum aus 24, 6. H. G. hatte zwar schon S. 203. diese Stelle wieder aufgegeben, aber doch in der Beylage zur Vorrede gegen den Recensenten seiner vorhergehenden Schrift in dieser Bibliothek, der schon auch erinnert hatte, er sähe hier keine Varietät, es nochmals eine unförmliche Uebersetzung genannt. Was soll man dazu sagen? Wir wollen doch am Ende auch unsre Vermuthung über das Entstehen dieser ganzen Beylage wagen, weil wir ohnedem einen besondern Hang dazu haben sollen. Matth. 5, 4. *κληρονομησουσι possidebunt*; und auch hier kehrt sich H. K. billig nicht daran, daß H. G. immer noch behaupten wollen, es sey doch das possidebunt unbestimmt: denn es drückt gerade den Sinn sehr bestimmt aus, den das Griechische hier haben soll, ist die einzige richtige Uebersetzung in diesem und mehrern Aussprüchen des N. T. und verwahrt vor einem neuen tropischen Artickel im System de *haereditate piorum*, wie ehemals der war, de inscriptione in librum vitae. Matth. 6,

1.

1. ἐλεημοσυνην, justitiam. H. K. beharrt auch hier mit Recht auf seiner frühern Behauptung, daß der lateinische Uebersetzer nach dem Gebrauch des δικαιοσυνη bey den LXX. *justitia* in der Bedeutung der Allmosen genommen habe, und zum Ueberfluß wollen wir die Leser auf Ps. 112, 3. verweisen: 8, 27. δε, porro 22, 5. ἰδιον ἀγρον *villam suam*: hier scheint nun zwar H. K. noch anzunehmen, als wenn H. G. die Verschiedenheit in der Uebersetzung des ἀγρος durch villa suche, welches er aber S. 209. schon verneint und versichert hatte, er meyne „das suus für proprius; „Jesus habe allerdings Ursachen gehabt, nicht ἀγρον „αὐτε, sondern ἰδιον ἀγρον zu sagen.„ Allein dies ist gewiß eben so unrichtig; χωρα ἰδια, ἰδιοι τοποι sagen die LXX, wo im Hebräischen nur das affixum steht, die besten Griechen brauchen ἰδιος für αὐτος in einem solchen Context, und wenn Jesus Syrisch geredet, so mußte er auch schlechtweg das affixum brauchen. Marci 14, 14. καταλυμα refectio: dies refectio, sagt H. K. ist gerade eins von denen, um derentwillen der seel. Gesner die Vulgate als einen auctorem classicum ansah: Luc. 1, 6. ἀμεμπτοι sine querela, welches nach dem damaligen Sprachgebrauch eben so viel als inculpabilis hieß: H. K. bleibt zwar hievon den Beweis schuldig; er läßt sich aber leicht geben, indem querela in den unlateinischen Jahrhunderten für culpa gültig war, und daher z. E. Aldelmus de virginit. L. III. querelosi questus sagt, statt vitiosi (culpabiles) questus (scortorum.) Joh. 3, 3. ἀνωθεν, denuo; S. 31. bemerkt dies H. G. als eine neue Verschiedenheit; H. K. antwortet darauf S. 230. „hält man die Herausgeber für so grobe Ignoranten, „daß sie nicht gewußt hätten, ἀνωθεν habe von je her „auch die Bedeutung denuo gehabt?„ Fiel denn, möchte der Recensent noch weiter fragen, dem H. G. nicht

nicht das Paullinische οἷς πάλιν ἄνωθεν δουλεύειν θέλετε (Gal. 4, 9.) ein? Auch hätten wir von einem Gelehrten, der einen eigenen Artickel von der Wiedergeburt im systematischen Vortrage für nöthig hält, am wenigsten vermuthet, daß er das *denuo* nasci anstößig finden würde. Joh. 16, 13. ὁδηγήσει *docebit*. Das ducet meynt H. G. S. 213. habe unstreitig mehr Kraft und Nachdruck als das matte *docebit*. H. K. vermißt auch hier die Sprachkenntniß (S. 231.): Wir wünschen wenigstens, daß es nicht darauf angelegt seyn möge, ein neues Führamt des H. G. unter die Religionslehren aufzunehmen, wie es schon mit dem Strafamt gegangen ist: Schon Ammonius, sagte für ὁδηγήσει rein griechisch διδάξει ὑμᾶς. Act. 1, 4. συναλιζόμενος convescens, wird nur schlechtweg wiederholt, weil Hr. G. S. 213. es selbst wieder aus der Zahl der Varianten ausgenommen hatte, und so auch 20, 18. ποιμαίνειν, regere, aus gleicher Ursache. Manche Pastores sollten auch eher dem lateinischen Uebersetzer dafür danken, daß er ihnen guten Sprachgrund an die Hand gegeben, sich rectores (nemlich ecclesiarum) zu nennen. Dies wären also die von H. K. beygebrachten Exempel, daß H. G. manche Verschiedenheiten beyder Texte angenommen, weil er das Latein der Vulgate unrecht verstanden. Wir fügen aber noch folgende aus der Beylage A bey; Gal. 4, 2. οἰκονόμους actoribus. Hier gehört der Gebrauch des Worts actor im dritten Fall offenbar zur lateinischen Redfügung, und muß also H. G. die Abweichung nothwendig in der Uebersetzung selbst gesucht haben. Aber wie ist das möglich solche lateinische Perlen unter die Säue einer schlechten Uebersetzung zu rechnen? Actores summarum sagt Sveton, wo ein anderer procuratores würde gesagt haben und Popma hat schon bemerkt, daß actor, gerade

rade so viel als oeconomus, bey den Alten bedeute, und in wie fern es von dem servo procuratore zu unterscheiden sey. So hat schon Lyra es hier von den Aufsehern der Jugend verstanden, wenn er sagt: est sub tutoribus et actoribus castigantibus et reprimentibus puerum. Tit. 2, 13. *επιφανειαν*, *adventum:* vermuthlich wird die Verschiedenheit hier darinn gesucht, daß es nicht im Texte *παρουσιαν* heißt. Der lateinische Uebersetzer hat doch aber auch an andern Orten mehr *επιφανεια* durch *adventus* übersetzt (z. E. 1 Tim. 6, 14.) und sollte man es ihm nicht Dank wissen, so oft er es gethan und das unreinere apparitio verworfen? 2 Cor. 12, 4. *αρρητα ρηματα arcana verba:* das sind im kirchlichen Latein mysteria, und davon erklären nicht nur die lateinschen sondern auch griechischen Väter diesen Ausspruch: Wo ist also auch hier die Verschiedenheit? Jac. 1, 17. *πασα δοσις αγαθη*, omne datum *optimum*, statt bonum (*αγαθη*) als wenn der Uebersetzer nicht sehr grammatisch den Positivum in den Superlativum hätte verwandeln können? Gal. 3, 18. *επαγγελιας*, repromissionem, nach der patristischen Latinität für promissionem, wie beneplacitum für placitum schlechtweg; also auch dies sehr richtig nach dem Kirchenlatein: Luc. 2, 15. *ανθρωποι* (eigentlich hätte der Artickel *οι* auch noch ausgezeichnet werden sollen) *οι ποιμηνες* (*ποιμενες*) pastores, nicht homines pastores und jenes ungezweifelt besser.

Unter die freyen Uebersetzungen rechnet Hr. K. folgende und, wie wir ebenfalls glauben, mit Recht: Matth. 1, 23. *καλεσουσι*, vocabitur, 2, 11. *ειδον* invenerunt; 3, 11. *ερχομενος* qui venturus est: 4, 16. *ο καθημενος* qui ambulabat: 7. 23. *εργαζομενοι*, *omnes* qui operamini, 24. *ομοιωσω αυτον* assimilabitur: 9, 15. *ιου νυμφωνος* sponsi 10, 5. *εις πολιν* in

in civitates 22. παντων omnibus *hominibus:* 11, 4. ακουετε, βλεπετε, audistis, vidistis: 12, 1. τοις σαββασι Sabbato 13, 54. τη συναγωγη Synagogis 12, 16. επετιμησεν, praecepit, wie 8, 26. imperavit (das increpavit wäre freylich stärker, allein der Verstand geht auch durch praecepit, imperavit nicht verlohren.) 15, 2. παραδοσιν traditiones, 10. τον οχλον turbis: 16, 13. τινα με λεγουσιν, quem dicunt (die griechische Redform ist ohnedem hier etwas hart) 22. ἱλεως σοι absit (*a te* hätte H. K. noch sollen beydrucken lassen) 17, 2. φως nix: 14. ελθοντων αυτων, cum venisset 19, 4. ὁ ποιησας απ' αρχης, qui fecit *hominem* ab initio — Ioh. 10, 14. (denn wir übergehen einige, um nicht zu weitläuftig zu werden) γινωσκομαι ὑπο των εμων, cognoscunt me meae: Apostelgesch. 2, 14. ἑτεραις γλωσσαις, variis linguis, gleich vorher V. 13. γλευκους μεμεστωμενοι musto pleni sunt 42. τη κοινωνια και κλασει του αρτου, communicatione fractionis panis — Wir setzen noch hinzu aus der Beylage A Röm. 15, 4. προεγραφη scripta sunt, 1 Cor. 5, 6. ζυμοι corrumpit; 1 Ioh. 5, 10. μαρτυριαν, testimonium *Dei;* 1 Petr. 2, 11. παρακαλω, obsecro *vos;* Apg. 10, 45. δωρεα του αγιου πνευματος, *gratia* Spiritus sancti: 1 Joh. 4, 19. αγαπωμεν αυτον, ὁτι αυτος, diligamus Deum, quoniam *Deus,* 1 Cor. 11, 23. κλωμενον, tradetur (für frangetur) Col. 3, 16. Eph. 5, 19. εν τη καρδια in cordibus, Phil. 1, 11. καρπων δικαιοσυνης των δια τ. χ. fructum justitiae per I. C. Luc. 11, 14. εγενετο δε του δαιμονιου εξελθοντος, et cum ejecisset daemonium V. 20. ει δε εν δακτυλω porro si in digito 25. σεσαρωμενον και κεκοσμημενον scopis mundata, Apg. 1, 15. ονοματων hominum (welches noch dazu sehr richtig übersetzt ist) 1 Cor. 15, 52. σαλπισει γαρ canet enim

tu-

tubb: Und so wird es jedem Sachverständigen leicht seyn, aus der gedachten Beylage wenigstens noch zehn ähnliche Beyspiele heraus zu suchen.

Hier sind auch noch einige Exempel, wo nach Hn. K. Urtheil, die Herausgeber geglaubt, daß die lateinische Uebersetzung richtig sey und das Griechische nicht besser verstanden haben. Matth. 6, 19. σης και βρωσις, aerugo et tinea, und so gesteht H. G. selbst, daß sie im Wörterbuche σης durch aerugo übersetzt: Jac. 1, 5. ἁπλως affluenter (liberaliter wie Zeger und Grotius es erklären): auch hier fügen wir noch bey: Luc. 14, 18. και ἠρξαντο ἀπο μιας et ceperunt simul; es kam nemlich hier drauf an, ob man das abgekürzte ἀπο μιας durch γνωμης, oder ςιγμης, χρονȣ oder etwas dergleichen ausfüllen wollte, daß es nun pariter oder simul hiesse.

Der Kürze wegen übergehen wir die zweyte Classe solcher Varianten, die Kleinigkeiten betreffen, dem Lehrbegriff der lateinischen Kirche keinen Eintrag thaten, oder doch beybehalten werden mußten, weil die Lesart des griechischen Textes auch in lateinischen Handschrifften oder Vätern vorkam. Dergleichen nennt H. K. latinisirende und bringt sie in eine dritte Classe, z. E. Matth. 5, 22. εἰκη, 6, 25. και τι πιητε, 20, 7. και ὁ ἐαν ᾐ δικαιον ληψεσθε fehlt zwar in der Vulgate der alcalischen Ausgabe, allein fast alle alte lateinische Bücher haben sie, und so auch viele lateinische Väter. Im Gegentheil hat die Vulgate Matth. 9, 25. et dixit: puella surge: 24, 41. duo in lecto: unus assumetur et unus relinquetur; aber beydes fehlt im gr. Text, weil die wenigsten alten lateinischen Lehrer und Handschriften diese Zusätze haben: Die übrigen Exempel muß man bey ihm selbst nachlesen:

Ue-

Ueber die liturgischen Stellen, welches das zweyte ist, was H. Semler zuletzt zur Hauptfrage machte und also auch H. Götze hauptsächlich beantworten wollte, erklärt sich H. Kiefer (S. 169. f.) daß das überhaupt wichtige Stellen wären, die es den Lateinern in Predigten wie 1 Joh. 5, 7. und beym öffentlichen Gebet, wie die Weglassung der Doxologie im N. U. Matth. 6, 13. waren; H. Götze müsse also da nicht das Gegentheil aus den Abweichungen des alcalischen griechischen Textes der öffentlichen Vorlesungen aus der Lebensgeschichte Jesu und den Briefen von der Vulgate beweisen wollen, sondern darthun, daß zwey, drey solche Stellen nicht wirklich in beyden Texten zur Unterstützung des kirchlichen Vorzugs der lateinschen vor der griechischen Kirche übereinstimmig gemacht worden: Er würde zwar lieber wichtige Stellen setzen als liturgische, aber H. D. S. habe doch so sagen können. Er gesteht zugleich, daß aus den eigentlichen Akten der Florenzischen Versammlung der Beweis eines mit den Griechen deshalb gemachten Vertrags freylich nicht geführt werden könne; allein er verlangt dagegen ein gleiches Geständniß von dem H. G. daß es nur einseitige von der Römischen Kirche bekannt gemachte Akten wären, die Harduin gesammlet und man also darnach nicht zuverläßig urtheilen könne: doch sieht man wohl, daß H. K. eine solche förmliche Verabredung zu glauben selbst nicht geneigt ist. Und allerdings giebt es auch schon gedruckte Akten von der andern Seite, nemlich des Sylvestri Syuropuli (der selbst von der griechischen Parthey auf der Versammlung gegenwärtig gewesen) vera historia unionis non verae inter graecos et latinos, s. Concilii Florentini exactissima narratio: Robert Creygthon hat sie 1660. in Haag herausgegeben, und die Aufrichtigkeit erfordert es zu sagen,

gen, daß der Recensent auch hierinn nichts dergleichen gefunden, der sogenännte ὁρος gleichfalls davon schweigt. Aber etwas sehr treffendes für H. D. S. und H. K. enthält das 2. Kap. des 9. Abschnitts. Es beklagt sich nemlich der Geschichtschreiber, daß die Griechen hätten gezwungen werden sollen, ihre Liturgie beym Abendmahl nach der lateinischen abzuändern, die besondere Anrufung des H. G. nach dem gesprochenen V. U. weg zu lassen und daß der Kayser und der Pabst mehr als einmal heftig darauf gedrungen hätten. Sollte H. D. S. hierdurch nicht schon festern Grund gewinnen, zu behaupten, in liturgischen Stellen, und zwar nach der genauern Bestimmung des H. K. sey die Verfälschung geschehen, dazu hätten sich die unirten Griechen auf der gedachten Kirchenversammlung verbindlich machen müssen? Nach diesem Vorgang werden doch ganz gewiß die, welche sich mit der lateinischen Kirche vereinigten, ihre Mißalien in dem verlangten Stück haben ändern müssen. Es heißt mit ausdrücklichen Worten — ἐζητησαν διορθωσαι ἡμας — την ἐπι τῃ τελειωσει του ἀναιμακτου θυσιας τριττην εὐλογιαν και ἐπικλησιν του ἁγιου πνευματος — die ἐπικλησιν sollten also die Griechen weglassen, und dann die τριττην εὐλογιαν: welches Crygthon übersetzt, tertiam für trinam benedictionem und vermuthlich das τρισαγιον seyn soll. Vielleicht daß des Gennadii Scholarii noch ungedruckte und nach dem Lambecischen catalogo in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrte Geschichte dieser Versammlung noch mehr Aufklärung geben würde.

Beyläufig hatten sich H. S. und Kiefer auf eine Versicherung des Sepulveda berufen, in welcher der Vertrag mit den Griechen nicht undeutlich zugegeben werde. Diese sucht nun H. G. S. 51-75. für seine Mey-

Meynung zu erklären; welche aber H. K. S. 157. ff. als höchst gezwungen verwirft. Wir können uns auch nicht genug wundern, wie H. G. die Worte *foedere cautum — ut* graeci codices ad romanam lectionem emendarentur; quomodo enim poterant clarius utrique contestari exemplaria — graecorum esse vitiata? übersetzen kann — es ist vorgebeugt worden, daß die codices der Griechen nicht nach der römischen Lection verbessert werden sollten: denn wie könnte man von beyden Seiten deutlicher bezeugen, daß — die Codd. der Griechen verfälscht wären? Diese letzte Frage würde Unsinn seyn (wie H. K. sehr richtig bemerkt, wenn nicht das Vorhergehende den Verstand hätte, es ist festgesetzt worden, daß die Codd. der Griechen verbessert werden sollten; Sich da auf Gesnern zu berufen, nach welchem cavere so viel bedeute als providere, ne quid praeter spem accidat ist beleidigend, für das Andenken des Mannes, wie für die Einsichten des H. Pastors; denn Gesner setzte dabey voraus, daß seine Leser von selbst verstehen würden, er nehme cavere in diesem Sinn, wenn *ne* darauf folge. — Noch hatte H. G. den Blanchini gegen einen solchen Vertrag auftreten und S. 48. ff. zeugen lassen: non videtur verosimile ex ulla autoritate Procerum ecclesiae emendationem ejusmodi *vel potius depravationem* graecorum codicum ex latinis fuisse factam; id enim nullo modo apparet, neque videtur *Laur. Vallae* in manus unquam venisse ejusmodi exemplar; *Sed potius graeculum quendam parasitum in Italia versatum id clanculum fecisse*: Auch dies läßt H. K. nicht unbeantwortet, und hält es nicht für so wichtig, als es H. G. scheint. Und damit es denn allen Glauben verliehre (in so weit es nemlich ein Zeugniß des Blanchini eines römischen Gelehrten, seyn soll)

so

so bitten wir H. G. den Hody de bibl. textibus origin. S. 455. aufzuschlagen, wo dieser Gelehrte Wort für Wort nur mit Einrückung des ultro vor clanculum und Verwechslung des ersten ejusmodi mit istiusmodi dieses Urtheil als sein eignes niedergeschrieben hat.

Von 1 Joh. 5, 7. ist die Meynung H. K. daß der griechische Context zwar schon zu den Zeiten der spanischen Herausgeber des N. T. da gewesen sey, aber doch nicht in einer eigentlichen Handschrift, sondern unter den Decreten der lateranischen Versammlung, welche ins Griechische und mit denselben zugleich diese Stelle übersetzt worden.

Sollen wir nun die Summe von dem ziehen, was H. G. bey dieser ganzen Streitigkeit in der Hauptsache gewonnen hat, so ist es immer noch der mindeste Theil. Er hat wahrscheinlich gemacht, daß die spanischen Gelehrten nicht erst bey der Ausgabe der complutischen Bibel 1 Joh. 5, 7. aus der Vulgate ins Griechische übersetzt: allein dafür bleibt es noch immer die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Spanier die ganze Ausgabe mit wissentlicher Untreue, nemlich in liturgischen Stellen nach der fernern Bestimmung des H. D. S. und nach der Erklärung des H. K. verfälscht haben. Man muß nur nicht über Worte streiten: H. D. S. konnte sich gleich anfangs genauer ausdrücken; allein da er es nicht gethan hatte, so hätte H. G. die Entschuldigung sollen gelten lassen, er habe die Sprache der Gelehrten geredet: denn das ist sie doch wirklich, wenn man etwas allgemein behauptet, so bald jeder Sachverständiger die nöthige Einschränkung sich von selbst hinzudenken kann? Wie oft sagt man nicht, das ganze Buch ist ausgeschrieben und versteht es doch nur von der Hauptsache! Selbst H. G. beruft sich auf die Sprache der Gelehr-

 ten,

ten, wann er die Großsprecherey von den ältesten und besten Handschriften in der Vorrede der spanischen Bibel gegen die Beschuldigung einer Entlehnung aus der Erasmischen retten will: Warum soll H. S. nicht gleiches Recht in seiner Sache haben?

Von den dem H. D. S. vorgelegten dogmatischen Fragen sagt H. K. auch viel gutes und wahres, entschuldiget den H. D. mit seiner Neigung aus Einsicht der Mängel menschlicher Erkenntniß die vom gewöhnlichen Lehrbegrif abweichende Vorstellungsarten gelinde zu beurtheilen und billiget es, wenn er zwar den Prediger, aber nicht den Gelehrten an die Sätze der kirchlichen Dogmatik und symbolischen Bücher gebunden wissen will. Aber gerade das will uns nicht recht gefallen und wir wollen uns darüber, wie über die Fragen selbst, noch mit aller Freymüthigkeit erklären. Der Prediger soll keine theologische Problemen im allgemeinen Unterricht vortragen; die Gelehrten aber können und mögen darüber nach Belieben reden und schreiben. Sie müssen also zukünftigen Predigern, die sie auf hohen Schulen bilden, fleißig zeigen, was sie als Prediger vorzutragen haben und was sie als Gelehrte für sich zum weitern Nachdenken behalten können. Dann ahmen sie der Lehrart Jesu und seiner Apostel und der nächsten Lehrer nach ihnen nach. Nun fragt sichs, was ist problema theologicum, quaestio ecclesiastica? Wir antworten, alles was nicht ein dogma, d. i. decretum religionis ist, und ein solches Religionsdekret ist nur der Satz, der in der Schrift mit klaren Worten als ein Erkenntnißstück oder eine Verhaltungsart des Menschen vorgeschrieben ist — ein solcher Satz, wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sey und daß er denen, die ihn ehren ein Vergelter seyn werde; ohne Glauben ists unmöglich Gott zu gefallen; ohne Heiligung kann nie-

niemand Gott sehen; wir haben alle nur Einen Gott den Vater durch welchen alle Dinge sind und Einen Herrn J. C., ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht an Opfern rc. rc. Nach dieser Beschreibung, die der Begrif eines Dekrets ausser Streit setzt, sind der eigentlichen Religionssätze gewiß sehr wenige; alles aber darauf sie nicht paßt, ein problema theologicum, oder wie H. D. S. sich gleichgültig ausdrückt *exegeticum*, d. i. eine Frage, deren Beantwortung so lang verschieden ausfallen wird, so lang die Auslegung der Schrift nach verschiednen Regeln behandelt wird. Für wen sollen nun die symbolischen Bücher? Für den Gelehrten nicht nach H. K. Meynung: Für den Prediger also nach der unsrigen noch weit weniger. Denn die Religionsdekrete, die er zum Unterricht braucht, sind in der Schrift festgesetzt und wer sie mit Redlichkeit aufsucht, wird sie finden; die symbolischen Bücher enthalten Kirchliche Fragen, die die Gelehrten in der Christenheit (das ist doch offenbar!) aufgeworfen haben, und eine weise und gütige Obrigkeit thut also Recht daran, wenn sie dieselben den Untersuchungen der Gelehrten überläßt und den Prediger nicht verpflichtet, sie den Gewissen der Zuhörer aufzubürden. Der Recensent läßt sich gefallen, was H. G. aus dieser Erklärung machen will, findet sich ruhig und glücklich dabey und dankt der Fürsehung die Freyheit es sagen und darnach handeln zu dürfen. Er trägt auch kein Bedenken seinen Namen zu nennen und findet es deswegen für nöthig, weil H. G. am Ende der Beylage zur Vorrede seiner fortgesetzten Vertheydigung ihn als den Verfasser der Recension der Vertheydigung selbst gemuthmaßt hat. Damit er denn wenigstens bey dieser in der Person nicht irren könnte, so nahm er sich sogleich vor, mit Ausdrückung seines Namens die gegenwärtige über sich zu nehmen,

und seine große Abneigung von dergleichen Beschäftigungen, nebst dem Mangel der Zeit und andern dazwischen gekommenen Hindernissen, werden zureichend seyn, die lange Verzögerung derselben zu entschuldigen. Wie billig es sey, eine aus sehr bekannten hämischen Absichten versuchte Entdeckung einiger Verfasser der Bibliothek, einiger Achtung zu würdigen, wie rühmlich für einen Gottesgelehrten, sey dem eignen Urtheil des Herrn Pastor Götze überlassen.

Die Beylage selbst scheint ein neuer Beweis zu seyn, wie schwer es dem H. G. falle, etwas unbeantwortet zu lassen, wie leicht oder wie gern er seinen Gegner unrecht verstehe und wie vermuthlich die Flüchtigkeit seiner Feder ihm nicht Zeit lasse für die Richtigkeit der Gedanken und die Bestimmtheit des Ausdrucks zu sorgen. So hatte er in der Vorrede selbst gesagt, und wiederholt es in der Beylage, daß er die Recension in der Bibliothek keiner Aufmerksamkeit gewürdiget habe; aber gleichwohl besann er sich nachher anders und gab sich die Mühe acht Blätter darüber volldrucken zu lassen. — Der Recensent hatte gesagt (gegen H. G.) „es könne nicht geschlossen werden, „wenn Sepulveda im Jahr 34. von einem foedere „cum Graecis schrieb, das man auch schon im Jahr „14. darnach gehandelt — H. G. werde nicht ganz „unbillig getadelt, wenn er aus einer spätern Bejahung des Sepulveda etwas beweise, welches lange „vorher die complutischen Editores sollten gethan haben„ — Da fährt nun der H. G. den armen Recensenten gewaltig an „versteht der Herr auch, was „er schreibt, oder urtheilt er wie der Blinde von der „Farbe? beyde Stellen sind wahrer Nonsense — „er muß sich einbilden, das foedus c. gr. sey erst im „Jahr 34. gemacht — weder dem H. D. ists eingefallen eine solche Schwachheit zu begehen, noch mir,

„sie

„sie ihm aufzubürden.„ Daß sich nun eben der Recensent dies müsse eingebildet haben, wird wohl kein aufmerksamer Leser finden, vielmehr sehen, daß es seine Meynung war, den Vertrag eher in die Zeiten nach der spanischen Ausgabe zu setzen und überhaupt es nicht zu billigen, das was im Jahr 34. versichert ward, aufs Jahr 14. hinzuziehen: Sonst müßte er gesagt haben, den spätern Vertrag, und nicht die spätere Bejahung von dem Vertrag. Darüber bekommt er nun, wie gesagt, auf zwo Seiten derbe Verweise. Die Meldung, daß H. G. Unrichtigkeiten in Auszeichnung der Varianten begangen und gegen seine Versicherung viele Fehler im Abdruck stehen lassen, wird gleichfalls weitläuftig durchgegangen, am Ende aber werden doch alle bis auf eine einzige zugegeben und einer zweyten wegen, der Recensent ins Wörterbuch verwiesen, ungeachtet H. G. in seiner Schrift selbst eingeräumt hatte, er habe nicht ins Wörterbuch (nemlich bey der complutischen Polyglotte) gesehen und σης sey wirklich in der Bedeutung von aerugo genommen worden. Da nun die Beylage später geschrieben ist, was soll man zu dieser Verheimlichung eines bereits zugestandnen Fehlers denken? Endlich beschwert sich der Herr Pastor mit gleicher Heftigkeit über die Gegenfragen, die man ihm auf die dem H. D. S. vorgelegte Fragen vorgelegt hatte. Er nennt es läppisch ihn zu fragen, ob er Senior der evangelisch lutherischen Kirche, oder in Hamburg sey: „Das stehe doch einem jedem „frey, einem andern seine Schwäche zu zeigen, ihn an „die Pflicht zu erinnern, die er der Wahrheit schul„dig sey — ein jeder Freund der Wahrheit sey dazu „berechtigt.„ Alles sehr richtig, mein werther Herr Bruder und noch mehr als das; auch widerlegen können Sie den, dessen Denkungsart Ihnen nicht die richtige scheint, auch an ihn schreiben und sich Erklä-

rung ausbitten; aber ihn, wie die Ausfoderung lautete, vor dem Angesichte Gottes und der Kirche öffentlich fragen, wes Glaubens er sey? das geht zu weit, das ist ein unehrerbietiger Eingrif in die Rechte der Landesobrigkeit, leidet keine Entschuldigung und klingt ganz so, als wenn man nicht bessern, sondern beschämen wollte.

Wilhelm Abraham Teller.

XXII.

Verschiedene Schriften von der Kriebelkrankheit und vom Mutterkorne.

Sie sind theils bey Gelegenheit der 1770. an verschiedenen Orten Deutschlandes bemerkten Epidemie, theils auch unabhängig von derselben herausgekommen. In den ökonomischen Journalen, Intelligenz- und andern Wochenblättern findet man eine Menge Abhandlungen darüber, die für die Allg. d. Bibl. nicht gehören. Herrn Hofmedic. Wichmann Beytrag haben wir bereits XV. B. I. St. angezeigt.

1. Joh. Geo. Models, Rußischkaiserl. Hofraths rc. Apotheckers der St. Petersburgis. Oberapothecke, Untersuchung des Mutterkorns aus dessen Chymischen Nebenstunden. Wittenberg, bey Dürr 1771. 68 S. 8.

Die Vorrede von Hn. P. Zeiher berührt, in wie weit chymische Zergliederungen die Natur eines Körpers zu bestimmen, dienen können. Hr. M. ist durch die Gründe derer, die seit mehr als 60 Jah-

Jahren (weit länger) das Mutterkorn, als eine Ursache der Kriebelseuche, angeklagt haben, nicht überzeugt worden. Ihre Theorien vom flüchtigen Salpeter und Urinsalz, von arsenicalischem Grundwesen, von Honig- und Mehlthau, die im Mutterkorne seyn und es verursachen sollen, werden untersucht und mit Recht verworfen. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat ihm noch die Entstehung desselben aus einem Insectenstiche, welches Tillets System ist. Vielleicht ist des Hrn. von Geer Blasenfuß (Thrips Physapus Linn.) nach des Ritters Linne Meynung, das Insect. Es hat aber auch dieser Gedanke seine Schwierigkeiten, besonders die, daß so gar nichts vom Anstiche selbst durchs Vergrößerungsglas entdeckt werden kann. Merkwürdig ist die Modelsche Beobachtung im Anhange S. 81 f. Er hatte in seinem Garten in nassem fettem Boden Rocken stehen, und bis Anfang August, da derselbe reifen solte, keine Mutterkörner erhalten. Um diese ungewöhnliche Zeit hatte der Rocken eine Menge Nebenhalme getrieben, die mit Schmeißfliegen besetzt waren und zugleich in den noch grünen Aehren Mutterkörner enthielten, deren Anzahl sich auf dünnen kurzen Nebenhalmen immer mehr vergrößerte. Auch fanden sich häufig Blatläuse (Aphides) darauf und des Morgens oft Perlen eines süssen Saftes. Dieser Nachschuß von Mutterkörnern dauerte bis Ende August, um welche Zeit noch viele kleine schwarze Körner da waren, die von Fliegen entstunden und die volle Mutterkörner würden geworden seyn, wenn nicht der Nachschuß des Kornsafts gemangelt hätte.

H. M. kommt nun zu Untersuchung des Mutterkorns. Es hat anfangs einen dumpfig-widerlichen Geruch, der aber in kurzer Zeit vergeht. Die Kornzapfen sind oft sehr groß, benehmen auch den gesun-

den Körnern in demselben Halme Kraft und Grösse, hängen im Bälglein nur leicht an und fallen leicht aus, sind zerbrechlich, und wo sie weit hervorragen und von der Sonne getroffen werden können, fast hornig und wie versengt und zusammengeschrumpfen; sie sind weit leichter, wie gesundes Korn, die äussere Haut, die das mehlichte Wesen umgiebt, ist wie verzehrt, und so sind es auch die Bälglein (glumae). Ueberhaupt scheinen sie ihr schleimiches zähes Wesen verlohren zu haben, welches im Weizen, nach Hn. Beccari hier von Hrn. Model wiederholten Versuchen, und also auch vermuthlich im Rocken, hauptsächlich in dem äussern Ueberzuge seinen Sitz hat. Die Mutterkörner geben mit Wasser einen schmutzig röthlichen Aufguß, der mit Alcali Carmoisinroth wird. Der Absud vom Pulver giebt eine röthliche Milch. Sie lassen sich im Wasser wenig erweichen. Gesundes Korn zieht fast eben so viel Wasser in sich, als sein eigenthümliches Gewicht ist: Mutterkorn noch nicht die Hälfte. Im Aufgusse von jenem ward eine silberne Spatel röthlich: in diesem gelblich, wie von Eyern oder Stockfisch. Doch geht auch dieses, obwol langsam, in Gährung. Jenes entzündet sich schwer, mit einer wässerigen Platzung: dieses leicht mit heller Flamme. Dieses giebt in der Retorte ein mehr brenzliges Phlegma, einen weit saurern Geist und ein dickeres Oel, wie jenes, braucht auch einen stärkern Grad des Feuers. Ueberhaupt enthält dieses mehr Oel und erdige Theile, als gutes Korn und es ist darinn das schleimige Wesen zerstört, welches die öligen Theile auflöslich macht.

Tauben fraßen das Mutterkorn anfangs nicht: Aber doch nachher und mit eben so viel, auch zweymal so viel gutem Mehle zu Brod gemacht, ward es ohne Schaden gespeiset. H. M. scheint aus allen Versu-

chen

chen nichts zu bringen, so das Mutterkorn zur Ursache der Kriebelkrankheit machen könnte. Man wird in dieser merkwürdigen Schrift noch verschiedne beyläufige Anmerkungen über die Analyse des Weizens und die flüchtigen Harnsalze, die das Pflanzenreich liefert, finden, die H. M. fortzusetzen gedenkt, wozu wir dem würdigen Manne Kräfte und Muße wünschen. S. 75. erinnert er auch etwas über die Recens. in der A. d. B. V. 2. S. 75. mit dem wahren Gelehrten anständigen Glimpfe.

2. C. E. Eschenbachs, d. Med. Prof. Bedenken von der Schädlichkeit des Mutterkorns und von den Mitteln zur Rettung der Ertrunknen. Rostock, Koppe, 1771. S. 64. 8.

Hr. E. findet das Mutterkorn an der Kriebelkrankheit ganz und gar unschuldig. Man hat ja alle Jahre etwas. Es ist höchstens das 80ste Korn Mutterkorn. Die Autoren sind in der Ursache und Behandlung der Seuche selbst noch uneins. Man kann ja selbe eher einem in der Luft verbreiteten ansteckendem Gifte zur Last legen und ein jedes epidemische Fieber kann schon alle die schädlichen Folgen bewirken. (H. E. scheint doch wirklich die Krankheit nicht gesehen zu haben.) Ein Schwein ist mit halb Mutterkorn und halb Rocken, weil es jenes nicht allein fressen wollte, 3 Wochen gefüttert worden und gesund geblieben. (Was wurde ihm aber mehr dabey gegeben?) Auch den Hähnen hat es nicht geschadet.

Bey Ertrunknen will H. E. die Pulsadern geöfnet haben. Wir haben dieser Abh. schon A. d. B. XV. 1. S. 222. Meldung gethan.

8. Versuche mit dem Mutterkorn von D. Theod. Aug. Schleger, Cassel. Hofr. Hofmed. Prof. und Mitgl. des Coll. med. Cassel bey Schmiedt, 1770. 32 Seiten in 4.

Das Brandkorn soll 1770. im Heßischen unter der Gerste noch häufiger, als im Rocken gewesen seyn. Es entsteht wohl vom zu starken Zufluß der Säfte, wovon die Schale zerplatzt und eine eigne Verderbniß der mehligen Substanz entstehet, die H. S. der Luftsäure mit zuschreibt. Spuren von Insekten hat er nicht gefunden. Es brennt mit einer hellen Flamme, hat keinen widrigen Geruch, aber einen ranzigen Geschmack und läßt eine brennende Empfindung mit einer kratzenden Tröckniß im Munde zurück, welches auch das destillirte Wasser that. In einer frischen Fleischwunde hat es das Blut gestillt und einiges Brennen und eine Betäubung verursacht. Das Mehl davon gab mit Alaun keinen Pyrophorus. Mit Milch und Brühe (welche keine recht schickliche Vehicula sind) gemischt, fraßen zween Hunde und eine Katze vom Mehle ohne Schaden, letztere wollte es nachher aber durchaus nicht. Die Hunde fraßen darauf stark und trunken ungewöhnlich. (Ein Instinkt, der nicht zu übersehen ist.) Von Mehl mit Zucker vermischt, sturben die Fliegen, wie vom Kobalt, doch sterben sie auch nach Milch und Pfeffer, welches also kein Zeichen des Giftigen im Muttermehle ist. Das Brod davon gieng wenig auf und hielt wenig zusammen. Es scheint dies Mutterkorn ein ranziges Oel zu haben, seines natürlichen Klebers und der nährenden Kraft beraubt zu seyn, und ohne corrigirende Speisen und Getränke genossen, als ein Septicum zu wirken. Ein Hund mußte zween Tage hungern, bevor er das Brod mit Kartüffelbrühe fraß

und

und das meiste mit Würgen von sich gab: eine andre Portion behielt er bey sich. Er wollte es doch nachher nicht fressen. Man zwang es ihm 4 Tage ein, worauf Verstopfung und Aufblähung des Leibes erfolgte. Nach einer größern Portion fieng er an zu laxiren. Ein andrer Hund, der auch dazu gezwungen werden mußte, bekam auch Brechen und Laxiren. Beym Federvieh, die damit gestopft wurden, blieb es lang im Kropfe und blähte denselben auf. Einem Schweine gab man täglich 16 Loth mit Cartuffeln vermischt. Es gewöhnte sich daran und blieb wohl. Eben so ein Schaf, in dessen Adern H. S. nachher einen Aufguß davon spritzen ließ. Bey der Section war das Blut neben der Stelle und in andern Gefäßen in Polypen zu 5 Loth schwer geronnen. Fischen hat es nicht geschadet. H. S. schließt daraus, daß, „wenn auch das Mutterkorn nur wie angegangner und verdorbner Rocken wirke, solches dennoch viel Uebel anrichten und nicht ohne beträchtlichen Schaden genossen werden könne.„ Doch setzt er hinzu, wenn es ein so grausames Gift wäre, es auch unfehlbar einigen dieser Thiere hätte schaden und sie tödten müssen. (Man sieht bey H. S., wie bey verschiednen andern, die ohne Vorurtheil die Sache, wie sie ist, selbst beobachtet haben, daß ihnen das Wort Gift in seiner scharfen Bedeutung anstößig geworden und sie im übrigen so weit von denen nicht abgehen, die die Schädlichkeit behaupten.) Er sucht darauf seine Landsleute zu beruhigen und bey der geringen Menge, da nur 5 Loth unter 220 Pfund Brod kamen, konnte er es auch mit Recht. Nachher war zwar ein Dorfhirte mit seiner Familie nach Genuß von warmem Brode aus Rocken, so voll Mutterkorn gewesen, erkrankt und drey Kinder gestorben: allein es hatte der vorhergehende Mangel und die nachhero fehlende Pflege

auch

auch etwas dazu beygetragen. Wir haben diese Schrift mit demselben Vergnügen, wie die Modelsche gelesen, weil allerwege eine sorgfältige und unpartheyische Liebe zur Wahrheit hervorblickt. Man thut sehr unrecht, wenn man H. S. sagen läßt, das Mutterkorn sey unschädlich. Er behauptet nur, es sey kein grausames Gift und hat dabey eine schnelle tödtliche Wirkung gedacht. Wir verbinden mit dieser Schrift eine akademische Probeschrift; so in derselben Gegend heraus gekommen ist. Es ist dies eigentlich zwar gegen unsern Plan; aber die Wichtigkeit des Gegenstandes bewegt uns zu dieser Ausnahme.

4. De secali cornuto ejusque noxis &c. diss. D. *Christoph Lud. Nebel*, Theatri anat. Prosector et Soc. Sc. Hass. ab epistolis. Giessae, 1771. 40 S. in 4.

Hr. N. fand zwar unter dortigen Rocken unter 22 Pfund nur etwas über 2 Drachmen: aber im Amte Blankenstein war besonders auf frischbesäeten Brachfeldern fast die Hälfte des Korns Kornzapfen gewesen. Auch waren 35 Menschen erkrankt und 5 gestorben. H. N. bestreitet nachher eben genannten H. Schleger, als ob derselbe die Kornzapfen für unschädlich halte und setzt seinen Versuchen entgegen, es könne einem Thiere unschädlich seyn, was andern tödtlich werde. Der wässerige Aufguß in Digestion auf dem Ofen gab eine rothe Tinctur, die durch Alaun sehr erhöhet ward, von unangenehmen Geruche und zusammenziehendem brennendem Geschmacke. Das frischgestoßene Pulver hatte einen Geruch, wie Pilze. Den verdünnten Violensaft färbte es grün. Mit Weinsteinöl benetzt, gab es eine röthliche Masse, wie Granatenblüthe und einen unangenehmen flüchtigen Harngeruch. Mit Salmiakgeist befeuchtet, kam ein unan-

angenehmer Beygeruch zum flüchtigen Salmiakgeruch. Mit einer Alaunauflösung schien es ein wenig zu brausen. Das destillirte Wasser war häßlichen Geruchs und brennenden, Uebelkeit erregenden, Geschmacks. Es färbte den Violensaft grün und Thiere, denen man es einzwang, brachen es weg. Die Sublimatsolution ließ in demselben ein weißes Pulver fallen. Mit Säuren brauste es ein wenig, und machte einen Bodensatz. Aus diesen und mehrern Versuchen scheint es H. N. ein Laugensalz, von der flüchtigen Art zu enthalten. Brod, so daraus gebacken ward, war schwarz, nicht zusammen hängend, von widrigem Geruche. Ein Jagdhund, der ein Pfund in Bratenbrühe verschluckte, fieng nach zwo Stunden an zu heulen, sich zu winden und brach es meistens weg. Nachher lag er matt an der Erde, mit Zuckungen behaftet. Brod aus damit gemischtem guten Korne gebacken, wollten Hunde doch nicht fressen. der davon destillirte Branntewein hatte, doch noch etwas von dem widrigen Geruche und schien Magenweh und Uebelkeit zu erregen. Die Kornzapfen verlieren mit der Zeit ihre Schädlichkeit nicht ganz. Noch im Julius, also 10 Monate nach der Ernte wurden 3 Familien, die Brod von dergleichen unreinem Rocken gegessen hatten, befallen. (Eben das hat der Rec. im Junius 1771. gesehen. Mit Brand vermischter Rocken, der zum Branntweinbrennen abgesondert war, ward auf dem Gräflich B. Gute im Lauenburgischen, bey dem sich ereignenden Mangel an besserem, den Unterthanen überlassen und sogleich äusserte sich die Kriebelseuche in einigen Häusern.)

5. Jo. Lud. Focken Chirurgi bey dem Hannöv. Regiment von Sprengel, Versuche, Beobach-

obachtungen, Erfahrungen und Curart in der Kribelsucht. Zelle, 1771. Schulz 46 Seiten 4.

Hr. F. leugnet gegen seine Hannöverschen Kunstgenossen die schädliche Wirkung der Kornzapfen, erlaubt sich gegen würdige Männer Anstechungen, die man mit Widerwillen lieset, und hält die Krankheit für einen rheumatismus spasmodicus, der von kalter feuchter Witterung bey schlecht genährten, gekleideten und ruhenden thierischen Körpern entsteht. Ihr Wesen ist also „eine Stockung des Seri und der immerwährende Druck davon macht in dem unendlich zarten Geäder eine Stauung, die sich rückwärts vermehren muß.„ Zu dieser merkwürdigen Entdeckung hat ihm die Lederhaut auf dem Blute Anleitung gegeben. Damit also das in den zärtesten Adern stauende Geblüt Raum kriege, sucht er die großen Blutgefäße leer zu machen, läßt also herzhaft Blut, bisweilen 11 bis 13 mal und läßt sehr viel gesalzne Heringe essen, damit durch Trinken die Zähigkeit des Seri verdünnt werde. Doch giebt er auch Brech- und Laxiermittel, Salze, Salpeter und Spießglasschwefel. (Wir vermuthen H. F. habe dadurch und durch Heringe mehr Gutes gestiftet, als durch sein Blutvergießen, wie er denn auch wirklich einige ohne Blutlassen hergestellt hat, ungeachtet alle Bauren dortiger Gegend bey ihm sanguinischen und cholerischen Temperaments sind.) H. F. Beobachtungen sind unvollständig: seine Einsichten seicht; sein Raisonnement so verwirrt, daß man sich des Eckels dabey nicht erwehren kann. Das Zeugniß des Leibmed. H. Müller für ihn mag beym Nachttische von Gewicht seyn: aber beym prüfenden Publiko ist es sehr wenig. Blos sein Stolz auf seine Entdeckungen, seine Selbstgenüg-

nügsamkeit, der Feldscheerton, das an Kunstworten und Scheinerklärungen reiche Gewäsche, das der wahre Wundarzt so sehr meidet und das Geräusch, das H. F. in den Zeitungen verursacht hat, machen die Schrift merkwürdig. Man hat ihm auch hie und da Unwahrheiten vorgeworfen, die wir nicht beurtheilen können. Doch sind noch immer einige, die H. F. Glück im Curiren, worauf er selbst groß thut, ihm nachrühmen. Von 28 Kranken hat er 4 verlohren, also jeden siebenten. Das ist nichts weniger, als ein außerordentliches Glück.

6. Schutzschrift für das Mutterkorn, als einer angeblichen Ursache der Kriebelkrankheit, von Rud. Aug. Vogel. Göttingen, Vandenhöck, 1771. 32 Seiten 8.

Eine wichtige mit des H. V. bekannter Gelehrsamkeit abgefaßte Schrift. Seine Gründe sind diese: 1, Es sind noch nicht 200 Jahre, seit man die Krankheit hat kennen lernen und gewiß sind die Rockenzapfen älter und lange gespeiset worden, ohne schädlich zu seyn. (Aber ist das Aufzeichnen guter medicinischer Beobachtungen älter? Und welcher Theil der Menschen wird mit der Kriebelsucht behaftet? Gerade der, der erst sehr in neuern Zeiten unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.) 2, Die Krankheit ist oft schon vor der Ernte ausgebrochen. Im Waldeckschen, wo man noch dazu Gerstenbrod isset, war sie schon im Febr. 1770. Man muß die Kornzapfen also nicht so ganz gewiß allein für die Ursache angeben. (Damit wird der Ankläger der Rockenzapfen nicht zufrieden seyn. Es kann Einer Krankheit verschiedne Ursache haben. Entsteht doch auch eine Wasserscheu ohne Biß. In der Gerste findet man auch Zapfen und Brand und

war-

warum sollte eine ähnliche Verderbniß nicht auch sie behaften? Man hat Exempel, daß die Seuche noch später sich gewiesen und bey Nachforschung fand man doch die Ursache in Zapfen.) 3, der Schluß: post hoc ergo propter hoc ist falsch. (Das dürfte unser Fall nicht seyn, werden H. V. Gegner sagen.) 4, Man hat es oft ohne Schaden genossen, selbst dann, wann andre befallen wurden. (Nicht alle Bergleute bekommen die Hüttenkatze.) 5, die schwächsten Personen, als Alte und Kinder sind oft am meisten frey geblieben. (Sie essen auch das wenigste Brod.) 6, und 7, die Krankheit hat ihre Perioden, selbst ihre Ruhezeiten, wie alle epidemische z. E. die Pocken. Sie kann also nicht von einem Gifte herrühren. (Ist das Pockengist denn nicht auch eine Art Gift? Gifte machen keine Perioden: aber sie behaften die Nerven, deren Krankheiten sich periodisch äussern. Man denke nur an die Würkungen der bleyischen Gifte.) 8, wenn die Leute kein unreines Brod mehr essen: so dauert doch die Krankheit fort. (Ganz natürlich: der Brußstich hört nicht auf, wenn gleich die Ursache aufhört.) 9, die Zufälle sind nach dem Genius der Epidemien verschieden. (Selbst der körperlichen Constitution, wie bey allen Krankheiten.) Ein Gift hat aber immer dieselbe Würkung.) Wohl die schärfern: aber die von der langsamen Art nicht.) 10, die Kranken bekommen Recidive. (Das ist bey Nervenkrankheiten und bey bleyischen Giften gewöhnlich.) 11, in Schweden hat man die Krankheit da gehabt, wo man nur Gerste zu Brod isset und das Raphanistrum schuldig gehalten. (Jenes kann seyn und dies ist nicht sattsam erwiesen.) 12, die Erzählungen, daß Menschen und Vieh sogleich darauf erkrankt seyn, sind entweder Mährchen oder aus Unwissenheit erdacht und von Aerzten geglaubt. (Durchaus ist dies Urtheil wohl zu hart.) Menschen

ha-

haben es ohne Schaden gegessen, eben so Thiere, nach Models, Schlegers und la Hire Versuche. H. Hofmed. Klärich hat Tauben und Hunde damit gefüttert, ohne daß sie Schaden genommen. Und hätte es auch geschadet: so gölte doch der Schluß nicht, welches H. V. auch in der Vorrede behauptet, weil etwas Einem Thiere unschädlich seyn kann, was es dem andern nicht ist. (Dies kommt denn aber auch H. V. Gegnern zu Statten.) Mit Recht verwirft H. V. zuletzt noch die Kaustischen Salze in den Zapfen und dgl. Theorien: erklärt sich auch noch in der Vorrede, daß die chemische Zergliederung der Kornzapfen unnütz sey, da die Gifte in ihre eigenen Bestandtheile sich nicht zerlegen und daraus eine giftige oder unschädliche Beschaffenheit entdecken lassen. (Freylich ist das zu viel. Nur kann die Chemie darlegen, ob verderbtes Korn andre Bestandtheile habe, als gesundes. Und wenn das ist: so wird wahrscheinlich, daß beyde nicht einerley Wirkung im Körper haben dürften: aber was für eine sie haben, kann die Chemie nicht fest setzen. Da ist blos Erfahrung der Schiedsrichter.) In

7. *E. G. Baldingeri* Progr. ad Schlegel diss. de metastasi in morbis, cujus praefatio docet, secale cornutum perperam a nonnullis ab infamia liberari. Ien. 1771.

Sind zwar eigentlich keine eignen Erfahrungen; aber doch verschiedne wichtige Gründe in der Kürze für die Schädlichkeit der Kornzapfen zusammen gezogen. Noch ist wichtig die aus den Nachrichten der Zellischen Landwirthschaftsgesellschaft B. II. St. 5. ausgezogne und besonders abgedruckte

8. Nachricht von der Kriebelkrankheit, welche im Herz. Lüneburg 1770. und 71. grassiret und wie selbige geheilet worden. Zelle, Gsellius, 1771. 78 S. 8.

Der Secr. der Gesellschaft H. Jacobi hat die Feder geführt. Ausser H. Wichmanns Beytrag sind die meisten Nachrichten von H. Hofmed. Taube, der nebst dem Leibmed. von Leyffer von dem Hofm. Thär sich um die armen Kriebelkranken sehr verdient gemacht hat. H. Taube hat das von der gedachten Gesellschaft so rühmlich veranstaltete Lazareth versehen und wird seine Bemerkungen nächstens bekannt machen. In die Ursache der Krankheit läßt H. J. sich nicht ein. Sie ist aber nie als auf den Genuß des neuen Rockens, dessen achter Theil wohl Kornzapfen waren, erfolgt. Genoß man warmes Brod davon: so erfolgte oft unmittelbar eine Uebelkeit. Wer sich sogleich erbrach, hatte nur gelinde Anwandlungen. Es half viel, wenn man andern Rocken aß: der fortgesetzte Genuß des neuen machte das Uebel hartnäckig. Man muß die nähern Umstände in der Schrift selbst lesen und man wird sehr geneigt werden, das Korn für die Ursache anzusehen. Die Kornzapfen sind ehemals nach dem Lonicerus, Bauhin u. a. (H. Vogel in der unter 6. gedachten Schrift S. 3. führt mehrere an, die es für ein Blutstillendes, antihysterisches s. w. Mittel gehalten haben,) für ein Mittel gegen die Mutterplage gehalten worden. (Der Rec. las vor einiger Zeit in der Königsb. Zeit. 1771. St. 64: „die langen schwarzen Körner sind nicht schädlich, sondern hier zu Lande braucht sie der Bauer fein gerieben in Brannteweln, als ein probates Mittel gegen die Kolik oft mit gutem Erfolge.„ Sind nicht schädlich? — Der denkende Arzt, der da weis, wie Gift und Arzney

ney nur relative Begriffe sind, wird lächeln und mit mehrerem Rechte schliessen: so hat gewiß das Mutterkorn eine etwas narkotische Eigenschaft: so mag es leicht in Menge schädlich und gewiß zum Nahrungsmittel, wenig gesagt, unfähig werden.) Man (H. Focken s. unter 5.) hat versichert, nur schlecht bedeckte Personen und kein Reuter sey mit der Seuche befallen: aber von eben dem Regimente, bey dem H. Focken steht, haben die dortigen Aerzte einen Reuter und einen Wachtmeister nebst desselben Familie curirt. S. 14. 15. werden die nicht allgemeinen Wirkungen des Mutterkorns aus einer Vergleichung mit der Hüttenkatze erklärt. (Der Rec. hat allemal diese Vergleichung für wichtig und selbst fruchtbar gehalten.) Wir übergehen die Beschreibung, die der Wichmannischen gleich kommt. S. 33. folgen 19. kurze Geschichten einiger Kranken des Lazareths, von denen 2. tödtlich abgelaufen sind. Der Brechweinstein, der Camphereßig und Pulver von Calmus, Aland und Baldrian, mit Aronwurz und Rhabarber, die H. Hensler in Altona vorgeschlagen, verschaften ziemliche Besserung; heben aber das Uebel diesmal nicht ganz. Selten verweilten indessen die Krämpfe beym Gebrauche des Camphereßigs länger als 3. bis 4. Tage. Bey denen Zuckungen und Dummheit mit Würmern verbunden waren, that der versüßte Quecksilber, den H. von Leyßer in Vorschlag brachte, Wunder. Es führte oft eine Menge Würmer mit merklicher Linderung ab: doch mußte er gewöhnlich zu 20. und bis zu 40. Gran gegeben werden. Wo aber Würmer nicht mit verflochten waren, erwiesen sich das animalische Oel und der Baldrianextrakt in versüßtem Salpetergeist am kräftigsten: zur Linderung der Krämpfe aber die von H. Zimmermann empfohlen und an die leidenden Theile angebrachten Blutigel. Campfersalbe

und warme Bäder thaten äusserlich wohl: vornemlich aber erwies der elektrische Schlag sich thätig, indem er Schweiß und Ausschlag beförderte. Eben das war auch eine sichtbare Wirkung des thierischen Oels. Bey einem Falle, wo der trockne Brand dazu schlug, brachte die Fieberrinde, die sonst nebst Mohnsaft, Asand u. a. Mitteln vergeblich gebraucht war, innerlich so wohl, als äusserlich mit Kalkwasser und Salmiak die völlige Genesung. Die Aderlässe war allgemein schädlich und nur in besondern Fällen von Nutzen. In den Leichnamen fand sich das Besondre, daß die Pulsadern und Lunge vom stockenden Blute sehr aufgetrieben; das Herz aber und die Blutbehalter des Hirns sehr entleeret waren. Aus einer andern uns zugekommenen Nachricht sehen wir, daß bis Sept. 1771. in den Zellischen Lazarethen 79. Kriebelkranke gewesen, von denen, ausser 5. noch nicht Genesenen, 6. und also noch nicht der 12te gestorben sind. Nach einer noch beygefügten Nachricht des Regimentschirurgus Forstmeier hat besonders die Jalappe gute Dienste gethan.

Es hat die Kriebelseuche 1770. und 71. nicht nur an manchen Orten disseits, sondern auch jenseits im Holsteinischen geherrscht. Das Koppenhagner Coll. medicum hat darüber Berichte eingeholt und darauf austheilen lassen:

9. Unterricht für das Landvolk wegen der Kriebelkrankheit, unterschrieben vom Coll. med. den 18. Aug. 1771.

Dieser halbe Bogen gehört mit zur Geschichte der Epidemie. Die Brandkörner im Rocken werden für die wahre Ursache derselben angegeben. Man räth, das Korn nicht zu früh abzumähen; (dies ist wohl

wohl andrer Ursachen wegen zu widerrathen. Die nicht völlige Reife hat Folgen auf die Menge und Güte des Korns; bringt auch vielleicht anderweitigen Schaden, wovon wir wünschen, daß die Aernte 1772. frey bleiben mag. Aber der Brand kommt schon eher und wird dadurch nicht besser noch ärger.) das Korn zu reinigen, liegen zu lassen; (wenn das der Landmann nur könnte!) es vorher zu waschen und zu dörren; nicht blos Speisen vom Korn zu genießen s. w. Man empfiehlt dem Befallnen Jalappa und Ipecacuanha (letztere haben die Zellischen Aerzte und auch der Rec. zu schwach befunden;) nachher Campher mit Hollundersaft und eine Lattwerge aus Baldrian, Jalappe, Myrrhen und demselben Safte.

Einen der vorhin erwähnten Berichte eines Holsteinischen Arztes hat der Rec. vor sich. Die Seuche ist in Holstein 1717; nachher 1742. und 43. und nun 1770. und 71. epidemisch gewesen. 1743. ist auf einigen Gütern ein Drittel der Unterthanen dadurch weggeraft. Der Verf. des Berichts hat die Krankheit seit 1767. alle Jahre, doch in seiner Gegend nur sporadisch; allemal aber nur da gesehen, wo Brand im Rocken oder doch unreines Korn genossen war. An verschiednen Orten sind die Leute unmittelbar nach dem Genusse befallen worden. Auf zwey Dorffeldern war kein Brand und doch befielen 4 Familien: aber bey genauer Nachforschung, hatten diese eben alle unreines Korn von einer fremden Mühle erhalten. Die Thiere fressen das Brandkorn nicht freywillig, selbst Schweine lassen es liegen. Ein bis in den vierten Tag eingesperrter Hund rührte das Brandmehl mit Wasser gemischt, nicht an und verschlang nachher gutes Mehl in Wasser äußerst begierig. In einem andern Dorfe, auf dessen Felde viel Brand war, litte nur eine Familie: aber diese

war eben dazumal durch die Seuche seines Hornviehs und seiner Milch beraubt; auch war die Wirthin so sparsam, daß sie den Ihrigen nichts als Brod, Brey und Klöse von frischem unreinen Rocken gegeben hatte. Kurz, aus vielen Beobachtungen legt er dort, wie im Hannöverschen, die Seuche den Kornzapfen zur Last. Wir wollen das Resultat davon hersetzen:

„Die Krankheit herrscht fast nie in den Städten, sondern blos auf dem Lande: auf dem Lande nirgend in der Marsch (fetter Kleiboden,) sondern blos auf der Geest (leichter Lehm und Sand:) auf der Geest weit seltner in reichen fruchtbaren, als armen Sand- und Heidegegenden: in magern Strichen weit seltner beym Hüfner (eigentlichem Bauern,) als bey Käthnern, Insten (sind wohl unsre Cassäten und Häuslinge) Arbeitsleuten, Dorfhirten s. w. die Seuche ist also denjenigen Ständen am wenigsten gefährlich, die ihre Nahrungsarten ändern und mischen können. Und in dem Maße wird sie stärker, als der Mensch allein vom Brode leben und seinen Brey und seine Klösse von Mehl bereiten muß. Der Bauer in der Marsch und auf der guten Geest hat Speck, Fleisch, Butter s. w. der Bauer auch in ärmern Strichen noch Butter, Fett und besonders Milch; kann auch noch seinen Rocken worfeln und auslesen: aber der Arbeitsmann u. a. ohne Feldbau, ohne Vieh, der fast allein solch Mehl speiset, wie es der Müller liefert, und also den unreinen als den wohlfeilsten Rocken am meisten speiset, der Stand leidet am meisten.„

10. H. Tissot Nachricht von der Kriebelkrankheit. Leipz. 1771. Müller, 141 S. 8.

Wir haben das Original A. D. B. XV. 1. angezeigt. H. T. hat keine eignen Beobachtungen, sondern beschreibt sie aus Horst, Vater, Budäus u. a.,

vor-

vorzüglich aber die französische Epidemie in Sologne, die von den deutschen Epidemien doch in vielem abgeht und eine schweizerische, die Lange beschrieben hat und die fast alle dem Mutterkorne die Seuche zur Last legen. (Das haben mehrere schweizerische Aerzte nach des H. v. Haller Zeugniß gethan.) Der Uebersetzer hat seine Urschrift mit gelehrten und lesenswürdigen Anmerkungen versehen. Es ist eine Abh. von Chr. Helwig über den Honigthau, die für unser mehr naturkundiges Säculum nicht mehr lehrreich ist und zwo Abh. des H. Quellmalz hinzugekommen, eine von verfälschten Weinen, die andre vom Brode, das man statt des gewöhnlichen im Nothfalle zubereiten könne, und von der innern Lindenrinde. Beyde sind als akadem. Programmen bekannt. S. 113. läßt man Boerhave sagen: „zu Delphos war eine Frau ꝛc.„ die Frau ist wohl zu Delft gewesen.

Dies sind die neuern uns bekannt gewordenen Schriften von der Kriebelseuche und dem Brandkorne, als der bisher geglaubten Ursache von jener. Die H. Eschenbach 2. Focken 5. Vogel 6. leugnen diese Ursache. H. Model 1. erregt Zweifel: H. Schleger 3. tritt auf die Mitte und ausser H. Wichmann, vertheydigen H. Nebel 4., Baldinger 7. Tissot 10., Taube und die Zellischen Aerzte 8., wie auch das Koppenhagner med. Collegium 9. die alte Meynung und wenn man ohne Vorurtheil nachdenkt: so scheint die sich doch mehr zu bestätigen, obgleich noch viele Zweifel aufgeklärt zu werden verdienen.

Das Mutterkorn entsteht fast allemal, wenn zu der Zeit, da das Korn in der Milch steht, sehr viel Regen fällt. Daraus erfolgt ein Ueberschuß wässeriger Theile über den salzigen und öligen, deren genaues Verhältniß und gute Zeitigung das gesunde Korn ausmacht; vielleicht auch nur ein Mangel des vegetabilischen Kle-

fers, der das Bindemittel der verschiednen constitutiven Theile des Korns ist; gewiß geht das Korn allemal in eine Art Verderbniß ein, wovon die Zeugung oder Herbeylockung von Insecten wohl mehr die Folge, als die Ursache seyn mag, in eine Ausartung wenigstens, die nicht mehr das nährende Korn ist, man mag sie übrigens für eine Art Mola im Pflanzenreiche, für eine Art von Schwämmen mit dem H. v. Münchhausen oder für eine Frucht der Insecten halten. In dem Modelschen 1. Versuche gab der geile Boden in M. niedrigen Garten überflüßige Säfte zu einem üppigen Wuchse von Nebenhalmen, deren häufige Säfte bey der späten Jahrszeit, die keine Coction mehr verstattete, die Dyskrasie der Säfte deutlich zeigt. Solche feuchte Jahre geben gemeiniglich reiche Aernten, das Korn scheffelt genug. Daher hält der Landmann die Kornzapfen für Zeichen fruchtbarer Jahre und nennt sie Mutterkorn.

Die einfachen Versuche mit Auflösungen im Aufgusse oder Absude des guten und des mit Brandkorn vermischten Korns scheinen doch schon einen merklichen Unterschied an, so wie auch das Brod, das von beyden bereitet wird.

Die weitere chemische Zergliederung 1. 3. 4. entdeckt freylich noch näher, ob die Bestandtheile von beyden verschieden sind. Sind sie es: so beweisen sie, daß die Natur des nährenden Körpers geändert ist. Sind sie es nicht: so beweisen sie doch für die Unschädlichkeit nichts. Eicheln geben fast dieselben chemischen Bestandtheile, als Korn: aber die, so sie im Herbste 1771. im Hannöverschen unter ihrem Mehle mit gemischt haben, haben sich Krankheit und Tod daran gegessen. Indessen sind die chemischen Beweise nicht die bündigsten, wie H. Vogel, nur dünkt uns, etwas zu allgemein, erinnert.

Ein

Eigentlich nahrsam und gesund ist das Brandkorn nicht. Das behaupten auch desselben Schutzredner nicht. Die Versuche an Thieren, die das Weitere bestätigen sollten, entscheiden aber auch noch nicht so völlig. Mit Geflügel sollten die Versuche gar nicht gemacht werden. Die Struktur ihrer Verdauungswerkzeuge ist so verschieden, daß der Rec. weis, daß ein Huhn mehr Arsenik, als einen Menschen tödten würde, ohne Schaden verzehrt hat. Die Versuche an Thieren, so mit den Menschen mehr Aehnlichkeit haben, sind mit verschiedenem Erfolge angestellt. Nach 4. und 9. ist der Erfolg schädlich; nach 1. unschädlich; nach 3. doch wenigstens nicht gleichgültig gewesen. Und wenn man die Versuche ansieht, wie sie da stehn und auch die Folge des Einzwängens abrechnet: so findet man doch den Genuß nicht ganz unschuldig; man findet doch, daß der richtige Instinkt der Thiere, diese Speise verabscheut hat, daß selbst der Widerwille den andern starken Instinkt des Hungers überwogen, wobey nicht aus der Acht zu lassen ist, daß Mehl und Brod eine Nahrung des Thiers sey und es mehr bedeutet, wenn eine gewöhnliche Nahrung ihnen aneckelt; als wenn ihnen eine Speise widerwillig ist, die zu ihren Nahrungsarten nicht gehört.

Selbst die medicinischen Kräfte 8., wenn sie bewährt würden, würden auch die nahe Möglichkeit zu schaden beweisen.

Was aber den Leser am meisten für die Meynung von der Schädlichkeit des Brandkorns geneigt machen wird, ist dies, daß die Aerzte, die an Ort und Stelle die Krankheit und deren Ursachen haben untersuchen können, im Heßischen 4. Hannöverschen 8. und Holsteinischen 9. einmüthig den ältern Aerzten beytreten und solche Beweise beybringen, daß man doch in der That in der Aetiologie der Krankheiten oft lange so sichtbar

die Ursachen nicht aufspüren kann, als es hier doch geschehen ist. Nicht daß nicht dieselbe Witterung, dieselben feuchten Wohnungen auch beym Menschen eine starke Prädisposition dazu machen könnten. Nicht daß nicht das frische Brod, welches vom gesündesten Korn schwerverdaulich und schädlich ist, nicht auch an schnellen und unmittelbaren Anfällen seinen Antheil hätte. Aber allein hat dies und jenes diese und diese so langen und eigenthümlichen Folgen nicht. Frischer Rocken mag selbst auch blos frisch etwas mehr schädlich seyn. Ist doch frischer Haber es den Pferden. Ueberhaupt hat der Rocken einen gewissen eignen kräftigen Geruch, der fast ein nervenstärkendes Mittel abgiebt und je näher ein Mittel medicinischer Tugend ist, je leichter wird die Abartung schädlich. Es ist auch wahrscheinlich, daß im Rocken, der reich an Kornzapfen ist, auch die gesund scheinenden Körner von Fehlern nicht frey sind, wie H. Wichmann muthmaßet.

Und wenn man endlich auch kein besonders narkotisches Wesen im Brandkorne annimmt, welche Theorie doch nicht unwahrscheinlich ist: so bleibt es doch allemal ein unverdauliches Gemische, welches die Verdauungswerkzeuge beschweret und durchkleistert. Der davon entstehende Schleim ist das Nest für die Wurmbrut, die man 8. so häufig bemerkt hat. Denn wahrscheinlich sind die Würmer Folgen und nicht Ursache der Seuche, über die nun, da so viel Gelehrte Aerzte sie aufzuhellen bemühen, noch weiter viel Licht zu erwarten ist.

X.

XXIII.

XXIII.

Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen, von Johann Friedrich Heynatz, Lehrer an der Schule im Grauen Kloster zu Berlin. — — Berlin, bey Mylius, 11 Bogen in 8.

Je seltner zu unsrer Zeit die Untersuchungen der deutschen Sprache werden; je weniger die bisherigen Bemühungen dieser Art von glücklichem Erfolge gewesen sind, und je gewöhnlicher es wird, daß selbst Schriftsteller von Genie und Ansehen sich in dieser Rücksicht Achtlosigkeit und Mißbrauch erlauben: desto willkommer ist uns jede Arbeit, die zu diesem Zwecke unternommen wird. Der Verf. des angezeigten Buchs erklärt dasselbe in der Vorrede für den Auszug eines größern Werks, an welchem er, wie er sagt, noch lange arbeiten muß, ehe es die Gestalt bekommen wird, die er ihm wünscht. Und freylich gehört zu einer Grammatick, die eine zuverläßige Richtschnur des Schriftstellers werden soll, langes Studium, häufige Beobachtung, unermüdetes Nachforschen! — Bey diesem Auszuge ist es der Zweck des Verfassers, sich, durch Kriticken über denselben, belehren zu lassen. Wir wollen hiezu durch einige Anmerkungen das Unsrige beytragen. Nur merken wir noch vorläufig an, daß sich mit diesem Zwecke die Bestimmung des Buchs zum Gebrauche der Schulen nicht wohl zu vertragen scheint, die auf dem Titel angegeben wird. Denn hier sollte man, vollends bey einem so kurzen Vortrage, keine grammatische Regeln geben, als solche, die schon auf alle Weise geprüft, und bewährt gefunden sind. In diesem Falle müßte man auch dem Verf.

einer solchen Grammatick, den entscheidenden Ton erlauben, den unser Verf. in der Vorrede so wenig entschuldigt, daß er vielmehr gesteht, er habe zu seinem großen Verdrusse hin und wieder noch keine Entscheidung wagen können. An sich hat das wohl seinen guten Grund; nur gefällt uns die Ursache nicht, die der Verf. hinzusetzt: er habe nach seiner Ueberzeugung reden müssen; vielleicht wären das in seinen Augen wirkliche Fehler, was nach der Grammatick eines andern vielleicht das Gegentheil wäre. So willkührlich, so auf Schrauben gestellt, muß keine Sprachlehre seyn. Ihre Regeln müssen festen Grund haben. Wo dies nicht die Natur der Sache, die Wortforschung, die Analogie, u. s. f. seyn kann, da sey es der Sprachgebrauch,

Quem penes arbitrium est, et ius, et norma loquendi.

Hiernach urtheilt man sicher; aber Eigensinn und Machtspruch, so entscheidend ihr Ton seyn mag, entscheiden doch in der That eben so wenig, als sie belehren; sie pflanzen nur auf den, der ihnen Gehör giebt, das Vorurtheil weiter fort. — Bey dem allen glauben wir immer von dem gegenwärtigen Buche, daß es, in den Händen eines geschickten Lehrers, auch für Schulen ganz brauchbar werden könne. — Itzt wollen wir einige Anmerkungen darüber hersetzen, und es von der Art, wie der Verf. sie aufnehmen, oder vielleicht in seinen Briefen beantworten wird, erwarten, ob seine Erklärungen in der Vorrede mehr als Komplimente gewesen sind.

Der erste Theil handelt die Orthoepie oder Rechtsprechung ab. Die Anmerkung, womit derselbe anfängt, ist in der That sonderbar, und ziemlich unbedeutend: „Die Orthoepie lehret eigentlich nur das „recht

„recht aussprechen, was recht geschrieben ist; man „muß aber auch das aussprechen lernen, was un„recht geschrieben ist.„

Die acht zusammengesetzten Buchstaben, als ch, ph, sch, u. s. f. werden doch wohl besser nur als zusammengesetzte angesehen, als daß man sie, wie der V. glaubt, mit zum Alphabete rechnen könnte. Denn diese Zusammensetzung ist eben so hörbar für das Ohr, als sichtbar für das Auge.

S. 3. Von dem ph möchten wir nicht sagen, daß es von den meisten guten Deutschen, wie f, ausgesprochen würde; auch ohne Affektation läßt sich das p darin durch die Aussprache ausdrücken. Eben so wenig solten e und ä auf gleiche Art ausgesprochen werden. Und daraus folgte dann, daß es nicht falsch sey, wie der Verf. S. 5. glaubt, das leztre, eben so wie ö und ü als Diphthongen anzusehen, weil doch wohl die Zusammensetzung mit dem e unstreitig darin zum Grunde liegt, und zwey zusammen ausgesprochene Wokalen, nach seiner eignen Definition einen Diphthong ausmachen. Und so wäre äu allerdings ein Triphthong. — Auch ist oi und oy S. 4. von eu in der Aussprache verschieden. — Das ue scheint sich in einige Wörter, als Behuef, durch die Aussprache einiger Provinzen eingeschlichen zu haben, die das u ziehen, und durch ein e verlängern. — Das ie läßt sich nicht aus der Zahl der Diphtongen wegstreichen, weil es meistens wie Eine Sylbe ausgesprochen wird, als sie, die, zieren, u. s. f. und folglich unter die Definition des Diphthongen gehört.

S. 6. Die Sylbe di in predigen wird wohl Niemand lang aussprechen; (vergl. S. 9.) so wenig es Jemand, wie der Verf. in der Prosodie S. 157. erlaubt, mit kriegen reimen wird. — Weder dies noch dis ist, unsrer Meynung nach, recht geschrieben,

son-

8. Nachricht von der Kriebelkrankheit, welche im Herz. Lüneburg 1770. und 71. grafsiret und wie selbige geheilet worden. Zelle, Gsellius, 1771. 78 S. 8.

Der Secr. der Gesellschaft H. Jacobi hat die Feder geführt. Ausser H. Wichmanns Beytrag sind die meisten Nachrichten von H. Hofmed. Taube, der nebst dem Leibmed. von Leysser von dem Hofm. Thär sich um die armen Kriebelkranken sehr verdient gemacht hat. H. Taube hat das von der gedachten Gesellschaft so rühmlich veranstaltete Lazareth versehen und wird seine Bemerkungen nächstens bekannt machen. In die Ursache der Krankheit läßt H. J. sich nicht ein. Sie ist aber nie als auf den Genuß des neuen Rockens, dessen achter Theil wohl Kornzapfen waren, erfolgt. Genoß man warmes Brod davon: so erfolgte oft unmittelbar eine Uebelkeit. Wer sich sogleich erbrach, hatte nur gelinde Anwandlungen. Es half viel, wenn man andern Rocken aß: der fortgesetzte Genuß des neuen machte das Uebel hartnäckig. Man muß die nähern Umstände in der Schrift selbst lesen und man wird sehr geneigt werden, das Korn für die Ursache anzusehen. Die Kornzapfen sind ehemals nach dem Lonicerus, Bauhin u. a. (H. Vogel in der unter 6. gedachten Schrift S. 3. führt mehrere an, die es für ein Blutstillendes, antihysterisches u. w. Mittel gehalten haben,) für ein Mittel gegen die Mutterplage gehalten worden. (Der Rec. las vor einiger Zeit in der Königsb. Zeit. 1771. St. 64: „die langen schwarzen Körner sind nicht schädlich, sondern hier zu Lande braucht sie der Bauer fein gerieben in Branntewein, als ein probates Mittel gegen die Kolik oft mit gutem Erfolge.„ Sind nicht schädlich? — Der denkende Arzt, der da weis, wie Gift und Arz-

ney

ney nur relative Begriffe sind, wird lächeln und mit mehrerem Rechte schliessen: so hat gewiß das Mutterkorn eine etwas narkotische Eigenschaft: so mag es leicht in Menge schädlich und gewiß zum Nahrungsmittel, wenig gesagt, unfähig werden.) Man (H. Focken, s. unter 5.) hat versichert, nur schlecht bedeckte Personen und kein Reuter sey mit der Seuche befallen: aber von eben dem Regimente, bey dem H. Focken steht, haben die dortigen Aerzte einen Reuter und einen Wachtmeister nebst desselben Familie curirt. S. 14. 15. werden die nicht allgemeinen Wirkungen des Mutterkorns aus einer Vergleichung mit der Hütenkaße erklärt. (Der Rec. hat allemal diese Vergleichung für wichtig und selbst fruchtbar gehalten.) Wir übergehen die Beschreibung, die der Wichmanischen gleich kommt. S. 33. folgen 19. kurze Geschichten einiger Kranken des Lazareths, von denen 2. tödtlich abgelaufen sind. Der Brechweinstein, der Campheressig und Pulver von Calmus, Aland und Baldrian, mit Aronwurz und Rhabarber, die H. Hensler in Altona vorgeschlagen, verschaften ziemliche Besserung; heben aber das Uebel diesmal nicht ganz. Selten verweilten indessen die Krämpfe beym Gebrauche des Campheressigs länger als 3. bis 4. Tage. Bey denen Zuckungen und Dummheit mit Würmern verbunden waren, that der versüßte Quecksilber, den H. von Leyffer in Vorschlag brachte, Wunder. Es führte oft eine Menge Würmer mit merklicher Linderung ab: doch mußte er gewöhnlich zu 20. und bis zu 40. Gran gegeben werden. Wo aber Würmer nicht mit verflochten waren, erwiesen sich das animalische Oel und der Baldrianextrakt in versüßtem Salpetergeist am kräftigsten: zur Linderung der Krämpfe aber die von H. Zimmermann empfohlen und an die leidenden Theile angebrachten Blutigel. Camphersalbe

 und

und warme Bäder thaten äusserlich wohl: vornemlich aber erwies der elektrische Schlag sich thätig, indem er Schweiß und Ausschlag beförderte. Eben das war auch eine sichtbare Wirkung des thierischen Oels. Bey einem Falle, wo der trockne Brand dazu schlug, brachte die Fieberrinde, die sonst nebst Mohnsaft, Asand u. a. Mitteln vergeblich gebraucht war, innerlich so wohl, als äusserlich mit Kalkwasser und Salmiak die völlige Genesung. Die Aderlässe war allgemein schädlich und nur in besondern Fällen von Nutzen. In den Leichnamen fand sich das Besondre, daß die Pulsadern und Lunge vom stockenden Blute sehr aufgetrieben; das Herz aber und die Blutbehalter des Hirns sehr entleeret waren. Aus einer andern uns zugekommenen Nachricht sehen wir, daß bis Sept. 1771. in den Zellischen Lazarethen 79. Kriebelkranke gewesen, von denen, ausser 5. noch nicht Genesenen, 6. und also noch nicht der 12te gestorben sind. Nach einer noch beygefügten Nachricht des Regimentschirurgus Forstmeier hat besonders die Jalappe gute Dienste gethan.

Es hat die Kriebelseuche 1770. und 71. nicht nur an manchen Orten dißseits, sondern auch jenseits im Holsteinischen geherrscht. Das Koppenhagner Coll. medicum hat darüber Berichte eingeholt und darauf austheilen lassen:

9. Unterricht für das Landvolk wegen der Kriebelkrankheit, unterschrieben vom Coll. med. den 18. Aug. 1771.

Dieser halbe Bogen gehört mit zur Geschichte der Epidemie. Die Brandkörner im Rocken werden für die wahre Ursache derselben angegeben. Man räth, das Korn nicht zu früh abzumähen; (dies ist

wohl andrer Ursachen wegen zu widerrathen. Die nicht völlige Reife hat Folgen auf die Menge und Güte des Korns; bringt auch vielleicht anderweitigen Schaden, wovon wir wünschen, daß die Aernte 1772. frey bleiben mag. Aber der Brand kommt schon eher und wird dadurch nicht besser noch ärger.) das Korn zu reinigen, liegen zu lassen; (wenn das der Landmann nur könnte!) es vorher zu waschen und zu dörren; nicht blos Speisen vom Korn zu genießen s. w. Man empfiehlt dem Befallnen Jalappa und Ipecacuanha (letztere haben die Zellischen Aerzte und auch der Rec. zu schwach befunden;) nachher Campher mit Hollundersaft und eine Lattwerge aus Baldrian, Jalappe, Myrrhen und demselben Safte.

Einen der vorhin erwähnten Berichte eines Holsteinischen Arztes hat der Rec. vor sich. Die Seuche ist in Holstein 1717; nachher 1742. und 43. und nun 1770. und 71. epidemisch gewesen. 1743. ist auf einigen Gütern ein Drittel der Unterthanen dadurch weggeraft. Der Verf. des Berichts hat die Krankheit seit 1767. alle Jahre, doch in seiner Gegend nur sporadisch; allemal aber nur da gesehen, wo Brand im Rocken oder doch unreines Korn genossen war. An verschiednen Orten sind die Leute unmittelbar nach dem Genusse befallen worden. Auf zwey Dorffeldern war kein Brand und doch befielen 4 Familien: aber bey genauer Nachforschung, hatten diese eben alle unreines Korn von einer fremden Mühle erhalten. Die Thiere fressen das Brandkorn nicht freywillig, selbst Schweine lassen es liegen. Ein bis in den vierten Tag eingesperrter Hund rührte das Brandmehl mit Wasser gemischt, nicht an und verschlang nachher gutes Mehl in Wasser äußerst begierig. In einem andern Dorfe, auf dessen Felde viel Brand war, litte nur eine Familie: aber diese

 war

war eben dazumal durch die Seuche seines Hornviehs und seiner Milch beraubt; auch war die Wirthin so sparsam, daß sie den Ihrigen nichts als Brod, Brey und Klöse von frischem unreinen Rocken gegeben hatte. Kurz, aus vielen Beobachtungen legt er dort, wie im Hannöverschen, die Seuche den Kornzapfen zur Last. Wir wollen das Resultat davon hersetzen:

„Die Krankheit herrscht fast nie in den Städten, sondern blos auf dem Lande: auf dem Lande nirgend in der Marsch (fetter Kleiboden,) sondern blos auf der Geest (leichter Lehm und Sand:) auf der Geest weit seltner in reichen fruchtbaren, als armen Sand- und Heidegegenden: in magern Strichen weit seltner beym Hüfner (eigentlichem Bauern,) als bey Käthnern, Insten (sind wohl unsre Cassäten und Häuslinge) Arbeitsleuten, Dorfhirten s. w. die Seuche ist also denjenigen Ständen am wenigsten gefährlich, die ihre Nahrungsarten ändern und mischen können. Und in dem Maße wird sie stärker, als der Mensch allein vom Brode leben und seinen Brey und seine Klöße von Mehl bereiten muß. Der Bauer in der Marsch und auf der guten Geest hat Speck, Fleisch, Butter s. w. der Bauer auch in ärmern Strichen noch Butter, Fett und besonders Milch; kann auch noch seinen Rocken worfeln und auslesen: aber der Arbeitsmann u. a. ohne Feldbau, ohne Vieh, der fast allein solch Mehl speiset, wie es der Müller liefert, und also den unreinen als den wohlfeilsten Rocken am meisten speiset, der Stand leidet am meisten.„

10. H. Tissot Nachricht von der Kriebelkrankheit. Leipz. 1771. Müller, 141 S. 8.

Wir haben das Original A. D. B. XV. 1. angezeigt. H. T. hat keine eignen Beobachtungen, sondern beschreibt sie aus Horst, Vater, Budäus u. a.,

vor-

vorzüglich aber die französische Epidemie in Sologne, die von den deutschen Epidemien doch in vielem abgeht und eine schweizerische, die Lange beschrieben hat und die fast alle dem Mutterkorne die Seuche zur Last legen. (Das haben mehrere schweizerische Aerzte nach des H. v. Haller Zeugniß gethan.) Der Uebersetzer hat seine Urschrift mit gelehrten und lesenswürdigen Anmerkungen versehen. Es ist eine Abh. von Chr. Helwig über den Honigthau, die für unser mehr naturkundiges Säculum nicht mehr lehrreich ist und zwo Abh. des H. Quellmalz hinzugekommen, eine von verfälschten Weinen, die andre vom Brode, das man statt des gewöhnlichen im Nothfalle zubereiten könne, und von der innern Lindenrinde. Beyde sind als akadem. Programmen bekannt. S. 113. läßt man Boerhave sagen: „zu Delphos war eine Frau rc.„ die Frau ist wohl zu Delft gewesen.

Dies sind die neuern uns bekannt gewordenen Schriften von der Kriebelseuche und dem Brandkorne, als der bisher geglaubten Ursache von jener. Die H. Eschenbach 2. Focken 5. Vogel 6. leugnen diese Ursache. H. Model 1. erregt Zweifel: H. Schleger 3. tritt auf die Mitte und ausser H. Wichmann, vertheydigen H. Nebel 4., Baldinger 7. Tissot 10., Taube und die Zellischen Aerzte 8., wie auch das Koppenhagner med. Collegium 9. die alte Meynung und wenn man ohne Vorurtheil nachdenkt: so scheint die sich doch mehr zu bestätigen, obgleich noch viele Zweifel aufgeklärt zu werden verdienen.

Das Mutterkorn entsteht fast allemal, wenn zu der Zeit, da das Korn in der Milch steht, sehr viel Regen fällt. Daraus erfolgt ein Ueberschuß wässeriger Theile über den salzigen und öligen, deren genaues Verhältniß und gute Zeitigung das gesunde Korn ausmacht; vielleicht auch nur ein Mangel des vegetabilischen Kle-

 bers,

bers, der das Bindemittel der verschiednen constitutiven Theile des Korns ist; gewiß geht das Korn allemal in eine Art Verderbniß ein, wovon die Zeugung oder Herbeylockung von Insecten wohl mehr die Folge, als die Ursache seyn mag, in eine Ausartung wenigstens, die nicht mehr das nährende Korn ist, man mag sie übrigens für eine Art Mola im Pflanzenreiche, für eine Art von Schwämmen mit dem H. v. Münchhausen oder für eine Frucht der Insecten halten. In dem Modelschen 1. Versuche gab der geile Boden in M. niedrigen Garten überflüßige Säfte zu einem üppigen Wuchse von Nebenhalmen, deren häufige Säfte bey der späten Jahrszeit, die keine Coction mehr verstattete, die Dyskrasie der Säfte deutlich zeigt. Solche feuchte Jahre geben gemeiniglich reiche Aernten, das Korn scheffelt genug. Daher hält der Landmann die Kornzapfen für Zeichen fruchtbarer Jahre und nennt sie Mutterkorn.

Die einfachen Versuche mit Auflösungen im Aufgusse oder Absude des guten und des mit Brandkorn vermischten Korns scheinen doch schon einen merklichen Unterschied an, so wie auch das Brod, das von beyden bereitet wird.

Die weitere chemische Zergliederung 1. 3. 4. entdeckt freylich noch näher, ob die Bestandtheile von beyden verschieden sind. Sind sie es: so beweisen sie, daß die Natur des nährenden Körpers geändert ist. Sind sie es nicht: so beweisen sie doch für die Unschädlichkeit nichts. Eicheln geben fast dieselben chemischen Bestandtheile, als Korn: aber die, so sie im Herbste 1771. im Hannöverschen unter ihrem Mehle mit gemischt haben, haben sich Krankheit und Tod daran gegessen. Indessen sind die chemischen Beweise nicht die bündigsten, wie H. Vogel, nur dünkt uns, etwas zu allgemein, erinnert.

Es

Eigentlich nahrsam und gesund ist das Brandkorn nicht. Das behaupten auch desselben Schutzredner nicht. Die Versuche an Thieren, die das Weitere bestätigen sollten, entscheiden aber auch noch nicht so völlig. Mit Geflügel sollten die Versuche gar nicht gemacht werden. Die Struktur ihrer Verdauungswerkzeuge ist so verschieden, daß der Rec. weis, daß ein Huhn mehr Arsenik, als einen Menschen tödten würde, ohne Schaden verzehrt hat. Die Versuche an Thieren, so mit den Menschen mehr Aehnlichkeit haben, sind mit verschiedenem Erfolge angestellt. Nach 4. und 9. ist der Erfolg schädlich; nach 1. unschädlich; nach 3. doch wenigstens nicht gleichgültig gewesen. Und wenn man die Versuche ansieht, wie sie da stehn und auch die Folge des Einzwängens abrechnet: so findet man doch den Genuß nicht ganz unschuldig; man findet doch, daß der richtige Instinkt der Thiere, diese Speise verabscheut hat, daß selbst der Widerwille den andern starken Instinkt des Hungers überwogen, wobey nicht aus der Acht zu lassen ist, daß Mehl und Brod eine Nahrung des Thiers sey und es mehr bedeutet, wenn eine gewöhnliche Nahrung ihnen aneckelt, als wenn ihnen eine Speise widerwillig ist, die zu ihren Nahrungsarten nicht gehört.

Selbst die medicinischen Kräfte 8., wenn sie bewährt würden, würden auch die nahe Möglichkeit zu schaden beweisen.

Was aber den Leser am meisten für die Meynung von der Schädlichkeit des Brandkorns geneigt machen wird, ist dies, daß die Aerzte, die an Ort und Stelle die Krankheit und deren Ursachen haben untersuchen können, im Heßischen 4. Hannöverschen 8. und Holsteinischen 9. einmüthig den ältern Aerzten beytreten und solche Beweise beybringen, daß man doch in der That in der Aetiologie der Krankheiten oft lange so sichtbar

die Ursachen nicht aufspüren kann, als es hier doch geschehen ist. Nicht daß nicht dieselbe Witterung, dieselben feuchten Wohnungen auch beym Menschen eine starke Prädisposition dazu machen könnten. Nicht daß nicht das frische Brod, welches vom gesündesten Korn schwerverdaulich und schädlich ist, nicht auch an schnellen und unmittelbaren Anfällen seinen Antheil hätte. Aber allein hat dies und jenes diese und diese so langen und eigenthümlichen Folgen nicht. Frischer Rocken mag selbst auch blos frisch etwas mehr schädlich seyn. Ist doch frischer Haber es den Pferden. Ueberhaupt hat der Rocken einen gewissen eignen kräftigen Geruch, der fast ein nervenstärkendes Mittel abgiebt und je näher ein Mittel medicinischer Tugend ist, je leichter wird die Abartung schädlich. Es ist auch wahrscheinlich, daß im Rocken, der reich an Kornzapfen ist, auch die gesund scheinenden Körner von Fehlern nicht frey sind, wie H. Wichmann muthmaßet.

Und wenn man endlich auch kein besonders narkotisches Wesen im Brandkorne annimmt, welche Theorie doch nicht unwahrscheinlich ist: so bleibt es doch allemal ein unverdauliches Gemische, welches die Verdauungswerkzeuge beschweret und durchkleistert. Der davon entstehende Schleim ist das Nest für die Wurmbrut, die man 8. so häufig bemerkt hat. Denn wahrscheinlich sind die Würmer Folgen und nicht Ursache der Seuche, über die nun, da so viel Gelehrte Aerzte sie aufzuhellen bemühen, noch weiter viel Licht zu erwarten ist.

X.

XXIII.

Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen, von Johann Friedrich Heynatz, Lehrer an der Schule im Grauen Kloster zu Berlin. — — Berlin, bey Mylius, 11 Bogen in 8.

Je seltner zu unsrer Zeit die Untersuchungen der deutschen Sprache werden; je weniger die bisherigen Bemühungen dieser Art von glücklichem Erfolge gewesen sind, und je gewöhnlicher es wird, daß selbst Schriftsteller von Genie und Ansehen sich in dieser Rücksicht Achtlosigkeit und Mißbrauch erlauben: desto willkommer ist uns jede Arbeit, die zu diesem Zwecke unternommen wird. Der Verf. des angezeigten Buchs erklärt dasselbe in der Vorrede für den Auszug eines größern Werks, an welchem er, wie er sagt, noch lange arbeiten muß, ehe es die Gestalt bekommen wird, die er ihm wünscht. Und freylich gehört zu einer Grammatick, die eine zuverläßige Richtschnur des Schriftstellers werden soll, langes Studium, häufige Beobachtung, unermüdetes Nachforschen! — Bey diesem Auszuge ist es der Zweck des Verfassers, sich, durch Kriticken über denselben, belehren zu lassen. Wir wollen hiezu durch einige Anmerkungen das Unsrige beytragen. Nur merken wir noch vorläufig an, daß sich mit diesem Zwecke die Bestimmung des Buchs zum Gebrauche der Schulen nicht wohl zu vertragen scheint, die auf dem Titel angegeben wird. Denn hier sollte man, vollends bey einem so kurzen Vortrage, keine grammatische Regeln geben, als solche, die schon auf alle Weise geprüft, und bewährt gefunden sind. In diesem Falle müßte man auch dem Verf. den

einer solchen Grammatick, den entscheidenden Ton zu erlauben, den unser Verf. in der Vorrede so wenig entschuldigt, daß er vielmehr gesteht, er habe zu seinem großen Verdrusse hin und wieder noch keine Entscheidung wagen können. An sich hat das wohl seinen guten Grund; nur gefällt uns die Ursache nicht, die der Verf. hinzusetzt: er habe nach seiner Ueberzeugung reden müssen; vielleicht wären das in seinen Augen wirkliche Fehler, was nach der Grammatick eines andern vielleicht das Gegentheil wäre. So willkührlich, so auf Schrauben gestellt, muß keine Sprachlehre seyn. Ihre Regeln müssen festen Grund haben. Wo dies nicht die Natur der Sache, die Wortforschung, die Analogie, u. s. f. seyn kann, da sey es der Sprachgebrauch,

> Quem penes arbitrium est, et ius, et norma
> loquendi.

Hiernach urtheilt man sicher; aber Eigensinn und Machtspruch, so entscheidend ihr Ton seyn mag, entscheiden doch in der That eben so wenig, als sie belehren; sie pflanzen nur auf den, der ihnen Gehör giebt, das Vorurtheil weiter fort. — Bey dem allen glauben wir immer von dem gegenwärtigen Buche, daß es, in den Händen eines geschickten Lehrers, auch für Schulen ganz brauchbar werden könne. — Itzt wollen wir einige Anmerkungen darüber hersetzen, und es von der Art, wie der Verf. sie aufnehmen, oder vielleicht in seinen Briefen beantworten wird, erwarten, ob seine Erklärungen in der Vorrede mehr als Komplimente gewesen sind.

Der erste Theil handelt die Orthoepie oder Rechtsprechung ab. Die Anmerkung, womit derselbe anfängt, ist in der That sonderbar, und ziemlich unbedeutend: „Die Orthoepie lehret eigentlich nur das

„recht

„recht aussprechen, was recht geschrieben ist; man „muß aber auch das aussprechen lernen, was un„recht geschrieben ist.„

Die acht zusammengesetzten Buchstaben, als ch, ph, sch, u. s. f. werden doch wohl besser nur als zusammengesetzte angesehen, als daß man sie, wie der V. glaubt, mit zum Alphabete rechnen könnte. Denn diese Zusammensetzung ist eben so hörbar für das Ohr, als sichtbar für das Auge.

S. 3. Von dem ph möchten wir nicht sagen, daß es von den meisten guten Deutschen, wie f, ausgesprochen würde; auch ohne Affektation läßt sich das p darin durch die Aussprache ausdrücken. Eben so wenig solten e und ä auf gleiche Art ausgesprochen werden. Und daraus folgte dann, daß es nicht falsch sey, wie der Verf. S. 5. glaubt, das leztre, eben so wie ö und ü als Diphthongen anzusehen, weil doch wohl die Zusammensetzung mit dem e unstreitig darin zum Grunde liegt, und zwey zusammen ausgesprochene Vokalen, nach seiner eignen Definition einen Diphthong ausmachen. Und so wäre äu allerdings ein Triphthong. — Auch ist oi und oy S. 4. von eu in der Aussprache verschieden. — Das ue scheint sich in einige Wörter, als Behuef, durch die Aussprache einiger Provinzen eingeschlichen zu haben, die das u ziehen, und durch ein e verlängern. — Das ie läßt sich nicht aus der Zahl der Diphtongen wegstreichen, weil es meistens wie Eine Sylbe ausgesprochen wird, als sie, die, zieren, u. s. f. und folglich unter die Definition des Diphthongen gehört.

S. 6. Die Sylbe di in predigen wird wohl Niemand lang aussprechen; (vergl. S. 9.) so wenig es Jemand, wie der Verf. in der Prosodie S. 157. erlaubt, mit kriegen reimen wird. — Weder dies noch dis ist, unsrer Meynung nach, recht geschrieben,

son-

sondern dieß, weil es aus dieses zusammengezogen ist. Vergl. S. 107.

Die Einführung der Punkte Diäreseos wird S. 8. mit Recht gewünscht.

S. 9. Von den Wörtern offen und scharf in Ansehung der Aussprache einiger Vokalen, hätte hier eine nähere Erklärung gegeben werden sollen, wiewohl der mündliche Unterricht hiebey das beste thun muß.

Die Anmerkung S. 11. daß die Endungen in er, ig, lig, isch, vor ihrer Vermehrung einen kurzen Vokal hätte, ob derselbe gleich nach der Vermehrung gemeiniglich lang würde, sollte, in Ansehung des letztern gerade umgekehrt seyn; denn so viel wir uns auf Beyspiele besinnen können, bleiben die Vokalen auch nach der Vermehrung immer kurz; als besseren, mächtiger, heiligen, irdischen u. s. f.

S. 12. Wenn man annimmt, daß ä, ö und ü eigentlich Diphthongen sind, so ist die Regel von der Länge ihrer Aussprache, die sie mit allen Diphthongen gemein haben, leichter gefaßt, als wenn man sie mit dem Verf. unreine Vokalen nennt, und ihre Abänderung von einem langen reinen Vokal als den Grund ihrer langen Aussprache angiebt. Auch scheinen uns die Wörter ämsig und Gränze keine Ausnahme zu seyn, wiewohl hier das an sich lange ä, wegen der gleich daran stoßenden doppelten Konsonanten, wovon der letzte so hart ist, etwas schärfer ausgesprochen wird.

S. 14. Vielleicht wäre es nicht undienlich, das Wort Wohl, wenn es so viel, als gut bedeutet, und so auch Wohlfahrt, Wohlthat u. s. f. mit einem h zu schreiben, und lang auszusprechen, hingegen das Adverbium, das nur ein Füllwort ist, ohne h; als: es wäre wol besser. Wir können dergleichen Unterschei-

scheidungsmerkmale sehr nützen, und dadurch manchem Mißverstande vorbeugen.

S. 20. Die Anmerkung ist sehr richtig, daß q, da es niemals ohne ein darauf folgendes u gefunden oder ausgesprochen wird, eigentlich, als qu, zu den doppelten Konsonanten gerechnet werden sollte. Indeß kann es immer, als einzelner Charakter, in der Reihe der gewöhnlichen Buchstaben stehen.

S. 25. Das g vor der Endsylbe lich klingt wohl niemals hart, sondern in möglich eben so weich, als in länglich, kläglich, täglich, u. s. f.

Zweyter Theil. Die Orthographie. S. 36. hätte von der Regel, daß man das Wort Gott mit einem großen Anfangsbuchstaben schreiben müsse, der Zusatz wegbleiben sollen: „so oft es den wahren Gott „bedeutet.„ Auch macht der Gebrauch einiger Sonderlinge so wenig, als der Bibeln und Gesangbücher von der Regel, alle Substantiven mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben, keine Ausnahme. In den letztern pflegt man davon abzuweichen, um die Abtheilungen der einzelnen Verse jeder Strophe, wenn diese in eins fort gedruckt ist, durch die großen Anfangsbuchstaben bezeichnen zu können.

S. 37. Das Zahlwort Ein darf nicht durchgehends mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden, sondern nur da, wo der Nachdruck darauf liegt, wo es einen Gegensatz macht, oder wo eine Zweydeutigkeit zu besorgen wäre; wie das alles der Fall in dem Beyspiele ist, welches der Verf. anführt. — Die Anmerkung Nr. 6. hätte wegbleiben können.

S. 38. Mit der Regel des Verf. „Es ist unnö„thig, gleichlautende Wörter bloß aus der Ursache ver„schieden zu schreiben, damit man sie voneinander „unterscheiden könne,„ sind wir, so allgemein ausgedrückt

drückt gar nicht einig. Der Verf. macht selbst in der dritten Anmerkung eine Menge Ausnahmen davon. Und warum solten wir dieses große Hülfsmittel zum leichtern Verstande, zur Vermeidung so vieler Zweydeutigkeiten nicht brauchen? Zudem hat die verschiedne Rechtschreibung bey vielen dieser Wörter ihren guten etymologischen Grund. Freylich giebt es einige, wo dieser Unterschied nicht möglich ist, andre, wobey es Affektation seyn würde ihn zu machen, dergleichen die meisten Anm. 2. angeführten Wörter sind; nur möchten wir davon den Unterschied ausnehmen, den der Gebrauch bey Heide und Haide, meynen und meinen, wider und wieder, wohl und wol eingeführt hat, und denselben zu beobachten anrathen.

§. 45. Wenn der Grund gilt, daß man Staat nicht mit einem doppelten a schreiben müsse, weil es im Lateinischen, wovon es herkommt, ein einfaches hat; so sehen wir nicht, warum es nach §. 46. erlaubt seyn soll, Saat zu schreiben, da doch das Supinum *satum*, wovon es herkömmt, gleichfalls nur ein einziges a hat.

§. 51. Der Gebrauch des y für ü findet sich wohl nur in solchen Schriften, die mit lateinischen Lettern gedruckt sind, vornämlich in den Schweizerischen, und hat vermuthlich den Mangel eines punktirten lateinischen *u* in den Druckereyen zur Veranlassung; dem man aber doch seit einiger Zeit abgeholfen hat.

Daß man in den Wörtern befiehlt, stiehlt, das verlängernde h nach einem Diphthong braucht, geschieht wohl in Rücksicht auf die Orthographie der Wörter befehlen, stehlen, von denen sie abgeändert sind.

§. 60. Schwert wird öfterer so, als mit dt geschrieben. — Warum Brod besser seyn sollte, als Brodt, da es doch in der mehrern Zahl: die Brodte

hat,

hat, sehen wir nicht; vielleicht wegen der Analogie mit Tod?

Die Verwechselung des f mit ph wird desto leichter zu befürchten seyn, wenn man es, wie der Verf. (S. 3 und 23) erlaubt, wie f auszusprechen gewohnt ist.

Daß man in naif das f behält, ist doch vielleicht besser, da es ein völlig französisches Wort ist, und durch die bloße Veränderung des letzten Buchstaben nichts eigenthümliches erhalten würde. Es ist hier gerade der Fall, wie bey dem im Schreiben ungebräuchlichen Worte vif, wovon der Verf. sagt, daß man das f würde beybehalten müssen. Die übrigen aus den Lateinischen genommenen Wörter mit dieser Endung haben auch da ein v. — Grav für Graf ist zwar der wahrscheinlichen Ableitung dieses Worts gemäßer, aber doch nicht eingeführt.

S. 61. Es scheint uns doch richtiger zu seyn, und sogleich einen Wink von der Bedeutung zu geben, wenn man Fürbitte, fürlieb, Fürsprache ꝛc. statt Vorbitte, vorlieb ꝛc. schreibt; wir möchten daher nicht mit dem Verf. die Anleitung geben, beydes für gleich gut zu halten.

S. 62. Das ck in dem Worte Picke ist ohne Zweifel ein Druckfehler, da der Verf. es selbst S. 54. für einen Fehler erklärt hat, dieß Wort so zu schreiben.

S. 64. Sollte es nicht eben so unrecht seyn, ein bloßes ſt für ſſt als für ßt zu schreiben? Und ist küſt, läſt nicht eben so anstössig, als ſtöſt?

S. 68. Das Wort an statt läßt sich eher trennen, als zu frieden, oder zu wege, weil oft das Pronomen dazwischen gesetzt wird, als an meiner statt; und es wirklich im Grunde zwey Wörter sind.

S. 71. Das Unterscheidungszeichen (—), das der Verf. nach dem Beyspiele einiger anderer, den Ge-

Gedankenstrich nennt, ist freylich schon oft genug gemißbraucht, aber deßwegen nicht so gar verachtungswerth. In sehr vielen Fällen kann er dem Lesenden, besonders wenn er laut liest, zur richtigen Beobachtung der Pausen sehr behülflich seyn; zuweilen die Stelle des Absatzes ersetzen, u. s. f.

S. 72. Das an die Abkürzungen oft gehängte l, dessen der Verf. erwähnt, ist ohne Zweifel von einem Zuge veranlaßt, der im Schreiben gewöhnlich ist, wenn man abkürzt, aber nichts weniger, als diesen Buchstaben bedeuten soll.

S. 74. Fodern rechnet der Verf. unter die unrecht geschriebnen Wörter, und will dafür fordern haben. Wir glauben aber, es sey dem Sprachgebrauche gemäß, daß fodern soviel heisse als verlangen, begehren; fordern hingegen, oder fördern so viel als befördern, oder weiter bringen.

Dritter Theil. Die Etymologie. — S. 76. Die Sachen, welche man nicht anders, als mit Provinzialwörtern benennen kann, hätten näher bestimmt werden sollen; es sind nämlich diejenigen, die in dieser Provinz allein gebräuchlich sind, oder aus derselben zu andern gebracht werden müssen. — Eben so wird man S. 79. den Grund erwarten, warum der Ablativus im Deutschen nothwendig wegfallen muß.

S. 81. Das Wort Periode, hat, wie der Verf. sagt, besser den Artickel der als die. Uns scheint doch der weibliche Artickel eingeführter, und nicht blos dem Geschlechte dieses Worts in der griechischen, lateinischen und französischen Sprache; sondern auch der Analogie in der unsrigen gemäßer zu seyn; denn man sagt auch die Methode, Synode, u. s. f.

S. 98. Die Wörter: blaß, gesund, glatt, naß, scheinen uns, dem Sprachgebrauch nach, ebenfalls un-

unter diejenigen zu gehören, die im Komparativ das a und u in ä und ü verwandeln.

S. 103. Ueber den so eingerissenen Gebrauch des zween, zwo, zwey, hätten ein paar Worte mehr gesagt werden sollen, um wenigstens bey jungen Leuten einen ganz verkehrten Gebrauch dieser Wörter zu vermeiden; die Deklination der Ordnungszahl, der zweete, zwote, zweyte, ist vollends unnatürlich, und doch auch weniger gebräuchlich. — Der Unterschied zwischen der zweyte und der andere hätte etwas näher bestimmt werden sollen.

S. 105. Den alten Genitiv mein für meiner rc. muß man in einigen Redensarten noch beybehalten; z. E. um mein selbst willen.

S. 108. Das veraltete Waser ist wohl nicht als der Nominativ eines eigenen Worts, sondern als den Dativ von was anzusehen; wie denn auch der Verf. S. 109. bemerkt, daß es blos in diesem Kasus vorkömmt.

S. 117. Die beyden Zeitwörter verharren und willfahren werden doch wohl besser mit seyn als mit haben konjugirt.

S. 137. müßte bey Nr. 3. nur mit ein paar Worten bemerkt werden, was der Verf. auch ohne Zweifel im Sinne hatte, daß der Affekt allemal die Wörter, worauf der vornehmste Nachdruck liegt, zuerst zu setzen pflegt. — Die Nr. 4. angeführten Versezungen werden mit Recht getadelt.

S. 144. Das von statt des Genitivs sollte man, auch bey Beschreibungen, nicht einführen. Die nachdrückliche Kürze leidet gewöhnlich dabey; auch ist es ohne Zweifel erst durch unsre Ueberseßer aus dem Englischen und Französischen eingeführt.

S. 145. Eben das gilt von dem Genitiv bey den Wörtern: spotten, freuen, sich erbarmen, der nicht

 blos

blos in die Poesie zu verweisen, sondern auch in der Prose allemal weit nachdrücklicher ist, als die Präposition mit ihrem Kasus.

Die S. 146. gegebene Regel zur Prüfung des zu setzenden Dativs oder Akkusativs ist wohl so sicher nicht, da sie auf ein Gefühl des Richtigen beruht, das schon sehr gebildet seyn muß.

S. 147. „Ich versichre Sie„ braucht man absolut; Ihnen hingegen, wenn die Sache wovon ich Jemanden versichre, hinzugesetzt wird; als: ich versichre Ihnen meine Theilnehmung.

Fünfter Theil. Die Prosodie. Dieser Theil ist so, wie der vorige, merklich unvollständiger als die drey ersten, und wird ohne Zweifel von dem Verf. bey der Ausführung des größern Werks noch eine ganz andre Gestalt erhalten. Dieß wünschen wir um so viel mehr, da es uns bisher noch an einer gründlichen Prosodie unsrer Sprache fehlt, die mit der gehörigen Einsicht in die Natur derselben und die mit derselben verträgliche Mechanick unserer Poesie geschrieben wäre.

Om.

XXIV.

Briefe, die deutsche Sprache betreffend, von Johann Friedrich Heynatz. Erster Theil. Berlin, bey Mylius, 1771. 8½ Bogen in 8.

Man hat diese Briefe, nach der eigenen Erklärung des Verfassers, als ein Tagebuch von der Art anzusehen, wie ehemals die Leipziger kritischen Beyträge und andre dergleichen Schriften waren, worinn folglich sowohl alte als neue Bücher

scher beurtheilt, und Untersuchungen aller Art über die deutsche Sprache angestellt werden sollen. Zugleich setzt der Verf. voraus, daß man vorher seine Sprachlehre gelesen habe, worauf er sich hin und wieder bezieht; wir haben sie nicht nur gelesen, sondern auch schon in dieser Bibliothek beurtheilt.

Im ersten Briefe rechtfertigt sich der Verf. über die Unternehmung, eine Sprachlehre zu schreiben. Er gesteht selbst, die deutsche Sprache sey vordem nie sein Hauptfach gewesen. Allein er glaubt, es sey nirgends so leicht möglich, in einer Sache nach einem kurzen vorzüglichen Fleiße mehr als ein bloßer Anfänger zu seyn, als bey der Kenntniß der Regeln unserer Muttersprache. Wir müssen gestehen, daß wir hierinn ganz andrer Meynung sind. Wenn unter dieser Kenntniß der Regeln nichts weiter verstanden wird, als die Bekanntschaft mit den allgemeinen Regeln der Sprachlehre, die sie auch zum Theil mit andern Sprachen gemein hat, oder die Fertigkeit richtig zu schreiben, ohne die Regeln einer richtigen Wortfügung zu verletzen, auch allenfalls diese Regeln selbst anwenden zu wissen; so geben wir es zu, daß man dazu durch Fleiß und Uebung in kurzer Zeit gelangen könne. Wenn man aber selbst daran arbeiten will, seine Sprache zu berichtigen und zu verbessern, die grammatischen Regeln derselben, in ihrem ganzen Umfange, fruchtbarer und bestimmter zu machen, als es bisher geschehen ist, über die Abkunft und ursprüngliche Bedeutung der Wörter und Redensarten nachzuforschen, den Sprachgebrauch durch alle Zeitalter zu Rathe zu ziehen; so gehört dazu allerdings ein vieljähriger Fleiß, ein anhaltendes Studium, und eine recht vollständige, recht brauchbare Grammatick könnte nicht anders, als das Resultat eines solchen Fleißes seyn. Es würde also mehr erfodert, als das Lesen solcher deutschen

Schriften, die wegen des guten Geschmacks, womit sie geschrieben sind, für klaßisch gehalten werden, welches der Verf. von sich rühmt; der noch dazu zuweilen im Stande war, dieses Lesen im Grunde für Verschwendung der Zeit zu halten. Nach allen diesen Aeusserungen kömmt es uns in der That sehr auffallend vor, wenn der Verf. sich selbst Gottscheden vorzieht, und gerade zu sagt, er hätte der Gottschedischen Bemühungen, wenn er ihrer in seiner Sprachlehre ja hätte erwähnen wollen, nicht ohne Verachtung erwähnen können. Gottsched bleibt immer in Ansehung der Mühe und der Arbeitsamkeit schätzbar, die er auf die deutsche Sprache wandte, und ihm der Verf. selbst zugestehen muß. Freylich würde er unendlich schätzbarer seyn, wenn er mit mehrerm Geschmacke, wir setzen noch hinzu, mit mehrerem Scharfsinn gesammelt und gearbeitet hätte. Er hat es nicht gethan; und so sind freylich seine meisten Bemühungen verunglückt; aber den zufälligen Nutzen haben sie doch wenigstens gehabt, daß dadurch der Geist der Untersuchung bey mehrern erweckt worden ist. Die Anfälle, die der Verf. in diesem Briefe noch auf ihn und seine Werke thut, sind zu unserer Zeit ziemlich überflüßig; und ohne das glaubten wir dabey immer einen schon aufgehabnen Fuß zu sehen, der auf die Ruinen zu treten im Begriffe ist, welche die Hand niederreißt, so sehr auch das der Verf. S. 13. von sich abzulehnen sucht. — Seine zweyte Rechtfertigung in diesem Briefe betrift die Bedenklichkeit, ob ein Märker eine deutsche Sprachlehre schreiben könne. Der Vorwurf ist zu unbedeutend; er würde höchstens nur die Orthoepie treffen, und hätte die weitschweifige Beantwortung nicht verdient, die nichts als bekannte Dinge vorbringt. Gelegentlich wird über Hrn. Ramlers Aenderung in seiner Ode an den Granatapfel eine eben so unbedeuten-

ten-

tende Kritick gemacht. Daß der verbesserte Anfang nicht Horazisch, nicht odenmäßig, nicht der Kalliope würdig sey, dieß einem der größten Odendichter ins Gesicht zu sagen, und dann gleich davon wieder abzubrechen, ist, bey einem angehenden Schriftsteller und der noch durch nichts gezeigt hat, daß er etwas von der Poesie verstehe, etwas mehr, als dreiste, es ist unverschämt. Ueber die weitere Zergliederung dieser Zeile, in Ansehung des Wohlklangs, wollen wir kein Wort sagen; Hr. Heynatz ist in gewissen Sachen noch zu neu, als daß man hoffen könnte, ihn zu überzeugen. In der Folge kommen einige gute Anmerkungen zur Vertheydigung der Märkischen Mundart und Wortfügung vor. S. 29. widerspricht sich der Verf. wenn er oben sagt, die Märker hätten zwar einige undeutsche Redensarten, aber Niemand brauchte sie im Schreiben, und doch unten in der Note anführt, daß Gottsched dergleichen Fehler in den Schriften Reinbecks und anderer gerügt habe. Den Sachsen werden dagegen ebenfalls viele Provinzialismen Schuld gegeben, die man freylich auch bey den besten Schriftstellern findet. Den Wörtern beginnen und anheben sollte der Verf. immer ihre Stelle in unsrer Sprache lassen. Was können die unschuldigen dafür, daß er ihnen nicht recht gut ist, und daß sie schon so alt sind? Der letztere Umstand scheint ihnen mehr eine Empfehlung als ein Vorwurf zu seyn. Schlimm genug, daß wir so viele sehr nachdrückliche Wörter, oft Stammwörter selbst, veralten lassen. Anstatt mit dem Verf. wider den Gebrauch derselben zu eifern; (S. 31.) freuen wir uns vielmehr, wenn unsre besten Schriftsteller sich des ihnen zukommenden Rechts bedienen, dergleichen Wörtern wieder zu ihrem verjährten Bürgerrechte zu verhelfen. Auch der Vorwurf der Provinzialwörter überhaupt, und der Rangstreit über die größere Sprach-

reinigkeit sind der wahren Verbesserung unserer Sprache mehr nachtheilig als vortheilhaft. In dem erstern Falle liegt der Fehler sehr oft an uns, daß wir gute, körnichte Wörter, und ihren Nachdruck in alten deutschen Schriften nicht genug kennen, und diese Unwissenheit uns nun gar zum Verdienste anrechnen, wenn der Sprachgebrauch unsers Landes und die eingeschränkten Gränzen desselben uns dabey zu statten kommen. — S. 32. Gottsched Grund für: der Dunst, weil es der Name einer Witterung sey, kömmt uns nicht viel poßierlicher vor, als der Grund, den der Verf. angiebt, der Dunst zu schreiben, wegen der großen Uebereinkunft mit Duft.

Im zweyten Briefe redet der Verf. durchgehends von sich selbst und von seiner Sprachlehre. Wer irgend weis, was zu einer glücklichen Verfertigung der letztern gehört, dem wird es nicht, wie er befürchtet, wunderlich vorkommen, daß er zuweilen ganze Bücher ausdrücklich als Sammler grammatischer Anmerkungen durchliest. Dieß halten wir vielmehr, besonders in Ansehung älterer Werke, für die Pflicht des Sprachforschers, und für die beste Vorbereitung und Methode bey grammatischen Arbeiten.

Der dritte Brief betrift Basedows neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache, ein Buch, das schon vor zwölf Jahren herausgekommen, und eben nicht dasjenige ist, das seinen Verfasser am meisten berühmt gemacht hat. — Beyläufig müssen wir dem Verf. die Vermuthung benehmen, daß Basedows Lehrbuch vor fünf Jahren neu aufgelegt sey. — Wozu aber hier (S. 46.) alle die Seitenblicke auf die Religionsmeynungen und Schulverbesserungen dieses rechtschaffenen Mannes, die gar nicht hieher gehören? Ueberhaupt gefällt uns der ganze Ton nicht, aus welchem der Verf. von Hrn.

Bä-

Basedow und von seinem Buche redet. Wir haben dieß letztere nicht bey der Hand; aber wenn es nun auch wirklich so unbedeutend wäre, wie es in diesem Briefe verrufen wird; so hätte sich der Verf. mit der unberühmten Dunkelheit begnügen sollen, in welcher man dieß Werkchen, wie er selbst sagt, bisher gelassen hat. Aber freylich hätte er da manchen kleinen Triumph aufgeben müssen, der doch immer so wohl thut! — Bey dieser Gelegenheit hat auch der Verf. die Anmerkung über das zween, zwo, zwey, die wir in seiner Sprachlehre vermißten, mehr als zu reichlich nachgeholt, und sich die Mühe gegeben, eine Menge Stellen aus verschiednen Schriftstellern von Opitzen an, auszuziehen, worinn die Wörter zwey und drey vorkommen.

Der Eingang des vierten Briefes eifert mit vielem Rechte über den Mißbrauch des Philosophirens in der Grammatik; wiewol das S. 71. angeführte Beyspiel davon gar zu abgeschmackt ist, um dem sel. Baumgarten zur Last gelegt zu werden. Hievon macht der Verf. den Uebergang zu dem Basedowischen Buche, und tadelt es auch von dieser Seite. Und nach einigen angeführten Beyspielen zu urtheilen, hat Hr. B. bey Verfertigung desselben, aus der guten Absicht die Sprache mit Raisonnement zu lehren, wohl manches so eingekleidet, daß es ohne weitläuftige Erklärung nicht so leicht gefaßt werden kann, und durch diese Einkleidung mehr undeutlich, als faßlicher geworden ist. Ueberhaupt scheint mancher Tadel, den der Verf. in diesem Briefe vorbringt, gegründet zu seyn; nur hätten wir ihn hie und da bescheidener gewünscht.

Im fünften Briefe wird von der Erlernung der deutschen Sprachlehre in öffentlichen Schulen gehandelt. Die Methode, welche der Verf. dazu vorschlägt,

 scheint

scheint uns sehr wohl gewählt, und der Natur der Sache gemäß eingerichtet zu seyn. Nur der Vorschlag will uns nicht recht ein, daß der Lehrer zur Uebung oft unrichtig aussprechen, und seine Schüler gewöhnen solle, es demohnerachtet richtig zu schreiben. Wenn auch keine nachtheilige Folgen davon zu besorgen wären, so wäre das doch nicht viel mehr, als die Uebung eines fertigen Kopiisten.

Die Materie des vorigen Briefes wird in dem sechsten fortgesetzt, und die Frage untersucht, ob man in deutschen Schulen deutsche Schriftsteller erklären solle. Es wird dabey die sehr richtige Anmerkung gemacht, daß sich geographische, historische, antiquarische Erläuterungen bey einem Schriftsteller in der Muttersprache eher anbringen lassen, als bey einem in der fremden. Denn bey dem leztern ist man auf dergleichen Erläuterungen so neugierig nicht, weil man noch vorher viel andre Dinge zu fragen hat. Der Verf. thut daher den Wunsch, unsre besten Schriftsteller mit erläuternden Anmerkungen herauszugeben, und in die Schulen einzuführen. Er giebt eine Probe davon mit einer Gellertischen Fabel, bey der er viele gute Erinnerungen sowohl in Ansehung der Rechtschreibung, als der Wortfügung, und auch in Rücksicht auf die innern, poetischen Schönheiten anbringt. Allein fand er zu den leztern wirklich kein bequemeres Mittel, als die Zusammenhaltung mit der französischen Uebersetzung? Diese scheint uns hier sehr am unrechten Orte angestellt zu seyn, wiewol wir den beyläufigen Nutzen nicht leugnen wollen, den dergleichen Vergleichungen beym Unterrichte haben können. Nur wird der Ruhm unsrer Nation und das hervorstechende Verdienst des Originals dadurch mehrentheils auf eine ziemlich schielende Art ins Licht gesezt. — Es würde zu weitläuftig seyn, uns auf eine einzelne Kritick dieses

ses Briefes einzulassen, und vielleicht zu voreilig, einem Ausfalle zu begegnen, den der Verf. schon zum Theil S. 109. und am Schlusse der Vorrede auf unsre Bibliothek thut, und auf die im Anhange derselben befindliche Recension der neuen Auflage, die Hr. Junker von seiner Sprachlehre gemacht hat, und die er im folgenden Theile seiner Briefe, noch erst förmlich zu machen droht. Der Verfasser der gedachten Recension wird diesen Ausfall mit vieler Gelassenheit erwarten können, so zudringlich und beleidigend auch die Art ist, mit welcher er hier bedroht wird. — Hr. H. würde sich selbst eine Wohlthat thun, wenn er mit weniger Eigenliebe und Selbstgenügsamkeit urtheilte. Nur erinnern wir bey dieser Gelegenheit, das doch wohl bey der Vertheydigung des Hiatus in einigen Fällen, die der Verf. S. 108. f. führt, diese Fälle näher hätten bestimmt werden sollen. Die Stellen, welche er anführt, und andre ähnliche, sind deswegen so auffallend nicht, weil die erste von den beyden zusammenstoßenden Sylben einen Diphthong hat z. E. hie und da; hingegen das: wirst du eine Brücke, ist für ein irgend empfindliches Ohr schon mehr beleidigend, und man hat auf alle Weise Ursache vor dergleichen Zusammenstoß der Vokalen eher zu warnen, als ihn zu erlauben. Dies war es auch ohne Zweifel, was der Recensent der Junkerschen Grundsätze sagen wollte; der nichts weniger als einen Machtspruch dabey im Sinne hatte. Diesen konnte ihn nur die Denkungsart des Verf. andichten.

Der siebente Brief ist eine Beantwortung verschiedener Kriticken über des Verf. Sprachlehre, die ihm theils von seinen Freunden, theils in ein paar öffentlichen Blättern gemacht sind. Gegen die erste dieser Kriticken, welche die Benennungen offen und scharf betrift, die der Verf. bey der verschiednen Ausspra-

sprache des e braucht, vertheydigt er sich mit dem Beyspiele der französischen Grammatik von Peyliers, der ebenfalls *e ouvert* und *e fermé* eintheilt. So gar geläufig möchten diese Kunstwörter nun wohl nicht seyn, und man könnte auch das erinnern, daß sich im Französischen die beyden Begriffe des Gegensatzes, offen und geschlossen, besser zu einander schicken, als im Deutschen, offen und scharf. Doch das ist eine Kleinigkeit.

In den folgenden Kriticken finden wir einige Einwendungen gemacht, die mit den unsrigen in der Beurtheilung der Sprachlehre des Verf. einerley sind, ob wir gleich jene nicht vorher gelesen hatten. — In dem Streite, ob å, ö, ů, Diphthongen sind, wollen wir gern nachgeben, wenn gleich einige von den Gründen, welche der Verf. dawider anführt, z. E. von der englischen Aussprache des a, nicht Stich halten möchten. — Der Verf. hat Recht, daß man die Unterscheidung der Wörter im Schreiben in dem Falle vermeiden müsse, wenn es fremde Wörter sind, die einmal ihre festgesetzte Rechtschreibung haben. Dieß ist der Fall bey dem Worte Mine, und vollends bey dem, was Cellarius in seiner Orthographie gegen die Unterscheidungssucht in der lateinischen Sprache erinnert. Hingegen dünkt es uns noch immer besser, in unsrer Muttersprache einmal angenommene orthographische Verschiedenheiten beyzubehalten, da sie in mancher Absicht zuträglich seyn können.

Wegen des Worts hehr (S. 128.) sind wir der Meynung des Verfassers, daß es so viel als heilig bedeute, und vermuthlich von dem Griechischen ἱερὸς herkomme, da man es auch vor Alters hire geschrieben findet. Man sehe Schottels Werk von der deutschen Haupt-Sprache S. 1227.

Der

Der achte Brief betrift Stoschens Versuch über die deutschen Synonymen, welcher auch in dieser Bibliothek schon beurtheilt ist. Der Verf. vergleicht denselben mit ähnlichen Arbeiten, und verspricht, noch weitere Bemerkungen darüber zu liefern.

Om.

XXV.

Concordata Nationis Germanicae integra variis additamentis illustrata. Francof. et Lips. 1771. Imp. Eslingeri

Neque alienam terram sumpsimus, neque aliena detenemus sed . . . tempus habentes vindicamus haereditatem patrum nostrorum. I. Machab. C. 15. v. 33. et. 34.

S. 364. 8.

Diese Ausgabe ist mit einer andern in 4. welche schon im J. 1763. in eben diesem Verlag herausgekommen, bis auf die Additamenta, die Druckfehler und den schlechten Druck der jüngern ausgenommen, völlig gleichförmig.

Die Additamenta sind wichtig und zu Erläuterung des neuern deutschen geistlichen Staatsrechts sehr brauchbar.

Das 1te enthält die merkwürdigsten Fälle der Concordaten, über welche die römische Curialisten als Compaciscenten, nicht zu sprechen haben, sondern wo der Kaiser vermöge der Wahl-Capitulation Art. 14. beyzustehen, verbunden ist, oder, wo derselbe Bedenken dabey hätte, das Churfürstliche Collegium, auch wohl die Reichsversammlung darüber angegangen werden

kann.

kann. Diese Fälle werden bestimmt: 1) Wenn der Kaiser an den Pabst eine Beschwerde bringen und dieser derselben nach dem Concordato Calixtino §. 3. Professionis Papae nicht abhelfen wollte. 2) Wenn einem Canoni eines General-Conciliums entgegen gehandelt wird. 3) Wenn die römische Curie sich in die Regalien und Temporalien der deutschen Kirchen einmischt oder sich etwas anmaßet, was gegen den §. 2. Prof. Papae Concord. Calixtini, und gegen die Pflichten, welche eine Kirche dem Kaiser und Reich zu leisten hat, anstößt. 4) Wenn das Concilium unter den Pabst erniedrigt werden will. 5) Wenn zur Abhülfe der Beschwerden der Nation die General-Concilien nicht von Zeit zu Zeit der Maynzischen Acceptation von 1439. gemäß gehalten werden, als welche Urkunde sich auf das Kostnitz- und Baselische Concilium beziehet, wo ausdrücklich statuiret ist: frequens generalium Conciliorum celebratio agri dominici praecipua cultura est. 6) Wenn ein Prälat wider seinen Willen versetzt werden will. 7) Wenn ein ewiger Beneficiat (beneficiatus perpetuus, i. e. inamovibilis) ohn untersuchter Dinge abgesetzet würde. 8) Wenn der Pabst die sogenannte Procurationen (Abgaben womit die Pfarrkinder die Kirchen-Visitationen erkaufen oder bezahlen sollen) oder von den Erbschaften der Geistlichen die sogenannten Spolien (die Einkünfte einer durch den Tod erledigten Pfründe so lang sie ledig ist) erheben wollte. — Von diesen Spolien hat auch Buder in seiner Observation von der übeln Gewohnheit Ripsraps gehandelt. — 9) Wenn ungehört derjenigen, die ein Interesse dabey haben, eine Exemtion gegeben werden will; 10) Wenn der Pabst die Einkünfte der ledigen Pfründe an sich ziehen will, welches mit den Spolien zusammenhängt. 11) Wenn derselbe einen Beneficia-

ficiaten von der Weyhung (ordinibus) dispensiren wollte. 12) Wenn Er gegen den Nutzen der ganzen Kirche in Deutschland oder in einem einzeln Staat ohne Beystimmung der Prälaten eine Steuer ausschriebe. 13) Wenn Er eine Wahl oder Postulation verwürfe. 14) Wenn Er wegen der Confirmation eine Neuerung unternähme und z. E. neue Abgaben von dem Confirmanden foderte, unter was Namen, Titul und Schein es immer geschehen möchte. 15) Wenn er die bischöflichen jährlichen Synoden (die in der Regul, wo kein anderer Tag eingeführt ist, nach der Osteroctav gehalten werden sollen) und die Verbesserung der Klöster- und Kirchenzucht, oder 16) die alle 3 Jahr zu haltende Landesconcilien hinderte. 17) Wenn ein neuer Beneficiat von der gewöhnlichen Abgabe ad fabricam für die Oramenten befreyet; 18) Wenn jemand, der schon 3 Jahr lang in dem Besitz einer Pfründe ist, gegen das Decretum Conc. de pacificis possessoribus non molestandis beeinträchtiget werden wollte; 19) Wenn der Pabst behaupten wollte, daß den narratis der päbstlichen Rescripten z. E., daß jemand seiner Pfründe oder einem andern Rechte renunciiret hätte, schlechterdings ohne nähern Beweis geglaubet werden müßte. 20) Wenn bey Verleihung der Pfründen einem nicht graduirten vor einem graduirten der Vorzug gegeben werden wollte. 21) Wenn in erster Instanz eine Sache, die nicht zu den sogenannten majoribus gehört, nach Rom gezogen werden wollte. 22) Wenn von einem Decret, welches die Kraft eines Endurthels nicht hat, appelliret werden oder 23) diese Appellation durch Ueberspringung der mittlern Instanz geschehen; 24) Wenn die Delegatio in partibus anstatt der römischen Appellation gegen das Decretum: Ecclesiasticae sollicitudinis studium etc. verweigert werden;

den; 25) Wenn der h. Vat. sich die Provision über die ersten Dignitäten anmassen wollte. 26) Wenn denjenigen Capituln, welche den Umwechsel der Pabst-monate noch nicht oder nur in gewisser Maase angenommen haben, dieser Umwechsel doch aufgedrungen; 27) Wenn die Annaten unter solchen Umständen gefodert würden, da die Kammer-Einkünfte des Geistlichen Reichsstandes nicht einmal zu Bestreitung der Reichs-Lasten hinlänglich wären und daher die Unterthanen zu Bezahlung der Annaten angehalten werden müßten, welches offenbar zur Beschwerde der Unterthanen gereichen würde ꝛc.

Das IIte Additament dient zur Erläuterung des obigen 12ten Punkts von Steuern und handelt die Freyheit der deutschen Geistlichkeit von römischen Zehenden ab. Fast der ganze Abschnitt ist gegen den P. Zech gerichtet, der in seiner Abh. de jure rerum Ecclesiasticarum ad Germaniae Catholicae principia et usum alle Geistliche ohne Unterschied dem Zehenden unterwirft und nur allein die Jesuiten ausnimmt. Unser V. gründet sich hierbey auf die Kostniz- und Baselische Dekreten, insonderheit auf den Artickel de Decimis et aliis oneribus Ecclesiasticis und daß vermög der Concordaten der römische Hof verbunden sey, die Schlüsse dieser Concilien zu beobachten, ferner, daß die Aufrechthaltung der Concordaten ein wesentlicher Punkt der Kaiserlichen Wahl-Capitulation schon vom Anfang der Capitulationen nemlich von 1519. her sey, da der Fall deutlich ausgedruckt sey, daß „gegen die Con-„cordata Principum mit unsäglichen Rescripten und „in andere Wege zu Abbruch der Stiftsgeistlichkeit „öffentlich gehandelt werde„ welches hernach in allen folgenden Capitulationen und in der neuesten Art. XIV. wiederholt worden, mit dem vom J. 1558.

her

her beybehaltenem Zusatze, daß die disfalsige Beschwerden gehaben und künftig ohne Bewilligung der Churfürsten nicht mehr gestattet werden sollten. Ueberhaupt bestreitet der V. die Meynung derjenigen, welche diese Lehre von Zehenden als eine geistliche Materie behandelt wissen wollen und betrachtet sie blos als einen die Glaubenslehren auf keine Weise betreffenden Gegenstand des deutschen Staatsrechts, jedoch mit Vorbehalt aller dem H. römischen Stuhle schuldigen kindlichen Ehrerbietung. Diese Protestation vorausgesetzt, beruft er sich auf den Reichsabschied von 1530, worinn die päbstliche Bullen, womit die römische Curie sich eine Bothmäßigkeit über die Temporalia der Geistlichen anmassete, und die Kirchengüter veräusserte, die Gelder aber zum Türkenkrieg, zu Gunsten des nachherigen Kaiser Ferdinands, verwendet wissen wollte, vernichtet, und die vermög derselben bereits geschehene Veräusserungen widerrufen worden, insonderheit auf die bekannte Geschichte des Closters Schwarzach, unter Straßburgischer Diöces, welches die Jesuiten, vermög einer päbstlichen Bulle vom J. 1585., sich zueignen und in ein Seminarium verwandeln wollen, dem sich das Kaiserl. Cammergericht durch ein Mandat vom 6ten Oct. 1585. dergestalt widersetzet, daß bis auf den heutigen Tag die Bulle ohne Wirkung geblieben, wie auch noch mehrere dergleichen Unternehmungen gegen andere Klöster und geistliche Stiftungen durch den westphälischen Frieden Art. 5. §. 29. vereitelt worden, und zwar überall aus dem Grundsatze, daß die Kais. Maj. nicht zulassen kann, daß der römische Hof sich auf einige Weise in die Temporalien mische; deswegen denn auch Allerhöchst Dieselbe dem päbstl. Legaten bey Gelegenheit der bischöflichen Capitulationen, die der Röm. Stuhl für null erklären will, trocken zu erkennen gegeben, „daß die Kais. Maj. nur

 „sol-

„solche Capitulationes für unrechtmäßig und unkräf„tig erklären, die sich auf die Temporalien erstrecken,„ wie in neuern Zeiten in Ansehung des Klosters Reichenau und vieler andern vom Kais. Reichshofrath, zumal unterm 24 Jan. 1747. und 14 Oct. 1748. öffentlich erkläret worden; woraus also folgt, daß die Curialisten über die deutsche Temporalien nichts zu sagen haben, ihnen also auch nicht gebühre, den deutschen Clerus auf irgend einige Weise zu besteuren, wenn auch schon ein oder anderer Bischoff dazu bereit gewesen wäre, weil diese einzele Beyspiele ganz Deutschland nicht präjudiciren können, als welches allezeit seine Freyheit behauptete; denn schon im J. 1198. hatte Pabst Innocentius, da nicht vom 10ten sondern vom 40ten Theil die Rede war und diese Steuer erst unter dem Namen Saladinarum, in der Christenheit anfieng, ausdrücklich sich reversirt, „daß dieses nicht als „eine Schuldigkeit oder Gewohnheit angesehen wer„den, mithin auf keine Weise dem deutschen Reich „ein Präjudiz daraus erwachsen sollte„ und das was unter dieser Rubrik erhoben worden, das kam aus dem Erzstift Maynz und den Stiftern: Wirzburg, Passau, Halberstadt, Regensburg, davon die Bischöffe alle selbst nach Rom gereiset, welches also mehr für eine Steuer zur Reise als für einen Päbstlichen Zehenden anzusehen war; denn in allen andern Stiftern, deren Bischöffe nicht dahin reißten, wurde nichts gehoben und nachher unterblieben auch wirklich dergleichen Ausschreibungen lange Zeit, oder diejenige, welche auch geschahen, blieben unbefolgt.

Im J. 1256. kam es bey dem damaligen Creutzzug nicht einmal auf den 40., sondern nur auf den 100sten Theil an, den Pabst Clemens IV. als Zehenden ausschrieb; aber das National-Concilium zu Maynz sezte sich männlich dagegen und befreyete das

gan-

gänze deutsche Vaterland. Im J. 1274. geschahe ein gleiches, ohngeachtet der Pabst Gregorius einen eigenen Mann nach Deutschland abordnete, um die Eintheilung einzurichten, und ohngeachtet die Erzbischöffe zu Trier und Cölln sehr für den römischen Hof geneigt waren und ohngeachtet selbst Kaiser Rudolph I. dabey stille sas; denn nicht nur in Böhmen wurde sowol der Kreutzzug als der Zehenden verboten, sondern auch das Landes-Concilium zu Magdeburg verbot den Zehenden, und die Erz- und Bischöffe zu Cölln und Osnabrück erhuben ihn zwar, behielten ihn aber für sich, dieser ganz und jener grösten Theils.

Im J. 1290. foderte Pabst Martin IV. zwar nicht von ganz Deutschland, doch von einigen Bißthümern, als Lüttich, Metz, Verdun, Basel rc. für den König von Frankreich gegen den König von Arragonien 3. jährige Zehenden. Aber Kaiser Rudolph I. setzte sich öffentlich dagegen und erhielt auch die Kirchen bey ihrer Freyheit.

Pabst Honorius VI. gieng noch weiter, an K. Rudolph nicht nur zu erklären, daß Er aus Furcht vor den Türken allen Geistlichen aus päbstlicher Macht Zehenden aufgeleget habe, sondern daß Er auch von dem Kaiser erwarte, daß die weltliche Fürsten gleicher Weise zu einer Steuer angehalten würden, weswegen der Kaiser einen Reichstag ausschrieb zu eben der Zeit, da der Legat die Prälaten auf ein National-Concilium berief, auf welchem Er zu seinem Erstaunen hören mußte, daß der Bischof von Tul im Namen aller andern das Wort nahm, und mit dürren Worten behauptete, „daß dem Pabst durch kein Gesetz die Macht „gegeben sey, Steuern auszuschreiben und auch kein „Exempel vorhanden sey, wodurch zu beweisen stünde, „daß Deutschland, welches niemals tributär gewesen, „diese seine Freyheit verlohren hätte„, auf welche Er-

klärung der Legat unverrichteter Dinge wieder nach Haus ziehen mußte.

In den J. 1310. 1335. schrieb der Pabst abermals 2. jährige und 6. jährige Zehenden für die Creutzzüge aus, erhielt sie aber nur von wenigen Bißthümern, in den übrigen wurden die Bullen nicht einmal publicirt, folglich auch die Zehenden nicht erhoben.

Unter Ludwig dem Bayern, hatte man diese Materie von Zehenden vergeblich durchzusetzen gesuchet, und unter Carl IV. hatte zwar der römische Hof bey dem Reichshof zu Metz 1356. mehrere Hofnung, da der päbstliche Legat gelindere Saiten aufzog, und ganz alleine von dem Kaiser durch Bitten zu erhalten suchte, was man sonst allein aus päbstlicher Gewalt sich anmaßete: aber der Legat konnte doch nichts ausrichten. Die 3. Erzbischöffe zu Maynz, Trier und Cölln machten mit der übrigen deutschen Geistlichkeit gemeine Sache, dem Pabst nichts zu geben und alle übrige Geistliche und Mönche durch ganz Deutschland auf diese Seite zu stimmen, auch die Ursachen davon dem Pabst deutlich vorzuhalten. Dieses geschahe, der Pabst schwieg still und die Sache war aus.

Im J. 1359. fieng der Pabst wieder an auszuschreiben, der Kaiser berief eine Reichsversammlung nach Maynz, und der päbstliche Legat nahm dabey alle seine Beredsamkeit zusammen, aber es stand ein anderer Bischof von Tul, der Kanzler Alzeja von Pfalzgraf Ruprecht auf und perorirte für die Freyheit des Vaterlands, mit solchem Erfolge, daß der Schluß davon war: „der deutsche Clerus könne unmöglich sich „zu solchen ungewöhnlichen Sachen verstehen.„

Im J. 1372. fiel der Pabst schon wieder auf einen Zehenden und einen Creutzzug, aber die Cöllnische Geistlichkeit berief sich auf den Beystand ihres Erzbischofs und die Maynzische auf die Union vorzeln.

jeln.

selbigen Jahr und als der Pabst heftig auf dem Creuzzug bestand, gab ihm endlich selbst der Kaiser zu erkennen: „daß Er nicht rathsam finde, über das Meer „zu ziehen und Christenblut zu vergiessen, um die Saracenen zu bezwingen und das heilige Land zu erobern, „welches die Christen doch nicht lange behalten könnten, daß daher die Kaiserl. Maj. zwar die Absicht „des Pabsts für einen in Christo andächtigen, aber „den Christen doch sehr gefährlichen Gedanken halte.„

Im J. 1375. oder vielmehr 1377. schrieb Pabst Gregor. XI. eine Steuer aus und zwar sehr scharf, wozu auch der Bischof zu Costnitz half; aber der Würtembergische Clerus setzte sich dagegen und die ganze übrige deutsche Geistlichkeit folgte diesem Beyspiel, wobey große Unruhen entstanden. Als der päbstliche Nuncius dieses alles sahe, insonderheit, daß die Excommunication nichts half, sondern die Leute doch ihren Gottesdienst derselben ohngeachtet fortrieben und die päbstliche Befehle verachteten, so milderte er die Censuren, nahm an was ihm freywillig gegeben werden wollte und zog wieder hin, wo er hergekommen war.

Im J. 1404. glaubte der römische Hof die Sache besser zu fassen, daß er dem römischen König Rupert den Zehenden von Deutschland anwies; welches aber von so verkehrten Folgen war, daß die Erz- und Bischöffe nichts bezahlten und daher die ganze Steuer auch bey den übrigen unterblieb, ob sie gleich von einigen zu erheben bereits angefangen war. Im J. 1418. nach dem Costnitzischen Concilium machte Pabst Martin V. einen ähnlichen Versuch zu Gunsten Kaiser Sigismunds. Aber unsere Geistliche sahen dieses für eine Schenkung einer fremden Sache und für einen Bruch der Costnitzischen Schlüsse und Concordaten desselben Jahres an, appellirten an ein künftiges Con-

cilium und der Versuch war damit vereitelt. Im J. 1437. wurde wieder gegen die Türken und zwar bey Gelegenheit der gesuchten Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirchen, ein Zehenden von den Geistlichen und von den Leyen gegen Ablaß eine Art von Kopfsteuer gefodert; aber die deutsche Prälaten setzten sich durch den Dechant von Lübeck mit solchem Nachdrucke dargegen, daß die wirkliche Erhebung der Steuern nicht zu Stande kam.

Von dieser Zeit an kostete es der deutschen Nation immer weniger Mühe, die Zehend-Ideen abzuwenden, so, daß selbst die Salzburger, die sonst ihre Zehenden dem Pabst gleichsam entgegen trugen, im J. 1456. als der Pabst wieder gegen die Türken Zehenden begehrte, auf einer Synode der Nation beyfielen.

Das stärkste Stück aber, das die deutsche Kirche in der Zehend-Materie gleich 3. Jahre darauf 1459. zum Beweis ihrer Freyheit zu Stande gebracht hat, ist wohl die Unwirksamkeit des Mantuanischen Convents von selbigem J. 1459. wo der Zehenden wegen der Türken allen Abendländischen Kirchen angefordert wurde, und die Entschuldigung des Pabst Pius II. (vorher Aeneas Sylvius), da dieser Einsichtsvolle Pabst, der die Vorrechte der deutschen Nation auf das genaueste kannte, ausdrücklich erklärte „daß der „Zehenden zwar als eine Auflage beschlossen, aber „nicht befohlen sey„, und der h. Vater also nicht die Meynung gehabt habe, über die Geistlichkeit von Deutschland sich ein Besteurungsrecht anzumaßen.

Im J. 1473. als der Pabst in den Mayländischen Krieg verwickelt war, und deswegen einen allgemeinen Zehenden an die ganze Geistlichkeit ausschrieb, hat Er diesen aus Deutschland zwar doch noch von Salzburg, aber sonst nirgends, erhalten; davon war im J. 1487. die Folge diese, daß, als Pabst Innocen-

centius VIII. unter dem Bannstrale dem deutschen geistlichen Vaterland auch einen Zehenden auflegen wollte, die ganze Geistlichkeit nicht nur an den Pabst selbst (ad Papam melius informandum) appellirte, sondern auch selbst Kayser Frid. III. zu Verhinderung einer besorglichen Trennung in der Kirche dem Pabst darunter zugeschrieben und ihn damit von seinem Vorhaben abgeführet.

Vom J. 1498. sagt der V. des Chronici Belgici, daß vom J. 1287. bis 1498. die deutsche Geistlichkeit ihre Freyheit von den Päbstlichen Zehenden behauptet habe.

In den folgenden §. §. bringt unser V. soviel Beyspiele vor, als er nöthig findet, um daraus den Schluß zu ziehen, daß sich diese deutsche Freyheit bis auf den heutigen Tag erhalten habe.

Im J. 1500. als vom ganzen Reiche der Krieg gegen die Türken beschlossen war, ereignete sich sogar der umgewandte Fall, daß der Pabst durch Gesandten beschickt wurde, um als ein Reichsmitglied mit beyzustehen und die Annaten, wozu seit 1448. in Rom gegen die Türken eine Christenheitskasse angeleget worden, dazu folgen zu lassen. Im J. 1518. wurde wegen eines Türkenkriegs zwar ein päbstlicher Gesandter nach Deutschland geschickt, aber blos in der Absicht, um öffentlich zu erklären, daß die 3jährigen Zehenden, welche Pabst Leo X. im ganzen Occident ausgeschrieben hatte, so viel Deutschland betrift, als ein heiliges Depositum im Reiche bleiben sollten, bis der Krieg angienge, da das ganze Heer unter Maximilians Befehlen stehen sollte ꝛc. demohngeachtet widersetzte sich Deutschland und Frobenius Hutten deklamirte öffentlich dagegen, auch die Reichsstände, die zwar die Nothwendigkeit der Reichssteuer zugaben, wollten doch nicht geschehen lassen, daß die Steuer

 von

von dem Pabste aufgeleget und das Geld nach Rom geschickt würde, sogar alsdenn nicht, wenn der Krieg wirklich schon angegangen seyn würde, welches auch die Folgen hatte, daß die Steuer durch den Augsb. Reichsabsch. von 1518. §. 2. ausgeschrieben, aber zugleich beschlossen wurde, daß eine jede Obrigkeit die Gelder bis zum Anfang des Krieges aufbewahren, und nicht nach Rom schicken, sondern für ihre eigene Truppen gebrauchen und sogar der Pabst selbst nach §. 4. zu diesem Kriege seinen Beytrag geben sollte. Daraus zeigt unser V., daß in XV. Saec. zwar die Scene sich verändert habe, aber nicht zum Nachtheil der deutschen Freyheit; denn von dieser Zeit an nahmen die päbstliche Zehendausschreibungen überhaupt ein Ende; aber der römische Hof suchte sich von nun an auf andere Art schadlos zu machen und suchte Deutschland durch die Ablässe zu besteuern, welches hingegen so übel ausgeschlagen sey, daß darüber Luther aufstand; woraus die für das Reich und die Kirche so schädliche Trennung erfolgte; Hierin ist die Ursache zu suchen, warum man zu Rom den ganzen Gedanken vom Zehenden fahren lassen mußte und für den Pabst weiter nichts als die Ehre übrig blieb, wenn ein oder anderer Regente für gut fand, seiner Geistlichkeit einen Zehenden aufzulegen, darüber eine Bulle zu ertheilen und den bestmöglichsten Gebrauch davon der Klugheit desjenigen, der sie erhielt, zu überlassen.

Hieraus zieht der V. die unzweifelbare Wahrheit, daß die deutsche Kirche sich nie den päbstlichen Zehenden unterworfen, sondern im Widerspruch ihre Freyheit allezeit tapfer behauptet habe, und daß daher alle deutsche Kirchen aller der Freyheiten theilhaftig seyen, welcher sich die Jesuiten berühmen, die nicht nur vom Zehenden, sondern auch von allen andern Auflagen ganz frey zu seyn behaupten.

Den

Den möglichen Einwurf des römischen Hofs, daß das disfallsige Reichsherkommen sich auf keinen rechtmäßigen Titul, sondern auf bloße Widersetzlichkeiten gründe, und ausser Deutschland noch andere Reiche wären, über deren Temporalien der römische Hofe zu disponiren habe, folglich, wenn auch die deutsche Geistlichkeit das Reichsherkommen für sich habe, doch allemal, so viel das Recht der Besteurung selbst ausser diesem Herkommen betreffe, die deutsche Geistlichkeit vor dem Clerus anderer Reiche kein Vorrecht haben könne rc. diesen Einwurf räumt der V. damit hinweg, daß schon die natürliche Billigkeit für die deutsche Geistlichkeit streite, weil sie fast die einzige sey, welche das Schul- und Akademien-Wesen auf ihren Schultern trage, eine Last, aus welcher jedoch der Kirche und dem gemeinen Wesen die größten Vortheile zuflößen, wenn man zumal auf die Zeiten der alten Scholasterien, der Scholarum Abbatialium und Episcopalium, woraus hernach die Universitäten entstanden, die nach dem Muster der Bononischen privilegiret worden, zurück gehen wollte, ausserdem aber, und ohne hier stehen zu bleiben, genug sey, die Clementinische Constitutionen und zwar jene de magistris vor Augen zu nehmen, welche den Geistlichen ausdrücklich die Sorge für die Akademien und ihre Unterhaltung auflegt, wodurch die Kirche dergestalt beschweret worden, daß oft ganze Präbenden oder doch eben so viel von den Kirchen dazu angewenden werden müssen, wobey die Universitäten: Maynz, Trier, Cölln, Heidelberg, anderer zu geschweigen, zum Beyspiel angeführet werden, welches in sich mehr als ein zeitlicher Zehenden zu sagen habe, weil es ein ewiger Zehenden sey, und endlich muß auch die Verfassung des deutschen Reichs in Betrachtung kommen, da die geistlichen Stände an den Reichslasten mit zu-

tragen und dabey das Recht haben, die ihnen untergeordnete Geistlichkeit mit darzu zu Hülfe zu nehmen, wie K. Ferdinand im J. 1563. dem Praesidi des Tridentinischen Conciliums deutlich zu erkennen gegeben, wobey es denn auf eine offenbare Ungerechtigkeit hinausliefe, unsere dem Reiche unmittel- oder mittelbar steuerbare Geistlichkeit auch der päbstlichen Besteurung und also doppelten Streichen zu unterwerfen und ihren Zustand unter die Layen zu erniedrigen.

Einem andern Einwurf, daß die Unbilligkeit nicht in der päbstlichen, sondern vielmehr in der Reichsbesteurung zu suchen sey, weil in andern Reichen die Geistlichkeit ohne päbstliche ausdrückliche Bewilligung nicht zu den öffentlichen Lasten des Staats gezogen werden könne, wobey also, weil die Reichslasten schwerer seyen, als die päbstlichen, die Geistlichkeit bey ihrer Freyheit von päbstlichen Zehenden mehr zu bedauren, als zu beneiden sey 2c. begegnet der V. damit, daß hier eines Theils nicht davon die Rede sey, was für die Geistlichkeit besser wäre, sondern nur davon, was Rechtens ist, weil den Juristen bey Strafe der Infamie verboten ist, anders als nach den vorhandenen geschriebenen Rechten zu urtheilen, andern Theils aber die deutsche Geistlichkeit in Ansehung der Regalien, Landesoberbotmäßigkeit und Güter vor allen andern Reichen solche ausnehmende Vorzüge besitze, daß ihnen auch von dieser Seite sehr daran gelegen seyn müsse, sich bey ihren Vorrechten zu erhalten, die selbst alsdenn noch Vorrechte seyen, wenn bey einer allgemeinen Gefahr die Frage entstehe: ob es besser sey, die Anstalten dagegen unter sich selbst zu treffen oder von einem auswärtigen Hofe sich vorschreiben zu lassen? nicht zu gedenken, daß das Geld für die päbstlichen Bullen, die vielleicht für Symbolen der Freyheit angesehen werden sollten, im Lande bleibt und damit dem

rö-

römischen Hofe der Weg abgeschnitten wird, die Geistlichkeit ausser wahren Nothfällen zu besteuern, in Deutschland aber blos allein der wahre Nothfall der Grund der Steuerausschreibung seyn kann, weil nicht nur kein Bischoff die Macht hat, ohne Consens seines Capituls eine Steuer aufzulegen, sondern auch selbst die Einwilligung des Capituls und der Landstände den Bischof nicht berechtiget, gegen den neuesten Reichsabsch. §. 180. eine neue Steuer zu erheben, so, daß in einem solchen Falle nach der neuesten Wahlcapitulation Art. XIX. §. 6. 7. den Unterthanen der Weg an die Reichsgerichte dagegen offen stehet; wobey also die Geistlichkeit in Deutschland immer besser stehet, als in andern Reichen, wo der Regent ganz ungebundene Hände hat, der Nothwendigkeit der päbstlichen Bulle ohngeachtet, weil die Bulle allemal leichter zu erhalten stehet, als die Einwilligung der Landstände, und neuere Beyspiele beweisen, daß den Territorialherren ausser Nothfällen, auch wohl ausser den Fällen des wahren Nutzens zu Besteurung der Geistlichen päbstliche Bullen gegeben worden.

Hieraus vollendet der V. seinen Beweis, daß die deutsche Geistlichkeit gegen andere, die nicht anders, als vermög besonderer Bullen, sich vom Landesherrn besteuern lassen, sehr viel besser daran sey und des Vorrechts sich zu rühmen Ursach habe, welches sie mit der ganzen Nation gemein hat, keinem Fremden tributär zu seyn, nur aber alsdenn eine Steuer erkenne, wo ihre eigene Nothwendigkeit sie zu dieser Erkenntniß führet, und wo es alsdenn unvernünftig wäre, durch Verweigerung einer solchen Geldhülfe sich selbst in das Verderben zu stürzen, mithin eine solche schädliche Freyheit keine Neigung für sie haben könne, da sie mit einer ganz andern Freyheit sich begnüge, nemlich

lich von auswärtigen Zehend-Auflagen nicht unterworfen zu seyn.

Das IIIte Additament handelt von den Appellationen nach Rom, zu Erläuterung des 22sten der oben bemerkten Fälle und bestehet a) in einem Responso vom Jahr 1763 in der bekannten Speyerischen Dom-Dechants- und Kapitels-Sache, wobey 12 merkwürdige Fragen des geistlichen Rechts erörtert werden, welche hier anzuführen zu weitläufig fallen, daraus aber der V. zuletzt den allgemeinen Trost schöpfet, daß die päbstliche Heiligkeit sich werde bewogen sehen, zu Aufrechthaltung der Concordaten alle dagegen und besonders zu Erweiterung der Appellationen von den Curialisten ersonnene weitgeholte Meynungen ein für allemal für null und nichtig zu erklären. b) In einem Churfürstl. Collegial-Schreiben an die Kais. Majestät vom 19 März 1764 zur Erläuterung des 14 Art. §. 4. der Kais. Wahl-Capit. In diesem Schreiben wird die Kaiserl. Advocatia und Schutzgerechtigkeit über die Concordaten, Unionen und Reichs-Gesetze, sowol auf weltliche als geistliche Sachen, anerkannt und überhaupt die Beschwerde darüber geführet, daß der römische Hof und seine Gerichte in die geistliche Jurisdiction in Deutschland eingreifen und die Gerichtsordnung umzustürzen suchen, am Ende aber darauf angetragen, daß Kais. Maj. die Vollendung der schon 1536 auf dem Reichstag zu Augspurg versprochenen Handlung und des darauf sich gründenden Comitial-Schlusses von 1719 sich empfohlen seyn lassen möchte.

c) In einem Auszug eines Schreibens des heil. Stuhls zu Maynz an den heil. Stuhl zu Rom vom Jahr 1699, worinn der Churfürst ausdrücklich erklärt, daß der römische König geschworen habe, zu Untersuchung und Entscheidung aller geistlichen Sachen in Deutschland, gelehrte Männer, nach dem Vorgang

gänig von Frankreich, Venedig, Genua und anderen Staaten, zu bestellen.

d) In dem Dekret des Tridentinischen Conciliums Sess. 25. und in der Erklärung desselben von Pabst Bened. XIV. vom Jahr 1741, wodurch den Bischöffen das Recht bestätiget ist, zu Entscheidung der geistlichen Sachen aus ihrer Diöces eigene Personen anstatt der römischen Curie zu bestellen. Vermög des ersten ernennt der Bischof wenigstens 4 Personen, als beständige geistliche Richter, und berichtet diese Ernennung an den Pabst, den Auftrag der Sachen aber (Commissio ad partes) selbst an sie, thut der Nuncius oder der heil. Stuhl zu Rom: vermög der letztern, nemlich der Constitution von 1741, sollen diese Männer nothwendig Geistliche und mit irgend einer Würde bey einer Dom- oder Collegiat-Kirche bekleidet, oder haben doch nach ihren übrigen Eigenschaften dem Richteramt gewachsen seyn; die Gerichtsstätte soll nicht an kleinen, sondern an solchen Orten seyn, wo es gelehrte Leute genug zu Richtern giebt; es wird auch die Besetzung der durch den Tod von Zeit zu Zeit erledigten Richterstellen dieses Gerichts (Synodal-Gerichts) den Erz- und Bischöffen alleine überlassen, nur mit der Bedingung, daß sie unverzüglich nach Rom die gewählten Subjecten nahmhaft machen sollen.

Das IVte und letzte Additament handelt von dem Umwechsel der Pabstmonate zu Erläuterung des obigen 26ten Casus.

Der V. bestimmt hier erstlich die Monate, nemlich, Januar, März, May, Julius, September, und November, die alleine von sogenannten Beneficien und nicht von Dignitäten, hingegen Februar, April, Junius, August, October und December, die von beyden zugleich zu verstehen seyn sollen, setzt alsdann voraus, daß die ersten Dignitäten von der nächst-

lichen Provision ausgenommen sind, und macht sich daraus den Zweifel, ob diese ersten Dignitäten von jedem einzelen Stifte oder Chor in Plurali oder nur in Singulari (das ist, wie die Curialisten prätendiren, nur allein vom Dekanat) zu verstehen seyen? ferner ob die Ausnahmen von der päbstlichen Provision auch auf die sogenannten päbstliche Reservationen zu verstehen seyn, wenn z. E. zufälliger Weise ein Dom- oder Chorherr in Rom stürbe? diese Zweifel aufzuheben liefert der V. ein Verzeichniß von Fällen aus Ioannis Tom. 2. Rerum Mogunt. und von Gudenus Cod. Diplom. womit er unter andern gegen die päbstliche Provision beweist, daß 1) die obigen Ausnahmen bey jedem Stifte und Chor nicht in Singulari sondern in Plurali von allen ersten Dignitäten, Probst, Dechant, Cantor, Scholaster rc. und 2) die Provisionen des Capituls auch auf die Fälle zu verstehen seyn, wenn einer in Rom stürbe, wobey insonderheit die Fälle merkwürdig sind, da im Jahr 1460 ein päbstlicher Provisus dem Capitulischen Proviso weichen mußte, welches auch im Jahr 1481 geschehen.

Alle diese Fälle hält der V. deswegen für gültige Erklärungen der Concordaten, weil sie unmittelbar nach denselben sich zugetragen, ohne, daß dagegen widersprochen worden wäre, da vielmehr gegen die übrigen, die der Pabst durchgesetzet, die deutsche Capitul ihre Freyheiten durch öffentlichen Widerspruch verwahret hätten. Denn schon im Jahr 1479 habe der Clerus zu Maynz, Trier und Cölln sich öffentlich beschwert, daß die Concordaten, die der Nation so viele Mühe gekostet, so oft gebrochen würden und im Jahr 1529 habe zwar der Pabst die Dom-Probstey einem gewissen Marquard von Stein gegen die Provision des Erzbischoffs, der solche vermög eines päbstlichen Indults seinem Oheim verliehen hatte, gegeben, was

auch

auch endlich damit durchgedrungen, aber dieses und andere dergleichen Beyspiele seyen damals für blosse Eingriffe und actus turbativos, selbst von dem Pabst Pius II. im Jahr 1563 erkläret worden, dergestalt, daß der Pabst die Kirche ausdrücklich verbis: in pristinum et eum, in quo, antequam collationes, provisiones et commendae et aliae dispositiones faciendae hujusmodi emanaverint, quomodolibet erant, statum restituimus, reponimus et plane reintegramus — restituiret habe. Und eben so sey auch für einen Eingriff erkläret worden, als im Jahr 1516 der Pabst durch Provision, und sogar durch nachgefolgte Sentenzen, dem Capitel ad S. Albanum einen Dechant aufgedrungen, wo darauf öffentlich angetragen wurde, daß nicht nur die Capitul zu Maynz, Trier und Cölln, sondern auch alle übrige aus den 3 Provinzen zusammen stehen und diese und andere Beschwerden, womit durch die ungewöhnliche Reservationen die löbliche Gewohnheiten der deutschen Kirche täglich untergraben würden, mit gesammter Hand dem Pabst und dem heil. Collegium mit Einstimmung des Kaisers und der Reichsstände vorstellen sollten; nicht zu gedenken, daß, was die jüngern Zeiten betrifft, die Kaiserl. Wahlcapitulationen, Abschiede und Beschwerden der Nation genugsam beweisen, wie Deutschland seine in den Concordaten gegründete Rechte von Zeit zu Zeit gegen die öftermalige Eingriffe gewahret und bestätiget habe.

Diese IV. Additamenten welche näher zu beurtheilen, wie um allen Verdacht der Partheylichkeit zu umgehen, [illegible] enthalten, vorausgesetzt, sind übrigens die oben angezeigte beyde Ausgaben der Concordaten sich völlig gleich, die dann in folgenden Stücken bestehen: I) Concordatum Calixtinum de 1122. II. Instrumentum Acceptationis de 1439. III.

Bul-

Bulla restitutoria Electorum Trevir. et Col. IV. Breve Eugenii IV. Die Haltung des neuen Conciliums betreffend vom J. 1447. V. Confirmatio Eugenii IV. über das Acceptations-Instrument des Baselischen Conciliums vom J. 1447. VI. Bulla eben dieses Pabsts zu Bestätigung alles dessen, was während der Neutralität verhandelt worden. VII. Concordatum Aschaffenburgense de 1448.

Wenn wir noch etwas zum Lobe des Verfassers der Additamenten sagen sollen, so müssen wir ihm das Zeugniß geben, daß Er bey seinem Patriotismus für die deutsche Kirche überall die dem heiligen Stuhle zu Rom und der katholischen Religion, welcher er zugethan ist, schuldige Verehrung beobachtet und das ganze Sujet mit so kaltem Blute behandelt habe, wie alle Schriften dieser Art behandelt seyn sollten.

E.

XXVI.

C. L. Hofmanns, Kurköln. Leibarzts und Hofraths, Abh. von den Pocken. Erster Theil, worinn die Erzeugung der Pockenmaterie u. d. ansteckenden Krankheiten vor Augen gelegt wird. Münster und Hamm, Perrenon, 1770. 304 Seiten und 100 Einl. S.

Die Arzneykunde, die ein Theil der Naturlehre ist, muß wie diese behandelt werden. Man muß der Natur ihre Wirkungen absehen oder sie in den Stand setzen, gewisse Erscheinungen hervor zu bringen, d. i. man muß Beobachtungen und Versuche machen und nur seine Sinne brauchen. Der

Verstand hat da noch kein Geschäft. Er beginnt erst mitzuwirken, wenn aus Versuchen und Beobachtungen durch Wiederholung und Festsetzung der Bedingungen, unter denen sie wirklich werden, Erfahrungen entstehen sollen, die doch eigentlich noch ein Werk der Sinne bleiben, bis der Verstand aus ihren Bedingungen ihre Ursachen erforscht, sie von allem zufälligen entkleidet und sie zu allgemeinen Lehrsätzen empor hebt, die denn Theorie werden. Mit Recht klagt H. H. über die, so Erfahrungen aufzuzeichnen glauben und uns wirklich schon ihre Schlüsse aus denselben liefern. (Selten sieht man einen Aufsatz zur Rathpflege, worinn nicht dies mehr oder weniger der Fehler ist.) Mit Recht widersetzt er sich den Vorurtheilen der Allgemeinheit, des Ansehens s. w. und wünscht fast, daß man selbst die größten Namen, die statt der Beweise dienen müssen, nicht nennte, um nicht leicht verblendet zu werden. Dies ist der Inhalt der Vorrede.

In der Einleitung beklagt H. H., daß wir noch so wenig von der verschiednen Natur der Fiebermaterie wissen, die doch in den mancherley Fiebern gewiß sehr verschieden seyn muß. Die Geschichte und den Verlauf der Fieber mit ihren guten und bösen Zeichen hat man gut genug. (Vielleicht noch nicht abstechend genug, um völlig gut zu seyn.) Mit einer liebenswürdigen Aufrichtigkeit erzählt H. H., wie er bey guten und ihm schon Ruhm bringenden Kenntnissen, es tief gefühlt, daß er den Menschen noch nicht genug nütze und nicht eben viel mehr, als die sich selbst gelassene Natur rette. Seine Anmerkungen über die ewigen Ausleerungen in Fiebern die so oft wider die Natur geschehen, sind nur zu wahr. Es ist in jeder Fieberart etwas Materielles, das durch Ausleerungen so wenig gehoben wird, als der Schnuppen durch Schneutzen und die Schwindsucht durch eiterigen

Auswurf. Er will untersucht haben, ob die Fiebermaterie, sauer, laugenhaft, faul s. w. sey und hält die ansteckende Fiebermaterie für fäuliger Art. Ein alter Freund, dessen Denkungsart und Styl mit H. H. eignem zur Bewundrung gleichförmig ist, macht ihm darüber Einwendungen. Die ansteckenden Fieber verrathen erst mit der Zeit einen fäuligen Geruch und da kann also die Fäulniß eher eine Wirkung als eine Ursache dieser Art Fieber seyn. Antiseptische Mittel z. E. China müßten die ansteckende Fiebermaterie tilgen können, wenn sie fäuliger Natur wäre. Fäulige Materien, die ärger riechen, als Pocken und Masern, erregen deswegen nicht ansteckende Fieber. (So Recht der Freund hier hat: so geht er doch zu weit, wenn er die schädliche Wirkung der Dünste von faulen Wasser, Sümpfen, Leichnamen s. w. leugnet. Sie erwecken immer eigne Krankheiten, wenn gleich nicht specifisch besondre, wie Pockendunst Pocken.) Wir übergehen noch andre Einwendungen, die H. H. Gelegenheit zum Nachdenken und zu dieser Schrift gegeben haben, nachdem er einen andern vergeblichen Versuch gemacht, dieses zu erklären. Er hofte eine ähnliche faulende Materie sollte in einer ähnlichen frischen schneller eine Fäulung bewirken, z. E. faules Blut in frischem Blute schneller, als fauler Urin: aber er fand das Gegentheil. Jede andre faule Materie, als Speichel, Lymphe, Urin, Galle s. w. setzte frisches Blut eben so bald in Fäulung, als faules Blut. Und da erfand er denn die Hypothese von eignen Organen und Drüsen der Haut, die nur fähig wären, die ihnen bestimmte ansteckende Materie und sonst keine anzusaugen, von der dieser Band handelt.

Jede abgesonderte Feuchtigkeit des menschlichen Körpers wird durch absondernde und reinigende Organen abgeseigert. Die Gesetze davon beschreibt H. H.

ziemlich Hambergerisch. Stockend oder außer den vollen Kreislauf gesetzt, gehen diese thierischen Säfte in eine Säure oder Fäulniß über und zwar jeder in eine ihm eigne Fäulniß und jeder besondre Gestank in Krankheiten zeigt daher eine Fäulniß einer besondern abgesonderten Feuchtigkeit an. (Da H. H. auf diesen Satz viel bauet: so müssen wir unsern Zweifel dagegen äußern. Es ist der Analogie der Natur bey thierischen Säften eben so gemäß, daß aus Einem und demselben Theile des Bluts durch eine verschiedne Zumischung Friesel- und Pockenfeuchtigkeiten jene mit ihrem säuerlichen, diese mit ihrem widrig süßen Geruche erzeugt werden können, als es bey vegetabilischen Säften möglich ist, daß durch die verschiedne Zumischung, in die wir sie setzen, z. E. aus dem Rocken eben so gut Bröd gemacht, als Bier gebraut oder Brantewein gebrannt werden kann.) Die Sinne unterscheiden die faulende Dünste zwar: doch schweben sie auch oft in der Luft, ohne einen sinnlichen Eindruck zu machen, der also von der Stärke der Fäulniß in ähnlichen Fällen entscheiden kann: aber in heterogenen Säften nicht. Denn da kann der sinnliche Eindruck auch schwächer seyn und der Dunst doch faulender, weil er auf homogene Säfte leichter fasset. Und das ist die Ursache, warum das weniger riechbare Pockengift ansteckt und der ärgste Aasgeruch eines Leichnams es nicht thut. Daß die Säfte im lebenden Körper so selten faulen, daran ist nicht der Mangel des Zugangs der Luft schuld. Denn beym Eyter und Wasser der Wassersüchtigen hat H. H., wie Pringle beym Blut die Fäulniß in verstopften Gläsern schneller, als in offenen überhand nehmen sehen, und sie muß es auch, da die faulmachenden Dünste mehr zurückgehalten werden. (Aber ist der Fall, den ich im verstopften Glase darstelle, wirklich dem gleich, in dem die Säfte im

thierischen Körper sind, wenn sie auch außer den Kreislauf gesetzt werden. Wir erinnern H. H. nur an die in der Mutter abgestorbnen und in ihren eignen Moder übergegangnen Leibesfrüchte.) Die wahre Ursache liegt in der Bewegung. Stehendes Wasser wird durch die Fäulung flüchtig. Da das fliessende Wasser aber immer neue Oberflächen bekommt: so dünstet es mehr aus und wird also der zur Fäulniß geneigten Partickeln beraubt, die immer die flüchtigsten sind. Ausser dem Körper wird das Blut in 12. Stunden faul: in demselben nicht. Warum? alle abgesonderten Feuchtigkeiten faulen schneller, als Blut, und da diese also durch die reinigenden Organen stetig abgesondert werden; und die stete Bewegung den Organen das Blut zum Ansaugen und Abseigern der faulen Theile in jeder Minute nahe bringt: so muß das Blut auch in jeder Minute von seinen zur mancharti-gen Fäulniß geneigten Theilen gesäubert werden. Die so manchartigen fäuligen Säfte, deren verschiedne Art Fäulniß in dem verschiednen Geruche des faulenden Schweisses, Urins, Galle s. w. sich genugsam zu erkennen giebt, würden durch nur Ein reinigendes Organon nicht angezogen und abgeschieden werden können; daher sind deren so viele und jedes derselben zieht nur die ihm homogenen faulen Partickeln an. Daher es auch ein Naturgesetz ist, daß das, was durch Eins abgesondert wird, es durch das andre nicht kann. (H. H. giebt zwar S. 82. zu, daß Ein reinigendes Organon dem andern zu Hülfe kommen und einige besondre verdorbne Theilchen anziehen könne: aber er scheint uns doch den Wechsel des Haut- Nieren- Darmabganges s. w., der in der Pathologie so groß und unter andern bey den Milchablagern so auffallend verschieden ist, eben so wenig genug in Anschlag zu bringen, als den, den die Physiologie am gesunden Kör-

per

per lehret.) Geräth aber das Blut irgendwo in Stecken und werden also die manchartigen faulen Theile nicht abgeseigert: so erfolgen die manchen Arten Verderbniß und Brand und zwar schneller oder langsamer, je nachdem das Nichtausdüften der faulen Theile stärker oder schwächer ist. Vorzüglich giebt H. H. den Lungen das neue Amt, das Blut, das so stet und häufig durch dieselben sich bewegt, von faulen Theilchen zu reinigen. Die bisherigen Geschäfte der Lunge thun H. H. nicht genug. (Das nicht ganz neue, letzthin von H. Klinkosch in Prag vertheydigte System von Aufnahme der Luft ins Blut konnte H. H. noch nicht anführen.) Zum Beweise führt H. H. an, den riechenden Athem einiger Frauenspersonen, wenn sie ihre Reinigung haben (überhaupt fast aller, die voll Cruditäten sind und eine merkliche innre Verderbniß haben); den Eiterauswurf, wo die Lunge gesund und die Eitersammlung in ganz andern und oft entfernten Theilen steckt; den ansteckenden Athem der Kranken; die Genesenden, die ohne merkbare Krisis gesund werden und die er nicht als durch eine Absonderung aus den Lungen erklären kann. (Sicher hat diese Meynung so viel Wahrscheinlichkeit und kann einen pathologischen Nutzen von solchem Umfange haben, daß sie recht tief erörtert zu werden verdient.) Wie schnell nach allen Theilen das Blut sich bewegt, sieht man aus dem langsamsten aller Säfte dem Beinsafte. In 48 Stunden werden doch die Knochen eines Hühnchens von der Färberröthe gefärbt.

Die IV. und V. Abtheilung enthält manches für die Pockengeschichte Merkwürdiges. H. H. nimmt 6 Absätze der Krankheit an, die Ansteckung von 8 Tagen, das Fieber von 3., den Ausbruch von 3. bis 4., das Schwären von eben so viel, die Reifung und das Abtrocknen, das Nachschwären endlich und die übrigen

Folgen. Durchaus will er für die Ansteckungszeit gegen 8 Tage haben und glaubt, Leute, die nach dem Anblicke von Pocken, schnell erkranken, seyn vorher schon angesteckt gewesen. Die Natur thue solche Sprünge nicht. (Das thut sie nicht in der Regel: aber die Natur scheint oft von der Regel abzuweichen, nicht weil sie unstet ist, sondern weil sie zur Regel dieselben Bedingungen braucht und die oft nicht da sind, obgleich wir ihr Nichtdaseyn nicht entdecken. Wir glauben auch, wo die Natur in Ruhe das empfangne Pockengift aufnimmt und bearbeitet, gehe es, wie bey dem Blatterbelzen: aber bey einer großen Empfänglichkeit des Körpers und wenn der Schrecken, der die Ausdünstung und alle Absonderungen hemmt und das empfangne Gift schnell im Innersten einkerkert, sollte es da nicht anders gehen, als wo dies alles nicht ist? Ein Freund des Rec. hat selbst den dritten Tag nach der Einimpfung schon die Pocken kommen sehen, weil der Knabe durch Ueberladung sich eine Anwandlung vom Wechselfieber zugezogen, mit dessen Krisis die Pocken schon austräten, weil die Natur in ihrem allmähligen Geschäfte gestöhrt war. Wir führen dies fast nur als ein Exempel an, weil H. H. an mehrern Orten uns ein wenig zu viel auf die Stetigkeit der Gesetze und den einträchtigen Gang der Natur zu bauen scheint.) Wenn die Flecken auf die Haut austreten, nimmt ein feiner Finger in der Mitte ein Knötchen wahr, der das Rudiment der künftigen Pocke ist, und schon früh ein Abzeichen der Pocken von jedem andern Ausschlage wird. Die Dünste sind bey den Pocken sehr ansteckend. Eben so ists der Eiter. Selbst eingegeben hat er nicht geschadet, als daß er Pocken hervorgebracht hat. Die getrockneten Pockenrauden oder der Schurf sind sehr und länger ansteckend, als selbst die Fäden. Jene haben noch nach zwey Jahren ihre

Kraft

Kraft geäussert. Doch ist frischer Eiter immer besser. Ungemein ansteckend ist auch der Athem, der oft sehr früh stinkend und wie H. H. sorgt, auch schon ansteckend ist. Beym Dimsdale ist der Athem kritisch gewesen und hat ein Pockenfieber ohne Pocke gehoben und H. H. hat ihn vor der Eiterung ansteckend gefunden. Ueberhaupt nimmt er die ansteckende Kraft früher an, als man gewöhnlich pflegt. Er hat es mit dem Wässerigen aus dem Bläschen am zweyten Tage des Ausbruchs und aus der Einimpfwunde noch vor dem Fieber erfahren. Urin hingegen, Stuhlgang, Blut und selbst der Speichel, der so leicht vom Athem etwas abnehmen könnte, sind nicht ansteckend gewesen. Das Ansteckende haftet am Wässerigen, mit welchem der Eiter verdünnt ist. Dieser giebt auch den specifischen Pockengeruch, der nicht eben stark ist, wie man bey guten Pocken bemerkt. Bey schlimmen Arten wird der Gestank ärger und aashaft, weil der Eiter dabey in die ihm eigne Fäulniß übergehet.

Die letzte Bemerkung legt H. H. im VI. und weitläuftigsten Abschnitte zum Grunde seiner Hypothese. Wenn die abgesonderten Feuchtigkeiten jede in eine besondre nur ihr eigne Fäulniß übergeht, die man aus dem nur ihr eignen Geruch wahrnimmt; und die Pocken einen nur ihnen eignen Geruch und also eigne Fäulniß haben: so muß (mancher wird schließen, das Pockengift den Feuchtigkeiten, denen es sich anhängt, eine besondre Eigenschaft und Gährung mittheilen, die die den specifischen Geruch hervorbringt) so muß, schließt H. H., bey den Pocken eine faulgewordne besondre abgesonderte Feuchtigkeit seyn, die jener Eigenschaft fähig ist. Ist diese Feuchtigkeit aber in den Pocken faul geworden; so muß sie im gesunden Zustande nicht faul da seyn. Ist sie im gesunden Zustande da: so muß sie, weil für jede abgesonderte Feuchtigkeit eigne

Organen, sie anzusaugen und abzuseigern seyn müssen, auch für diese eigne Organen da seyn, und da die Pocken nur auf der Haut haften: so müßten sie in der Haut liegen. (Und so müßten denn nicht nur für jede Blutschwäre, für jede Pestbeule und Pestschwäre, für jede fette Kräze, sondern auch für jede nässende Flechte, für jeden venerischen Ausschlag, für Maßern und Frieselblasen, selbst für jede Wunde, bey der die Natur auch eine besondre Heilungsanstalt mit einem eignen Geräthe anzuziehen und abzuschneiden macht, Organen in der Haut Plaz haben.) Daß solche Pockenorganen wirklich da seyn, zeigt die Oefnung der Pocken. Werden sie nur an der Spitze geöfnet und das Organ nicht verlezet: so füllen sie sich wieder an, zieht man aber den Faden hin und her in der Pocke; so wird das Organ verlezt und es findet keine Anfüllung mehr statt. (Wer die kleine Pockenmaschine ansieht, wie die Natur sie im Hautgewebe errichtet und wie Cottunni sie gezeichnet hat, wird dies leicht begreifen und leicht muthmassen, daß die Natur bey jedem so verschiednen Hautausschlage auch verschiedne d. gl. Maschinen im Hautgewebe veranstalte. H. H. würde vermuthlich des Cottunni Bemerkungen sehr gebraucht haben, wenn er sie hätte wissen können.) Das Knötchen, das man beym Ausbruche der Pocken fühlt, ist im gesunden Zustande dasjenige absondernde Organ, das die Feuchtigkeit enthält und absondert, woraus die Fäulniß in der Krankheit das Pockengift verfertigt und da haben wir dann die Pockendrüsen, über deren Exsistenz wir nun jeden unsrer Leser urtheilen lassen. Wer den Saz; besondre Gerüche erfodern besondere abgesonderte Feuchtigkeiten und desselben Doppelsinn bemerkt, wird die Trugschlüsse leicht entmischen.

H. H. braucht seine Hypothese zu Erklärung verschiedner Fragen, die ihm zu Verfertigung derselben

An-

Anlaß gegeben hatten. Wir können ihm darinn nicht folgen und merken nur noch an: H. H. und Einer seiner Freunde haben keine innerliche Pocken gefunden. Bey einer Leichenöfnung, bey der man im Halse Pocken vermuthete, fand sich blos eine Entzündung.

Unser Auszug ist schon zu weitläuftig gerathen. Es ist genug, daß wir H. H. System geliefert haben. Die weiteren Folgen werden wir mit dem zweyten Bande verbinden, den wir nächstens erwarten. Wir sind zwar von H. H. Hypothese nicht überzeugt: Aber wir müssen ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er die Wahrheit suchet, selbst denkt, seine Kunst liebt und mit einer ruhmwürdigen Aufrichtigkeit handelt. Er wird es daher jedermann wohl aufnehmen, der eben so verfährt. Er hat noch das Besondre, daß er auf alles, selbst die alltäglichsten Ereignisse in der Natur aufmerksam ist und über denselben nachdenkt. Und gewiß ist es, daß wir viele Wirkungen der kranken und gesunden Natur, die sie sich selbst gelassen hervor bringt, nicht auf Nachdenken nützen und dagegen uns und die Natur durch mühsame Versuche in Kosten setzen, die durch tausend Nebenumstände ungewiß ausfallen, da wir uns sicherer und wohlfeiler unterrichten könnten.

X.

XXVII.

Jo. Sam. Frid. de Boehmer, ICti, Pot. Pruffor. Regis consiliarii intimi, Academiae Viadrinae Directoris, Facultatis Juridicae Ordinarii, Meditationes in Constitutionem Criminalem Carolinam. Accessit vetus ordinatio criminalis Bambergensis, Brandenburgica, Hassiaca. Ha-

Bulla restitutoria Electorum Trevir. et Col. IV. Breve Eugenii IV. Die Haltung des neuen Conciliums betreffend vom J. 1447. V. Confirmatio Eugenii IV. über das Acceptations-Instrument des Baselischen Conciliums vom J. 1447. VI. Bulla eben dieses Pabsts zu Bestätigung alles dessen, was während der Neutralität verhandelt worden. VII. Concordatum Aschaffenburgense de 1448.

Wenn wir noch etwas zum Lobe des Verfassers der Addlitamenten sagen sollen, so müssen wir ihm das Zeugniß geben, daß Er bey seinem Patriotismus für die deutsche Kirche überall die dem heiligen Stuhle zu Rom und der katholischen Religion, welcher er zugethan ist, schuldige Verehrung beobachtet und das ganze Süjet mit so kaltem Blute behandelt habe, wie alle Schriften dieser Art behandelt seyn sollten.

E.

XXVI.

C. L. Hofmanns, Kurköln. Leibarzts und Hofraths, Abh. von den Pocken. Erster Theil, worinn die Erzeugung der Pockenmaterie u. a. ansteckenden Krankheiten vor Augen gelegt wird. Münster und Hamm, Perrenon, 1770. 304 Seiten und 100 Einl. S.

Die Arzneykunde, die ein Theil der Naturlehre ist, muß wie diese behandelt werden. Man muß der Natur ihre Wirkungen absehen oder sie in den Stand setzen, gewisse Erscheinungen hervor zu bringen, d. i. man muß Beobachtungen und Versuche machen und nur seine Sinne brauchen. Der

Ver-

Verstand hat da noch kein Geschäft. Er beginnt erst mitzuwirken, wenn aus Versuchen und Beobachtungen durch Wiederholung und Festsetzung der Bedingungen, unter denen sie wirklich werden, Erfahrungen entstehen sollen, die doch eigentlich noch ein Werk der Sinne bleiben, bis der Verstand aus ihren Bedingungen ihre Ursachen erforscht, sie von allem zufälligen entkleidet und sie zu allgemeinen Lehrsätzen empor hebt, die denn Theorie werden. Mit Recht klagt H. H. über die, so Erfahrungen aufzuzeichnen glauben und uns wirklich schon ihre Schlüsse aus denselben liefern. (Selten sieht man einen Aufsatz zur Rathpflege, worinn nicht dies mehr oder weniger der Fehler ist.) Mit Recht widersetzt er sich den Vorurtheilen der Allgemeinheit, des Ansehens s. w. und wünscht fast, daß man selbst die größten Namen, die statt der Beweise dienen müssen, nicht nennte, um nicht leicht verblendet zu werden. Dies ist der Inhalt der Vorrede.

In der Einleitung beklagt H. H., daß wir noch so wenig von der verschiednen Natur der Fiebermaterie wissen, die doch in den mancherley Fiebern gewiß sehr verschieden seyn muß. Die Geschichte und den Verlauf der Fieber mit ihren guten und bösen Zeichen hat man gut genug. (Vielleicht noch nicht abstechend genug, um völlig gut zu seyn.) Mit einer liebenswürdigen Aufrichtigkeit erzählt H. H., wie er bey guten und ihm schon Ruhm bringenden Kenntnissen, es tief gefühlt, daß er den Menschen noch nicht genug nütze und nicht eben viel mehr, als die sich selbst gelassene Natur rette. Seine Anmerkungen über die ewigen Ausleerungen in Fiebern die so oft wider die Natur geschehen, sind nur zu wahr. Es ist in jeder Fieberart etwas Materielles, das durch Ausleerungen so wenig gehoben wird, als der Schnuppen durch Schneutzen und die Schwindsucht durch eiterigen

Auswurf. Er will untersucht haben, ob die Fiebermaterie, sauer, laugenhaft, faul s. w. sey und hält die ansteckende Fiebermaterie für fäuliger Art. Ein alter Freund, dessen Denkungsart und Styl mit H. H. eignem zur Bewundrung gleichförmig ist, macht ihm darüber Einwendungen. Die ansteckenden Fieber verrathen erst mit der Zeit einen fäuligen Geruch und da kann also die Fäulniß eher eine Wirkung als eine Ursache dieser Art Fieber seyn. Antiseptische Mittel z. E. China müßten die ansteckende Fiebermaterie tilgen können, wenn sie fäuliger Natur wäre. Fäulige Materien, die ärger riechen, als Pocken und Masern, erregen deswegen nicht ansteckende Fieber. (So Recht der Freund hier hat: so geht er doch zu weit, wenn er die schädliche Wirkung der Dünste von faulen Wasser, Sümpfen, Leichnamen s. w. leugnet. Sie erwecken immer eigne Krankheiten, wenn gleich nicht specifisch besondre, wie Pockendunst Pocken.) Wir übergehen noch andre Einwendungen, die H. H. Gelegenheit zum Nachdenken und zu dieser Schrift gegeben haben, nachdem er einen andern vergeblichen Versuch gemacht, dieses zu erklären. Er hofte eine ähnliche faulende Materie sollte in einer ähnlichen frischen schneller eine Fäulung bewirken, z. E. faules Blut in frischem Blute schneller, als fauler Urin: aber er fand das Gegentheil. Jede andre faule Materie, als Speichel, Lymphe, Urin, Galle s. w. setzte frisches Blut eben so bald in Fäulung, als faules Blut. Und da erfand er denn die Hypothese von eignen Organen und Drüsen der Haut, die nur fähig wären, die ihnen bestimmte ansteckende Materie und sonst keine anzusaugen, von der dieser Band handelt.

Jede abgesonderte Feuchtigkeit des menschlichen Körpers wird durch absondernde und reinigende Organen abgeseigert. Die Gesetze davon beschreibt H. H.

zien-

ziemlich Hambergerisch. Stockend oder außer den vollen Kreislauf gesetzt, gehen diese thierischen Säfte in eine Säure oder Fäulniß über und zwar jeder in eine ihm eigne Fäulniß und jeder besondre Gestank in Krankheiten zeigt daher eine Fäulniß einer besondern abgesonderten Feuchtigkeit an. (Da H. H. auf diesen Satz viel bauet: so müssen wir unsern Zweifel dagegen äußern. Es ist der Analogie der Natur bey thierischen Säften eben so gemäß, daß aus Einem und demselben Theile des Bluts durch eine verschiedne Zumischung Friesel- und Pockenfeuchtigkeiten jene mit ihrem säuerlichen, diese mit ihrem widrig süßen Geruche erzeugt werden können, als es bey vegetabilischen Säften möglich ist, daß durch die verschiedne Zumischung, in die wir sie setzen, z. E. aus dem Rocken eben so gut Brod gemacht, als Bier gebraut oder Brantewein gebrannt werden kann.) Die Sinne unterscheiden die faulende Dünste zwar: doch schweben sie auch oft in der Luft, ohne einen sinnlichen Eindruck zu machen, der also von der Stärke der Fäulniß in ähnlichen Fällen entscheiden kann: aber in heterogenen Säften nicht. Denn da kann der sinnliche Eindruck auch schwächer seyn und der Dunst doch faulender, weil er auf homogene Säfte leichter fasset. Und das ist die Ursache, warum das weniger riechbare Pockengift ansteckt und der ärgste Aasgeruch eines Leichnams es nicht thut. Daß die Säfte im lebenden Körper so selten faulen, daran ist nicht der Mangel des Zugangs der Luft schuld. Denn beym Eyter und Wasser der Wassersüchtigen hat H. H., wie Pringle beym Blut die Fäulniß in verstopften Gläsern schneller, als in offenen überhand nehmen sehen, und sie muß es auch, da die faulmachenden Dünste mehr zurückgehalten werden. (Aber ist der Fall, den ich im verstopften Glase darstelle, wirklich dem gleich, in dem die Säfte im

 thie-

thierischen Körper sind, wenn sie auch außer den Kreislauf gesetzt werden. Wir erinnern H. H. nur an die in der Mutter abgestorbnen und in ihren eignen Moder übergegangnen Leibesfrüchte.) Die wahre Ursache liegt in der Bewegung. Stehendes Wasser wird durch die Fäulung flüchtig. Da das fliessende Wasser aber immer neue Oberflächen bekommt: so dünstet es mehr aus und wird also der zur Fäulniß geneigten Partickeln beraubt, die immer die flüchtigsten sind. Ausser dem Körper wird das Blut in 12. Stunden faul: in demselben nicht. Warum? alle abgesonderten Feuchtigkeiten faulen schneller, als Blut, und da diese also durch die reinigenden Organen stetig abgesondert werden; und die stete Bewegung den Organen das Blut zum Ansaugen und Abseigern der faulen Theile in jeder Minute nahe bringt: so muß das Blut auch in jeder Minute von seinen zur manchartigen Fäulniß geneigten Theilen gesäubert werden. Die so manchartigen fäuligen Säfte, deren verschiedne Art Fäulniß in dem verschiednen Geruche des faulenden Schweisses, Urins, Galle s. w. sich genugsam zu erkennen giebt, würden durch nur Ein reinigendes Organon nicht angezogen und abgeschieden werden können; daher sind deren so viele und jedes derselben zieht nur die ihm homogenen faulen Partickeln an. Daher es auch ein Naturgesetz ist, daß das, was durch Eins abgesondert wird, es durch das andre nicht kann. (H. H. giebt zwar S. 82. zu, daß Ein reinigendes Organon dem andern zu Hülfe kommen und einige besondre verdorbne Theilchen anziehen könne: aber er scheint uns doch den Wechsel des Haut- Nieren- Darmabganges s. w., der in der Pathologie so groß und unter andern bey den Milchablagern so auffallend verschieden ist, eben so wenig genug in Anschlag zu bringen, als den, den die Physiologie am gesunden Körper

per lehret.) Geräth aber das Blut irgendwo in Stocken und werden also die mancherley faulen Theile nicht abgeseigert: so erfolgen die manchen Arten Verderbniß und Brand und zwar schneller oder langsamer, je nachdem das Nichtausdüften der faulen Theile stärker oder schwächer ist. Vorzüglich giebt H. H. den Lungen das neue Amt, das Blut, das so stet und häufig durch dieselben sich bewegt, von faulen Theilchen zu reinigen. Die bisherigen Geschäfte der Lunge thun H. H. nicht genug. (Das nicht ganz neue, letzthin von H. Klinkosch in Prag vertheydigte System von Aufnahme der Luft ins Blut konnte H. H. noch nicht anführen.) Zum Beweise führt H. H. an, den riechenden Athem einiger Frauenspersonen, wenn sie ihre Reinigung haben (überhaupt fast aller, die voll Cruditäten sind und eine merkliche innre Verderbniß haben); den Eiterauswurf, wo die Lunge gesund und die Eitersammlung in ganz andern und oft entfernten Theilen steckt; den ansteckenden Athem der Kranken; die Genesenden, die ohne merkbare Krisis gesund werden und die er nicht als durch eine Absonderung aus den Lungen erklären kann. (Sicher hat diese Meynung so viel Wahrscheinlichkeit und kann einen pathologischen Nutzen von solchem Umfange haben, daß sie recht tief erörtert zu werden verdient.) Wie schnell nach allen Theilen das Blut sich bewegt, sieht man aus dem langsamsten aller Säfte dem Beinsafte. In 48 Stunden werden doch die Knochen eines Hühnchens von der Färberröthe gefärbt.

Die IV. und V. Abtheilung enthält manches für die Pockengeschichte Merkwürdiges. H. H. nimmt 6 Absätze der Krankheit an, die Ansteckung von 8 Tagen, das Fieber von 3., den Ausbruch von 3. bis 4., das Schwären von eben so viel, die Reifung und das Abtrocknen, das Nachschwären endlich und die übrigen

Iac. Magd. impensis Io. Iust. Gebauer, 1770. 1208 Seiten in 4.

Der verdienstvolle Hr. V. hat in diesem claßischen Werke zuförderst bey jedem Artickul den Text der Halsgerichtsordnung, nicht nach der im Jahr 1533. veranstalteten, und vom Hrn. Hofrath Koch aufs neue zum Abdruck beförderten Ausgabe, sondern nach einem andern ebenfalls zu Maynz bey Scheffern, ohne Benennung der Jahrzahl, gedruckten Exemplar, so er für das gleich 1532. bekannt gemachte Original hält, auch vor jener Ausgabe den Vorzug einer richtigern Lesart hat, geliefert, und hiernächst seine Erläuterung folgen lassen. In der Auslegung ertheilet der H. G. R. jederzeit eine vollständige Abhandlung, der in jedem Artickul befindlichen Materien, und zwar in der Mase, daß er den Sinn, ingleichen, wo es die Nothdurft erheischet, die Worte des Gesetzgebers deutlich machet; fast durchgehends zuerst auf das römische Recht, und dann auf die ältern deutschen Gesetze, wenn selbige zur Erläuterung dienen, das Absehen richtet; zwischen der Carolinischen und Bambergischen Halsgerichtsordnung fleißig Vergleichungen anstellet; und endlich die Meynungen der angesehensten Rechtsgelehrten bald durch neue Gründe unterstützt, bald mit einander vereinigt, bald durch neue und richtigere Erklärungen ersetzt. Jedoch wir müssen nunmehro auf den Inhalt selbst kommen. S. 40. fg. findet sich eine vortrefliche Entwickelung der Lehre vom corpore delicti. Der Hr. V. setzet den eigentlichen Begriff in der gewissen Würklichkeit eines begangenen Verbrechens ohne Rücksicht auf dessen Urheber. Denn es soll ja durch diesen Ausdruck nur so viel angezeigt werden, daß würklich eine peinliche Sache vorhanden sey, und dahero der Richter nunmehro den

Thä-

Thäter, sowol die übrigen Umstände herauszubringen suchen müsse. Was die Art und Weise, von dem corpore delicti Gewißheit zu bekommen, anlanget, so stellet der Hr. V. davon die Regel fest, daß der Richter, falls die Wahrheit durch die äusserlichen Sinne sich ergründen lässet, bey der Besichtigung stehen bleiben, hingegen, in Ermangelung sinnlicher Spuren und Kennzeichen, oder bey deren Unzulänglichkeit, auf Gründe sehen müsse. Den im 16ten Artickel befindlichen dunkeln Ausdruck von öffentlichen und unzweiffentlichen Missethaten verstehet der Hr. V. von den handhaften Thaten, und hält dafür, daß dieser Artickul gegen das bey dergleichen Verbrechen vor Alters üblich und ziemlich tumultuatisch eingerichtet gewesene Verfahren gemacht sey. S. 91. hat Hr. v. B. den in den Anmerkungen über den Carpzov mitgetheilten Begrif von einer Anzeigung näher dahin bestimmet, daß es ein solcher Umstand sey, woraus eine Wahrscheinlichkeit von einem begangenen Verbrechen und dessen Urheber erwächset. S. 104. fg. treffen die Defensoren die in einer wegen Abwendung der besondern Untersuchung einzureichenden Vertheydigungsschrift auszuführenden Gründe beysammen an, mit vielen eingestreuten herrlichen Lehren und vortreflichen Bemerkungen, welche ganz gelesen zu werden verdienen. Bey Gelegenheit des 40sten Artickuls werden zwey Kreßische Meynungen verworfen. Nemlich die Worte: so einer Gefangene heimlich hält, die ihm entlaufen und anzeigen, wo sie gelegen sind, erkläret der Hr. V. von dem Fall, da ein Wirth entsprungene Missethäter heimlich aufgenommen, und diese, nachdem man sie wiederum ergriffen, ihn deshalb angegeben. Die dunkeln Worte: ohne Vorwissen des Gefangenen Obrigkeit Verträge und Schatzung macht, und die Schatzung einnimmt;

oder

Iac. Magd. Impensis Io. Iust. Gebauer, 1770.
1208 Seiten in 4.

Der verdienstvolle Hr. V. hat in diesem classischen Werke zuförderst bey jedem Artickul den Text der Halsgerichtsordnung, nicht nach der im Jahr 1533. veranstalteten, und vom Hrn. Hofrath Koch aufs neue zum Abdruck beförderten Ausgabe, sondern nach einem andern ebenfalls zu Maynz bey Scheffern, ohne Benennung der Jahrzahl, gedruckten Exemplar, so er für das gleich 1532. bekannt gemachte Original hält, auch vor jener Ausgabe den Vorzug einer richtigern Lesart hat, geliefert, und hiernächst seine Erläuterung folgen lassen. In der Auslegung ertheilet der H. G. R. jederzeit eine vollständige Abhandlung, der in jedem Artickul befindlichen Materien, und zwar in der Mase, daß er den Sinn, ingleichen, wo es die Nothdurft erheischet, die Worte des Gesetzgebers deutlich machet; fast durchgehends zuerst auf das römische Recht, und dann auf die ältern deutschen Gesetze, wenn selbige zur Erläuterung dienen, das Absehen richtet; zwischen der Carolinischen und Bambergischen Halsgerichtsordnung fleißig Vergleichungen anstellet; und endlich die Meynungen der angesehensten Rechtsgelehrten bald durch neue Gründe unterstützt, bald mit einander vereinigt, bald durch neue und richtigere Erklärungen ersetzt. Jedoch wir müssen nunmehro auf den Inhalt selbst kommen. S. 40. fg. findet sich eine vortrefliche Entwickelung der Lehre vom corpore delicti. Der Hr. V. setzet den eigentlichen Begriff in der gewissen Würklichkeit eines begangenen Verbrechens ohne Rücksicht auf dessen Urheber. Denn es soll ja durch diesen Ausdruck nur so viel angezeigt werden, daß würklich eine peinliche Sache vorhanden sey, und dahero der Richter nunmehro den

Thä-

Thäter, sowol die übrigen Umstände herauszubringen suchen müsse. Was die Art und Weise, von dem corpore delicti Gewißheit zu bekommen, anlanget, so stellet der Hr. V. davon die Regel fest, daß der Richter, falls die Wahrheit durch die äusserlichen Sinne sich ergründen lässet, bey der Besichtigung stehen bleiben, hingegen, in Ermangelung sinnlicher Spuren und Kennzeichen, oder bey deren Unzulänglichkeit, auf Gründe sehen müsse. Den im 16ten Artickel befindlichen dunkeln Ausdruck von öffentlichen und unzweiffentlichen Missethaten verstehet der Hr. V. von den handhaften Thaten, und hält dafür, daß dieser Artickul gegen das bey dergleichen Verbrechen vor Alters üblich und ziemlich tumultuarisch eingerichtet gewesene Verfahren gemacht sey. S. 91. hat Hr. v. B. den in den Anmerkungen über den Carpzov mitgetheilten Begrif von einer Anzeigung näher dahin bestimmet, daß es ein solcher Umstand sey, woraus eine Wahrscheinlichkeit von einem begangenen Verbrechen und dessen Urheber erwächset. S. 104. fg. treffen die Defensoren die in einer wegen Abwendung der besondern Untersuchung einzureichenden Vertheydigungsschrift auszuführenden Gründe beysammen an, mit vielen eingestreuten herrlichen Lehren und vortreflichen Bemerkungen, welche ganz gelesen zu werden verdienen. Bey Gelegenheit des 40sten Artickuls werden zwey Kreßische Meynungen verworfen. Nemlich die Worte: so einer Gefangene heimlich hält, die ihm entlaufen und anzeigen, wo sie gelegen sind, erkläret der Hr. V. von dem Fall, da ein Wirth entsprungene Missethäter heimlich aufgenommen, und diese, nachdem man sie wiederum ergriffen, ihn deshalb angegeben. Die dunkeln Worte: ohne Vorwissen des Gefangenen Obrigkeit Verträge und Schatzung macht, und die Schatzung einnimmt;

oder

oder Bürge darüber wird, ziehet der Hr. v. B. auf solche Personen, die in des Verbrechers Namen mit dem Beleidigten einen Vergleich zu errichten suchen, und, weil kein wahrscheinlicher Bewegungsgrund von ihrer Vermittelung abzusehen ist, eben dadurch als Theilhabere des Verbrechens sich verdächtig machen, zumal, wenn sie in keinem gutem Ruf stehen. Was die Wiederholung der Marter wegen der Widerrufung des Geständnisses belangt: so glaubet der Hr. B., daß die völlige Tortur zu wiederholen sey, es wäre denn, daß der Inquisit sein während der peinlichen Frage abgestattetes Bekenntniß noch vor dem Ende der Handlung revocirte, oder unter der Tortur zwar zum Geständniß sich erböthe, allein, nachdem man mit selbiger etwas inne gehalten, nicht alles, sondern nur etwas bekennte, da denn die einmal angefangene Tortur zu vollenden ist. Die Lehre von der Gotteslästerung siehet der H. Geh. Rath aus dem Gesichtspunkte an, daß er selbige als eine Gott vorsetzlicher Weise zugefügte Beschimpfung beschreibet, und unter der unmittelbaren Gotteslästerung injuriam sine re et persona intermedia dolose ad Deum directam, hingegen unter der mittelbaren eine solche, quibus per interpositam personam vel rem et in genere per consequentiam Deus petitur, begreift. S. 461. ändert Hr. v. B. die ehemals in den Anmerkungen über den Carpzov geäusserte Meynung, als ob die Fürbitte des unschuldigen Ehemannes für sein ehebrecherisches Weib dem ledigen Ehebrecher zu gute käme. S. 728. wird wider Kreßen dargethan, daß der 156ste Artickul vom sichern Geleite den unbrauchbaren nicht beyzuzehlen sey. Da alle merkwürdigen Stellen auszuzeichnen, unserer Absicht zuwider ist: so wollen wir das übrige dem eigenen Fleiße unserer Leser überlassen, und zum Beschluß nur noch so viel berühren, daß die

Bam-

Bambergische Halsgerichtsordnung nach der Ausgabe von 1510, die Brandenburgische nach der von 1582, und die Heßische nach dem Original von 1535. abgedruckt worden.

Q.

XXVIII.

Josephs von Sonnenfels, K. K. wirklichen N. Oe. Regierungs-Raths, ordentl. öffentl. Lehrers der Policey, Handlung und Finanz-Wissenschaft, Grundsätze der Policey, Handlung und Finanz-Wissenschaft: Erster Theil. Dritte Auflage. Wien, bey Kurzböck, 1770. 8. 472 Seiten mit Register.

Im XII. B. 2ten St. unserer Bibl. S. 376. haben wir die zweyte Auflage dieses Werkes aus Mangel des Raums nur kurz angezeiget. Bey dieser neuen Auflage wollen wir den Fehler ersetzen und unsere Leser, die das Buch noch nicht kennen, näher damit bekannt machen, in Ansehung derjenigen aber, die es schon kennen, uns mit ihnen darüber erbauen.

Der V. sucht mit einer ihm sehr wohl gelungenen eigenen Schärfe im Denken, in einem männlichen und kernhaften Ausdrucke, womit er so gar hier und dar selbst unsere Sprache bereichert, ein besonderes Verdienst in den zum Grund gelegten Definitionen einer jeden dieser Wissenschaften, welche Er hier abhandelt. Er schickt denn erstlich eine allgemeine Einleitung voraus, um die verschiedene Begriffe der Staatswissenschaft zu prüfen, wobey der Justische Grundsatz, daß die Staatswissenschaft die Beförde-

derung der allgemeinen Glückseligkeit sey, als Grundsatz lächerlich gemachet wird, und zwar unsers Erachtens mit Recht; denn Justi macht das Resultat zur Prämisse, wenn anders Staatswissenschaft und Beförderungswissenschaft der allgemeinen Glückseligkeit Synonima sind. Unser V. hingegen setzt eine Definition allein in die Sicherheit und gehet bis zu dem ersten einzelen Menschen zurück, der gegen die Gewalt zweyer Menschen natürlicher Weise nicht mehr sicher war; daraus entstand die Geselligkeit, da der ärmere dem Reichen Fleiß gegen Ueberfluß vertauschte; unter solchen Gesetzen des Verhältnisses vergrößerten sich die Gesellschaften und diese Vergrößerung der Gesellschaft versammelte alle einzelne Mittel unter sich, die allgemeine Wohlfarth zu befördern; hieraus zieht er den allgemeinen Hauptgrundsatz der Staatswissenschaft, die Bevölkerung. Durch diese Bevölkerung wird die Macht des Staats gegen äusserliche Feinde gegründet, das ist der erste Grundsatz der Politick und die Menge des Volkes, auf dessen breiten Beystand man bauen darf, gewähret die innere Sicherheit; und das ist der Hauptgrundsatz der Policey. Die Vermehrung der Bevölkerung vermehrt und vervielfältigt die Bedürfnisse, folglich auch die Wege denselben theils durch eigene Erzeugung, theils durch Tausch abzuhelfen und hierinn liegt der erste Grundsatz der Handlungswissenschaft. Je mehr Bürger in einem gemeinen Wesen sind, desto leichter ist einem jeden insbesondere die Last, um die öffentliche Aufwände ertragen zu helfen, das ist der Hauptgrundsatz der Finanzwissenschaft.

Wir beloben das helle Licht, welches der V. seinen Erklärungen zu geben weis, wobey man, so zu sagen, mit dem ersten Blicke gleich in die innern Verwickelungen dieser Wissenschaften hineinschauen kann; aber

aber wir finden doch etwas dabey, das uns gegen den Begrif von der Sicherheit einen geheimen Widerwillen erweckt. Hobbes und sein Status infensus, der hiebey zum Grunde liegt, hat uns für die menschliche Sittenlehre, wenn man nicht etwan die Lehre vom Sündenfall damit verbinden wollte, die aber alsdenn durch die Taufe wieder wegfiele, so viel Hartes, daß wir überhaupt Bedenken haben würden, eine politische Nebendoctrin darauf zu bauen, zumal in unsern Tagen, da man ein eigen Policeystudium daraus machet, die gegen die äusserliche und innerliche Feinde der Sicherheit angelegte Wälle und Schanzen zu zerstören; wobey uns also bedenklich scheint, die Definition der Policey in die Sicherheit gegen innerliche Feinde zu setzen, nicht daß sie der Policey etwan nicht angemessen wäre, denn wir finden wenigstens keinen Widerspruch, warum der Commandant einer Vestung nicht zugleich Policeydirektor der durch die Vestung beschützten Stadt sollte seyn können, wir glauben vielmehr, daß eine solche Vereinigung mit großem Vortheil eines gemeinen Wesens beysammen stehen könne, sondern weil wir die Policey nicht etwan wie die Redekunst als ein Vehikulum aller Wissenschaften in philosophischem Verstande hier betrachtet wissen wollten, vielmehr nur so, wie sie praktisch als ein abgesonderter Ast des Gubernements behandelt werden kann, d. i. nach den besondern Pflichten, die den Policeycollegien vorgeschrieben zu werden pflegen, so kommt uns die innerliche Sicherheit, wenn sie die erste Idee der Policey seyn soll, viel zu militarisch vor, als daß wir sie nicht lieber zu Erklärung der Kriegskunst gebrauchen wollten.

Es giebt zwar an vielen Orten eigene Mannschaften, zum Dienste der Policey, die man auch für Arten von Kriegs-Mannschaft halten könnte, als: Rin

mor-Knechte, Policey-Jäger, Schützen, ꝛc. aber sie sind doch weiter nichts als Vollzieher der Policey-Verordnungen, so wie fast alle Gerichte dergleichen Leute zum Dienste haben, folglich ist die allgemeine Sicherheit nicht ihre Bestimmung, sondern die Bestimmung der Kriegsmacht. Sobald wir dann diese, nemlich die Sicherheit, in Gedanken absondern, so finden wir sie zwar immer noch bey der Staatswissenschaft überhaupt zu Befestigung der äusserlichen und innerlichen Ruhe, aber nimmer bey der Policey, welche alsdenn mit nichts, als mit den Bequemlichkeiten des Lebens, zu thun hat, die man auch wohl bis zu den Vergnügungen ausdehnen kann. Und das sind genau die Grenzen, die unsern Policey-Collegien insgemein vorgezeichnet werden. Der Herr V. wirft zwar S. 43. diesen Gedanken ausdrücklich unter seine beliebte Sicherheit, weil auch die Bequemlichkeiten oder Gemächlichkeiten den Grad der Sicherheit erhöhen sollen. Aber damit sind wir noch nicht befriedigt. Die Schauspiele, Spaziergänge ꝛc. erfodern freylich wieder eine eigne Policey um der Sicherheit willen, aber die Sicherheit selbst erfodert keine Schauspiele. Freylich in einer weiter geholten Betrachtung, durch Schauspiele das Volk vom Aufruhr abzuhalten, gewinnt die Sicherheit dabey, aber dann, wenn die Bühne keinen edlern Nutzen hat, wenn sie nicht ergötzet und nicht unterrichtet, sondern nur zerstreuet, denn dient sie zwar zu einiger Sicherheit des Tyrannen, aber nicht zur Sicherheit des Staats; und man drehe auch die Sache so vortheilhaft als man will, die Sicherheit bleibt allemal wenigstens ein öffentlich unbrauchbarer Haupt-Grundsatz der Policey, so weit sie sich auf Bequemlichkeiten und Ergötzlichkeiten des Lebens beziehet.

Der Regente ist in seinem Gewissen verbunden, seinen Unterthanen, wie ein Vater seinen Kindern, al-

les angenehm und leicht zu machen, nicht aber sie für reissende wilde Thiere anzusehen, um sie gegen einander zu schützen, daß sie sich nicht umbringen oder beschädigen; zufälliger Weise genössen sie freylich dadurch, daß sie freundlich mit einander leben, einen Grad von Sicherheit gegen einander, aber diese Sicherheit ist nicht der Hauptzweck davon. Wir gehen nicht deswegen zu Schiffe, um uns gegen die Anfälle des Wassers in Sicherheit zu setzen, sondern unsere Schiffe sind deswegen so bequem eingerichtet, um die Vorzüge der Seereisen uns im höchsten Grad empfinden zu lassen, und um diese Vorzüge und Bequemlichkeiten zu schmecken, ziehen wir die Wasserreise der Landreise vor, so wie ein junger Reisender die großen lebhaften Städte, um viele Ergötzlichkeiten da zu finden, besucht, nicht aber um seiner äusserlichen Sicherheit willen, die wohl eher eben da am wenigsten angetroffen wird, wo die größten Ergötzlichkeiten sind. Vielleicht könnte hier eingewendet werden, daß eben an solchen Orten die Sicherheit am nöthigsten ist, wo sie am meisten in Gefahr stehet; aber dann ist die Sicherheit nicht der Endzweck z. E. der Bühne, sondern ein Erhaltungsmittel für sie, wie wir oben schon gesagt haben.

Indessen, wenn die Policey in guter Ordnung erhalten wird, ist es in Ansehung des gemeinen Wesens gleich viel, ob die Subjecten dazu durch den Grundsatz der Sicherheit oder der Bequemlichkeit gebildet werden. In so ferne behauptet die Erklärung des H. V. allemal ihr unstreitiges Verdienst, weil sie so gut auseinander fliessend gelungen ist, daß damit alle Resultate erlangt werden, die auch aus dem Grundsatze der Bequemlichkeit fliessen. Das ebenmäßige Verhältnis der Stände ist sein Grundsatz der öffentlichen innern Sicherheit. Eigentlich ist zwar dieses

ein Grundsatz der Staatswissenschaft, um das Volk leichter in verschiedenen Körpern, deren jeder seine eigene Gesetze und Vorsteher hat, als in einer ganzen Masse zu regieren; die Politick erfordert also, diese Körper nicht zu einer ungleichen Stärke anwachsen zu lassen, sondern nach der Absicht zu theilen, um sie vermittels ihrer Vorsteher leichter in Ordnung und unter dem Gehorsam der Gesetze erhalten zu können, sogar, weil die kleinen Gesellschaften eines Staats für die Sicherheit desselben insgemein gefährlich sind, wie der V. an einem andern Orte selbst annimmt, sollte vielmehr eben diese Zertheilung des Volks in so viele Häufen eine der Sicherheit gerad entgegengesetzte Wirkung hervorbringen können. Gleichwol, da der V. seinen Policey-Grundsatz nicht sowol in die Verschiedenheit der Stände als in das Ebenmaas derselben zu setzen, die Verschiedenheit aber als ein vielleicht unvermeidliches Uebel voraus zu setzen scheint; so lassen sich allenfalls hieraus eben sowol als aus der Bequemlichkeit der Regierung alle nützliche Wahrheiten ableiten.

Die innere Privat-Sicherheit theilet demnächst der V. 1) in die Sicherheit der Handlungen in Ansehung der obersten Gewalt und gegen den Privat-Bürger, 2) in die Sicherheit der Personen, Ehre und Güter nach dem Willen und Vermögen zu handeln, gegen die Zufälle; die erste Art wird erhalten in Ansehung der obersten Gewalt, durch die genau beobachtete Grenzen der Gesetzgebung, die Güte der peinlichen Gesetze und Ordnung des Criminal-Verfahrens, und in Ansehung des Privat-Bürgers durch den Schutz gegen alles, was die den Gesetzen nicht entgegen laufende Handlungen beschränken könnte; die zweete Art, durch Verhinderung schädlicher Handlungen, durch Aufmerksamkeit auf den sittlichen Zustand

auf

auf die Bildung der Sitten, durch Gesetze und Strafen, durch wirksame Anstalten gegen die Vollbringung schädlicher Handlungen oder durch ihre Bestrafung besonders durch Verringerung und Vernichtung der aus den Zufällen zu erwarten stehenden Folgen. Die erste Art ist nach unserer Idee auf keine nähere Weise ein Gegenstand der Policey, als z. E. überhaupt die Jurisprudenz ist, selbst die Theologie kann auf diese Art mit dahin gerechnet werden. In praktischem Verstande gehört die Gesetzgebung und die Vollstreckung der Gesetze zur Staatswissenschaft, die Gegenstände der Gesetze mögen die Sicherheit, die Bequemlichkeit oder blos allein die fürstliche Macht und ihre Wirkungen betreffen und wenn die Policey so weit gehen soll, den Bürger dabey zu schützen, daß er alles unbeschränkt thun möge, was den Gesetzen nicht entgegen lauft, so kommt es uns vor, als wenn dieses die Justitz und nicht die Policey wäre. Die Justitz spricht denjenigen, der seinen Bruder nicht zum Erben einsetzt, von aller Verantwortung frey, weil kein Gesetz vorhanden ist, welches die Einsetzung nothwendig macht, aber die Policey kann diese Freyheit zu Erhaltung einzeler Familien und Befestigung des Vertrauens unter den Gliedern derselben auf gewisse Bedingungen einschränken. Kann sie dieses nicht, so ist sie dem Vorwurf ausgesetzt, daß sie nicht alle Mittel in ihrer Gewalt habe, auch das Wohl einzeler Familien überhaupt zu besorgen; welches jedoch auf eine Unvollkommenheit hinaus liefe, die der Definition ihrer Vorzüge gerad entgegen wäre. Wir haben aber nichts dagegen zu erinnern, wenn der H. V. diesen Theil der Staatswissenschaft Policey nennen will, weil es hier nicht auf Namen, sondern auf Sachen ankommt. Die zweete Art tritt der gemeinen Erklärung von der Policey viel näher. Ihre ganze Stärke setzt der V.

 in

in die Verhinderung schädlicher Handlungen und findet alsdenn die Mittel dieser Verhinderung in der Aufmerksamkeit, in Gegenanstalten, Gesetzen und Strafen.

Es ist eine sehr begreifliche Wahrheit, daß, wenn die Gesetze stark genug sind, schädliche und lasterhafte Handlungen zu verhindern, ein mittlerer Zustand alsdenn sich nicht erhalte, die Ausschweifungen finden bald die andere Seite und schwingen sich selbst bis zur Tugend. Bis hieher finden wir die Sätze des H. V. vortreflich. Aber sobald die Frage entstehet: ist es der Regierung leichter lasterhafte Handlungen zu verhindern als tugendhafte zu veranlassen? dann antworten wir: Nein! Belohnungen sind zu aller Zeit mächtiger gewesen als Strafen; das Laster ist keiner Belohnung fähig, sondern die Tugend, folglich ist auch bey der Policey die Strafe zwar immer ein unentbehrliches Mittel, die Gesetze in Ansehen zu erhalten, aber alleine zu schwach, die ganze Absicht der Policey zu erreichen, die unsers Erachtens nicht blos in der Sicherheit, sondern in der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens bestehet, die dem Bürger gewähret werden müssen. Hat man es einmal so weit gebracht, daß die Einwohner eines Staats alle unter ihren Umständen mögliche Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten geniessen; so versteht sich die Sicherheit selbst und die Belohnungen fallen dem Regenten nicht beschwerlich; Gnadenbezeigungen, Ehrenzeichen, Standserhöhungen, Privilegien, und noch hundert andere Wege, die Tugenden und Verdienste guter Bürger zu bezeichnen, kosten dem Fürsten nichts, wirken stärker als alle andere Arten, und erwecken den Eifer bey denen, die sie noch nicht verdient haben, um sie auch zu verdienen, bey den andern aber die Sorgfalt, sich derselben nicht wieder verlustig zu machen.

Nach

Nach obiger allgemeinen Eintheilung behandelt der V. seine innere öffentliche Sicherheit in seinem bündigen gedrungenem Tone nach dem Verhältnisse der Kräfte einzelner Stände und Bürger zu dem Staate und der hiebey nothwendigen Aufmerksamkeit der Policey.

Die Widersetzungskräfte des Bürgers müssen schwächer als die Zwangskräfte des Staates seyn, die Widersetzungskräfte bestehen in Reichthum, Stärke der Gesellschaften oder Stände und in ihren Vorrechten. Das Verhältniß in diesen Theilen der Kräfte kann verletzet werden: durch übermäßigen Reichthum, zugroßen Anwachs und Prärogativen auch Präpotenz einzeler Stände. Der Staat kann nicht zu reich seyn, wohl aber die Regenten. „Nicht Rom war zu „mächtig, als die bürgerlichen Kriege es zerrütteten, „sondern Pompejus und Cäsar waren für Rom zu „mächtig.„ Majorate, Verbrüderung, Erblehnfolge, und andere Familienverträge, selbst die Mitgift der Weiber können einzele Uebermachten veranlassen; die verwittibte Kaiserin Königin haben auch alle Majorate verboten, die nicht ausdrücklich vom Hofe genehmiget sind. Vermächtnisse, Schenkungen, gewisse Käufe, Veräusserung unbeweglicher Güter an todte Hand und Klöster gehören auch dahin. Die den Engelländern abgelernte Mortalitätsrechnungen sind ein Mittel, die Stärke eines Staats zu finden; dazu gehören auch die Consumtions-Berechnungen; die Communicanten- und Taufregister sind unzuverläßige Hülfsmittel, die jährliche Seelenbeschreibungen sind die zuverläßigsten, haben aber doch die Fehler, daß das Kriegsvolk und die Reisenden nicht mit darunter begriffen werden. Ein Staat, der von einem besondern Stande den Namen hat, z. E. ein kriegerischer, ein handelnder Staat ist mangelhaft und eine Art von

Auswüchs einzeler Glieder an dem Körper. Die vielen Jurisdictions-Unterabtheilungen z. E. der Universitäten, Zünfte, erleichtern die Policey-Verwaltung. Bälle in Privathäusern, Ausspiele und alle zahlreiche Versammlungen sind für die gemeine Ruhe gefährlich und müssen ohne Erlaubniß der Policey nie geschehen; die Versicherungen von der Unschädlichkeit solcher Zusammenkünfte verdienen keinen Glauben; die unter dem Namen Società dei Giardini bekannte Verschwörung gegen das Haus Medices hatte ein unschuldiges Ansehen, nemlich blos um die Gartenlust zu geniessen; auch die geistliche Versammlungen, Brüderschaften und Gottesdienstliche Privatübungen gehören hieher. Ausser dem Regenten muß auch niemand Festungen anlegen oder Soldaten halten. Selbsthülfe, Privatgerichtsbarkeit, eigenwillige Ausnahm von den Gesetzen, Uebermacht der Gerichtsstellen, die fürchterliche Inquisitionen, eigenmächtige Vergebung der Kriegs- oder Civil-Stellen durch Günstlinge, Annehmung fremder Titul, Provocationes extra Regnum, Privatkerker der Mönche, §. XV. der Bulle in coena Domini und die ganze Lehre von der Immunitate personali etc. sind lauter Mängel einer gesunden öffentlichen Policey.

Auch alle Befreyungen die gegen die öffentliche Wohlfahrt laufen, wenn sie gleich unter dem stärksten Titul gegeben wären, gehören mit dahin. Ein jeder Empörer wird als ein Fremder betrachtet, die vorhergehende Zeichen des Aufruhrs sind: Pasquille, öffentliches Tadeln, durch öffentliche Redner, Prediger, Lehrer, Schauspieler, Zeitungsschreiber, Schriftsteller, auch wohl Zusammenrottungen auf den Strassen; die Urheber solcher Schriften aber müssen, wenn nicht Bosheit die Triebfeder ist, nach dem L. vn. Cod. beurtheilet werden: Si quis Imperatori maledixerit,

 et

et id ex levitate processerit, contemnendum est; si ex insania miseratione dignissimum: si ab injuria, remittendum, wie auch nach dem L. 7. ad L. Jul. de Maj. Lubricum linguae non facile ad poenam trahendum. Es müssen Belohnungen auf Entdeckungen geheim gehaltener Unruhen gesetzet werden und öffentliche Reden und Predigten, besonders Zeitungen und Staatsschriften, die Censur passiren und geschriebene Zeitungsblätter müssen gar nicht geduldet werden. Die Strenge muß überhaupt hiebey so eingerichtet werden, daß die Strafe sich auf wenige, das Schrecken auf viele und das Beyspiel auf alle erstrecke.

Die innerliche Privat-Sicherheit handelt der V. ab 1. nach der Sicherheit der Handlungen oder bürgerlichen Freyheit. Die Handlungen müssen aber gleichgültig seyn, über die Gleichgültigkeit hingegen kann nur der Regente urtheilen. Es ist kein gleichgültiges Gesetz den Hutknopf auf der rechten Seite zu tragen, weil man Beyspiele hat, daß Mitglieder eines Aufruhrs durch dieses Zeichen sich gegen einander zu erkennen gegeben haben. Der rechte Styl der Gesetze ist Einfalt, Deutlichkeit, Bündigkeit, Eigentlichkeit der Ausdrücke, ohne Weitschweifigkeit, Schwulst und Blümchen, ohne schwankende und unbestimmte Begriffe. Der Arrest ist allezeit mit einer Schande verknüpft, muß also vorsichtig erkannt werden. Die peinliche Frage hat sich in unsere Criminal-Gerichte eingedrungen; dieses entsetzliche Verfahren ist ein unzuverläßiges Mittel die Gewißheit eines Verbrechens zu bestätigen. Bey Standsvermählungen, Gelübden, Heyrathen ꝛc. soll der Regent allen Zwang, alle Verleitungen verbiethen und verhindern u. s. w.

II. Nach dem sittlichen Zustande und der Vorsorge der Policey in Bildung des Menschen

der Neigungen der Bürger. Die Policey beschäftigt sich mit den Sitten nicht als mit ihrem Endzwecke, sondern als mit einem Mittel, die Uebereinstimmung der Handlungen mit den Gesetzen, nicht aus erhabenen Beweggründen, sondern einzig aus Hofnung eines Vortheils oder aus Furcht der Strafe zu erhalten. Das ist die politische Tugend, die hier hinlänglich ist, und die sich von der in der Sittenlehre und Religion gegründeten Tugend unterscheidet — mit Erlaubniß des H. V. halten wir diese politische Tugend für die Policey nicht hinlänglich, ohne uns auf ihren Contrast mit der Religions-Tugend hier einzulassen. Sie begünstigt die Chikane und erstickt die großen und edelmüthigen Handlungen, weil für diese keine Belohnung gesetzet ist, und sie also immer den Verdacht wider sich haben, aus Furcht der Strafe entstanden zu seyn. Die Prämien auf die Ausfuhr haben die Engelländer industrios gemacht, Strafen auf den Unfleiß würden dieses nicht ausgerichtet haben. —

Endlich kommt unser H. V. doch auf die Religion, als eines der wirksamsten Mittel, und zwar als das erste unter allen, den guten sittlichen Zustand zu erhalten. Diesen Begriff von der Religion unterschreiben wir, aber denn fällt die politische Tugend nicht zwar als gerade zu widersprechend, doch als überflüssig hinweg.

Die politische Tugend verbietet, den Vater umzubringen, die Religion aber befiehlt, ihn zu ehren, also steckt in dem Gebot den Vater zu ehren, schon das Verbot, ihn nicht umzubringen. Die Freygeisterey behandelt der V. auch als ein politisches Verbrechen, soferne die Religion ein Mittel ist, die Bürger auf das vollkommenste zu guberniren, die Freygeisterey aber dem Staate diese Mittel raubet und denn auch weil aus der Meynung, daß kein Gott sey, unsre Un-

ab-

abhängigkeit, aus der Unabhängigkeit aber die Empörung fließt. — Wenn die Religion die stärkste Stütze des Gubernements ist; so ist es freylich ein politisches Verbrechen, diese Stütze nicht zu erkennen oder zu untergraben. Aber der Bürger, der in der Religion erzogen ist und von dem ist doch hier nur die Rede, sündigt wider die Religion, wenn er sie verläßt und dann ist nicht mehr die Frage; ob er auch gegen die Politik gesündigt? vorausgesetzt, daß diese ohne Religion unvollkommen ist, wie wir oben schon gezeiget haben; ausserdem beweißt auch das Beyspiel von Spinoza, daß man ein Atheist und doch ein guter und unterthäniger Bürger des Staats seyn könne, folglich die Freygeisterey oder vielmehr der Atheismus, wenn die Religion nicht die Stütze der Regierung ist, wesentlich kein Verbrechen gegen den Staat sey, weil aus der Unabhängigkeit von Gott nicht unmittelbar die Unabhängigkeit von der Obrigkeit folget, von der Obrigkeit, die der natürliche Juriste ohnedem nicht von Gott, sondern von dem Auftrag des Volkes herleitet. — Die Landpfarrer müssen nicht mit Zehenden und Wirthschaft überladen, sondern auf reine Besoldungseinkünfte angewiesen werden.

Um die Religion in der Würde zu erhalten, eyfert der V. gegen die Mißbräuche in derselben und für die Disciplin der Geistlichen, führt dabey eine Kaiserl. Verordnung von 1751. an, womit die Spiele: Adam und Eva, Krippe Christi, h. drey Könige u. d. g. abgeschaffet worden. Der Unterschied zwischen Waisen- und Fündelhäusern muß abgeschaffet werden; alle Kinder auch auf dem Lande sollen im lesen, schreiben und rechnen unterrichtet werden; die Schulen und Akademien müssen nicht zu viele Freyheit haben, um die natürliche Zügellosigkeit der studirenden Jugend nicht damit zu nähren; die Lehrer müssen nicht von den Ho-

lung seines Fleißes zu gewinnen suchen; man strafe ihn aber nicht, wenn er sich in seinem Hause mit seinen Freunden in der Stille berauschet; er würde sonst diese Sklaverey fühlen und den Muth zu seinem Gewerbe verlieren; die besten Künstler sind sehr oft die größten Verschwender; man strafe sie, sie werden vielleicht sparsamer, aber in ihrer Kunst mittelmäßig werden, oder ganz erschlaffen. Wenn auch die stille Ausschweifungen so weit gehen, daß Unfähigkeiten zur Fortpflanzung daraus entstehen; so ist der Mann insgemein damit auch zu seinem Gewerbe unfähig, aber dann ist er an sich schon damit gestraft genug, wiewol auch die Fälle nicht selten sind, da die Familie eines solchen Verschwenders selbst zu der Obrigkeit ihre Zuflucht nimmt, da denn die Strafe unter einen andern Gesichtspunkt fällt. Es ist wahr, das Verbot des Zweykampfs, wie der H. V. ganz richtig anmerket, ist unschuldig bey dem Meuchelmord. Aber das Verbot des Zweykampfs hat auch noch in keinem Staate den Zweykampf so gehindert, daß deswegen ein Meuchelmord hätte entstehen können und alle Duell-Edikte, die noch je erschienen sind, haben keine andere wahre Absicht gehabt, als den gemeinen Haufen nicht zu ärgern. Die Noblessen haben noch heute nur dieses einzige Mittel die ihnen widerfahrene Beleidigungen zu tilgen. —

III. Nach den Gesetzen, welche auf die Handhabung der innerlichen Privatsicherheit eine nähere Beziehung haben. Die bloße Uebereinstimmung mit den Gesetzen, sagt der H. V. §. 147 ist kein Bewegrund der Folgsamkeit, sondern die Betrachtung der Strafe machet auf alle, auch die größten Bösewichter, einen Eindruck; die Rechtsgelehrte nennen Legem imperfectam, wo die Sanctio poenalis mangelt. — Auf die größten Bösewichter geben wir diesen Eindruck

druck unter gewissen Bedingungen zu. Aber der Mensch ist von Natur wenigstens, um ganz orthodox es zu geben, von seiner Taufe an kein Bösewicht, folglich gilt auch der Schluß vom Bösewicht nicht allgemein auf den Menschen. Die Belohnung hat für den, der schon ein Bösewicht ist, und die Strafe für den, der es noch nicht ist, keine Neigung zur Tugend; und wenn gleich die Sanctio poenalis hinreichend wäre, das Laster zu verbieten; so ist sie doch zu wenig, die Tugend hervorzubringen, wenn nicht Belohnungen zu Hülfe genommen werden. — Diesen Absatz theilt der V. ein 1) nach der Sicherheit der Personen, gegen die Gefahren von Mordthaten, Wagnissen, Krankheiten, Gebrechlichkeiten und Abgang an der Nahrung und andern Nothwendigkeiten. Die Orden der barmherzigen Brüder, der h. Elisabeth ꝛc. sollten nicht in große Städte, wo es schon Krankenhäuser giebt, sondern auf das platte Land verleget werden. Die Staatsmagazine müssen nicht die Absicht haben, dem Mangel abzuhelfen, sondern die übrigen Verkäufer zu wohlfeilen Preißen zu zwingen; Privatmagazine sind zu jener Absicht geschickter. Bey Ueberschwemmungen und allgemeinen Nöthen muß die Policey nicht den Preiß der Victualien herabsetzen, sondern sie den unglücklichen umsonst geben. Das Preißwerfen bey öffentlichen Freudensbezeigungen giebt Gelegenheit zum Muthwillen und schickt sich nicht für polizirte Nationen.

2) Nach der Sicherheit der Ehre. Die Entehrung durch die Geburt besonders nach vorhergegangenem unehelichen Beyschlafen, ist mit guten Policeygrundsätzen unverträglich, insonderheit deswegen, weil diejenige, die durch Ausschweifungen Kinder zeugen, bey ihren Ausschweifungen nicht auf die Kinderzeugung, sondern vielmehr auf das Gegentheil denken.

Die

Die Entehrung durch Handlungen z. B. durch Todtschlagung eines Hundes, könnte höchstens nur alsdenn statt finden, wann es jemand in der Absicht, um sich zu entehren unternimmt; aber gerad alsdenn müßte es nicht gestattet werden, weil er freywillig die Gesellschaft der gesitteten Menschen verläßt, und zu den Räubern übergehet. 3) Sicherheit der Güter. Gegen die hohen Hazardspiele eifert der V. hier insbesondere mit Recht. Zu den Verträgen sollten besondere Formuln vorgeschrieben seyn; die ganze Rechts-Gelehrsamkeit circa meum et tuum könnte hier abgehandelt werden, der V. will aber nur das wesentlichste davon nutzen; die Materie vom Münzwesen kommt auch hier vor. 4) Nach den Anstalten zur Handhabung der innerlichen Privat-Sicherheit. Die Policey-Commißionen müssen nicht in den Personen abgewechselt werden, weil sie in Hinsicht auf ihre künftige Beförderung ihre gegenwärtige Pflichten nicht genugsam studiren, die wahren Universalisten aber selten sind. — Aber wie? wenn der Commissär unter der Monotonie seines Amts verrauchet? oder, wenn er in Hofnung höherer Beförderung sich dazu durch ausserordentlichen Eifer in seinem gegenwärtigen Amte verdient machet? Wenn die geistlichen Freystätte und geweihte Oerter Schutzörter für Missethäter seyn sollen, weil die Kirche kein Blut vergießt; warum, fragt der H. V. werden denn doch in dem päbstlichen und anderer geistlichen Fürsten Gebieten auf der Bischöffe ausdrücklichem Befehl und in ihrem Namen Missethäter hingerichtet, ohne ihr Priesteramt damit zu verunreinigen? wobey die ganze Materie von den Asylen mit vieler Gründlichkeit und Belesenheit behandelt wird.

Ueber den Maasstab der Strafen verspricht der V. noch eine besondere Abhandlung, von welcher wir vieles erwarten; diese will Er auf folgende 4 Sätze grün-

gründen. I. Ein von dem Verbrechen abhaltender Beweggrund ist ein Uebel, welches dem aus dem Verbrechen zu hoffenden Vortheile gerad entgegen stehet. II. Die Strafe muß nicht grösser seyn, als genau nöthig ist, um die gesetzmäßige Handlung zu bewirken. III. Die Strafe muß grösser seyn, je leichtsinniger der Verbrecher ist und je mehr er der Strafe auszuweichen gehoffet hat. IV. Die Strafe muß ausserordentlich strenge seyn, wenn das Verbrechen ausserordentlich ist, als: Vatermord, Königsmord rc. die Landsverweisung ist eine Strafe, die den Verbrecher nicht bessert und das Land entvölkert.

Zuletzt unterhält uns der V. auf eine dem Menschenfreund Ehre machende Weise von seinen gegen die Todesstrafen schon in den J. 1764. und 1765. vertheydigten Sätzen, die als Neuerungen und schädliche Irrthümer angefochten, zu Ende des J. 1765. aber durch des Marquis Beccaria bekannte Abhandlung zufälliger Weise gerettet wurden. Der Tod ist für den alten Bösewicht ein minderes Uebel, als die Arbeit; und der junge steht noch zu bessern. Man verwandele also die Todesstrafen, höchstgefährliche Rädelsführer etwan ausgenommen, in Arbeit, so wird der alte Bösewicht nach Verdienst gestraft, der junge gebessert und die Bevölkerung verliert nicht dabey.

Um überhaupt noch etwas von dieser Schrift zu zu sagen, so mag es auch mit Formirung und Ordnung der Grundsätze seyn wie es will, denn wenn blos von der Methode, wie hier die Frage ist, so ist es unsers Erachtens gleich viel, ob sie im höchsten Grade natürlich ist, oder nicht: ist es ja so gar unsern natürlichen Geschichtschreibern noch nicht gelungen, vollkommen natürliche Systemen zu liefern, wir sind zufrieden, wenn die Methode darinn ihre Vorzüge hat, daß unser Gedächtniß und unser Verstand am leich-

testen die einzeln Wahrheiten sich damit eindrücken kann; ein jeder Leser wird das besondere Verdienst dieser Schrift und auch selbst eine gewisse fließende Ordnung des Vortrags mit Vergnügen und mit einer warmen Hochachtung für die edle Freymüthigkeit des V. empfinden. Und als ein Lesebuch betrachtet, verdienet es unstreitig als das beste dieser Art allen Lehrern auf hohen Schulen und ihren Schülern zum Leitfaden empfohlen zu werden. Was diese Schrift noch insbesondere schätzbar macht, ist der Fleiß des H. V., fast alle seine Sätze auf wirkliche kaiserliche Landsverordnungen zu gründen.

XXIX.

Josephs von Sonnenfels ꝛc. Grundsätze der Policey, Handlung- und Finanzwissenschaft. Zweyter Theil vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, bey Kurzböck, 1771. 8. 517 Seiten und Register.

Die Einleitung ist bestimmt, die einfachesten Begriffe der Handlung und ihrer Zweige zu geben und zwar in folgender Ordnung: die Landwirthschaft liefert den rohen Stoff, der durch die Manufakturen verarbeitet und entweder im Staate verzehrt oder ausgeführt wird. Diese Ausführung verursacht die äussere Handlung, die durch Pflanzörter vergrößert wird. Zu Beförderung dieser Handlung gehören die Frachten und Assecuranzen; zu den Handlungsunternehmungen gehört Geld, dessen Umlauf und der Credit, und zu Aufbringung der Summen gehören Handlungsgesellschaften, zu Tilgung der aus der Aus- und Einfuhr entstehenden Schulden,

Wech-

Wechsel und zu Hebung der Hindernisse in fremden Staaten Handlungstraktaten. Um zu wissen, was der Staat bey der Handlung gewinne, zieht er die Bilanzen darüber durch ein eigenes Handlungscollegium.

Dieser Theil ist mit eben der einleuchtenden Ordnung, als der erste behandelt. Wir finden auch nicht nöthig, den Leser näher dazu vorzubereiten, da das Buch selbst einem jeden Freunde der Politick in seiner Art unentbehrlich ist, auch der große Negociant selbst wird daraus lernen, über sein Commerz und die Verhältnisse desselben mit dem Staate, in welchem er wohnt, gründlich zu denken, ob es schon eigentlich nicht für ihn, sondern für den Staatsmann geschrieben, mithin keine Einleitung zur Kaufmannschaft, sondern zur Politick über die Kaufmannschaft ist; denn die Grundsätze der Kaufmännischen Handlung, sagt der H. V. am Ende seiner Schrift, sehr richtig, sind von den Grundsätzen der politischen unendlich unterschieden, sie durchkreuzen sich sogar an verschiedenen Orten.

Unsers Erachtens folgt aber hieraus noch eine andere Betrachtung, daß eben diese Durchkreuzung insgemein die Ursache sey, warum die Republikanische Regierungsverfassung bequemer für die Handlung ist, als die monarchische, denn in den handlenden Republiken sind die Kaufleute Mitglieder der Regierung, oder geben doch dem ganzen Gubernement den Ton und da ist es, wo die Politick mit dem besondern Interesse der Kaufmannschaft sich nicht kreuzet, weil dieses besondere Interesse zugleich ein Interesse des Staats ist; wir erinnern uns jedoch wohl, was der H. V. im ersten Theil von dergleichen handelnden Republiken überhaupt geurtheilet, daß sie unter die Auswüchse guter Regierungsformen gehören; man kann

ihm auch dieses gerne verwilligen, wenn davon die Frage ist, welche Regierungsform nach einer gewissen Philosophie die beste sey? Alleine sobald die Frage von Handlungs-Grundsätzen entstehet, welche die besten sind? so wird Er auch uns verwilligen, daß es diejenigen sind, die in Republikanischen Regierungen beobachtet werden und alsdenn geben sie freylich der Regierung den Ton, das aber, was in der Monarchie Zwang und Ueberlast heißt, das und öfters noch mehr (denn es sind z. B. wohl in keiner Monarchie so schwere Auflagen als in Holland) ist in der Republik Freyheit, weil man es für einerley hält, ob der Bürger oder der Staat das Geld hat. Also den H. V. als einen Schriftsteller betrachtet, der in der Monarchie und von der Monarchie schreibt, geben wir ihm völlig Recht, daß eine handlende Nation der ausgedehnten Monarchie entgegen sey; das beweist England.

Kr.

XXX.

Versuch einer Abhandlung, de Jure vectigali, oder von den Zöllen, insonderheit auf den schiffbaren Strömen in Deutschland, nebst einem Anhang von der Verfassung des Zoll-Wesens in den Churbraunschweig-Lüneburgischen Landen, von Friedrich von Wissel. Zelle 1771. bey Schulze, 254 S. in 8.

In der Einleitung schickt der gründliche und mit seinem Sujet sehr vertraute Verf. folgende 9 sanfte Grundsätze voraus. 1) Die Zölle müssen so eingerichtet werden, daß die Commerzien dadurch

durch empor kommen. 2) Daß also die Vermehrung der Einkünfte nie der Haupt-Endzweck seyn soll, daher 3) die Auflagen nicht auf alle Waaren gleich, sondern so eingerichtet werden müssen, wie es den eigenen Commerzien eines Landes zu obiger Absicht am verträglichsten seyn mag. 4) Muß die Einfuhr fremder Waaren vor allen andern Arten des Handels, jedoch mit einiger Ausnahm, schwerer, und 5) die Ausfuhr eigener Waaren geringer beleget, 6) vornemlich aber der ökonomische Handel eines Landes begünstiget werden. 7) Die durchgehende Güter sollen zwar nicht privilegiret, aber doch auch nicht zu sehr beschweret, und müssen 8) die Unterthanen des Staats leidentlicher gehalten werden, als die Fremden. 9) Die Zoll-Einkünfte mögen zwar immer verbessert werden, aber nie so, daß die Commerzien des Landes darunter leiden.

Die Schrift selbst besteht aus IV. Abschnitten, davon der erste die Zölle nach den Grundsätzen des deutschen Staatsrechts abhandelt. Der V. giebt zu, daß die Zölle vor und zu den Zeiten K. Carl des IV. noch unstreitige Kaiserl. Vorrechte gewesen, und daß erst dieser Kaiser den geistlichen Churfürsten die Rhein-Zölle, und zwar einem jeden Churfürsten um eine Tonne Golds verpfändet habe, die einem jeden für die Wahl des Römischen König Wenzels versprochen gewesen, und auch seinem Bruder Kaiser Sigismund hatte viel geholfen, daß bey seinen großen Erblanden die Churfürsten Hofnung haben konnten, daß er auf die Reichs-Zölle und deren Wiedereinlösung nicht genau sehen würde, der V. widerspricht aber hierin gleich darauf seinem Landsmanne, dem Herrn G. J. R. Pütter in Göttingen, der ausdrücklich behauptet: vectigalium jus *adhuc* regale Caesareum haberi &c. anstatt daß dieser H. V. für bekannt an-

 nimmt,

die Fabricken nicht darunter, und wenn es ein entbehrlicher Artickel des Luxus ist, so leiden auch die Einwohner im eigentlichen Verstande an ihrer Nothdurft nicht. Auch 3) die Verhütung der Zoll-Defraudationen gehört unter die natürlichsten Verbesserungs-Mittel verfallener Zoll-Einkünfte. Aber die Zoll-Ausreuter alleine machen die Sache nicht aus. Es müssen alle Zoll-Quittungen oder Zettel, worinn die verzollten Waaren beschrieben sind, an der Gränze des Landes an jemand abgegeben werden, der sie an die General-Zoll-Commißion einsenden müßte; dadurch erfährt man, ob der Fuhrmann in der Straße geblieben ist oder nicht; In letztern Falle kann er zur andern Zeit darüber zu Rede gestellet und bestrafet werden. Das sicherste Mittel Zoll-Defraudationen der Fuhrleute und Schiffe zu beobachten, ist unstreitig die wochentliche Correspondenz mit den größten Ladstätten und Waag-Aemtern; dadurch erfährt der Zoll-Aufseher was für Fuhrleute unter Weg sind, und worinn ihre wahre Ladung bestehet. Wenn also der Fuhrmann aus der Straße weicht, oder falsche Frachtbriefe vorzeigt, so ist die Defraudation schon bewiesen. Und wenn die Fuhrleute diese Correspondenz einmal wissen, so trauen sie auch gewiß nicht, die geringste Unrichtigkeit in der Angabe zu begehen oder aus der Zollstraße auszubrechen.

4) Die scharfe Beobachtung der Einnehmer ist nicht weniger auch ein Mittel vernachläßigte Zolleinkünfte zu verbessern. Aber der Controleur allein kann auch nicht helfen. Denn dieser müßte, weil er eben sowol ein Mensch ist, wieder einen Controleur haben, wodurch die Entia in das unendliche vermehrt würden.

All monathliche richtige Einsendung der Zollregister mit Ausdruckung der Namen und Waaren an einen Oberzollaufseher, besonders aber der auf der

Grän-

Gränze abgelegten Zollzeichen, Numerirung der auszugebenden gedruckten und gestempelten Quittungen, das sind die sicherern weniger kostbaren Mittel, Unterschleife der Einnehmer zu beobachten; denn es müßte immer unter allen Einnehmern eines Landes wenigstens auf einer ganzen Route ein ganzes Defraudationscomplot in Gedanken angenommen werden, wenn man dieses Mittel nicht für hinlänglich halten wollte; eine Supposition, die aber in unsern Tagen so unnatürlich wäre, als sie zu den Zeiten der Römer, da Zöllner und Sünder Synonima waren, natürlich gewesen.

Der V. ist auch mit den Zollpachtungen überhaupt nicht zufrieden; der Recensent ist auch seiner Meynung. Entweder wird das Publikum vom Einnehmer gequält oder er verdirbt, weil er mehr versprochen hat, als er halten kann. Ein anderer Nachtheil der Zollpachtung liegt darinn, daß keine Rechnung geführt wird. Wenn nun die Zölle das bequemste Mittel seyn sollen, den Gang des Commerz zu beobachten und zu leiten; so fehlt das Licht dazu, nemlich die Register und in der Finsterniß ohne Licht einen Irrenden zu leiten, das würde wenigstens eine sehr unscheinbare Rechtfertigung der Zölle seyn, wenn sie kein anderes Verdienst hätten, als dieses.

Im IV. Abschn. wird der Nachtheil gezeiget, der von der Ausseracht setzung der wahren Grundsätze entstehet, und wobey zugleich die falschen Principia der sogenannten Plusmacher widerleget werden. Dieser Abschnitt ist zu schön, als daß wir ihn nur obenhin anzeigen könnten. Vor Alexander dem Großen kannte die Welt noch kein System in der Handlung, Tyrus, Sidon, Carthago, Athen und Jonien hatten das Monopolium der ganzen Welt. Alexander war also der erste Held für die Kaufmannschaft;

Egy-

und Venedig ausgenommen; auch sind an vielen Orten die Kaufmannsgüter, der Buchhändler frey, im Braunschweig-Lüneburgischen aber nicht. Daß über die Zoll-Freyheit der Reichsfürsten kein Reichsgesetz vorhanden ist, daraus ziehet der V. die Folge, daß die Reichsfürsten in regula nicht, wohl aber ex pacto reciproco Zollfrey seyn können. Sind sie aber dieses, so sind die Churfürsten bey einem solchen pactum offenbar auch in Regula nicht frey. §. 23. hat es mit dem Stapel- und Niederlags-Zöllen gleiche Beschaffenheit, daß sie ohne einhellige Churfürstl. Bewilligung nicht eingeführet werden können.

Der zweyte Abschnitt handelt von den Zöllen, nach den Grundsätzen der Commerzien.

Was der V. Anfangs von den Reichthümern und Vorzügen Deutschlands deklamirt, nehmen wir als einen patriotischen guten Gedanken an, daß er aber sagt: „Deutschland hat von seiner Viehzucht einen „Vorrath von Wolle und Leder, worinn es von kei„nem Land unter der Sonne übertroffen wird„ das deucht uns zu übertrieben; ausser Hamburg und Lübeck haben wir doch wohl keine deutsche Leder-Fabriken, die ausführen. Alle deutsche Schuster verarbeiten russische Juchten und mehr Pohlnisch und Ungarisch Sohlleder, als deutsches.

Auch seine Gedanken von möglicher Vereinigung verschiedener deutschen Flüsse scheinen auf der Charte entstanden zu seyn. Das Carln dem Großen gescheiterte Projekt, die Altmühl, Schwarzach, Sulze und Rednitz und damit die Donau mit dem Rheine zu vereinigen, reassumirt er auf eine andere Art, nemlich die Tauber durch die Grafschaft Hohenlohe und das Stadt Rothenburgische Gebieth, bis in die Wernitz, vermittels eines Kanals, zu führen und schiffbar zu machen, und denn entweder von der Wernitz, welche

schon

schon schiffbar sey und in die Donau ausfliest, auf diese Art, weil der Rhein den Mayn und der Mayn die Tauber aufnimmt, die Schiffahrt aus der Donau in den Rhein zu eröffnen, oder wenigstens die Wernitz geraden Wegs nach Ochsenfurth im Hochstifft Würzburg in den Mayn zu leiten.

Der H. V. irrt sich aber erstlich sehr, daß die Wernitz schiffbar sey, sie ist es nicht einmal zu Donauwerth, wo sie doch am stärksten ist, und um sie von dem Dorfe Wernitz bis nach Ochsenfurt zu führen, das würde eben so viel seyn als den Rhein aus dem Gotthardsberg in den Genfer See zurück zu führen, der übrigen unüberwindlichen Beschwerlichkeiten, wenn auch die Sache nicht an sich schon unmöglich und widersprechend wäre, gar nicht zu gedenken; Ausserdem hat der Tauberfluß ein so stein und felsartiges Bett, daß die Schiffbarmachungskosten mehr Geld und Zeit erfodern würden, als in den Ländern, die dieser enge Flüß durchläuft, darauf gewendet werden würde; Eben so unmöglich als die Wernitz, wäre auch, der Gebirge zu geschweigen, der Mayn mit der Weser oder vielmehr mit der Werra durch einen Canal aus der Fulde in den Mayn zu vereinigen, man führe diesen Canal unter- oder oberhalb Würzburg zu Schweinfurt oder zu Gemünden, von dem Stift Fulda aus in den Mayn, überall wird er zurücke laufen müssen. Das sind Hindernisse, die unendlich stärker sind als die von dem V. angeführte Vielheit der Territorien. Die beyde möglichere Unternehmungen im Herzogthum Bremen, die Elbe mit der Weser, in den preußischen Landen die Oder mit der Elbe, und in den Kaiserlichen Erblanden die Moldau mit der Donau zu vereinigen, sind große Exempel, aber noch zu schwach, den Leser bey jenen unmöglichen Projekten zu erbauen. Einige alte hier wieder aufgestellte Gedanken von Erstreckung der

 Schif-

Schiffahrt auf der Donau bis in den Pontus Euxinus, und von Vereinigung der Donau mit dem Rhein zwischen Deutschland und Frankreich liest man doch immer noch gerne, so gerne als das neue Vorhaben der Kaiserl. Maj. die Donau mit der Elbe zwischen Budweis und Ens zu vereinigen, oder die Holsteinische Idee von Vereinigung der Trave mit der Alster. Am Rheine bemerkt der V. auch die verschiedenen Untiefen, die ihn zur großen Schiffahrt nicht wohl brauchbar machen und überhaupt an den Strömen den Mangel guter Dämme, um die Ausbreitung des Flusses und damit auch die Untiefen, Sandbänke und Insuln, die der Schiffahrt öfters so beschwerlich sind, zu hindern. Von der Schiffahrt kommt der V. auch auf die Landstraßen. In Italien sind die Straßen in dem elendesten Zustande, auch selbst noch an vielen Orten in Frankreich, Poitu, Saintonge, Bourgogne. Wien hat, wie das alte Rom seine vier Vias, Appiam, Claudiam, Cassiam und Flaminiam, auch seine vier Hauptstraßen nach Triest, Bayern, Mähren, Böhmen. Von Prag aus gehen 10 Landstraßen. Im Hannöverischen wird auf den Fuß der Oesterreichischen die Landstraße nach Cassel gebauet.

Uns wundert, daß der V. nicht frühere Beyspiele von der neuern deutschen Wege-Besserung als die Hannöverischen anführet. In Bayern, besonders in der obern Pfalz, in Schwaben, Franken, Sachsen, seit wie langer Zeit arbeitet man da nicht schon an Strassen, und Chausseen, die theils von der Festigkeit der Steine und dem Fleiße des Baues zu urtheilen, ihres Gleichen nicht haben?

Dieses voraus gesetzt, prüft der V. seine obige 9 Grundsätze noch einmal, bestimmt die Fälle genauer und kommt denn endlich auf den Zoll-Tarif oder wie man

man anderwärts spricht, die Zoll-Rolle, ohne jedoch dabey stehen zu bleiben.

Im III. Abschn. wird von den Zöllen nach den Grundsätzen des Finanz-Wesens gehandelt. Die Grösse der Zoll-Einkünfte gründet sich auf den Reichthum und die Menge baaren Geldes sowohl als auf den Flor der Commerzien. Die Englische Nation ist in diesem Betrachte die reichste in Europa, darum sind auch ihre Zoll-Einkünfte die größten, ohne daß das Commerz darunter litte. Ein einziges Schiff mit Wein kann z. E. 90000 Thaler Zoll bezahlen, ehe es noch ein Faß an das Land gesetzet hat; für alle andere Völker würde dieser Wein zu theuer seyn und überhaupt genommen, trinkt doch der gemeine Engelländer mehr Wein als der gemeine Deutsche (die Weinländer ausgenommen:) alle Zölle in ganz Europa werden kaum soviel ertragen, als die Zölle von Grosbrittannien und Irland. Diesen ganzen Abschnitt gründet der V. auf 4 Sätze: 1) die Zoll-Einkünfte können anders nicht vermehrt werden, als mit gleichbaldiger Erweiterung der Commerzien, oder 2) doch ohne Nachtheil derselben etwan bey einzelen Waaren-Artickeln. 3) Die Defraudationen und 4) die Unterschleife der Einnehmer müssen verhindert werden. Schön! Gesegnet sey uns der Mann, der diese Absichten glücklich zu verbinden weis; denn 1) ist es eine Art von Widerspruch durch Zoll-Erhöhung die Commerzien zu erweitern, es kann durch Erschwerung der Einfuhr der Landesfabricken geholfen werden, aber denn ist den Fabricken geholfen und nicht den Commerzien, und sobald diesen geholfen ist, so hört die Zoll-Erhöhung auf, mithin kann diese neben der Verbesserung der Fabricken nicht bestehen. Die 2te Absicht ist eher zu erreichen, denn wenn nur einzele fremde im Lande nicht erzeugte Artickel erhöhet werden, so leiden

die Fabricken nicht darunter, und wenn es ein entbehrlicher Artickel des Luxus ist, so leiden auch die Einwohner im eigentlichen Verstande an ihrer Nothdurft nicht. Auch 3) die Verhütung der Zoll-Defraudationen gehört unter die natürlichsten Verbesserungs-Mittel verfallener Zoll-Einkünfte. Aber die Zoll-Ausreuter alleine machen die Sache nicht aus. Es müssen alle Zoll-Quittungen oder Zettel, worinn die verzollten Waaren beschrieben sind, an der Gränze des Landes an jemand abgegeben werden, der sie an die General-Zoll-Commißion einsenden müßte; dadurch erfährt man, ob der Fuhrmann in der Straße geblieben ist oder nicht; In letztern Falle kann er zur andern Zeit darüber zu Rede gestellet und bestrafet werden. Das sicherste Mittel Zoll-Defraudationen der Fuhrleute und Schiffe zu beobachten, ist unstreitig die wochentliche Correspondenz mit den größten Ladstätten und Waag-Aemtern; dadurch erfährt der Zoll-Aufseher was für Fuhrleute unter Weg sind, und worinn ihre wahre Ladung bestehet. Wenn also der Fuhrmann aus der Straße weicht, oder falsche Frachtbriefe vorzeigt, so ist die Defraudation schon bewiesen. Und wenn die Fuhrleute diese Correspondenz einmal wissen, so trauen sie auch gewiß nicht, die geringste Unrichtigkeit in der Angabe zu begehen oder aus der Zollstraße auszubrechen.

4) Die scharfe Beobachtung der Einnehmer ist nicht weniger auch ein Mittel vernachläßigte Zolleinkünfte zu verbessern. Aber der Controleur allein kann auch nicht helfen. Denn dieser müßte, weil er eben sowol ein Mensch ist, wieder einen Controleur haben, wodurch die Entia in das unendliche vermehrt würden.

All monathliche richtige Einsendung der Zollregister mit Ausdrückung der Namen und Waaren an einen Oberzollaufseher, besonders aber der auf der

Grän-

Gränze abgelegten Zollzeichen, Numerirung der auszugebenden gedruckten und gestempelten Quittungen, das sind die sicherern weniger kostbaren Mittel, Unterschleife der Einnehmer zu beobachten; denn es müßte immer unter allen Einnehmern eines Landes wenigstens auf einer ganzen Route ein ganzes Defraudationscomplot in Gedanken angenommen werden, wenn man dieses Mittel nicht für hinlänglich halten wollte; eine Supposition, die aber in unsern Tagen so unnatürlich wäre, als sie zu den Zeiten der Römer, da Zöllner und Sünder Synonima waren, natürlich gewesen.

Der V. ist auch mit den Zollpachtungen überhaupt nicht zufrieden; der Recensent ist auch seiner Meynung. Entweder wird das Publikum vom Einnehmer gequält oder er verdirbt, weil er mehr versprochen hat, als er halten kann. Ein anderer Nachtheil der Zollpachtung liegt darinn, daß keine Rechnung geführt wird. Wenn nun die Zölle das bequemste Mittel seyn sollen, den Gang des Commerz zu beobachten und zu leiten; so fehlt das Licht dazu, nemlich die Register und in der Finsterniß ohne Licht einen Irrenden zu leiten, das würde wenigstens eine sehr unscheinbare Rechtfertigung der Zölle seyn, wenn sie kein anderes Verdienst hätten, als dieses.

Im IV. Abschn. wird der Nachtheil gezeiget, der von der Ausseracht setzung der wahren Grundsätze entstehet, und wobey zugleich die falschen Principia der sogenannten Plusmacher widerleget werden. Dieser Abschnitt ist zu schön, als daß wir ihn nur obenhin anzeigen könnten. Vor Alexander dem Großen kannte die Welt noch kein System in der Handlung, Tyrus, Sidon, Carthago, Athen und Jonien hatten das Monopolium der ganzen Welt. Alexander war also der erste Held für die Kaufmannschaft;

Egy-

Egypten und Alexandria sollten die Niederlage der ganzen Welt werden, die Waaren sollten über das rothe Meer aus einem Theil von Asien gebracht und durch das Mittelländische Meer nach dem übrigen Asien, nach Afrika und Europa verschickt werden. Die Ptolomäer, Alexanders Nachfolger, machten auf diese Art endlich Egypten zu dem blühendsten Reiche, das je in der Welt gewesen; Einige hundert Städte, 18000. Dörfer waren der Beweis davon. Aber Egypten sank in weniger als 100. Jahren wieder in die Mittelmäßigkeit zurück, als die letzten Könige von den Ptolomäern verschwendrisch wurden und um ihre Ueppigkeit zu unterhalten, die Zölle verpachteten, dadurch fielen die Commerzien, der Reichthum und die Bevölkerung.

Die Römer sind nie große Handelsleute gewesen; zur Zeit, da ihre Feldherren noch Rüben in der Asche brieten, kannten sie die Handlung noch nicht, und da sie anfiengen, bessere Braten zu essen, da verpachteten sie die Zölle an die römische Ritter; dieses hinderte den auswärtigen Handel und drückte die übrige Bürger. Rom wollte damals nicht gewinnen, sondern erobern. Die Statthalter drückten die Einwohner in den Provinzen auf alle Arten und die Ritter thaten es durch die Zollpachtungen; also flohe der gemeine Bürger den Fleis und die Arbeit, liebte den Müßiggang, Schauspiele, Plaudereyen, Cabbalen und Bestechungen; und so konnte unmöglich die Handlung bey den Römern aufkommen.

Die Araber unter dem Reiche der Califen suchten Alexanders Projekte besonders in Ansehung Alexandria auszuführen; sie fiengen vornehmlich bey den Zöllen an, diesen eine gute Einrichtung zu geben, welches auch die besten Folgen unter den Califen hatte, aber sobald die After Califen, die Fatimisten, auf den Thron

Thron stiegen, erhöhten sie die Zölle und die Commerzien fielen.

Jetzt ist Egypten in den Händen der Türken, wo zwar die Zölle nicht übermäßig, aber höchstungeschickt eingerichtet sind, nemlich auf alle Waaren gleich und ohne Unterschied. Den Despotismus, die Serailregierungsgeschäfte, die Strangulirung der Grosveziers und Bassen zu Ehren einer Sultanin zusammen genommen, war es auch unmöglich, daß den Zöllen eine gute Einrichtung hätte gegeben werden mögen; also ist Egypten, dieses vortrefliche Land, unter der türkischen Regierung, und so auch Cairo und Alexandria in Ansehung der Handlung in den erbärmlichsten Umständen; der ganze europäische Handel, der mit den Türken geführet wird, ist für sie ein bloßer Paßivhandel, bey welchem sie nichts gewinnen und einen Aktivhandel haben sie fast gar nicht. Das abendländische römische Reich wurde von den Ost- und Westgothen, Longobarden, Vandalen, Franken, Sachsen ꝛc. lauter rohen Völkern zu Grunde gerichtet; diese wußten alle nichts von der Handlung, ihre wenige Schiffahrten waren Seeräubereyen.

In mittlern Zeiten war alle Handlung in Europa, die Venetianer, Genueser und die Hanseestädte hatten den Stapel und die Schiffahrt, die Niederlande aber die Fabriken; K. Carl V. wollte auch seinen Niederlanden gerne die Schiffahrt verschaffen, belegte daher die Hanseestädte mit hohen Zöllen und nahm ihnen ihre Privilegien in den niederländischen Plätzen; sein Sohn Philipp II. verstund die Sache unrichtig und verdarb damit alles; er schloß die Engelländer von der Niederländischen Handlung aus, mischte die Religion mit in das Spiel seiner Leidenschaften und überlud die Commerzien und Schiffahrt mit hohen Zöllen; darüber verlohr er die heutige ver-

einig-

einigte Niederlande und das große Antwerpen ward ein Dorf, die Manufakturen zogen sich größten Theils nach Engelland, die abgerissene Niederländische Provinzen wurden eine Republik und aus einem Dorf entstund das große Amsterdam. Hieraus zieht unser V. 3. Wahrheiten: 1) übermäßig hohe Zölle zerstöhren die blühendsten Commerzien. 2) Die Völker, welche ihre Zölle den Commerzien nicht anzupassen wußten, wenn gleich die Zölle nicht hoch waren, sind nie zu einem blühenden Handel oder zu einer beträchtlichen Schiffahrt gelanget. 3) Der Verfall der Commerzien ist auch der Verfall der Städte und der Reiche. (Getroffen; aber aus dem Vaterlande des V. ist dieser letzte Satz gewiß nicht abstrahirt. Die Commerzien sind in diesen Landen nicht zu Hause, Lüneburg etwan ausgenommen; doch was es auch sey ist lauter Paßiv-Commerz. Indessen kann man überhaupt mit Grunde nicht sagen, daß das Land deswegen unglücklicher sey. Die Finanzen stehen besser als in manchen Ländern wo Commerz blühet; aber das hat auch wohl Ursachen, die mehr in der gegenwärtigen Regierungsverfassung als in dem Zustande der Commerzien liegen.

Diese 3 Wahrheiten wendet der V. auf unsere Zeiten und auf die verschiedene Gattungen des Handels an, sagt dabey zwar viel bekanntes, aber sagt es mit einer Art, mit welcher es nicht oft genug gesagt werden kann, die seinem Fleiße, seiner Einsicht Ehre macht, auch den Luxus nimmt er mit vielen neuern Scribenten als ein Beförderungsmittel der Glückseligkeit für ein Land an, preißt aber den Kaufleuten doch die holländische Frugalität nebst dem Luxus in der Reinlichkeit an.

Zuletzt setzet der V. durch einen Anhang von Hannöverischen Zoll-Edikten von 1674. bis 1770. den Hannö-

növerischen Leser in Stand, all obiges auf sein Vaterland anzuwenden.

Da der V. selbst gestehet, daß dieses ein Sujet sey, das gar nicht in sein Fach gehöre, so müssen wir das sehr gute Geschicke bewundern, womit er diesen ganzen Gegenstand behandelt hat.

Kr.

XXXI.

Geschichte des Fräuleins von Sternheim von einer Freundin derselben aus Original-Papieren und andern zuverläßigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1771. Zwey Theile. 8. der erste von 367 der zweyte von 302 Seiten.

Wenn diese Schrift auch nicht durch den vorgesetzten Namen des Herausgebers dem Publiko empfohlen würde, so würde sie sich doch durch ihren eigenthümlichen Werth von selbst empfehlen. Weil aber die prüfenden Leser gerade die wenigsten sind, so leistet der Name des Herrn W. derselben den reellen Dienst, daß destomehr Hände darnach greiffen und unter diesem Stempel der innere gute Gehalt, von Lesern, die diese Art Schriften immer mit Mißtrauen in die Hand nehmen, desto minder bezweifelt wird. Vermuthlich aus dieser Absicht hat sich Herr W. hier als Herausgeber genennet, der seinen eignen Schriften seinen Namen sonst nicht vorzusetzen pfleget. Man giebt die Frau Geheimderäthin von la Roche als Verfasserinn dieser Geschichte an,

und

und wir finden kein Bedenken dieses laut zu sagen, da wir es auf eine rühmliche Art nach unsrer Ueberzeugung thun können, so wenig es sonst unsre Sache ist, Namen von Schriftverfassern aufzuhaschen und auszuschreyen, die nicht wollen bekannt seyn. Die V. hatte ihre Arbeit nicht für das Publikum bestimmt; aber der Herausgeber, dem sie im Manuscript zugeschickt wurde, fand solche würdig für alle seine und der V. Freunde und Freundinnen und für alle, die es bey einer genauen Bekanntschaft von beyden seyn würden, Copeyen machen zu lassen.

Wir kommen auf das Buch selbst, der Innhalt davon ist folgender. Das Fräulein von Sternheim stammt von einem Vater, der den Adel seinen Verdiendiensten zu danken hat, sein Vater war ein Gelehrter. In der Jugend stiftet der Sohn eine genaue Freundschaft mit dem Baron v. P. macht mit ihm seine Reisen und tritt aus Liebe zu ihm in Kriegsdienste, wo er bis zum Obersten steigt und geadelt wird. Hierauf setzt er sich in Ruhe, besucht seinen Freund, den Baron, der ihm eins von seinen Gütern auf eine edelmüthige Art käuflich überläßt und ihm seine ältere Halbschwester, die von einer engländischen Mutter abstammt, ein Frauenzimmer von vortreflichem Charakter zuheurathet. Aus dieser Verbindung ist das Fräulein von Sternheim, die ihre würdige Mutter frühzeitig, den Vater aber von dem sie die beste Erziehung genießt, ungefähr in ihrem zwanzigsten Jahre verliehrt. Nach vollendeter Trauer wird sie von ihrer Mutter Schwester, einer vermählten Gräfin von Löbau, einer in aller Absicht hassenswürdigen Frau an den Hof nach D. geführet. Hier finden ihre Reitze bald Neider und Anbeter, mit Vorbewust ihr[illegible] Tante wird sie für das Serail des wollüstigen Fü[illegible]n bestimmt, nur die tugendhaften Gesinnungen des Fräuleins machen die Ausfüh-

führung dieser Kabbale schwer. Man sucht durch allerhand Hofkünste ihre Tugend zu untergraben, aber vergebens; ihr unschuldiges Herz bemerkt nicht einmal die Schlingen, die ihr gelegt werden. Da inzwischen der ganze Hof die Absichten des Fürsten kennt, so bekommen die unschuldigsten Handlungen der Sternheim dadurch eben einen bösen Schein, daß sie die Denkungsart der Hofleute zu sehr nach der ihrigen beurtheilet, selbst von niemand übel denkt, aber auch nicht glaubt, daß die Lästerchronick etwas wider sie zu sagen habe. Lord Seymour, ein rechtschaffener Mann, der als Gesandschaftscavalier sich in D. aufhält und das Fräulein liebt, zweifelt durch den Anschein hintergangen an ihrer Tugend und erstickt den Vorsaß, sie zu heyrathen; Lord Derby dagegen, ein feiner Bösewicht, der das Herz des Fräuleins besser ausgespähet hat, bemüht sich, sie durch die ausgesuchtesten Ränke in sein Garn zu verwickeln. Auf einem Maskenballe, den der Fürst dem Fräulein giebt, öfnet Seymour, unter einer unbekannten Maske versteckt, ihr in Absicht der wider sie angesponnenen Verrätherey die Augen und beschuldigt ihr Herz lasterhafter Gesinnungen. Das Fräulein, von Entsetzen ausser sich, eilt zu ihrer Tante, ihr die empfindlichsten Vorwürfe zu machen, begiebt sich von dem Ball hinweg und wird tödtlich krank. Da weis es nun der listige Derby so zu veranstalten, daß sie ihm unter der Larve der Rechtschaffenheit und Großmuth ihr Vertrauen schenkt, und weil es ihr Oncle ihr ausdrücklich untersagt hat, zurück auf ihre Güter zu gehen, läßt sie sich von dem Lord bereden, mit ihm aus D. zu entfliehen, nachdem sie sich insgeheim durch den angeblichen englischen Gesandschaftsprediger mit demselben hat trauen lassen. Einige Monate bleibt sie in einem elenden Dorfe verborgen, wohin ihr Derby folgt, aber hier erlöscht seine

flatterhafte Liebe, da sie gegen ihn zu sehr die Spröde macht. Sie wird darauf von seiner Betrügerey bald überzeugt und flieht zu ihrer Freundin Emilia, der Tochter des Pfarrers zu Sternheim, die an einem Geistlichen in Väls verheyrathet ist. Auf ihre Güter gehet sie um deswillen nicht, weil sie die Einkünfte davon ihrem unwürdigen Oncle zu Betreibung eines Processes in D. vor ihrer Entweichung auf eine großmüthige Art überlassen hat, den dieser durch die Aufopferung der Ehre seiner Niece zu gewinnen gedachte. In der Nachbarschaft von Väls beschäfftigt sie sich mit der Erziehung junger Mädchens, das ist ihre Lieblingsneigung, wobey sie auch immer selbst mit Hand anleget. Den folgenden Sommer besucht sie die Wasser zu Spaa, wo sie mit der Lady Summers aus England bekannt wird, mit welcher sie unter dem Namen der Madam Leidens, als eine angebliche Officierswittwe, eine Reise nach England thut, um, auf den Gütern der Lady gleichfalls Erziehungsanstalten befördern zu helfen, daselbst macht sie die Bekanntschaft und bald darauf die Eroberung des Lord Rich, eines Gränznachbars der Lady. Die Geschichte scheint hier durch eine Vermählung des Fräuleins mit dem Lord sich für sie vortheilhaft zu entwickeln, aber da kommt der boshafte Derby wieder zum Vorschein, der alles von neuem verwirrt. Er ist nach Ableben eines ältern Bruders nach England zurück gekehrt und hat eine Anverwandtin der Lady Summers geheyrathet: durch einen seiner Leute, der ihn und seine Gemahlin bey der Lady zum Besuch anmelden soll, erfährt er der Sternheim Anwesenheit in England, um nun einer persönlichen Zusammenkunft mit ihr zuvor zu kommen, läßt er sie bey einem einsamen Spaziergange aufhaschen und in die Bleygebürge nach Schottland auf eins seiner Güter bringen, wohin er schon mehrere

rere unglückliche Frauenzimmer exiliret hat. In dieser Einöde wird sie bey Dürftigkeit und Mangel noch durch den boshaften Spott des Lords gepeiniget, doch bald bekommt er wieder eine Anwandelung von Liebe und läßt ihr schändliche Vorschläge thun. Diese werden von ihr mit Verachtung zurück gewiesen, dafür wird sie aber in einen finstern Thurm gesperrt, worüber sie krank wird und allem Ansehen nach, stirbt. Die V. läßt dieses wenigstens dem Leser vermuthen, um seinen Affekt hier aufs höchste zu treiben, und ihn hernach auf eine angenehme Art zu täuschen. Die endliche Auflösung der Geschichte ist diese. Das Fräulein findet Mittel, eine gutherzige Dame aus derselben Gegend von ihrem unglücklichen Zustande zu unterrichten, diese nimmt sie mit Bewilligung der Leute, die sie hüten mußten, zu sich. Um nun dem Derby vorzuspiegeln, daß sie nicht entwischt, sondern gestorben sey, wird unter einem Baume ein leeres Grab errichtet und dem Lord von ihrem Tode Bericht erstattet. Er empfängt diesen eben, da er selbst am Rande des Grabes ist, das Gewissen wacht bey ihm auf, er sieht nun mit Abscheu und Reue auf seine Bosheiten zurück. Er läßt die Lords Seymour und Rich, welcher leztere des erstern Halbbruder ist, zu sich kommen, eröfnet ihnen das Schicksal der S. und beschwöret diese Herrn, um ihr im Tode wenigstens Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, nach Schottland zu reisen, ihren Körper aufzusuchen, und auf seine Kosten diesem Engel vom Mädchen zu Dumfries ein prächtiges Begräbniß zu veranstalten. Beyde Brüder unternehmen diese Reise. Da sie im Begrif sind, das Grab öfnen zu lassen, offenbaren die Leute daselbst das Geheimniß und führen die Lords zu der Dame, wo das Fräulein sich aufhält. Bey dem Lord Seymour erwacht nach erkannter Unschuld der S. die alte

Liebe wieder, und nach einen Wettstreit von Großmuth und Liebe zwischen beyden Brüdern entsagt Lord Rich zum Vortheil seines jüngern Bruders allen Ansprüchen auf ihr Herz und sie wird, nachdem die V. um allen Anstoß auf die Seite zu schaffen, den Derby hat sterben lassen, mit dem Lord Seymour vermählt.

Das ist so ungefehr der Körper der Geschichte, der durch die feine Einkleidung und überall verbreitete gesunde Moral freylich erst belebt wird. Die letztere, als die Hauptabsicht: der V. hat, wie es uns vorkommt, die poetische Fiction oft gelenket und auch zuweilen über das Gebiete der Wahrscheinlichkeit hinausgeführt, oder mit Hrn. W. zu reden, die V. hat die Autorkünste weniger in Betrachtung gezogen, als die moralische Nützlichkeit ihres Plans. Allenthalben sind die Situationen so gewählt, wie sie sich zu dieser Absicht und der Lieblingsidee der V. passen, die ihrem Herzen Ehre macht: wohlthätig zu seyn und auf alle Weise seinem Nebenmenschen sich nützlich zu machen. Die V. verbindet diese Idee mit dem Charakter ihrer Heldin so genau, daß hieraus der sonderbare an das enthusiastische angränzende Schwung in der Denkungsart der Sternheim entspringt, womit Hr. W. nicht recht zufrieden zu seyn scheint. Aber in Ansehung dieses Punktes möchten wir lieber die V. rechtfertigen, als ihr einen Vorwurf machen. Wann der Heroismus der Hauptperson einer Geschichte nicht sowol in den Begebenheiten als vielmehr in dem moralischen Charakter derselben liegt, so muß das Wunderbare des Charakters, der Geschichte ihr eigenthümliches Interesse geben und die Begebenheit dienen nur dazu, diesen Charakter zu entwickeln. Da es nun der V. beliebt hat, das Interesse ihrer Geschichte auf den edlen moralischen Charakter der Sternheim zu stützen, wie konnte sich dieser vortheilhafter auszeichnen, als durch ihr warmes und rich-

richtiges Gefühl der Tugend? Wir wünschten daher, daß die V. weniger durch das Wunderbare der Begebenheiten zu intereßiren gesucht hätte, dadurch würde die Geschichte weniger Körper bekommen haben, aber die Aufmerksamkeit des Lesers wäre desto stärker auf den moralischen Heroismus des Hauptcharakters geheftet worden.

Um diese Originalität des Charakters aber weniger auffallend zu machen, hat die V. die Sternheim aus brittischem Blute abstammen lassen, der V. von Sophiens Reise hat es mit gutem Vorbedacht mit seiner Heldin eben so gemacht. Ganz deutsche Charaktere lassen sich nicht so hoch treiben, ohne ihre Würde zu verliehren oder unwahrscheinlich zu werden, das frappante, das zum moralischen Heroismus erfordert wird, scheint allerdings ein Vorrecht der Engländer zu seyn. In dieser Rücksicht, daß die Sternheim ein exotischer Charakter, ist, möchte also wohl ihre Prädilection für die Mylords leichtlich Entschuldigung finden, da ausserdem diese Partheylichkeit für die Engländer Ziererey seyn würde.

Die übrigen Charaktere, die die V. vollkommen ausgebildet hat, womit aber die Geschichte nicht überladen worden, sind richtig gezeichnet und der Hauptabsicht gemäß angewendet, auch von den ab- und zugehenden Personen wüßten wir keine, die nur aufträte eine Lücke auszufüllen. Die Charaktere der Lords Seymour und Derby geben einen artigen, aber gewöhnlichen, die unschuldige freymüthige Sternheim mit den verschlagenen ausgelernten Hofleuten, einen reizenden Contrast. Die richtige Schilderung des Hofes überhaupt, ist ein Beweiß der genauen Kenntniß desselben von Seiten der V.

Aus dem Plan der Geschichte hätten wir wohl, ehe wir den zweyten Theil lasen, die heimliche Ent-

weichung des Fräuleins mit dem Derby aus D. wegwünschen mögen. Dieser übereilte Schritt scheint mit der Denkungsart der Sternheim nicht übereinzustimmen; hierzu war die Situation noch nicht dringend genug, am wenigsten ist die mit dem Derby so gleichsam aus dem Stegreife vollzogene Vermählung wahrscheinlich, gegen den sie noch immer Ursache hatte mißtrauisch zu seyn. Wenn sie es für nothwendig hielt, aus D. zu entfliehen, warum gieng sie nicht auf ihre Güter, wo sie für allen Nachstellungen des Fürsten in Sicherheit war? Das ausdrückliche Verbot ihres Oncles konnte sie daran nicht hindern, denn wenn sie ihm gehorsamen wolte, so mußte sie gar nicht aus D. sich wegbegeben, und daß sie das Einkommen ihrer Güter ihm überläßt, das ist erst eine Folge des Entschlusses zu der Flucht mit dem Derby. Daß aber ein Frauenzimmer, das zu Rettung seiner Ehre genöthiget ist, die Flucht zu ergreiffen, nicht anders als an der Seite eines Gemahls fliehen soll, das ist einer von den falschen Grundsätzen, den die V. von der Madame Beaumont angenommen zu haben scheint, die eine Lady sogar mit einem Peruckenmacher davon lauffen läßt. Die V. wendet zwar alle Kunst an, die Situation dringend zu machen, sie versetzt das Fräulein in einen hülflosen Zustand, sie ist ohne Freund, ohne Rathgeber, und mit der furchtbaren Idee erfüllt, daß sich ihre Anverwandten zu ihrem Verderben verschworen haben; aber der Leser findet hier eine geflissentliche Verschweigung sicherer Zufluchtsörter für die S. Hätte sie nicht der Fräulein von C. oder selbst der Herzogin von W. mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit sich entdecken und die letztere sie ins geheim, oder öffentlich in Schutz zu nehmen, vermögen können? Weil aber die vermeintliche Heyrath mit dem Derby den Knoten der Geschichte ausmachen sollte und sich

der

der ganze Verfolg derselben darauf gründet, so ist alles dergestalt angelegt, daß die S. dem Lord mit guter Manier in die Hand gespielet werden muß. Aus eben dieser angeblichen Vermählung entspringt eine der Heldin der Geschichte auf alle Fälle nachtheilige Situation, die V. mochte sie auf eine Seite wenden auf welche sie wollte. Derby verlangt von der St. Gefälligkeiten, zu welchen er in der Qualität eines Gemahls berechtiget war, denn die Bedingung des Fräuleins, daß sie in Florenz bey ihrer Tante R. den Lord für ihren Gemahl annehmen wollte, war im Grunde doch nichts als Jüngferlichkeit. Sie sperrt sich aufs äusserste gegen ihn zu einer Zeit, da sie glaubt rechtmäßig mit ihm vermählt zu seyn, wie stimmt diese falsche Delicatesse mit der sonst so richtigen Denkungsart des Fräuleins überein? Aber hätte sie die V. hier gefälliger schildern sollen? Das wäre dem ganzen Fortgang der Geschichte nachtheilig gewesen, und das wird kein Leser wünschen. Das einzige Mittel war einer solchen Situation, aus der die Heldin nicht mit Ehren konnte gezogen werden, auszuweichen.

Die ganze Geschichte ist in Briefe eingekleidet, die meisten davon sind von der St. Diese alle haben den guten Ton der Abhandlungen, aber nicht den leichten naiven Ausdruck, der die Briefe eines Frauenzimmers insonderheit als schön charakterisiren sollte. Die an sich guten moralischen und philosophischen Betrachtungen verliehren dadurch, daß sie ein junges Fräulein sagt. Viele von diesen Betrachtungen sind zu weitschweifig, z. B. führen wir hier nur den Brief auf der 177 S. des ersten Theils und den gleich darauf folgenden an. Der beissende Vorwurf der Tante, daß man es der Sternheim anmerke, daß sie die Enkelin eines Professors sey, ist daher treffend. Ihre Denkungsart fällt auch zuweilen ins kostbare, z. B. auf

der 33 S. im 2ten Theil sagt sie: Da ich nicht so glücklich war, eine Griechin der alten Zeiten zu seyn, werde ich mich bemühen, wenigstens eine der besten Engländerinnen zu werden. Also auch Prädilection für die alten Griechinnen? Die Briefe des Derby entscheiden sich von den übrigen merklich, sie sind im Geschmack der Briefe des Lovelace an seine Freunde in der Clarisse, beyde Charaktere haben überhaupt viel ähnliches.

Das gefällt uns überaus wohl, daß über einem und den nemlichen Gegenstand von verschiedenen Personen von ganz verschiedener Denkungsart Briefe eingerückt sind, wo eine Sache aus mancherley Gesichtspunkten betrachtet wird. So beschreibt z. B. das Fräulein, Seymour und Derby in drey aufeinander folgenden Briefen ein ländliches Fest, daß der Graf F. oder vielmehr der Fürst der Sternheim giebt. Sie spricht davon mit der liebenswürdigen Unschuld ihres Herzens, Seymour mit widrigen Vorurtheilen, wodurch alles einen bösen Anschein bekommt, Derby erzählt die reine Wahrheit, aber mit Rücksicht auf die Erreichung seiner ehrlosen Absichten. Dieses ganze Stück ist ein vortreflicher Commentar über die Moralität an sich gleichgültiger Handlungen. Auf der 219 S. des ersten Theils wird ein Gelehrter geschildert, den das Fräulein auf dem Landguthe des Grafen von F. kennen lernt. Dieses Porträt gleicht dem Hn. Wieland vollkommen, auch die darauf folgende Unterredung der Sternheim mit diesem Gelehrten scheinet ein Fragment eines wirklichen Gesprächs der V. mit dem Herausgeber zu seyn, das hier in die Geschichte schicklich eingewebt ist. Der kleine vorlaute französische Schriftsteller, der hier zum Vorschein kommt, hilft die Schilderung des edeldenkenden bescheidenen

Ge-

Gelehrten und angenehmen Gesellschafters noch mehr erheben.

Hier und da hat Herr W. einige Bemerkungen der Geschichte beygefügt, theils einigen Gedanken eine gemessnere Richtung zu geben, theils einige kleine Mängel anzuzeichnen. Einige Sprachfehler, als das Ort S. 59. der Chor S. 79. und einige Lieblingswörter der V., z.B. Jast von Leidenschaften, Spleen und dergleichen, die das Bürgerrecht in unsrer Sprache noch nicht haben, sind Kleinigkeiten, die bey dem übrigens correkten Ausdruck leicht zu übersehen sind. Mit Vergnügen merken wir hier noch an, daß in der bibliotheque des Sciences et des beaux arts eine französische Uebersetzung dieser Geschichte des Fräuleins von Sternh. angekündiget ist, wir wünschen nur, daß sie in gute Hände fällt, um wirklich übersetzt und nicht etwan travestirt zu werden.

Sr.

XXXII.

Ioannis Friderici Meckel, Nova Experimenta etc. observationes de finibus venarum ac vasorum lymphaticorum in ductus visceraque excretoria corporis humani, ejusdemque structurae utilitate. Berolini, Prostat apud Fr. Nicolai, 1772. gr. 8. 7 Bögen.

Bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts hatten sich die Aerzte mit der Meynung begnügt, daß die lymphatischen Gefäße nur Fortsetzungen der Schlagadern und Venen wären, in welche der wässerigere Theil des Bluts eindringe, in ihnen umlaufe und wieder zurückgeführt werde. Um

diese Zeit aber ward diese Meynung von verschiedenen ansehnlichen Männern zugleich bestritten, unter welchen Herr Meckel, der vortrefliche Verfasser der gegenwärtigen Schrift, Alexander Monro, der Jüngere, Hunter und Akenside die vornehmsten waren. Sie behaupteten ziemlich übereinstimmig, und aus sehr guten Beobachtungen, daß die lymphatischen Canäle ein eignes System von zurückführenden Gefäßen wären, die keinesweges mit den Schlagadern anastomosirten, sondern vielmehr die Verrichtung der Venen hätten, und die Lymphe zu den Drüsen zurückführten. Hunter lehrte, daß alle lymphatische Gefäße im Milchsacke und Brustgange einen gleichen Mittelpunkt hätten, wie die Blutgefäße im Herzen, welches aber Herr Meckel längst widerlegt hat. Monro behauptete ausführlich, daß die Endungen oder Anfänge der lymphatischen Gefäße ihre Lymphe aus dem Zellgewebe, dem sie sich einverleibten, zurücksaugten, und Herr Meckel zeigte in seinem schönen Briefe an den Herrn v. Haller, welchen Lauf die angesogene Lymphe durch das System der lymphatischen Gefäße bis zu den Oertern ihrer Bestimmung nehme. In dieser Theorie war viel Wahres, aber auch noch viel Unbestimmtes, und einiges war irrig. Es war Herrn Meckeln vorbehalten, sie von diesen Unvollkommenheiten zu reinigen, und nur von einem so großen Zergliederer und Beobachter konnte man eine solche Verbesserung der Lehre erwarten. Dies eben ist es, was die gegenwärtige kleine Schrift zu einer der wichtigsten in ihrer Art macht, weil sie den ersten Grund zu der verbesserten Theorie von den lymphatischen Gefäßen und ihren Verrichtungen legen wird. Solche Werke, die die Kunst ihrer Vollkommenheit nähern, verdienen die Aufmerksamkeit der Kenner vorzüglich, indem sie neue Lehrgebäude veranlassen, worinn man nachher, nicht immer

des

des ersten Grundlegers eingedenk bleibt. Wir wollen den ganzen Innhalt der Schrift, und sodann anzeigen, wie weit wir durch sie nunmehr in der Physiologie der lymphatischen Gefäße gekommen sind.

Im ersten Abschnitte beweiset Herr M. daß die lymphatischen Gefäße in den lymphatischen Drüsen mit den kleinsten Zweiglein ihrer Venen anastomosiren, §. 1. und daß also die Lymphe aus diesen Drüsen unmittelbar ins Geblüt zurückgehn könne. Die feine Beobachtung, worauf sich diese Entdeckung gründet, beweiset zugleich, daß diese Vereinigung nur in den allerengsten Röhrchen dieser beyderley Gefäße geschehe, und daß also der Uebergang der Lymphe in die größern lymphatischen Ausführungsgänge (ductus excretorios) der lymphatischen Drüsen leichter von Statten gehn müsse, als der in die Oefnungen der Venen, §. 2. als welche leztere im natürlichen Zustande nur den wässerigsten und allzudünnen Theil der Lymphe einsaugen; so daß sie nur eigentlich dazu dienen, der Lymphe in den Drüsen ihre gehörige Consistenz und Beschaffenheit zu geben. §. 3. Herr M. leitet hieraus §. 4-6. verschiedene pathologische Folgerungen her, welche selbst in der praktischen Arzneykunst wichtig sind. §. 7.

Der zweyte Abschnitt beweist, daß die Milchröhren in den Brüsten mit den Blutadern und den lymphatischen Gefäßen einen offenen Zusammenhang, §. 3. und daß auch selbst die Milchröhren (tubuli lactiferi) untereinander Gemeinschaft haben. §. 4. Das leztere haben bisher die meisten Zergliederer, und selbst der Herr v. Haller, geleugnet, daher auch Herr M. §. 7. den Grund anzeigt, wodurch er vor andern diese Entdeckung gefunden. Nuck, Winslow, u. a. haben zwar eine Gemeinschaft der Milchröhren, deren Stämme bey der Warze einen anastomotischen Ring formiren sollen, behauptet, allein ein solcher Ring ist

nir-

nirgends vorhanden; §. 8. sondern die Milchröhren stoßen vielmehr schon in ihren kleinsten Wurzeln zusammen, welches der Verf. durch das Einspritzen der Milchröhren durch die Warzen der Brüste, in sinnreichen Versuchen ausser Zweifel gesetzt hat. §. 9.

Daß die Milchröhren mit den lymphatischen Gefäßen der Brüste anastomosiren, hat schon Herr Walter in Berlin erwiesen, §. 6. und H. M. §. 10. bestätigt. Daß aber zwischen den Milchröhren und den Blutadern der Brüste ein viel freyerer Zusammenhang sey, und die Milch aus den erstern ungehindert in die letztern zurückgesogen und mit dem Blute wieder vermischt werde, hat H. M. itzt zu allererst dargethan, §. 6. 11. und daraus verschiedene Folgerungen hergeleitet, die in der Physiologie, Pathologie und Heilungskunst von großen Nutzen sind. §. 13. u. f. Das Anastomosiren der Schlagadern mit deu Milchröhren hält H. M. aus Gründen nicht für widerlegbar, ob gleich weder er, noch H. v. Haller, noch H. Walter die Versicherung des Nuck und Cowpers jemals bewährt gefunden haben, daß das in die Milchgänge eingespritzte Quecksilber in die Schlagadern übergegangen sey.

Der dritte Abschn. zeigt, aus einem ganz unerwartetem Erfolge einer durch den ableitenden Gang (ductum deferentem) geschehenen Einspritzung der Samengefäße, daß der Same aus den Bläsgen nicht durch die lymphatischen Gefäße, sondern unmittelbar durch die Blutadern zurück gesogen werde, §. 3. dahingegen erstere nur das flüßigste davon nehmen und in die Geflechte der lymphatischen Gefäße der Lenden (plexus lumbares) zurückführen. §. 4. Herr M. verspricht die Abbildung der lymphatischen Gefäße der Hoden und ihrer Vereinigung mit diesen Lendengeflechten nächstens herauszugeben.

Der

Der vierte Abschn. beweißt mit mehrerm, was Nuck schon erkannt hat, daß zwischen dem Lebergallengange (duct. hepat.) und den lymphatischen Gefäßen der Leber eine offene Gemeinschaft sey, §. 2. wie auch, daß diese lymphatischen Gefäße ihren Ausgang in die Holader, keinesweges aber in die Pfortader, oder in die Leberschlagader haben, und daß also die lymphatischen Gefäße aus dem Lebergallengange die überflüßige Feuchtigkeit von der Galle zurücksaugen und mit dem Blute der Holader vermischen; §. 3. woraus der V. wiederum einige physiologische und praktische Folgerungen herleitet. §. 6. 7.

Bey dieser Gelegenheit widerlegt H. M. augenscheinlich die Besorgniß, welche man gegen alle seine bisher erzählten Versuche äussern könnte, als ob etwa die eingespritzten Flüßigkeiten aus den eingespritzten Röhren nicht unmittelbar in die lymphatischen Gefäße und Blutadern übergegangen wären, sondern sich erst in die Zellhaut ergossen hätten, §. 4. und hierdurch fällt die Theorie des jüngern H. Al. Monro, welcher H. M. selbst in seinem Briefe an H. v. Haller noch ergeben gewesen, über den Haufen, daß die lymphatischen Gefäße blos die sich in die Zellhaut ergossenen Feuchtigkeiten ins Blut zurücksaugten, nicht aber mit den Ausführungsgängen unmittelbare Gemeinschaft hätten.

Der fünfte Abschn. beschreibt eine merkwürdige Resorbtion des Harns aus der Harnblase. Luft und Wasser, die in die Harnblase durch die Harnröhre eingetrieben wurden, drungen gar leicht in die Oefnungen der Blutadern der Blase, und von da in den Stamm der hypogastrischen Vene, ohne daß die Person im Leben irgend einen Fehler an der Harnblase gehabt hätte. §. 1. Der V. hat eben diesen Erfolg an andern Leichnamen, doch langsamer, gesehn. Es

ist

ist §. 2. noch eine Cur von einem Harnschweisse beschrieben, die alle Aufmerksamkeit verdient, und damit das Werk beschlossen.

Dies hat also die Theorie von den lymphatischen Gefäßen durch diese wichtige Schrift gewonnen, daß wir nun wissen, daß allerdings die lymphatischen Gefäße nicht aus den Schlagadern entspringen, noch als solche wirken; sondern daß sie blos zurückführende Gefäße sind, welche die überflüßige Wässerigkeit der abgeschiedenen Säfte, nicht etwa erst, wie Monro meynt, nachdem sie sich ins Zellgewebe ergossen haben; sondern unmittelbar aus den Ausführungsgängen der absondernden Drüsen und Eingeweide, durch eine unmittelbare Gemeinschaft der Canäle, an sich saugen, sie in die Venen durch gleiche Gemeinschaft ergiessen und wieder mit dem Blute vermischen: hierdurch aber den abgesonderten Feuchtigkeiten mit behülflich sind, daß sie ihre gehörige Mischung, Consistenz und Reinigkeit erhalten.

Es sind dem Recensenten bey der Durchlesung dieser Schrift ein Paar Wünsche übrig geblieben, die er anzuzeigen nicht für überflüßig hält. Fürs erste hätte man erwartet, daß H. M. sich itzt, da er seine vorige Theorie von den lymphatischen Gefäßen verbessert, ein wenig in die Vergleichung seiner itzigen Lehren mit denen eingelassen haben würde, die er in seinem Schreiben an den H. v. Haller über eben dieselbe Sache vorgetragen hat. Man würde hieraus mit weniger Mühe und unzweifelhafter eingesehn haben, welche Behauptungen in dem Sendschreiben noch itzt mit seiner neuen Ueberzeugung bestehen, und welche nicht. Um nur ein einziges Beyspiel zur Erläuterung unsrer Meynung anzuführen, so hatte H. M. im Sendschreiben gelehrt, daß die langen lymphatischen

Ge-

Gefäße des Schenkels ihre Lymphe, durch eine Menge sehr kleiner Saugröhrchen, aus dem Zellgewebe ums Knie und die Muskeln des Schienbeins, zögen, in welches diese Lymphe sich ergossen hätte. Izt, da dieses Einsaugen aus dem Zellgewebe in so vielen andern Beyspielen widerlegt ist, möchte es, wenigstens für viele Leser, nützlich gewesen seyn, sich über diesen besondern Fall zu erklären, ob nämlich diese lymphatischen Gefäße des Schenkels eine Ausnahme von so vielen andern machen, und ihre Lymphe wirklich aus dem Zellgewebe des Knies nehmen, oder was dann die große Menge kleiner Saugröhren im Zellgewebe, die sich hernach in die lymphatischen langen Gefäße des Schenkels umbilden, für eine Bestimmung haben, oder ob es mit dem Daseyn dieser kleinen Saugröhren im Zellgewebe des Knies nicht allerdings seine Richtigkeit habe?

Fürs andre haben wir bey Sect. 2. §. 19. gewünscht, des H. M. Gedanken über das zu lesen, was uns bey der Erwägung seines neuen Systems nothwendig einfallen mußte, und vielen einfallen wird, die eben dasselbe Faktum wissen. Bancroft berichtet in seiner Naturgeschichte von Guiana, (S. 187. der deutsch. Uebers.) daß auf eine Verwundung der lymphatischen Gefäße mit einem Pfeile, der mit der Woorrarawurzel vergiftet ist, nur eine Entzündung und ein Fieber erfolge. Es ist aber bekannt, daß dieses Gift, so bald es in ein Blutgefäß dringt, fast augenblicklich tödtet. Ein Indianer verletzte sich mit einem solchen giftigen Pfeile am Zeigefinger so leicht, daß kein Blut davon erfolgte, woraus Bancroft schließt, daß nur blos lymphatische Gefäße verletzt worden sind. Die Wunde schmerzte bald darauf; die Hand schwoll merklich auf; nachher schwoll auch der ganze Arm; der Puls schlug geschwind, hart und heftig, wobey eine

große

große Fieberhitze, geschwindes Athemholen und Durst, nebst einer Entzündung und Geschwulst der lymphatischen Drüsen unter dem Arme zu bemerken war. Man stellte aber den Kranken binnen zwölf Stunden durch Aderlassen und Bähungen des Arms mit Baumöhle und Weineßig und antiphlogistischen Arzneyen wieder her. Wenn der Uebergang der Lymphe ins Blut so unmittelbar geschieht, als uns H. M. Beobachtungen lehren; so kann der so sehr verschiedene Erfolg, wenn das Gift der Woorrara das Blut selbst, oder nur die Lymphe berührt, wider alle Erwartung seyn. Wir erklären uns die Sache aus Herrn Meckels Gründen folgendermaßen. Das Gift, welches, wenn es das Blut unverändert und unmittelbar berührt, sogleich den Tod verursacht, verdirbt, seiner Natur nach, die Lymphe nicht so sehr; es wird durch sie selbst verdünnt; es übersteht in den lymphatischen Drüsen eine Art von Verdauung; und der größte Theil desselben geht durch die Absführungsgänge der Drüsen in andre lymphatische Gefäße, so daß also in den ersten Drüsen nur ein sehr geringer Theil des Gifts in die Venen kommen kann, der übrige Theil desselben aber, der durch die Absführungsgänge der Drüsen weiter in andre lymphatische Gefäße abgeht, schon so sehr verändert und geschwächt ist, daß er, wann er endlich ins Blut gelangt, keine merkliche Wirkung mehr darinn thun kann. Da aber doch gleichwol dem Gifte immer ein so kurzer Weg zum Blute offen steht, so kann man sich nicht wundern, daß man doch einige Spuren von seinen schädlichen Wirkungen ins Geblüt wahrnimmt, wie aus dem obigen Beyspiele erhellt. Zur Bestätigung dieser Erklärungsart kann Condaminens und Andrer Versicherung dienen, daß die Indianer, welche die mit vergifteten Pfeilen getödteten Thiere speisen, zum öftern die giftige Spitze des Pfeils beym Käuen

zwi-

zwischen die Zähne bekommen, und daß ihnen dieses Gift, das sie so gar ohne Schaden kosten, dadurch ganz unschädlich werde, daß es sich mit andern Säften des Körpers vermischt, und daß es die Verdauung übersteht.

Sollten wir in dieser Erklärung den Sinn des H. V. verfehlt haben, so wünschten wir um desto mehr, seine eigne Meynung darüber zu vernehmen.

B.

XXXIII.

Anleitung zum Gespräch über die Religion, in kurzen Sätzen, besonders zur Unterweisung der Jugend. Nebst einem Anhange von Schriftstellen, welche diesen Sätzen, theils zur Erläuterung, theils zur Bestätigung dienen, von Julius Gustav Alberti, Prediger an der Catharinen Kirche in Hamburg. Hamburg, 1772. bey Bode 179 Seiten in 8.

Julius Gustav Alberti Lehren der Religion. Zweyter Theil. Eine Sammlung von Schriftstellen, welche derselben theils zur Erläuterung, theils zur Bestätigung dienen. Bey Bode, 1772. 111 Seiten in 8.

Unsre Nation ist wirklich seit dreyßig Jahren und drüber viel aufgeklärter geworden, als sie es zuvor war: in den letztern Zeiten besonders hat sie in allen Provinzen merkliche Schritte gethan, ihre Einsichten fast in allen Fächern menschlicher Erkenntniß zu verbessern, und ihre Urtheile mehr zu berichti-

 gen,

gen. Es ist beynahe keine Wissenschaft, Kunst noch Gewerbe, worinn diese Aufklärung nicht mehr oder weniger Einfluß gehabt hätte. Man folgt nicht mehr, wie sonst, dem Meister mechanisch: man hat mehr gesehen, mehr gedacht, mehr verglichen; man raisonirt über sein Geschäft; man will wenigstens darüber raisoniren; man handelt selbst. Im Ganzen ist die Maße des Verstandes sehr dadurch vermehret worden, und alle Arten der Kenntnisse haben dabey gewonnen.

Nur die Religionserkenntniß der Nation ist durch eine traurige Verbindung von Ursachen zurückgeblieben, und hat an der allgemeinen Aufklärung den Antheil nicht gehabt, den sie haben sollte. Aus Eigensinn, aus abergläubiger Pedanterey, aus Unverstand, aus noch schlechtern Ursachen, bewahrt man die alte Form des Religionsunterrichts; eifert für die Beybehaltung des elenden Katechismusvortrags und der angeerbten Formeln; verhindert, so viel man kann, daß das vorhandene Licht ja nicht auch auf diese Erkenntniß falle; und hält an Lehrformen und Schulgründen fest, welche entweder für unsere Zeiten verjährt sind, oder bey mehrerem Lichte betrachtet, die Probe nicht halten. Andere lassen es aus Furcht, aus Gleichgültigkeit, aus Politick bey dem alten bewenden; und wollen für eine Sache, deren Wichtigkeit sie nicht kennen oder nicht zu Herzen nehmen, nicht Haß und Feindschaft zum Lohn haben; oder sie bilden sich wohl gar ein, daß die Religion, darinn sie selbst kein Licht sehen, auch keiner Aufklärung fähig sey. So wird man von allen Seiten klüger, oder scheint es doch zu werden; nur von Seiten der Religion nicht.

Natürlicher Weise muß das der Religion sehr nachtheilig seyn; und ist es leider, auch genung gewesen. Der Fortgang in allen andern Kenntnissen, und das unterscheidende Stillstehen bey dem alten, mangelhaften

ten Religionsunterrichte; das zunehmende Licht auf der einen Seite, und die herrschend gebliebene Dunkelheit und Verwirrung auf der andern Seite sind in der That nicht nur bey uns, sondern auch in England und Frankreich die erste Quelle der Freygeisterey, und der noch viel weiter ausgebreiteten Kaltsinnigkeit gegen das Christenthum gewesen; und sind es noch. Kluge Leute, welche nichts weiter vom Christenthum kennen, als was sie aus dem Katechismus davon behalten, oder aus mechanischen Predigten vernommen haben, wissen nicht, was sie daraus machen sollen: und wenn es hoch kommt, nennen sie sich Christen, und lassen die christliche Religion stehen, als eine Sache, daraus man nicht klug werden kann.

Das ist gewiß für redliche Christen, die den Werth ihres Glaubens kennen, sehr betrübend, und erweckt traurige Aussichten für die Zukunft; wo man nicht endlich mit Ernst darauf bedacht ist, den allgemeinen Unterricht der Religion in gleichem Grade zu verbessern, als das Licht der Erkenntniß überhaupt zunimmt. Wie viel Dank verdienen also diejenigen Männer, welche Muth genung haben, sich an diese wichtige Verbesserung zu wagen, und durch wohlüberlegte Versuche dieser Art den Weg zur Vollkommenheit bahnen. Einige würdige Männer haben mit edler Freymüthigkeit den Anfang gemacht; H. Alberti versucht es unseres Erachtens noch mit besserm Erfolg; und sein Beyspiel wird andere erwecken, der Vollkommenheit noch näher zu kommen.

Der Verf. weis es sehr genau, wie man aus seiner lesenswürdigen Vorrede sieht, daß der herrschende Unglauben und das unsittliche Verhalten vieler Christen eine traurige Frucht des mangelhaften und mechanischen Unterrichts der Jugend in der Religion sey; er kennet das Ziel, worauf diese Unterweisung gerichtet

 seyn

gen. Es ist beynahe keine Wissenschaft, Kunst noch Gewerbe, worinn diese Aufklärung nicht mehr oder weniger Einfluß gehabt hätte. Man folgt nicht mehr, wie sonst, dem Meister mechanisch: man hat mehr gesehen, mehr gedacht, mehr verglichen; man raisonirt über sein Geschäft; man will wenigstens darüber raisoniren; man handelt selbst. Im Ganzen ist die Maße des Verstandes sehr dadurch vermehret worden, und alle Arten der Kenntnisse haben dabey gewonnen.

Nur die Religionserkenntniß der Nation ist durch eine traurige Verbindung von Ursachen zurückgeblieben, und hat an der allgemeinen Aufklärung den Antheil nicht gehabt, den sie haben sollte. Aus Eigensinn, aus abergläubiger Pedanterey, aus Unverstand, aus noch schlechtern Ursachen, bewahrt man die alte Form des Religionsunterrichts; eifert für die Beybehaltung des elenden Katechismusvortrags und der angeerbten Formeln; verhindert, so viel man kann, daß das vorhandene Licht ja nicht auch auf diese Erkenntniß falle; und hält an Lehrformen und Schulgründen fest, welche entweder für unsere Zeiten verjährt sind, oder bey mehrerem Lichte betrachtet, die Probe nicht halten. Andere lassen es aus Furcht, aus Gleichgültigkeit, aus Politick bey dem alten bewenden; und wollen für eine Sache, deren Wichtigkeit sie nicht kennen oder nicht zu Herzen nehmen, nicht Haß und Feindschaft zum Lohn haben; oder sie bilden sich wohl gar ein, daß die Religion, darinn sie selbst kein Licht sehen, auch keiner Aufklärung fähig sey. So wird man von allen Seiten klüger, oder scheint es doch zu werden; nur von Seiten der Religion nicht.

Natürlicher Weise muß das der Religion sehr nachtheilig seyn; und ist es leider, auch genung gewesen. Der Fortgang in allen andern Kenntnissen, und das unterscheidende Stillstehen bey dem alten, mangelhaf-

ten

ten Religionsunterrichte; das zunehmende Licht auf der einen Seite, und die herrschend gebliebene Dunkelheit und Verwirrung auf der andern Seite sind in der That nicht nur bey uns, sondern auch in England und Frankreich die erste Quelle der Freygeisterey, und der noch viel weiter ausgebreiteten Kaltsinnigkeit gegen das Christenthum gewesen; und sind es noch. Kluge Leute, welche nichts weiter vom Christenthum kennen, als was sie aus dem Katechismus davon behalten, oder aus mechanischen Predigten vernommen haben, wissen nicht, was sie daraus machen sollen: und wenn es hoch kommt, nennen sie sich Christen, und lassen die christliche Religion stehen, als eine Sache, daraus man nicht klug werden kann.

Das ist gewiß für redliche Christen, die den Werth ihres Glaubens kennen, sehr betrübend, und erweckt traurige Aussichten für die Zukunft; wo man nicht endlich mit Ernst darauf bedacht ist, den allgemeinen Unterricht der Religion in gleichem Grade zu verbessern, als das Licht der Erkenntniß überhaupt zunimmt. Wie viel Dank verdienen also diejenigen Männer, welche Muth genung haben, sich an diese wichtige Verbesserung zu wagen, und durch wohlüberlegte Versuche dieser Art den Weg zur Vollkommenheit bahnen. Einige würdige Männer haben mit edler Freymüthigkeit den Anfang gemacht; H. Alberti versucht es unseres Erachtens noch mit besserm Erfolg; und sein Beyspiel wird andere erwecken, der Vollkommenheit noch näher zu kommen.

Der Verf. weis es sehr genau, wie man aus seiner lesenswürdigen Vorrede sieht, daß der herrschende Unglauben und das unsittliche Verhalten vieler Christen eine traurige Frucht des mangelhaften und mechanischen Unterrichts der Jugend in der Religion sey; er kennet das Ziel, worauf diese Unterweisung gerichtet

 seyn

seyn soll; und er versteht, was beobachtet werden müsse, dies wichtige Ziel zu erreichen. Man sieht es seinem Werke auch an, daß es keine geschwinde und unzeitige Geburt des Vorwitzes, sondern aus häufigen Beobachtungen und vieljährigem Nachdenken entstanden sey. Der Religionsunterricht muß Gott aus der Natur kennen lehren; denn daraus fassen wir würdige und große Begriffe von Gott: er muß simpel, von theologischer Gelehrsamkeit, von ihren Kunstwörtern und Kunstformeln geschieden seyn; denn er soll von jedermann verstanden werden: er muß praktisch seyn, und immer die bessere Richtung der Gesinnungen und des Wandels zum Zweck haben; denn die Religion ist keine abgesonderte Uebung, sondern ein anhaltendes Bestreben, in allen Umständen das zu thun, was der Erkenntniß Gottes und seines Worts gemäß ist: er muß die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangelii hinlänglich darthun; denn ohne diese Ueberzeugung nimmt man es nicht wahrhaftig an, und schätzt es nicht hoch: er muß sichere Beweise aus der Schrift wählen; sonst wird man im Glauben wankend: er muß die Sprache der Schrift der jetzigen Denkungsart faßlich machen; sonst geräth man auf schwärmerische Irthümer; er muß vom leichtern zum schwerern fortgehn; sonst betäubt man den Lehrling, aber belehrt ihn nicht: er muß nicht in Fragen und Antworten verfaßt seyn; denn das verführt, ein bloßes Gedächtnißwerk daraus zu machen, und die Religion ist für den Verstand und das Herz: er muß nicht das unbegreifliche erklären wollen, denn das dient zum Vorwitz, und nicht zur Besserung. Diese Regeln hat der Verf. bey seiner Schrift vor Augen gehabt; und sie auf eine Art befolgt, die seinem Verstande und seinen Gesinnungen Ehre macht. Der ganze Unterricht ist in 21 Kapiteln vorgetragen, von welchen die ersten 11 das in sich fassen, was der

 Mensch

Mensch durch den Gebrauch seiner Vernunft aus der Natur und aus eigner Ueberlegung von Gott und von seinen Pflichten erkennen kann; die folgenden 9 geben erst historische Nachrichten von den göttlichen Offenbarungen, zeigen dann ihre Glaubwürdigkeit, stellen den Inhalt der Lehre Jesu dar, und entwickeln es deutlich, was Gott uns nach derselben zugedacht habe, was er von uns fordere, was wir Gutes von ihm empfangen und erwarten dürfen, und wie wir dazu fähig werden; endlich beschließt eine lehrreiche und eindringende Betrachtung über die Vortreflichkeit der christlichen Religion das Ganze. Schon hieraus sieht man, daß die Ordnung, in welcher die Religionsmaterien vorgetragen sind, sehr viel vorzügliches habe: denn sie folgt der Natur, schreitet vom faßlichen zum schwerern fort, macht erst das begreiflich, was Gott für uns gethan habe, und lehret dann, was wir auch dafür thun müssen; und giebt den Werth der ganzen Sache nicht eher zu beurtheilen, als bis man sie ganz hat kennen lernen. Die Sprüche der Schrift, welche den vorgetragenen kurzen Sätzen zum Beweise oder zur Erläuterung dienen, sind denselben nicht beygefügt, sondern in der zweyten Schrift besonders nach den Kapiteln geordnet. Unsrer Einsicht nach hätten wir zwar lieber das erste gewünscht; die simpeln und bestimmten Ausdrücke in den Sätzen des Lehrbuchs würden alsdenn zugleich eine faßliche und richtige Erklärung von den schwerern und figürlichen Ausdrücken der untergelegten biblischen Sprüche gewesen seyn. Indessen ist es doch an sich selbst ein nützliches Werk, darnach wir uns lange gesehnt haben, die lehrreichsten Sprüche der heil. Schrift zu sammlen, sie nach ihrem ähnlichen Inhalt in gewisse Classen zu stellen, und so unter sich zu ordnen, daß die gesammte Religions-Erkenntniß darinn zusammen gefaßt sey.

Nun wollen wir das Werk selbst näher betrachten, mit dem Publiko und mit dem V. über den angelegentlichen Inhalt desselben sprechen; und, wo möglich, die Vollkommenheit einer solchen wichtigen Schrift zu befördern suchen. Man fühlt einen gewissen freudigen Muth, dies mit dem Verf. zu thun: da es aus dem Geiste seines Vortrags so sehr hervorleuchtet, daß ihm nichts so sehr als die Wahrheit nebst dem großen Zweck am Herzen liege, daß die Erkenntniß und Ausübung der Religion ihrer Würde und Wichtigkeit bey jedermann immer gemäßer werde.

Die natürliche Erkenntniß Gottes und unsrer Pflichten, welche, wie billig vorausgeschickt wird, trägt der Verf. in einer ihm eignen und leichten Ordnung vor, welche mit der gewöhnlichen Schulordnung nichts gemein hat. Im 1. Kapitel wird von den Dingen in der Welt, ihrer Mannigfaltigkeit und Verbindung gehandelt; und vornemlich die natürliche Beschaffenheit des Menschen, sein Vorzug vor den Thieren, der Nutzen den er von allen Dingen in der Welt ziehen kann, und wie überhaupt alles in der Welt sich unter einander zum Nutzen gereiche, in kurzen Sätzen kenntlich gemacht. Diese sollen freylich nur dem Lehrer Gelegenheit geben, ausführlicher darüber zu sprechen und es durch Beyspiele ins Licht zu setzen: wir wünschten aber doch, daß einige Punkte mehr wären berührt worden, welche dem Beobachter der Welt rührend und interessant sind, und die daraus hergeleitete Erkenntniß Gottes schätzbarer machen. Wir rechnen dahin die bewundernswürdige Kunst in der Zusammensetzung der Pflanzen- und Thierkörper, die gleichstimmige Ordnung in der Entwickelung der Dinge, in der fortdaurenden Fruchtbarkeit, in den Abwechselungen der Jahrszeiten, die majestätische Schönheit der Erde, der Sonne und Gestirne, und der fühl-

bar-

bare Eindruck, den sie so oft auf uns macht u. s. w. Solche Betrachtungen lehren die Vollkommenheit des Werks empfinden, und dadurch wird auch die Vollkommenheit des Meisters empfindbarer.

Daß Gott sey und was er sey, und daß er die Welt regiere, wird Kap. 2. und 3. mit ungewöhnlicher Simplicität erklärt und bewiesen; besonders aber irrigen Begriffen von Gott durch bestimmte Erklärungen vorgebeugt, welches die richtigste Art ist, die Eindrücke des Irthums bey der Jugend zu verhüten. Hierauf folgen die Pflichten, die wir uns und andern, und Gott schuldig sind; wozu das 4 Kap. durch die faßliche Entwickelung der beyden Grundregeln alles menschlichen Verhaltens vorbereitet: Suche, nemlich, deine wahre Glückseligkeit; und suche auch bey allem, was du thust, das allgemeine Beste zu befördern. Soll aber der Mensch zum leztern geneigt werden; so muß er es wissen, daß er anderer Menschen bedarf, und ohne sie nicht glücklich seyn kann, ja daß selbst natürliche Triebe ihn dazu vermögen. Dies versäumt man der Jugend ans Herz zu legen, da doch besonders durch diese Betrachtung das Gefühl der Gerechtigkeit und Liebe recht lebhaft gemacht wird. Unser weiser Verf. hat diesen Mangel im 5. Kap. ersetzt; und wir wünschten, daß es noch ausführlicher geschehen wäre. Auf diese gegenseitige Bedürfniß, und auf die gemeinsam zu bewirkende Glückseligkeit sind die Pflichten der Gerechtigkeit und Liebe Kap. 6. und 7. großentheils gegründet; und durch die frappantesten Beyspiele bewiesen: und wir glauben kaum, daß die Pflichten gegen den Nächsten auf irgend eine Art faßlicher, überzeugender und eindrücklicher vorgetragen werden können, als es hier geschehen ist. Wer die Tugend liebt, der lese selbst. Auch die Pflichten gegen uns selbst sind als das richtigste Bestreben nach unsrer

Wohlfarth Kap. 8. auf der angelegentlichen Seite vorgestellt: wobey uns das besonders gefallen hat, daß der Verf. als ein vernünftiger Sittenlehrer, den Trieb nach Ehre und Vergnügen nicht verdammt, sondern vielmehr rechtfertiget; aber auch zugleich sehr richtig bestimmt, wenn und wie fern wir demselben folgen dürfen. In den Gesinnungen der Ehrfurcht, Liebe, Furcht, Zufriedenheit und des Vertrauens, welche die Erkenntniß Gottes in uns erwecken muß, und in ihren Folgen bestehen unsre Pflichten gegen Gott Kap. 9. Hier ist uns das einzige S. 42. nicht faßlich genung ausgedruckt: wir lieben Gott, wenn wir uns nach seiner Gnade und Gemeinschaft sehnen. Auch das wünschten wir hier angemerkt zu sehen: daß der Mensch nur durch den zuverläßigen Unterricht der Offenbarung in diesen Gesinnungen so gewiß und standhaft gemacht werde, daß sie nach S. 45. herrschend und gegenwärtig bleiben. Aus diesen Gesinnungen folgt das Gebet, und stärkt sie hinwiederum. Was wir beten, wie wir beten, um welche Dinge wir bitten sollen, und wie sehr wir selbst vom Gebet Nutzen haben, wird S. 47. fg. sehr schön gezeigt. Bey der gemeinschaftlichen Anbetung Gottes S. 50. wäre es für unsre Zeiten auch nöthig gewesen, des Nutzens, den sie gewährt, zu erwähnen; wo zugleich gesagt werden könnte, wie anständig es dem Menschen sey, diese Gesinnungen gegen Gott bey andern zu erwecken und zu stärken. — Wie fern thut nun der Mensch das Gute, das er nach dieser Erkenntniß thun kann und soll? Das ist eine wichtige Frage, die weise und überlegt beantwortet seyn will. Und so beantwortet sie der Verf. im 10. Kap. Nach einigen vorläufigen Untersuchungen über Sünde, Laster und Tugend räumt er zwar ein, der Mensch habe eine natürliche Fähigkeit, gutes und böses zu erkennen; es rege sich mehr oder weniger ein moralisches

Ge-

Gefühl in ihm; und nach dem Maaß seiner Erkenntniß sey auch der Gewissenstrieb in ihm geschäftig: das alles aber reiche nicht hin, ihn vor dem Laster zu bewahren, und zur Tugend zu gewöhnen; und, wie wir hinzusetzen möchten, ihn in der Ausübung der letztern gewiß und fest zu machen. Denn er habe ohne Erziehung und Unterricht auch eine natürliche Trägheit, Nachdenken zu üben, und seine Fähigkeit zur Erkenntniß des Guten zu gebrauchen; welches die Quelle der Unwissenheit und Irthümer sey: und überdem sey und werde der Trieb der Sinnlichkeit bey jedem überwiegend. Hieraus, schließt der Verf., entsteht also eine Fertigkeit zu sündigen; und kein Mensch lebt, der nicht gesündiget hätte: so wie es auch, fährt er fort, keinen Menschen geben wird, der durch seine eigne Kräfte über seine Neigung zum Bösen, und über seine Abneigung von der Tugend eine vollkommne Herrschaft erlangen könnte. (Wir gestehn zwar; man könne sich über die Wahrheit dieses Punkts auf die Erfahrung berufen: wir hätten aber doch gern Gründe zur Bestätigung beygebracht gesehn, um künftigen Zweifeln bey der Jugend vorzubeugen.) — Das 11. Kap. beschließt den Vortrag der natürlichen Religion mit einer gründlichen Untersuchung: was wir aus eigner Einsicht von Gott nach dem Tode erwarten können. Vermuthungsgründe haben wir genung, die es uns sehr glaublich machen, daß unser Leben noch nach dem Tode fortdauren werde: aber was wird es für ein Leben seyn; wird es glücklich, wird es vollkommener seyn, als das gegenwärtige; wird die Besserung des Sünders seine Schuld hinwegnehmen; wird er Strafe leiden müssen, oder davon frey werden? und wie viel ähnliche Fragen mehr kann man thun! darauf kann uns niemand völlige Gewißheit geben, als Gott, der Herr unsers Lebens und unsrer

künftigen Schicksale: und das hat er gethan durch seine Offenbarung.

Diese Betrachtung leitet nun natürlich auf den Unterricht von der christlichen Offenbarung. Es begreift derselbe eine historische Nachricht von den Offenbarungen Gottes vor Christo sowohl, als durch Christum; die Gründe ihrer Glaubwürdigkeit, und die für uns darinn enthaltene wesentliche Lehren. Alles wird in einem solchen Gesichtspunkte gezeigt, so deutlich bestimmt, und so wohl geordnet; daß es nicht allein für die Jugend sehr faßlich, sondern auch hinreichend ist, sie zur Ueberzeugung und Verehrung der Lehre Christi zu bringen. Mit einigen allgemeinen Sätzen von der göttlichen Offenbarung macht der Verf. Kap. 12. den Anfang; wo er besonders S. 67. folg. sehr genau und bedachtsam bestimmt, was ein Wunder sey, und wie fern es zur Bestätigung der Wahrheit einer Lehre gereichen könne. Hierauf folget Kap. 13. 14. die Nachricht von den Offenbarungen Gottes vor Christo, und durch Christum, welche die Geschichte des A. T. und die Geschichte Jesu bis zur Ausbreitung seiner Lehre durch die Apostel in einem kurzen, aber sehr lehrreichen Auszuge in sich begreift. Die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht und die Göttlichkeit der Lehre Jesu wird dann Kap. 15. bewiesen; und gezeigt, daß der Werth und die große Wirkung der Lehre selbst, die in der Person Jesu eingetroffene Merkmale des Meßias, die in ihm erfüllte Weissagungen, die Unleugbarkeit und der wohlthätige Zweck seiner Wunder, die Rechtschaffenheit seiner Zeugen, die Unmöglichkeit daß sie Schwärmer oder Betrieger seyn konnten, die unbegreifliche Ausbreitung seiner Lehre bey unüberwindlich scheinenden Hindernissen, (und ihre Dauer, möchten wir hinzusetzen, bis auf den heutigen Tag,) daß das alles sich dahin vereinige,

jeden vernünftigen zur Annehmung und Verehrung einer so beglaubigten göttlichen Lehre zu bewegen. Hierauf wird der Inhalt dieser Lehre selbst Kap. 16. bis 20. entwickelt, und Kap. 21. die Vortreflichkeit derselben vor Augen gelegt: wovon wenigstens das vorzüglichste, um nicht zu weitläuftig zu seyn, hier bemerkt zu werden verdient.

S. 105. behauptet der Verf. mit Recht, daß die Lehre Jesu das als wahr voraussetze, was wir aus der gesunden Vernunft von Gott wissen; auch wolle, daß wir uns in dieser Erkenntniß immer mehr üben sollen. Sie hat diese Erkenntniß selbst berichtiget, und deutlicher und gewisser gemacht. Ausserdem hat sie uns von Gott und von seinen Verfügungen in Absicht unsrer sehr wichtigen Angelegenheiten Unterricht ertheilet, und das sind ihre Geheimnisse, (ihre zuvor unbekannt gewesene Lehren, die wir auch mit Hülfe unsrer Vernunft verstehen, ihre Wichtigkeit einsehen und uns zu Nutze machen sollen.) Was wir nicht völlig darinn verstehen; das ist nicht für uns, und (für den Zweck derselben) unnütz, es zu erforschen: wir verstehn nichts in der Welt so, daß wir es ganz fassen können. Was so klar davon vorgetragen ist, daß es auch ein gemeiner Verstand sehen kann, das ist für alle; und die Worte, Redensarten und Bestimmungen, welche nicht so deutlich in der Schrift enthalten sind, gehören auch nicht zu den Geheimnissen der Religion.

S. 110. f. wird es eben so faßlich als überzeugend aus der heil. Schr. dargethan, daß der Tod Jesu das Mittel sey, welches Gott erwählet habe, uns von der Strafe der Sünden zu befreyen, und zur ewigen Seligkeit zu bringen; und sehr frappant gezeigt, daß er weder eine Bestätigung seiner Lehre gewesen sey, noch nach dem Sinn der Schrift seyn sollte. S. 114. 115. hat

hat der Verf. die zuvor angeführten Grundsätze von den Geheimnissen, in dem Unterrichte den er von der Person Christi giebt, mit Weisheit angewandt. (Wir würden noch hinzugesetzt haben: Gott nennet Christum in der Sprache der Menschen seinen Sohn; weil das der höchste Grad der Aehnlichkeit, der Innigkeit, der Gemeinschaft und Theilnehmung ist, den wir in der Natur kennen: dies sollen wir uns von beyden denken, wenn wir Vater und Sohn denken.)

Die Wohlthaten Gottes im Evangelio sind zwar allen Menschen bestimmt, aber nicht allen Menschen durchs Evangelium bekannt gemacht; die natürliche Religion ist ja auch nicht unter den Menschen allgemein ausgebreitet. Jeder wird in dieser Absicht nach dem Maaß seiner Kräfte, und nach dem Ernst, den er bewiesen hat, zu dem ihm möglichen Grad der Erkenntniß zu gelangen, beurtheilet werden: aber Menschen können hierüber nicht Richter seyn, sondern nur Gott. Vor ihm ist der strafbar, der das Evangelium erkennen und prüfen konnte, und es nicht mit Ernst gethan hat, sondern (aus geheimen Vorsatz) unglaubig geblieben ist. Dieser Glaube aber, den Gott fordert, soll nicht bloßer Beyfall, sondern mit Empfindung der Wichtigkeit der geglaubten Sache verknüpft seyn; (denn durch diese Empfindung wird eigentlich Vertrauen, Hofnung und Verlangen gewirkt.) Vermöge eben derselben wird auch Reue, und das Bestreben es besser zu machen, nebst der Liebe zu Gott und dem Eyfer ihm wohlzugefallen, (mit einem Wort, wahre Tugend, welche der Zweck alles Glaubens ist,) hervorgebracht. Diese Wirkungen, in irgend einem Grade wenigstens, fordert die heil. Schrift sehr laut und nachdrücklich; und ihr Inhalt, ihr Zweck, und ihre durchgängige Vorstellung von Gottes Absicht und Eigenschaften belehren uns, daß

der das Evangelium schände, der unsre durchgängige Besserung nicht für eine unauflößliche Bedingung der Gnade Gottes erkennen will. Dies ist der vortrefliche Inhalt des 18. Kap. in welchem wir nur noch das S. 119. ausgeführt gewünscht hätten, wie nothwendig der von Gott geforderte Glaube für uns selbst sey, wenn wir beruhiget werden, zuversichtlich auf Gott hoffen, nach seinen verheissenen Wohlthaten ernstlich verlangen, und seiner Anweisung folgsam seyn sollen. Der Glaube ist keine willkührliche Forderung, sondern die unentbehrliche Ursach dieser zu unsrer Beruhigung und zu unserm Bestreben nach der von Gott uns zugedachten Vollkommenheit nothwendigen Empfindungen: und dies macht uns den Glauben zu einer sehr wichtigen Angelegenheit, und überzeugt uns, daß wir nur durch denselben selig werden können.

Wir können das Buch noch nicht aus der Hand legen, ob wir gleich zu weitläuftig zu werden fürchten. Man erlaube uns noch einiges auszuzeichnen. Durch die Vergebung der Sünden, wird S. 132. wohl erinnert, werden die natürlichen Folgen der Sünde nicht weggenommen: Gott verhängt auch wohl über wahre Christen noch um der vorigen Sünden willen gewisse Uebel; aber nicht aus Mißfallen, sondern die Sünde mehr zu verleiden, und desto mehr dafür zu bewahren. Sehr richtig ist es S. 133. daß auch bey dem wahren Glauben unruhige Gedanken und Zweifel an der Vergebung der Sünden noch statt finden können: aber wir sind nicht der Meynung, halten es so gar für unerweißlich, daß Gott einen gewissen Grad der Ruhe eigentlich versage. Uns dünkt, alle solche Unruhe rühre entweder aus natürlichen Gebrechen des Leibes, oder aus Blödigkeit des Geistes, oder aus irrigen Vorstellungen von dem Gefühl der Gnade Gottes her: denn kein Zweifel an der Vergebung kann gültig seyn;

der

liche Vorsorge für Arme allgemeiner (und geschäftiger) gemacht: und böse Regenten und Staatsleute in die moralische Unmöglichkeit gesetzt, so viel Böses zu thun, als ehemals im Heydenthum geschehen ist u. s. w.

Wird die anwachsende Jugend vom gesitteten Stande nach solchem Unterricht zur Religion erzogen; oder die akademische Jugend darnach unterwiesen, wie sie einst die Religion, von Theologie geschieden, faßlich und practisch vortragen lernen solle: so wird der Werth dieses schätzbaren Buchs durch die Erfahrung noch mehr bestätiget werden. Und wird es durch den Gebrauch vernünftiger Männer immer genauere Prüfungen durchgehn; so wird es auch gewiß von einem V. der sich durch Einsicht, Bescheidenheit und Wahrheitsliebe in seinem ganzen Vortrage so merklich unterscheidet, derjenigen Vollkommenheit immer näher gebracht werden, welche es nach seinem Inhalt und Zweck zu erreichen, so sehr verdienet.

Em.

XXXIV.

Erste Gründe der Physiologie der eigentlich thierischen Natur thierischer Körper, entworfen von D. Joh. Aug. Unzer, Leipzig, Weidm. Erben und Reich, 1771. 2 Alph. 4 Bogen gr. 8.

Die Kräfte, so den thierischen Körper bewegen, sind nicht von einer Art und wirken also auch nicht nach einerley Gesetzen. Ausser den allgemeinen Eigenschaften aller Körper, bewegen sich die Säfte nach hydraulischen und trennen sich nach physischen Gesetzen. Nach den Gesetzen des Hebels bewe-

wegen sich die Muskeln: allein dann, wann der Wille sie durch den Reiz des Nerven in Bewegung setzt, sind die blos mechanischen Gesetze zur Erklärung schon nicht mehr hinreichend. Die Physiologie zwar muß diese verschiednen Kräfte, die in den Functionen des Körpers gemeinschaftlich wirken, in ihren zusammen gesetzten Wirkungen darstellen und erklären. Sie muß ein Abdruck der Natur seyn und die Natur ist in ihren Triebfedern und Wirkungen zusammen gesetzt. Aber will man, was jede dieser Kräfte zur gesammten Wirkung beyträgt, sich deutlich vorstellen: so muß man was in der Natur zusammen gesetzt sich dargelegt, abscheiden: so muß man die Gesetze, nach denen nicht thierische Körper wirken, von den thierischen trennen. Das, was im thierischen Körper mechanisch und physisch sich zuträgt, ist, besonders in neuern Zeiten, sehr wohl auseinander gesetzt. Was aber die thierischen Kräfte für sich allein vermögen und was sie zu den zusammen gesetzten Wirkungen auf ihren Theil beytragen, das ist viel zu wenig ausgezeichnet. Die mechanischen Aerzte haben ihr Fach redlich bearbeitet. Stahl sahe es, daß der bloße Mechanismus nicht hinreichend sey: aber er sprang gleich zu Wirkungen der Vorstellungskraft über, um sich auszuwickeln und übergieng daher, was durch blos thierische Kräfte möglich war. H. U. tritt auf die Mitte; läßt auf einer Seite den bloßen Mechanismus; auf der andern die Wirkungen des Geistes und zieht blos die thierischen Kräfte hervor, die mit dem Mechanismus freylich einschlagen und mit den Vorstellungen des Geistes harmonisch fortlaufen: aber doch als ein drittes für sich in der Theoria besonders gedacht werden können. Diese abgesonderte Betrachtung der blos thierischen Natur verbreitet viel Licht über die Betrachtung der gesammten Natur und bey jedem Schritte wird der Leser lichtvolle Er-

 klä-

klärungen schwieriger Sätze finden. Wir können nichts, als den Gang der Gedanken entwerfen.

Der Sitz aller thierischen Kräfte ist in Hirn und Nerven. Diese sind die thierischen Maschinen, im Gegensatze der mechanischen, z. E. Muskeln, Drüsen, Eingeweide, deren sonst blos mechanische Verrichtungen, dadurch, daß die thierischen Kräfte auf sie mit einfließen, zugleich thierisch werden. Die thierischen Kräfte sind nichts, als Eindrücke in und von den thierischen Maschinen, wodurch das Mark vom Hirn und von den Nerven eine gewisse unerklärbare Veränderung leidet, welche thierische d. i. solche Wirkungen verursacht, die sich nach andern, als den bekannten Bewegungsgesetzen blos mechanischer Maschinen erzeugen und entwickeln. Was H. U. also in ehemaligen Schriften Gefühl im weitem Verstande genannt hatte, nennt er hier sinnliche Eindrücke d. i. das, was durch Hirn und Nerven möglich wird.

Die sinnlichen Eindrücke aller Art können sich von dem Punkte an, worinn sie erregt werden, in den thierischen Maschinen fortpflanzen. Es geschieht dies durch das Etwas, so man Lebensgeister nennt, ohne daß man zu bestimmen braucht, worinn dies bestehe, ob es flüßig, ätherisch, elektrisch oder was es sey. Es ist in der Philosophie immer ein Punkt, wo man zu forschen aufhören muß. Genug wenn man weis, es ist so etwas und durch dasselbe, nach den und den Gesetzen ereignet sich etwas.

Es giebt zweyerley sinnliche Eindrücke in die thierischen Maschinen, die beyde zwar thierische Wirkungen hervorbringen: aber nach ganz verschiednen und gar einander entgegenstehenden Gesetzen sich richten. Diesen wichtigen Unterschied hat man bisher nur verworren eingesehn. Jeder Nerve geht vom Hirne aus, theilt sich in verschiedne Stämme, Aeste, Zweige s. w.

bis

bis er sich in seine äusserste Spitze in der Haut u. a. Theilen endet und verliehrt. Ein Eindruck auf diese Nervenspitzen pflanzt sich von da längst dem Nerven in der Richtung aufwärts zum Hirne fort und wenn er sinnlich ist, d. i. wenn er thierische Wirkungen hervorbringt: so ist er ein äussrer sinnlicher Eindruck. Er heißt ein äussrer auch selbst dann, wann er zwar nicht von den äussersten Nervenspitzen ab: aber doch in der Richtung aufwärts zum Hirne und auf dem Wege dahin dem Nerven beygebracht wird. Hingegen empfäht der Nerve in seinem Ursprunge im Hirne den Eindruck und pflanzt sich abwärts vom Hirne, zu den äussersten Nervenspitzen oder doch in der Richtung dahin abwärts fort und ist der Eindruck sinnlich d. i. bringt er thierische Wirkungen hervor: so nennt ihn H. U. einen innern sinnlichen Eindruck. (Wir gestehen, wir hätten statt äußrer und innrer lieber aufsteigender und absteigender Eindruck oder Gefühl gebraucht.) Wenn man einen Nerven in der Mitte seiner Länge reizt: so erhält er beyde Eindrücke zugleich. Beyde können auch sinnlich werden oder thierische Wirkungen hervor bringen, z. E. ein zerschnittener Nerve kann abwärts vom Hirne in den Muskeln, in die er sich vertheilt, Convulsionen und aufwärts zum Hirne zu Empfindungen des Schmerzens erwecken.

Eigentlich aber lassen sich bey diesen Eindrücken vier Fälle denken:

Der äußre sinnliche Eindruck, der aufsteigende, geht wirklich bis zum Hirn auf und erregt in desselben Marke eine thierische Bewegung. Diese nennt H. U. die materielle Idee, die nach den Gesetzen der Gemeinschaft des Leibes und der Seele eine Vorstellung hervorbringt, die dann äußre Empfindung heißt:

Oder dieser äußre Eindruck gelangt auf seiner Bahn nicht zum Hirne, wird nicht empfunden, wenigstens

bringt er, unabhängig davon, ob er empfunden wird oder nicht, dennoch thierische Bewegungen im Körper hervor und diese sind Nervenwirkungen des äussern sinnlichen Eindrucks.

Eben so. Der innre sinnliche Eindruck, der absteigende, wird im Ursprunge des Nerven, im Hirne, durch eine Vorstellung der Seele veranlaßt und also eine materielle Idee dem Hirne durch eine Vorstellung eingedruckt, die abwärts thierische Wirkungen im Körper äussert und dies nennt H. U. eine Seelenwirkung:

Oder zwar nicht eine Vorstellung der Seele, aber doch ein andrer Reiß des Nerven in seinem Ursprunge oder in einem andern Punkte bringt thierische Bewegungen, auf seinem Wege abwärts vom Hirne zu den Spitzen hervor, wenigstens sind die Bewegungen von der Vorstellungskraft unabhängig und das sind Nervenwirkungen des innern sinnlichen Eindrucks.

Die erste und dritte thierische Wirkung, die, so äußre Eindrücke durch materielle Ideen zu Empfindungen erhebt und die, so von Vorstellungen zu materiellen Ideen und so bis zu äussern und innern Wirkungen herabsteigt, diese sind in einem beständigen natürlichen Zusammenhange mit der Vorstellungskraft der Seele und diese nennt H. U. thierische Seelenkräfte, die er T. I. betrachtet.

Der zweyte und vierte Fall aber, die Nervenwirkungen beyder sinnliche Eindrücke sind von der Vorstellungskraft der Seele völlig unabhängig und daher entstehen bey H. U. die thierischen Nervenkräfte. Er beschreibt sie T. II. und betrachtet darauf T. III. die thierische Natur im Ganzen.

Die thierischen Seelenkräfte bewegen den Körper durch innre sinnliche Eindrücke von Vorstellungen thierisch, d. i. durch materielle Ideen der Vorstellungen im Hirne. §. 114. Die materielle Ideen aber wer-

den

den dem Hirne beygebracht, entweder durch den äussern sinnlichen Eindruck in die Nerven, der empfunden wird d. i. durch blos sinnliche Vorstellungen; oder indem die Seele eigenmächtig durch ihre Vorstellungskraft Begriffe erzeugt, die materielle Ideen von nicht sinnlichen Vorstellungen im Hirne veranlassen. §. 27.

Zuerst wird untersucht, wie äußre sinnliche Eindrücke äußre Empfindungen hervorbringen und erklärt, unter welche Bedingungen dieser Eindruck empfunden und nicht empfunden wird, §. 31-54. Hiebey kommt §. 48. zum erstenmale der Lehrsatz des H. U. vor, der durch das ganze Werk die häufigste Anwendung hat. „Es kann ein äußrer sinnlicher Eindruck auf seinem Wege zum Hirne in den Nervenknoten oder in den Scheidepunkten der Nervenzweige von ihren Stämmen von dieser Richtung ganz oder zum Theil abgeleitet und hiedurch dessen Empfindung gehindert: hingegen von dieser Wendung ein andrer Nervenzweig rückwärts, in der Richtung vom Hirne abwärts, also innerlich sinnlich gerührt werden und hiedurch im Körper thierische Wirkungen äußern, die Nervenwirkungen eines gewendeten äußern sinnlichen Eindrucks sind.„ Wie wenig dies Speculation und welch eine reichhaltige Wahrheit dies sey, wird erst T. II. §. 415. aus Erfahrung gezeigt. Die eigenmächtigen Vorstellungen der Seele, geben dem Hirne materielle Ideen zurück, die weniger unter dem Zwange des äussern sinnlichen Eindrucks stehen, als die zu den Empfindungen. §. 65-96. Hieher gehören alle Arten von Vorstellungen, ausser den äussern Empfindungen, von den sinnlichen bis zu den verständigen und von den sinnlichsten Begierden bis zu den freyen Entschlüssen des Willens, worauf H. U. von den Seelenwirkungen §. 97-112. besonders handelt und dann die Seelenwirkungen der materiellen Ideen in den thierischen

Maschinen, im Hirne und den Nerven an sich und nach den Gesetzen betrachtet, nach denen sie sich entwickeln §. 113-151. Wir bemerken hier nur zwo H. U. eigne Lehren: „der innre sinnliche Eindruck, er entstehe nun von Vorstellungen, oder von andern Reizen, die abwärts vom Hirne nach den Nervenspitzen in den Nervenknoten und Scheidepunkten der Nerven auf andre Nervenzweige abgeleitet werden, bringen dadurch in ganz verschiednen Theilen thierische Wirkungen hervor §. 137.„ Ferner „die Blendwerke der Einbildung, die H. U. unächte äußre Empfindungen nennt, müssen aus den innern sinnlichen Eindrücken der Einbildungen in die Nerven der äusſern Sinne erklärt werden„ §. 147-51. Diese ungezwungne Erklärung wird man mit Vergnügen lesen. Auch verdient die §. 127. geäusserte Hypothese von zweyerley Nervenfasern in jedem Nerven, die schon Borellus gehabt, alle Aufmerksamkeit und entwickelt manche schwierige physiologische Aufgabe.

Von §. 152-346. beschreibt H. U. die Seelen-Wirkungen der Vorstellungen und Begierden in die eigentlichen mechanischen Maschinen des thierischen Körpers, als Muskeln, Adern, Eingeweide, Drüsen s. w. und entwirft ihre Gesetze mit großer Genauigkeit. In dieser wichtigsten Ausführung des I. T. zeigt er uns allerwärts neue Aussichten über den Einfluß der Vorstellungskraft in den Mechanismus des Körpers. Bisher sind in unsern Lehrbüchern fast allein die Gesetze des Einflusses der äussern Empfindungen und Einbildungen in den Mechanismus, und diese noch lange nicht so vollständig vorgetragen worden. Vom Einflusse der Vorhersehungen, der sinnlichen und verständigen Lust und Unlust, der Begierden, besonders der natürlichen Triebe und Leidenschaften ist bisher noch nichts gesagt, das mit der gegenwärtigen Betrachtung dar-

darüber in Vergleichung gesetzt werden könnte. Ueber den sinnlichen Trieb §. 263. f. stimmt er völlig mit dem Satze des H. Reimarus zu, daß die Handlungen der thierischen Triebe weder überlegt, noch willkührlich, sondern natürlich gezwungen seyn. Die wahre Leidenschaften dagegen sind freyer. In der besondern Abhandlung von den Trieben §. 278. f. folgt H. U. indessen seinem eignen Plane.

T. II. von den Nervenkräften. Die Lehren davon, die aus bekannten physiologischen Versuchen fliessen, sind fast durchgängig neu und geben dem, was man bisher von den Nervenkräften beobachtet und sonst erkannt hat, zuerst ein wissenschaftliches Ansehn. Sie werden überhaupt K. I. insbesondre des äussern K. II. und des innern K. III. betrachtet. Die ganze Lehre beruht auf zween Grundsätzen. „Ein äußrer sinnlicher Eindruck, der gewisse thierische Bewegungen im Körper hervorbringt, wann er empfunden wird, kann, wann er auch nicht empfunden wird, wann auch der Kopf vom Thiere getrennt und das Thier entseelt wird, doch dieselben Bewegungen darstellen.„ Ferner „ein innerer sinnlicher Eindruck, der, von Vorstellungen im Gehirne erregt, gewisse thierische Bewegungen verursacht, wirkt eben dieselben, auch, wenn er nicht von Vorstellungen, noch im Hirne gemacht, sondern wenn auch der ganze Kopf vom Thiere getrennt ist.„ §. 356-361. Die sinnlichen Eindrücke sind also besondre thierische bewegende Kräfte der Nerven für sich, auch ohne mit dem Hirne oder der Seele in Gemeinschaft zu stehen, ob sie es auch gleich in dieser Gemeinschaft bleiben und es meistens wirklich so sind. §. 362. f.

Der äußre sinnliche Eindruck in eine Nervenspitze, die einer solchen mechanischen Maschine einverleibt ist, welche an dem Orte, wo sie den Eindruck empfängt, ihrer Structur nach, beweglich ist, bewegt diese me-

 chani-

chanische Maschine unmittelbar an der Stelle §. 415. Die Muskelfaser hat vorzüglich diese Eigenschaft §. 445. und daher kommen die Wirkungen des Muskularreitzes. Nach H. U. hat die Muskelfaser ihre Reizbarkeit nicht ursprünglich und von sich selbst, sondern blos von dem ihm einverleibten Nerven, worinn er mit H. Zimmermann gegen den H. v. Haller übereinstimmt. Die Beweise davon §. 379-390. verdienen sorgfältig erwogen zu werden.

Ausser dieser unmittelbaren Nervenwirkung hat der äußre sinnliche Eindruck in die Nerven noch eine mittelbare thierische bewegende Kraft, wenn er auf seinem Wege zum Hirne in Nervenknoten oder Scheidepunkten der Nerven auf andre Nerven zurück geleitet wird und diesen den innern sinnlichen Eindruck gibt, wodurch sie die Glieder, in die sie sich vertheilen, thierisch bewegen §. 419-29. Daraus werden viele Erscheinungen erklärt, die man bisher weder aus der Reizbarkeit der Muskelfaser noch aus dem Nervenreitze hat erklären können, z. E. die Krämpfe, wenn man sie für mittelbare Nervenwirkungen unempfundner äußrer sinnlicher Eindrücke erkennt, die der Mitwirkung des Hirns nicht bedürfen. Die Anwendung davon in der Pathologie ist wichtig. Auch wird daraus §. 433-443. erwiesen, wie bloße Nervenkräfte des äussern sinnlichen Eindrucks, z. E. einer Unreinigkeit im Magen und in den Därmen, die eigentlich nicht empfunden wird, doch Seelenwirkungen äußrer Empfindungen z. E. Eckel, Kopfschmerz s. w. erwecken können. Die davon §. 444-481. gemachte besondre Anwendung ist von einem großen Umfange.

Der innre sinnliche Eindruck ohne Vorstellung der Seele und ohne Theilnehmung des Hirns, der oft vom gewendeten äussern, oft von ursprünglichen Nervenreitzen entsteht, die sich vom Hirne abwärts

gegen die Nervenspitzen fortpflanzen §. 489. f. scheint besonders dazu bestimmt zu seyn, daß er die stetswährenden und unempfundenen natürlichen Verrichtungen des Herzens, des Magens, des Zwergfells, wie auch die willkührlichen unterhalte, worüber man verschiedenes §. 514 - 532. findet, so der Ueberlegung werth ist.

Das merkwürdigste Stück des T. II. scheint uns das ganze K. IV. zu seyn, worinn H. U. zeigt, welche Seelenwirkungen in thierischen Körpern durch bloße Nervenwirkungen ähnlicher sinnlicher Eindrücke und welche Nervenwirkungen durch Seelenwirkungen nachgeahmt oder ersetzt werden können. Es erhellt, daß die gewöhnlichen Wirkungen der sinnlichen Vorstellungen und besonders der Triebe, von dem äussern sinnlichen Eindrucke, der die sinnliche Vorstellungen und Triebe wirkt, ebenfalls hervorgebracht werden können, ob er gleich wirklich weder Vorstellung noch Trieb erregt, ja so gar, wenn das Thier entseelt ist, welches hingegen bey den edlern Leidenschaften und den freywilligen Handlungen nicht Statt findet, §. 541 - 579. Die übrigen Erörterungen dieses K., welches keins der leichtsten, aber desto fruchtbarer ist, setzen zu viel voraus, als daß man es hier im Kurzen anführen könnte. Die Materie ist wichtig und H. U. hat ihre Untersuchung für einen ersten Entwurf vielleicht schon etwas zu weit getrieben.

T. III. K. 1. folgen die Eigenschaften eines thierischen Körpers, in welchem die thierischen Kräfte alle oder doch zum Theil gemeinschaftlich wirken und K. 2. wird die Existenz solcher Thiere nicht nur als möglich, sondern auch wahrscheinlich erwiesen, die blos durch Nervenkräfte und gar nicht durch Seelenkräfte regiert werden. Für das Daseyn solcher unbeseelten Thiere findet man §. 624 - 27. Gründe, die man für eine so seltsame Meynung schwerlich vermuthet. Nachdem

noch §. 628-58. der Ursprung und die Perioden des thierischen Lebens beschrieben sind, entwirft H. U. §. 659-99. das ganze System der Kräfte zum thierischen Leben und von da bis zu Ende die möglichen Todesarten der Thiere, theils durch bloße Entseelung, theils durch den gänzlichen thierischen Tod, welcher den Verlust der thierischen nicht nur Seelen- sondern auch Nervenkräfte begreift. Diese Kapitel sind eben so von einer in der Pathologie wichtigen Anwendung.

Der Rec. hat sich beflissen, blos einen unentstellten Abriß des Unzerschen Systems zu geben, welches ihm so wahrscheinlich und so wichtig scheint, daß er wünscht, es möge von Aerzten und Philosophen reiflich erwogen werden. Nicht leicht ist ein System, welches das körperliche Vermögen mit den Seelenkräften, die Anatomie mit der Metaphysick, den H. von Haller und Alex. Baumgarten die beyden Hauptbücher für H. U. Meditation in eine so genaue Harmonie bringt. Nicht leicht ist ein System, worinn man der Natur und den Kräften der Nerven so nahe tritt, so viel Aufschlüsse über alle Arten körperlicher Verrichtungen findet, so weit in der Untersuchung selbst über den Geist des Menschen fortschreitet, als hier und doch eigentlich fast keine Hypothese sich erlaubt, beynahe keine Schlußfolge macht, wovon der Grund nicht eine anatomische Wahrnehmung oder eine physische Erfahrung wäre. Oft freylich geht H. U. von seinen großen Vorgängern ab: aber nie auf eine Art, daß er dem Verdienste derselben zu nahe treten sollte.

Spiele der Einbildung, witzige Muthmassungen und blumichte Gleichnisse muß man hier nicht suchen, die offenbar das Glück verschiedner neuern besonders französischer Systeme gemacht haben. H. U. selbst entschuldigt seinen trocknen Vortrag und wirklich muß man seine Gedanken ununterbrochen zusammen halten;

wirk-

wirklich wird es schwer, bevor man sich an seine Technologie gewöhnt und bisweilen gesteht der Rec., er habe den Kunstausdruck einfacher und behaltsamer, er habe lieber ein neues Wort, als ein Kunstwort, das fast Beschreibung ist z. E. der äußre sinnliche gewendete Eindruck gewünscht: aber wem es denn endlich um Licht zu thun ist, der muß sich diese Mühe nicht verdrießen lassen und wird doch meistens durch eine besondre glückliche Anwendung, obwohl sie auch oft nur angedeutet wird, schadlos gehalten. H. U. wünscht, wenn man sein physiologisches System geprüft, gebessert und bereichert: so möchte jemand die Pathologie der eigentlich thierischen Natur ausarbeiten. Das muß H. U. selbst thun. Eher gewiß nicht wird uns Aerzten sein System einleuchten.

X.

XXXV.

Johann David Cube, Prediger in Berlin, poetische und prosaische Uebersetzung des Buchs Hiob: Erster Theil. Berlin, in Verlag der Buchhandlung der Real-Schule, 1769. gr. 8. 8 Bogen ohne Zuschrift und Vorrede. Zweyter Theil, eben daselbst, 1770. 10 Bogen, ohne Zuschrift und Vorrede. Dritter und letzter Theil, 1771. 14 Bogen.

Johann David Michaelis, deutsche Uebersetzung des alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte: der erste Theil, welcher das Buch Hiobs enthält. Göttingen und Gotha, bey Johann Christian Dieterich, 1769.

1769. 4. 23 Bogen und 5 Bogen Vorrede.

Schreiben an einen Freund, die Uebersetzung des Buches Hiob, von Herrn Hofrath Michaelis betreff. Berlin, 1770. 4. 2 Bogen.

Freundschaftliche Antwort auf das in Berlin 1770. gedruckte Schreiben an einen Freund die Uebersetzung des Buchs Hiob vom Hrn. Hofrath Michaelis betreff. — Frankf. und Leipzig, 1771. 4. 3 Bogen.

Anmerkungen zur Ehre der Bibel bey Anlaß der Michaelischen Uebersetzung des alten Testaments, und einiger anderer neuen Schriften — Halle, bey Johann Heinrich Hesse, 1771. 8. 6 Bogen.

Kurze doch gründliche Erklärung des Buchs Hiob, worinn die dunkel und schwer scheinende Stellen aller Capitel, nach der Uebersetzung des berühmten Hrn. Hofrath Michaelis beleuchtet und erwogen, und der Grundtext mit seinen Puncten gerettet wird: nebst etlichen Polyglotten-Conferenzen über gewisse Stellen des Buchs: von D. Johann Georg Meintel, Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Brandenburg-Onolzbach und Bayreuth Prodecano und Pastore in Windspach. Nürnberg, bey George Peter Monath, 1771. 4. 1 Alph. 5 Bogen.

Hr.

Hr. Cube ist Uebersetzer und Dichter zugleich, Hr. Michaelis Uebersetzer und Ausleger, und die übrigen alle treten als Kritici auf, die sich bald für den Hrn. M. bald gegen ihn erklären. Das letzte thut der uns unbekannt gebliebene Verf. des Schreibens und in gleicher Absicht der Verf. der Anmerkungen, (der vermuthlich Hr. Tobler in Zürch ist) was die Bestimmung der Hauptabsicht des Buchs Hiob anlangt, und dagegen nimmt sich Hr. Meintel in der freundschaftl. Antwort die Michaelische Parthey: Aber derselbe verläßt sie größtentheils wieder in der Erklärung, was Uebersetzung und Anmerkungen betrift. Der Recensent weis also die Anzeige von dem allen nicht geschmeidiger zu fassen, als wenn er zuerst die Cubische und Michaelische Uebersetzung gegen einander vergleicht; dann besondere Nachricht von der Poesie des einen und den Anmerkungen des andern ertheilt und gelegentlich anführt, was etwa die drey Freunde des Hrn. M. (denn Freunde sind es bey allem Widerspruch) gegen ihn einzuwenden oder für ihn zu sagen haben.

Als Uebersetzer haben beyde gelehrte Männer sich das zur Regel machen wollen, die Urkunde weder zu wörtlich noch zu frey zu übersetzen, und nur da, wo der Vorrath der deutschen Sprache für einen ebräischen starken vollen Ausdruck nicht einen gleichmäßigen liefert, will Hr. C. zwey oder drey Worte brauchen, welches aber nicht paraphrastisch sey: Und dies wird wohl niemand misbilligen, am wenigsten in einem poetischen Buche; nur scheint es uns, als ob doch beyde in der Anwendung dieser Regel das Maaß überschritten hätten, wie wir hernach zeigen wollen. In dem übrigen allen unterscheiden sich beyde weit von einander. Hr. C. will alle hebräischartige Redensarten

ten vermeiden: Hr. M. will sie beybehalten, so bald er zu viel umschreiben müßte, oder der Genius der Morgenländischen Dichtkunst verlohren gehen würde, oder den verschiedenen kirchlichen Partheyen an der eingeführten Uebersetzung gelegen ist: daher will er auch den Namen Jehova so lange beybehalten, so lange er der öftern Wiederholung oder den Fall: Endungen Jehovens, Jehoven ausweichen kann, und diese Beybehaltung billigt Hr. Meintel (in der freundschaftl. Antwort) wünscht aber auch, daß er sie sich durchaus zur Pflicht gemacht und die angezeigten Flexionen nicht gescheuet hätte, worinnen ihm Recensent beytritt. Ueberhaupt aber ließe sich wohl gegen die geäusserte Zärtlichkeit des Hr. M. noch vieles einwenden. Die ganze Frage: welche Freyheit der deutsche Uebersetzer sich in solchen Ausdrücken nehmen könne, müßte genauer bestimmt, und denn auch die Exempel besser gewählt werden, als es dieser Gelehrte gethan hat. Wer wollte z. E. den Genius der Morgenländischen Dichtkunst in einzelnen Ausdrücken suchen? Wer wird allen Kirchenpartheyen gleich recht übersetzen wollen, er müßte denn als Verleger für den bessern Absatz besorgt seyn? und doch sahe auch ein Stephan darauf nicht, da er den griechischen Text des N. T. abtheilte. So scheinen auch die von dem Hr. M. gegebene Erläuterungen nicht hieher zu gehören. Um der verschiedenen dogmatischen Einsichten seiner Leser willen getraut er sich nicht, das: Gott verhärtete den Pharao, in der Uebersetzung zu umschreiben: allein hier kommet es auch nicht aufs Uebersetzen, sondern Erklären an; das Originalwort bedeutet verhärten, man drehe es, wie man wolle, und wenn es also der Uebersetzer braucht, so bleibt er bescheiden innerhalb seinen Grenzen, und überläßt den Schriftauslegern, d. i., den Theo-

Theologen, den Begrif zu bestimmen. Der Herr kennet den Weg der Gerechten, ist er auch fast zu furchtsam zu umschreiben, er hat ein gnädiges Aufsehen auf den Weg der Gerechten, und da befremdet uns erst, daß ein solcher Sprachkenner nicht bemerket hat, wie das Weg eben so hebräischförmig ist, als das kennen, und denn was Bedenkliches seyn solte, zu sagen, es gefället Gott das Thun der Gerechten? Kann es, könnte man überhaupt fragen, irgend einen Fall geben, in welchem ein Uebersetzer, der beyder Sprachen mächtig ist, genöthiget werden könnte, (nicht zu umschreiben) sondern zu viel zu umschreiben? Keinen einzigen denken wir, und hier ist ein Exempel: Kap. 42, 17. übersetzt Hr. M. Lebenssatt, und fürchtete vermuthlich in einer umschreibenden Redensart zu weitläuftig zu werden. Hr. C. sicher besser in einem vergnügten Alter. Aber warum nicht noch gedrungener Lebensfroh? Da denke ich mir auch nach meinen Sprachgebrauche (in dem des Lebens nicht froh werden) den bejahrten Mann, den sich der Hebräer dabey dachte, wie er viele und wahre Freuden des Lebens genossen hat, sein gutes Auskommen gehabt, seine Kinder groß gezogen und glücklich gesehen, in guten Ansehen gestanden, und nun bey den Ahndungen des nahen Abschieds eben nichts weiter für ihn zu wünschen und zu erwarten übrig ist. Vielleicht zog Hr. C. die Uebersetzung vor, wie sie ist, weil doch eben die Epoque des Hiobs, die in dem ganzen Buche beschrieben ist, einen großen Ausfall in dieser Glückseeligkeit machte; aber es kam doch durch den nachherigen Ersatz wieder ins gleiche. Der einzige Fall also, in welchem der Uebersetzer in Verlegenheit kommen kann, ob er berechtigt sey, einen fremden Ausdruck der andern Sprache in seiner umzuschaffen, würde, wo wir nicht irren, der seyn, wenn

da-

dadurch eine Anspielung auf besondere Begebenheiten, Lebensarten u. s. w. verlohren gehet, kurz, bey historischen Ausdrücken. Gerade da will sich nun Hr. M. die Freyheit nehmen, blos den Sinn durch umschreibende Worte auszudrücken, und also für die Füße decken, in der Uebersetzung zu sagen, sich schlafen legen; Hr. Meintel aber, (in der freundschaftlichen Antwort) will sie ihm nicht verstatten, weil die Erklärung noch nicht ausgemacht sey: doch ausgemacht oder nicht, so würde wohl das vornemlich einer solchen Freyheit entgegen stehen, daß dadurch die Beziehung auf die damalige Kleidungsart ganz unmerkbar würde. Und also dächten wir, man müßte in diesem Fall die Mittelstraße einschlagen, und zwar in einer Uebersetzung für Gelehrte den eigentlichen hebräischen Ausdruck beybehalten, in einer kirchlichen aber auch nur den Sinn übertragen. Bey dieser kommet nemlich alles darauf an, daß der größte Hause ohne alle weitere Erklärung das Buch, welches ihm zu seinen religiösen Bedürfnissen gegeben ist, zu dieser Absicht recht verstehen lerne, ihm kann es also einerley seyn, ob da eine Nebenidee, die auf Oerter und Zeiten gieng, fehle; es ist besser für ihn, daß es so sey, damit er nicht Geheimnisse dahinter suche, die es nicht sind. — — Nun weiter hält sich Hr. C. genau an die hebräischen Punkte und die in den gedruckten Büchern eingeführte Lesart. Hr. M. hingegen verläßt beydes, wo es ihm die Umstände zu erfordern scheinen, und die alten Uebersetzungen für eine andere Lesart sprechen, hält dis auch insbesondere für eine Ursache, warum der seel. Luther oft so glücklich übersetzt, weil ihn das Vorurtheil des nachher verfochtenen wichtigen Ansehens der Vocalpunkte nicht beherrschte. Ferner, Hr. C. verspricht eben keine neue Worterklärungen; unter den vorhandenen die besten zu wählen, und also den

Schul-

Schultenschen vornemlich zu folgen, ohne doch die Fehler derselben nachzuahmen, und übrigens die Schönheiten seines Originals mit möglichster Treue deutschen Lesern fühlbar zu machen, das ist es, was er sich als Uebersetzer vorgesetzt hat: Hr. M. erklärt sich zwar darüber nicht so weitläuftig, man sieht es aber wohl der Ausführung an, daß er nicht so besorgt gewesen ist, die Flecken der Schultenschen Erklärungsart zu vermeiden.

Noch unterscheiden sich beyde Hrn. Uebersetzer sehr merklich in der Bestimmung der Hauptabsicht des ganzen Buchs, wie in der Jedem eigenen Veranlassung zu dieser Arbeit, und da der Werth derselben auch schon hiernach verschieden ausfallen mußte, so wollen wir uns noch einen Augenblick dabey aufhalten. Herr M. hatte in seinen akademischen Vorlesungen das Buch oft erklärt, und da die Herrn Leß und Miller ihn zur Uebersetzung des ganzen A. T. aufgemuntert, so wollte er mit diesem aller Vermuthung nach ältesten den Anfang machen. Hr. C. ist darinn blos seiner Neigung nachgegangen, die Vortreflichkeit des Innhalts wie der Ausführung, das Große der Gesinnungen, die Pracht der Bilder, die Stärke des Ausdrucks, haben ihn so begeistert, daß er gewünscht, andern durch eine neue Verdeutschung mit sich in dieselben Empfindungen zu setzen: Und dies, wir gestehen es, ließ uns sogleich einen Vorzug der Cubischen Uebersetzung vermuthen, den wir bey der folgenden Vergleichung wirklich wahrnahmen. Wer sie eben so unpartheyisch anstellt, wird finden, daß sie durchaus mehr feines Gefühl des Edlen und Schönen verräth, als die Michaelische, wie denn Hr. M. selbst so billig ist, die Seinige der lutherschen nachzusetzen, was Geschmack und Ausdruck, (vielleicht war es genug schlecht weg zu sagen Geschmack, weil der Ausdruck

sich ohnedem darnach bildet) anlangt: Aber sicherlich würde Hr. M. auch darinn glücklicher gewesen seyn, wenn er mit dem Lubischen Enthusiasmus an die Arbeit gegangen wäre. Einen Schriftsteller, wie der Verfasser des Hiobs ist, recht lieb zu haben, mit ihm empfinden, lange von seinem Geiste genährt seyn; das ist der Erzengel, der den Uebersetzer leiten muß, und der das ganze Professoren Geschlecht fleucht, so lang es die Sandfelder der trockenen Kritick durchreist. Von der Worterklärung in Vorlesungen müßte man also, dünkt uns, nicht sogleich zum Uebersetzen übergehen (wie Hr. M. nach seinem eigenen Geständniß gethan hat und ferner thun will); man müßte nun jene auf eine Zeitlang vergessen, und seinen Autor noch einmal blos in der Absicht durchlesen, um seinen Geschmack zu gewinnen. Wir überlassen es auch beyläufig andern zu urtheilen, ob es nicht die Wichtigkeit einer Uebersetzung des ganzen A. T. besonders in den poetischen Schriften, dem H. M. hätten anrathen sollen, Gelehrte von verschiedenen Talenten mit zu zuziehen, und Ruhm und andre Gewinne gern mit ihnen zu theilen. Es ist bescheiden, wenn die Herren Leß und Miller, die als akademische Lehrer der Gottesgelahrheit, so etwas wohl selbst würden haben unternehmen können, ihm die Ehre eines solchen Geschäftes abgetreten haben, und so hätten wir denn in gleicher Vertraulichkeit sie den Styl führen lassen, Hrn. Miller, wo die Klage sanft fließt, Hrn. Leß, wo sich der Geist zum Ausdruck großer Gesinnungen erhebt. Es geschiehet überhaupt sehr zum Nachtheil der Gelehrsamkeit, wenn ein jeder Gelehrter blos für sich arbeitet und der Schriftsteller seines Zeitalters allein seyn will. Und noch bitten wir den Hrn. M. bey den übrigen Theilen seiner Uebersetzung sich einen oder mehrere Luthers zu wählen, die ihr ein gefälliger Ansehen

ge-

geben können. — — Hr. Cube hält nun auch sehr richtig, wie der Recensent glaubt, das Buch Hiob für das älteste System der göttlichen Fürsehung und Regierung ꝛc. insofern dasselbe dem Rechtschaffensten oft unregelmäßig zu seyn scheinet. Ganz anders urtheilt Hr. Michaelis. Sein ganzer Inhalt soll dahin gehen, hier in dieser Welt sey nicht der Schauplatz göttlicher Gerechtigkeit, sondern in einer zukünftigen; Da dies bisher Niemand bemerkt habe, sey auch der eigentliche Zusammenhang unbemerkt geblieben, und diese große Wahrheit von einem künftigen Zustande werde nicht nur im 19 Kap. v. 25-27. sondern auch 11, 17. 20, 23. 24, 18. 19. 27, 19. gelehrt. Da ist es uns nun sehr wahrscheinlich, daß Hr. M. mit der Vermuthung, etwas dergleichen zu finden, ausgegangen ist, und nach einer sehr natürlichen Folge, es auch würklich gefunden hat, wo noch itzt, ungeachtet seiner Fingerzeige, es niemand so leicht sehen dürfte. Hr. Meintel in der Antwort und die beyden Verf. des Schreibens und der Anmerkungen sind auch vornehmlich in diesem Punkt mit ihm uneins: Wir wollen sie also ihre Einrede hier vorbringen, und zugleich die Cubische und Michaelische Uebersetzung in den angezeigten Stellen hören lassen.

Cube. 11, 16. 17.	Michaelis — —
Du wirst alles deines Jammers vergessen: du wirst dich daran erinnern, wie man sich einer verlaufenen Wasserfluth erinnert.	Denn du wirst des Unglücks vergessen, oder nur so dran denken, als an ein vorbey geflossenes Wasser. Nach einem schwülen Mittage wird seelige Unsterblichkeit aufstehen; du wirst seegeln, und werden wie der Morgen.
Deine zukünftige seelige Tage werden in einem höhern Glanze daher leuchten, als das Mittagslicht: Noch drückt dich schwindelregende Finsterniß: Immerhin! — Du wirst	

wirst seyn, wie die Morgenröthe.

— — 19, 25 = 27.

Auch ich weis es gewiß, daß mein Erlöser lebet, daß er am letzten Tage der Welt, als ein gebietender Erretter auf meinem Staube da stehen wird. Und nachdem mein ganzer Körper auf diese kläglische Weise wird zermalmet seyn, so werde ich doch, warlich! mit eben diesen, meinen Körper, den ewigen Gott sehen.

Denselben werde ich alsden gnädigen Gott sehen: Mehr als zu gewiß werden ihn meine Augen schauen; und nicht blos die Augen anderer —

— — —

Ich weis nemlich, daß mein Erlöser lebt! ein anderer Ich wird dereinst aus dem Staube aufstehen.

Meine Haut, dieser Eiterfraß wird eine andere seyn, und aus meinen Leibe werde ich Gott sehen, mir werde ich ihn sehen, meine Augen werden ihn sehen, und kein Fremder.

20, 23.

Doch es werden ganz andere Speisen da seyn, seinen Bauch zu füllen: denn Gott wird den Sturmwind seines Zorns ungestümm in ihn hereinfahren lassen: Ungewohnte Leckerbissen wird er über ihn regnen lassen.

— — —

Freylich ist etwas da seinen Bauch zu füllen!

Gott sendet ihm die Hitze seines Zorns und läßt ihn Feuer zur Speise regnen.

24, 18, 19.

Jene, unnatürliche Wollüstlinge brechen alle Schranken durch, und freyer als Wasser! vermaledeyt sey ihr Theil des Ackers, den sie pflügen! Die Anmuthigkeiten ihrer Weinberge sehen sie vor Verachtung nicht einmal an.

Geschwind fährt nun dieser endlich über die See; denn wird sein Erbtheil auf dem Erdboden verflucht und er wendet sich nicht zum Wege der Paradiese.

Sie

Sie sind das verdorrete Erdreich: die Sonnenhitze hat sie ausgebrannt, Räuberisch fallen sie auf abkühlende Schneewasser her: höllisch versündigen sie sich!

Zu trocknen Wüsten und heißen Sonnenbrand schiffet er vor den Quellen, die Schneewasser nähret, vorüber.

In die Welt der Toden schifft seine Sünde mit.

27, 19. — —

Reich wird er sterben; Allein zu einem Nichts herab gesetzt, wird er zu seinen Vätern versammlet werden: dort gehn ihm die Augen auf: Er ist verlohren.

Reich geht er schlafen, und nimmt nichts mit. Er thut die Augen auf und nichts ist mehr da.

Was wir in der Cubischen Uebersetzung mit andern Lettern haben abdrucken lassen, soll größtentheils zum Beweise dienen, daß Hr. C. seinem Versprechen nicht zu paraphrasiren, und eben so wenig die Fehler der Schultenschen Erklärungsart beyzubehalten, doch nicht so ganz treu geblieben ist: von dem, alles Deines — deine zukünftige — immerhin — alle letzte Tage der Welt — als ein gebietender Erretter — warlich — den ewigen — mehr als zu gewiß — als den gnädigen Gott — ganz andere Speisen — den sie pflügen — vor Verachtung — sie sind — zu seinen Vätern — dort — steht nichts im Texte: Eins und das andere z. E. als den gnädigen Gott, für mir (im Text) könnte als eine Erklärung gelten, in der poetischen Uebersetzung stehen, aber prosaische Uebersetzung ist es gewiß nicht; und wer wollte nicht lieber das Michaelische Kräftigere mir werde ich ihn sehen, hören! So ist mehr als zu gewiß freylich der Sinn, aber jeder empfindsame Leser wird sich ungern des Vergnügens beraubet sehen, so etwas selbst aus der kurzen gläubigen Sprache „meine Augen werden ihn sehen„ heraus zu schliessen: Man sieht, wie ge-

sagt, wohl, daß Hr. C. mit seinem Schriftsteller in gleicher Empfindung fortzudenken fähig ist, nur sie trocken aussprechen, dünkt uns, sollte er nicht, so wie es jener auch nicht thut. Dann ist das räuberisch fallen sie, offenbar zu etymologisch, für, heftig, gierig, fallen sie auf. Auch H. M. ist, wie wir in der Folge noch mit mehrern Beyspielen zeigen werden, in diesen Abschnitten nicht ganz von Umschreiben frey; sonst würde man das matte, oder, das • endlich denn (dann) nicht lesen: — Wir gestehen auch, daß uns • aus meinem Leibe werde ich Gott sehen, wie schon Schultens übersetzte, nicht anständig genug klingt. Die Hauptfrage ist nun, ob Hr. M. recht übersetzt hat, daß nun Hiob (die einzige bekannte Stelle ausgenommen) das sagt, was noch kein menschliches Auslegerohr von ihm gehört hat. Wir wollen deswegen erst seine Vertheydigung hören. Bey der ersten Stelle wird in der Anmerkung nichts weiter gesagt, als die Alten hätten sich gewisse Inseln der Seligen vorgestellt, in welche man erst über ein weites Meer hinüber seegeln müssen: Hr. Meintel (in der Erklärung) kann so etwas hier nicht sehen, dringt auf den beständigen Gebrauch des Wortes חלד und übersetzt: „Höher als der Mittag wird die Lebenszeit stehen, bis du verfinstert, wie der Morgen wirst du seyn." Recensent wird so lange denken, H. M. habe mit seinen Lesern scherzen wollen, so lange er nicht beweißt, aus arabischen oder andern orientalischen Schriftstellern, daß das Wort, welches durch verfinstern übersetzt wird, seegeln bedeute, auch wo gar nicht von Wasser irgend etwas im Context vorkommt, und aus den Alterthümern, daß man zu den Zeiten Hiobs an Inseln der Seeligen gedacht hat: In der Uebersetzung seelige Unsterblichkeit, ist er offenbar durch die Schultensche Behauptung, das Wort Zeit,

be-

bedeute nicht nur *aevum beatius*, sondern *perennitatem* aevi beatioris, verführt worden: allein zuerst ist aevum beatius und Unsterblichkeit ja nicht einerley (es müßte denn in einer Abhandlung von der letztern vorkommen) und zeigt jeden verbesserten Zustand an. Hiernächst ist unerwiesen, daß man nach der Sprache sich zugleich die Fortdauer dabey gedacht hat, und Hr. M. muß also auch hier aus Schriftstellern erweisen, daß irgend einer חלף in der Bedeutung der Unsterblichkeit gebraucht habe. Aber wir verbürgen unsere ganze Recensenten-Ehre und noch etwas mehr, wenn etwas von alle dem kann erwiesen werden; die Spur wollten wir wohl finden, auf der Hr. M. der Bedeutung des Seegelns nachgegangen ist; es würde uns selbst keine Ehre bringen. Es folgt die bekannte Stelle: Hr. M. versichert in der Anmerkung, er könne sie nicht anders, als von der Hofnung eines künftigen Lebens verstehen, nur gemeiniglich sehr mittelmäßige Kenner des Ebräischen legten sie von Verbesserung zeitlicher Umstände aus; so etwas widerspreche auch den vorigen Reden des Hiobs, nach welchen er durchaus alle Hofnung dieses Lebens aufgegeben und gerade darüber sich am meisten mit seinen Freunden entzweyet habe. H. Meintel ist in so weit damit zufrieden; der V. der Anmerkungen ist dagegen, und glaubt, es könne sogar noch eine dritte Erklärung geben, nemlich „ich weis wohl, daß mein Bluträcher das Feld behaupten wird, in dieser ganzen Zernagung meiner „Haut sehe ich und werd ich einen mich strafenden „Gott sehen. Ich sehe ihn schon itzt, meine Augen „sehen ihn, wo andere Augen noch nicht tief genug „in meinen Jammer sehen ꝛc.„

Am stärksten spricht dagegen der V. des Schreibens, und findet, wie billig, darinnen gar keine Ungereimtheit, wenn der Dichter den Hiob, nach dem er

ihn vorgestellt, wie er im höchsten Gefühl der Schmerzen alle Hofnung zur Besserung fahren lassen, in einer andern Gegend bey gemäßigtern Leiden nach seinen eigentlichen Grundsätzen reden und so den Grund seines Herzens entdecken läßt. Damit ist nun Hr. Meintel in der Antwort gar nicht zufrieden, lacht über die vorgegebene Kunst des Dichters, verlangt Beweis, daß Hiob sich zu der Zeit in einem leidlichen Zustande befunden habe und glaubt, eine kurze zeitliche Verbesserung habe sich nicht der Mühe verlohnet, mit einem so feyerlichen Wunsch hervorzutreten „Ach daß meine Reden rc.„ Das letzte ist nun schon oft gesagt, und eben so oft geleugnet worden, kann auch so lange keinen Entscheidungsgrund abgeben, so lange es hier auf die individuelle Vorstellungsart ankommt, auch der Gegner dies eben so gut für sich brauchen und sagen kann, „gerade deswegen, weil Hiob „nichts von einem künftigen bessern Zustand nach dem „Tode wußte, war nichts grösseres, das er sich denken und wünschen konnte, als die Verbesserung des „Gegenwärtigen.„ Andere werden es vielleicht auch eher kunstmäßig finden, wenn der Dichter irgendwo den Mann zeigt, wie er würklich war, und nach seiner gesetzten Frömmigkeit sich durch alle Betäubungen der Schmerzen einmal durcharbeitet. Mit dem übrigen Theil der Uebersetzung ein anderer Ich — meine Haut, dieser Eiterfraß wird ein anderer seyn — ist Hr. Meintel so wenig zufrieden, als mit der Erklärung des Erlösers von Gott. Unter diesem versteht er, wie gewöhnlich, Christum, klagt über die Freyheit, die sich Hr. M. nehme, אַחַר auszusprechen נִקְפָה (laceratio) zu lesen und אחרון in der ganz ungewöhnlichen Bedeutung ein anderer für zuletzt zu nehmen. Dies letzte möchte wohl nicht so ganz ungewöhnlich seyn und vermuthlich wird Hr. M. darauf ge-

gesehen haben, daß bey den Arabern nach einer verschiedenen Punctirung (entweder mit dem Fatha oder Cesra) dies Wort bald ein anderer, bald der letzte bedeutet: Nur das einzige wünschte der Recensent von Hrn. M. zu hören, wie er ohne Uebereilung sagen können; nur mittelmäßige Kenner des Hebräischen könnten sie von der Hofnung verbesserter zeitlicher Umstände erklären, da es hiebey auch durchaus nicht auf Worterkenntniß des Hebräischen ankomme. Seine eigene Uebersetzung, wie sie da vor jedermanns Augen lieget, ist der laut sprechendste Beweis davon: Sie bestimmet weder das eine, noch das andere; es bleibt immer noch die Frage, dachte sich der Mann bey dem ein anderer Ich u. s. w. seine Wiedergenesung oder Auferstehung? Bey 24, 18. 19. beruft sich Hr. M. wieder auf die poetische Mythologie der Hebräer, daß, er fährt über die See — zum Paradiese, so viel sey, als, er stirbt, aber er kommet nicht in die Inseln der Seeligen: dann verändert er die Lesart mit der Vulgate, imgleichen die Punkte zweymal, daß nun die Uebersetzung des 19. v. heraus kommt, und doch nicht völlig: denn das zu (trocknen) das in vor, die Welt der Todten, muß er noch als ausgelassen annehmen, dem Wort, welches nach der veränderten Lesart eigentlich transiit bedeutet, auch noch den Nebenbegriff beylegen, nach welcher dieser Uebergang zu Schiffe geschiehet, und bey der Wiederholung noch einen zweyten, daß nun der Sinn sey, mit zu Schiffe übergehen. Das Berlinsche Schreiben verwirft diese Uebersetzung ganz als übel zusammenhängend, da der Dichter nun fortfahren wolle, das vorher beschriebene Glück der Sünder als unbeständig zu schildern, und darauf, auch nur nach Luthers Uebersetzung, vermittelst einer kleinen Veränderung im Anfang des 18. v. alles ungemein passe: Hr. Meintel tritt ihm hierinn, (in

der Antwort) bey, und, (in der Erklärung) meynt er, der Sinn beyder Verse sey, „leichtsinniger Weise, „glaube der Sünder alles wieder gut zu machen, „wenn er nach seinen begangenen Uebelthaten sich mit „Wasser, besonders mit Schneewasser reinige, aber „es helfe ihn nichts, denn (v. 19.) Dürre und Hitze „treiben die Schneewasser, in den Erdschlund weichen sie ab,„ welche Uebersetzung des [illegible] in dieser Bedeutung, daraus die spätere des sündigens entstanden, ganz wohl zuließen, wenn nur erwiesen wäre, daß Hiob im 18. v. auf eine solche abergläubische Reinigung gezielt habe. Es ist nun wohl ausgemacht, daß dies eine der schwersten Stellen im Hiob ist, aber es ist uns noch schwerer zu begreifen, wie Hr. M., wenn wir ihm auch alle die Freyheiten, die er sich genommen hat, zugestehen, eine solche Erklärung mit Gründen aus der Sprache rechtfertigen will. Er ist schuldig, zu beweisen, daß das erste Wort im 18. v. nach dem Sprachgebrauch schiffen bedeute, die Oberfläche des Wassers und die See dem Hebräer einerley Ding sey, Weinberge und Paradiese gleichgeltende Benennungen sind, alle seine willkührliche Voraussetzungen beym 19. v. es nicht sind, und endlich die Uebersetzung, die wir nun entgegen setzen wollen, auch nur einen Flecken von Seiten der Sprachrichtigkeit, oder der Schönheit, oder des Flusses der Rede habe. So lange er dies nicht thun kann, so lange hat das Publicum Ursache, die Aechtheit solcher orientalischen Perlen in Zweifel zu ziehen. Der Dichter vergleicht nemlich den schnellen Untergang der Gottlosen ganz vortreflich mit einer Wasserblase und dem nicht geschmolzenen Schnee, und kein Wort verändert, ist also die Uebersetzung:

18. Gleich einer Blase auf der Oberfläche des
Wassers hebt sich ihr Reichthum auf Erden;

kei-

keine Spur ist weiter vorhanden, wenn sie angeweht werden.

19. Dürre und brennende Hitze zerschmelzen das Schneewasser, in die Tiefe schiesset es herab (oder, in die Tiefe fahren sie herunter.)

Nach der letzten Uebersetzung würde der Dichter dem Leser überlassen haben, den Vergleichungsgrund mit dem Schneewasser, welches zerschmolzen, schnell von den Bergen herabschießt, für sich zu erweitern; doch zieht Recensent die erste vor, weil es vielleicht noch eine größere Schönheit seyn würde anzunehmen, der Dichter habe die ganze Anwendung des Gleichnisses zurückbehalten. Die Hauptversehen bey Erklärung dieser Stelle sind wohl bishero diese gewesen, daß man das Wort *via* (דרך) mit dem folgenden verbunden hat, und nun freylich unendliche Schwierigkeiten darinn gefunden, was via vinearum seyn solle? Hiernächst, daß man nicht versucht hat, ob nicht כרמים (vineae) in einer andern Form und Bedeutung zu nehmen sey, und endlich sich nicht erinnert, daß das erste כָל auch substantive genommen werden kann, und im Arabischen jede kleine Erhöhung und daher Hügel, Warzen im Gesichte, Blasen auf dem Wasser bedeuten — hätte man sich dessen erinnert und dazu genommen daß דרך auch so viel als vestigium alicujus rei sey, כרמים hier das Gerundium vorn mit dem Caph und hinten mit dem affixo ם .. ohne Punkte ים seyn könne, und also Wort für Wort die Uebersetzung der zweyten Hälfte nullum (לא) apparet (יִפְנֶה) vestigium (דרך) dum inflas eos (כרמים) so müßte man ja längst einer solchen Vergleichung, die so schön ausgeführet ist, gut geworden seyn. Hr. M. soll uns nun auch hoffentlich nicht Schuld geben können, daß wir die in den hebräischen Büchern seltnere Bedeutung des קלל, קל, aus den Wörter-Büchern

chern genommen haben, und mit gutem Bedacht behalten wir uns vor, sie ihm, wenn er es verlangt, auf andere Art zu bescheinigen; hoffen aber, daß der ganze Context, die ausdrückliche Meldung der Oberfläche des Wassers, die fortgesetzte Erwähnung des Anhauchens, Aufblasens, Anwehens und die ganze daraus entstehende schöne Vorstellung — ein Lüftchen von Krankheit kann sie wegblasen — für andere zum Beweis zureichend seyn werde. In der letztern Stelle ist wieder ohne allen Beweis angenommen, daß nichts einsammlen, wie das hebräische eigentlich diesen Verstand hat, so viel sey, als nichts mit aus der Welt nehmen, und also nach der Anmerkung der Sinn „reich schläft er ein ohne zu denken, daß diese Nacht „für ihn die letzte seyn soll, er wachet aber nicht wie„der auf, sondern stirbt, welches Hiob durch einen „Euphemismus verschweiget, aber doch durch die Worte, „er nimmt nichts mit, (als wenn dies so ausgemacht „wäre) zu erkennen giebt, die schwerlich auf den leib„lichen Schlaf gehen können.„

Aber welcher Ausleger sollte so unsinnig seyn, die Worte, die Hr. M. er nimmt nichts mit, übersetzt, vom leibl. Schlaf zu erklären? Wir wissen keinen, der es gethan habe, wohl aber, daß Hr. Dr. Barth schon das wesentliche dieser Erklärung auf die Bahn gebracht hat. Indeß ist Hr. Meintel hier gewiß auf einem bessern Wege. Es wird, sagt er, ein Reicher vorgestellt, der eine große Erndte vor sich sieht, ehe er noch alles einsammlet, sich vor Müdigkeit hinlegt und ausruht, und wenn er erwacht, nichts mehr findet, weil große Wasserfluthen und Sturmwinde (nach dem folgenden Verse) alles weggeführet haben. Wer wollte eine solche Erklärung, die auch auf die morgenländischen Gegenden und älteste Lebensart so ungemein paßt, nicht schön finden?

So

So wenig beweisen also die angeführte Stellen das, was sie nach der Michaelischen Vermuthung beweisen sollten. In dem Berlinischen Schreiben, wie in den Anmerkungen, wird nun auch noch überhaupt aus andern Gründen die Hypothese von der so frühen Einsicht des Hiobs in eine künftige Fortdauer bestritten. Der Verf. von jenen behauptet, der eigentliche Satz, welcher durch das ganze Buch habe durchfochten werden sollen, sey dieser „Gott belohne allezeit in „dieser Welt die Tugend und bestrafe das Laster„ diese Philosophie müßte man nicht nach unserm Zeitalter beurtheilen, der Zusammenhang rede doch dafür, welches nun in einer weitläuftigen Zergliederung des ganzen Buchs deutlich gemacht, und am Ende durch die Beziehung auf die Stellen, wo Hiob gerade zu sich erkläret, er wisse von einem Zustande nach dem Tode nichts, (als 14, 7. 8. 9. 10. 11. 12.) die Hypothese des Hrn. M. völlig verworfen wird. Dies ist allezeit auch unsere Meynung gewesen, der die Cubische nicht widerspricht, und wir sehen auch gar nicht, wie Gott sonst am Ende könne vorgestellt werden, wie er dem Hiob hier auf der Welt alles wieder erstattet. Hr. Meintel hat in der Antwort diese Schwürigkeiten gefühlt, hält sie aber nicht für wichtig, weil diese Wiederherstellung dem Hiob eben ein Unterpfand der Glückseligkeit nach dem Tode habe seyn sollen: Und wo steht das? Hätte man, die Michaelische Erklärung angenommen, nicht weit eher erwarten sollen, Gott werde am Ende erscheinen, und den Hiob in einer Wolke zu sich von der Erde aufnehmen? So ist auch alles übrige was Hr. Meintel gegen den hieher gehörigen Inhalt des Schreibens erinnert, von weniger Bedeutung, wie es uns vorkommt. Sehr richtig bemerkt auch der V. der Anmerk. daß die Michaelische Behauptung mit dem damaligen Kindesalter der Welt nicht be-

bestehen könne; es zu verwundern seyn würde, daß der Trost eines ewigen Lebens — 11, 17. nach der Michaelischen Uebersetzung — dem Hiob, bey der angenommenen eigenen Ueberzeugung derselben, nicht willkommener gewesen sey, man so dem Hiob mit der einen Hand eine so deutliche Hofnung gebe, und mit der andern sie ihm wieder wegnehme, in so vielen Stellen, wo er ganz Hofnungslos und voll Verzweifelung spricht; ferner es das größte psychologische Rätzel seyn würde, den erfreuendsten Trost kennen, und doch nur etwa aufs höchste viermal sich etwas davon merken lassen — Die übrigen Theile dieser Anmerkungen sind eben so voll von wahren Bemerkungen und verrathen durchaus den Geist und das Herz des Hrn. Toblers, daß wir ihm auch vorzüglich deshalb viele Leser wünschen; ihn aber, wenn er diese Recension sollte zu Gesicht bekommen, noch fragen möchten, ob er nicht statt die Geduld Hiobs beym Jacobus lieber übersetzen würde, die Beharrlichkeit Hiobs, nemlich in großen gottesfürchtigen Gesinnungen, womit denn auf einmal der aus so vielen ungeduldigen Bezeugungen nach der Geschichte entstehende Zweifel gegen die Richtigkeit des Jacobischen Ausspruchs gehoben seyn würde.

Wir kommen nun zu der beyderseitigen Uebersetzung selbst: In beyden vermissen wir, wie wir schon in der Cubischen in den angeführten Stellen gezeigt haben, die gedrungene Kürze des Originals; Beyde sehen oft mehr Paraphrasen ähnlich, aber die Michaelische ist auch bald wieder zu etymologisch, bald zu frey, und einigemal höchstniedrig, daß man glauben solte, er habe nach gar keiner gewissen Regel übersetzt. Folgende Stellen werden zum Beweise zureichend seyn: Hier sind also zuerst Umschreibungen, I, 1. In dem anmuthigen Thal um Damaskus lebte ehedem ein

Mann,

Mann, mit Nahmen Hiob. Herr C. weit besser: Es wohnte ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob: 21. M. Nacket bin ich aus meiner Mutterleibe gegangen, und nacket kehre ich in die unsichtbare Welt zurück: C. Nackend bin ich aus dem Schooß meiner Mutter gekommen; nackend werde ich auch in den mütterlichen Schooß der Erden zurückkehren: das Original aber sagt bloß: Nackend kehre ich dahin zurück; freylich, in die Erde, das versteht auch ein jeder gleich, es ist auch schön, sie seinen Mutterleib zu nennen; nur der Affect erlaubte es nicht, sich so genau darüber auszudrücken. II, 3. 9. M. Er beharret noch fest bey seinem Dienst eines einzigen Gottes — Bleibst du noch immer bey dem Dienst eines einzigen Gottes? C. Auch sogar itzt noch behauptet er triumphirend seine Rechtschaffenheit — Auch so gar itzt noch hältest du fest an deiner Rechtschaffenheit. — Das einzige triumphirend ausgenommen, welches offenbar nicht im Text stehet, und Hr. C. selbst das zweytemal wegläßt, ist Hn. M. Paraphrase eines einzigen Wortes um so weniger zu verzeyhen, da es ganz eigentlich Rechtschaffenheit, (integritatem animi) bedeutet, der Dienst des einzigen wahren Gottes schon in dem vorhergehenden gottesfürchtig mit gedacht wird; und er selbst anderswo (z. E. 8. 20,) die Bedeutung der Redlichkeit in der Uebersetzung ausdrückt. Recensent rechnet es auch Hn. C. zum besondern Verdienst an, daß er sich nicht gescheuet hat, dieses vielen itzt leider so verhaßte Wort zu brauchen, obgleich freylich an vielen Orten der Dienst des einzigen Gottes ohne alle Rechtschaffenheit der Absichten und Gesinnungen vollgültig mag angesehen werden. V, 26. M. Mit Runzeln des höchsten Alters gehst du erst in dein Grab. C. besser: im hohen Alter, und so bemerkt auch Hr. Meintel in der Erklärung sehr

rich-

richtig, daß das hebräische Wort auf die ganze Gesichtsveränderung des Greises gehe. XXI, 30. M. In der Zeit da — aufgespart und dem Herrn mit feyerlicher Pracht entgegen getragen wird, (welche Einschaltung auch der V. des Schreibens misbilliget.) C. — An dem Tage der daher rauschenden Zornfluthen halten solche prächtige Jubel-Auszüge, für, zur Zeit des Zorns. Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß Hr. C. noch weit öffterer in diese paraphrastische Weitschweifigkeit verfällt. —

Etymologische Uebersetzungen: I, 2. 11., M. ein Mann ungetheiltes Herzens, Hr. C. besser, von durchgängiger Rechtschaffenheit: aber warum nicht ein rechtschaffener Mann? Hr. M. selbst übersetzt, wie schon erinnert worden, dasselbe Wort einmal die Redlichen, V, 11. 12. Um Niedrige zu erhöhen, und schwarzgekleidete im Glück zu erheben, welches überdem zu sehr nach unsern heutigen Sitten schmeckt, IX, 7. — Und der sein Siegel auf die Stirn drückt, ganz wie XXIV, 16. des Tages siegeln sie sich ein, und kennen das Licht nicht; welches auch in dem Schreiben als undeutsch verworfen wird: XXXII, 6. — ich kroch auf der Erden und furchte mich. —

Allzufreye — — — I, 3. 4. M. — — er war der reichste unter allen Saracenen, — C. In ganz Arabien war kein so großer Mann: Dies liesse sich wohl eher entschuldigen, da die Benennung der Saracenen ohnedem viel neuer ist; Allein wir sehn doch nicht, warum es nicht in der Uebersetzung genauer nach dem Original heissen könnte: unter den Morgenländern? M. Und sie luden alsdenn ihre drey Schwestern ein, daran Theil zu nehmen. Hr. C. daß sie in ihrer Gesellschaft eine vergnügte Mahlzeit einnehmen möchten. Beyde, wo es im Text heisset — mit ihnen zu essen und zu trinken; Auf so

eine

eine bescheidne vergnügte Mahlzeit mag es auch wohl nicht abgesehen gewesen seyn, und die ganze Einladung klingt uns auch nach dem letzten Vortrag zu Berlinisch fein unter den Saracenen. 11, 21. M. Jehova hat mir alles gegeben, wo das alles nicht im Text stehet, und die nervöse Kürze im Ausdruck verschwindet, so wie bey der Cubischen Jehova gab mirs, Jehova nahm mirs, für gabs, nahms.

Höchstniedrig: XVII, 9. M. Wenn Er, (Gott) seine Hand ausstreckte, und mich abschnitte. XXVII. 23. Mit den Händen klatscht Gott über ihn. — Die Küchen-Magd schneidet ab, und die — klatschen mit den Händen, aber Gott nicht. —

Wir müssen nun auch das Gute an der Michaelischen Uebersetzung rühmen, so wie wir schon der Cubischen den Vorzug eines feinern und kräftigern Ausdruckes zugestanden haben. Ueberhaupt sind die Kapitel, in welchen die Majestätische Beschreibungen der Größe Gottes vorkommen, XII. XXXVI. XLI. des Originals würdig, wenn auch gleich hin und wieder Zweifel gegen die Richtigkeit der Uebersetzung gemacht werden können. VI, 15-20, wird auch sehr schön übersetzt: Meine Freunde sind mir untreu, wie ein Bach: Wie eine Wasserquelle versiegen sie: Wie die Bäche, die schwarz von schmelzenden Eis brausen, wenn der Schnee wütend in sie herabstürzt: Zu anderer Zeit fasset sie ihr Ufer; sie verstummen: Und wenn es heiß wird, verschwinden sie von ihrer Stelle; Die Caravanen krümmen den Weg nach ihnen: Sie suchen Wasser in der Wüste und kommen um: Die Reise-Gesellschaften der Saracenen (hier steht Themaniten im Text) suchen sie auf — — Sie kommen zur Stelle und werden beschämt — bestürzt würden wir doch lieber gesetzt haben: VII. 15. Mein Wunsch wählet oft den Strick, sehr richtig und stark,

 wie

wie uns dünket, nur nicht die zweyte Hälfte, und alle meine Knochen den Tod, für, und den Tod für ein längeres Leben: V. 19. wird übersetzt: In sechs Nöthen wird er dich erretten, und bey sieben Landplagen wird das Unglück dich nicht treffen. XXVIII. 18. Der Edelstein von Rama und der Crystall muß gar nicht genannt werden, und Weisheit aus der Tiefe ziehen, ist mehr als Corallen auf dem Boden des Meeres finden. XXXIII. 23 - 25. Wird denn ein Engel, einer von Tausenden, der Mittler, ihm bekannt zu machen, worinn er sich bessern soll; Und er erbarmet sich seiner, und spricht: Bringe ihn von der Grube zurück, ich habe das Lösegeld bekommen: So blühet sein Leib vergnügt wieder auf, ꝛc. Wir billigen diese Uebersetzung hier nur in so weit, in so weit auch der 24 V. auf den Engel gezogen wird; von der Erklärung wollen wir gleich reden, wenn wir noch etwas von der poetischen Uebersetzung des Herrn Cube gemeldet haben.

Es soll keine völlige Umschreibung seyn, obwohl mancher sie lieber dürfte gelesen haben, und Hr. C. selbst dabey mehr Geist und Pracht der Poesie würde haben anbringen können. Denn itzt ist es immer fast dieselbe prosaische Uebersetzung wieder, nur in den abgemessenen Gang hexametrischer Verse eingeschlossen, und mit dem Wohllaut der Reimen verbunden: doch wird man sie größtentheils fliessend finden. Hier sind einige Exempel. XI. 5. ist die Prose: Ach aber! daß doch nur Gott selbst reden, und dir dein Unrecht nachdrücklich unter die Augen stellen möchte: die Poesie:

Ach möchte Gott nur selbst den letzten Ausspruch fällen,
Und daß du Greuel liebst, dir unter Augen stellen.

XII. 11. Prüfet nicht ein feines Ohr die Reden, gleichwie der Gaum die Speisen auskostet?

Hat

Hat nicht der Kenner Ohr sonst Rednergeist entdecket,
So wie der Gaumen schnell gewürzte Speisen schmecket.

Das erste wird manchen undeutlich, und das schnell nicht so ganz richtig in diesem Context gewählt scheinen. XX. 24. Verwundet von der großen eisernen Rüstung, wird er flüchtig werden. Allein der stählerne Bogen wird ihn durchbohren.

Der großen Rüstung wird er glücklich noch entfliehn,
Voll von Triumph flieht er, wiewohl verwundet hin.
Allein des Bogens Stahl wird seine Brust durchbohren.

Ist entfliehn und flüchtig werden einerley? Verwundet seyn und doch glücklich entfliehn nicht etwas abstechend; wiewol verwundet und allein zu matt? XXVII, 19. 20. Reich wird er sterben: allein, zu einem Nichts herabgesetzt, wird er zu seinen Vätern versammlet werden: dort gehen ihm die Augen auf: Er ist verlohren. Gewaltig peinigende Gewissensschröcken werden ihn ergreifen, wie Wasserfluthen; dort in jener nächtlichen Finsterniß, rast ihn ein Sturmwetter hinweg, wie ein Dieb.

Er wird, stirbt er auch reich, wie seine Väter waren,
Zum Nichts herab gesetzt, zu seinen Vätern fahren,
Dort in der finstern Welt, wo dem betrognen Sinn
Die leeren Hofnungen des blinden Wahn entfliehn,
Gehn ihm die Augen auf, und Schrecknisse durchbohren
Sein nun erst fühlend Herz — der Sünder ist verlohren.
Gewissenspeinigung der Selbstverdammung Glück
Ergreift ihn dort mit Macht, wie eine Wasserfluth,
Es überfällt ihn dort in jenen Finsternissen
Das Wetter wie ein Dieb: — hinweg ist er gerissen!

Das zweymalige dort ausgenommen, ist diese Sprache, wie es dem Recensenten scheinet, sehr poetisch. XXXI, 7. 8. Wofern meine Tritte von dem rechten Wege abgewichen sind; wofern mein Herz sich durch

mein Auge hat verleiten lassen, wofern ich meine Hände an dem geringsten fremden Gute habe kleben lassen: so müssen Fremde auffressen, was ich ausgesäet habe! So will ich damit zufrieden seyn, daß meine Familie mit der Wurzel ausgerottet werde.

— — — Wich ich vom rechten Steigen
Ließ ich mein Herz zur Lust von meinen Augen neigen
Hat jemals meine Hand an fremden Guth geklebt,
Hab' ich je von dem Schweiß der Dürftigkeit gelebt,
So freß' ein Fremder auf, was ich gesäet habe,
So gehe mein Geschlecht an Einem Tag zu Grabe!
So rotte Gott mein Haus, mein Enkelreiches Haus
Das seinem Schlag entkam, mit seiner Wurzel aus!

Da auch diese ganze Uebersetzung in drey Theilen nach einander heraus gekommen ist: so hat der Herr Prediger auch dem zweyten und dritten jedem eine Zueignungsschrift und Vorrede vorgesetzt. In der zweyten Vorrede vertheydigt er die vorhergegangene Theile der Uebersetzung gegen einige Recensenten, in der zweyten und dritten Dedication aber wie in der zweyten Vorrede, erklärt er sich mit großer Lebhaftigkeit und in sehr geschärften Ausdrücken wider die Selbstdenker in der Theologie, die moralischen Prediger auf der Canzel, die afontischen oder metaphysischen, oder witzigen Ausleger, die Journalgelehrten, die Reformatoren in Kirchen und Schulen, die Feinde der alten Litteratur, die neuen Aestetiker und viele andere mehr. Wo man mit einmal gegen so viele zu streiten hat, da kann es nicht allezeit so ordentlich zugehen, es wird mehr Blut vergossen, als man selbst wollte, Freund und Feind niedergehauen, und das Gemüth noch einmal so erhitzt, wenn man zuvor starkes poetisches Getränke zu sich genommen hat, wir wollen sagen, sich von der poetischen Uebersetzung des hitzigen Wortwechsels der Freunde Hiobs zur Verfertigung solcher Vorreden be-

giebt.

giebt. So entschuldigen wir wenigstens den sonst gelehrten Mann gern, wenn es scheinen könnte, als ob Inhalt und Ausdruck seiner Person nicht anständig genug wären, und denken, es sey nicht so genau zu nehmen, wenn es in der letztern Vorrede unter andern heisset: „Ich versichere, daß ich eine jede Predigt „wo nicht die mächtige Wahrheit von Jesu versöhnender und besser machender Mittlerliebe hin„durch blickt, von Grund der Seelen, verachte, und „für ein Zeichen der theologischen Ungeschicklichkeit „und unchristlichen Gesinnungen halte ꝛc.„

Wenn dies würklich so gemeint wäre, so wollten wir doch unserer Gemeine nicht rathen, das Buch Hiobs zu lesen, und wünschen sehr, daß es Hr. C. nicht einmal bereuen mag, es übersetzt zu haben, da nach seinem eigenen Geständniß in den ganzen vierzig Predigten desselben nur K. 19, 25. 26. 27. und 33, 23. 24. etwas von Christo vorkommet, und, wie bekannt, auch viele nicht einmal in diesen beyden Stellen ihn finden können.

Nun sind noch die Anmerkungen des Hrn. M. übrig. Sie sind, wie die Uebersetzung für Ungelehrte: allein man kann, sagt Hr. Tobler, in seinen Anmerkungen, in verschiedenen Graden ungelehrt seyn. Nun erklärt er sich zwar in der Vorrede, er verstehe darunter solche Gelehrte, die nur die morgenländischen Sprachen nicht kennen. Aber wie nun? Diese kann der Staatsmann nicht, der Mann von Geschäften nicht, der Bürger nicht, der Bauer auch nicht: Wer sind nun die Ungelehrten? vermuthlich die Staatsleute, Gelehrte am Hofe, in Gerichten u. s. w. weil der Pöbel sicher gar keinen Gebrauch von den Anmerkungen würde machen können, wie sie itzt sind. Diese mögen es also rügen, wenn sie wollen, daß ihre Ungelehrsamkeit mit jedem neuen Theile der Welt so laut

 ange-

angekündigt wird, und manche Poeten unsers Zeitalters werden es auch wohl nicht unterlassen. Wir müssen doch sagen, daß ein großer Theil der Anmerkungen selbst für solche ganz unbrauchbar ist, wie für den Sprachkenner unnöthig; alle die meynen wir, in welchen Hr. M. erinnert, er habe die Lesart oder die Punkte verändert, oder wenn man sie veränderte, so könne man auch so und so übersetzen; oder nach den jüdischen Punkten laute der Text so; wovon eins oder das andere auf allen Seiten vorkommt — Die für die Gemeinheit der Leser dienlichere Anmerkungen betreffen die morgenländischen Denkungs- und Lebensart, genauere Bestimmungen des Zusammenhangs, den Gebrauch der Bilder, und sind zum Theil sehr schätzbar, zum Theil aber auch mehr blendend, als erleuchtend, und nicht selten zu gedehnt.

Gleich I. 6. ff. soll der Dichter Gott einen feyerlichen Gerichtstag halten lassen, in welchen der Teufel als Ankläger den Hiob verklage. Wir finden an der Schönheit der Erdichtung nichts auszusetzen, sehen aber doch keine Nothwendigkeit, sie anzunehmen, im Text: Satan ist eine moralische Person aller neidischen Menschen, die so oft die Sprache führen, wie sie hier vorgestellt wird, und also gehöret alles übrige zur dichterischen Erweiterung.

II. 7. kommt eine weitläuftige Beschreibung der Elephantiasis vor, die Hiob gehabt haben, und die schlimmste Art des Aussatzes gewesen seyn soll: aber bey solcher venerischen Krankheit, wofür sie die neuern französischen Aerzte halten, worauf sich Hr. M. wohl nicht besonnen hat, hätten wir uns doch nicht so lange aufgehalten.

IV. 11. Empfindet er sehr richtig in den Stellen die von Löwen handeln, die Armuth der deutschen Sprache, die verschiedenen Arten und Laute derselben

aus-

auszudrücken, wofür die hebräische Sprache besondere Benennungen hat. 12. Soll Eliphas dies Gesicht nicht vorgegeben, sondern wirklich gehabt haben, weil er durchaus einen redlichen Charakter verrathe: Aber das dritte blieb doch noch übrig, daß er sich ein Gesicht gehabt zu haben einbilden könnte.

V. 23. Wird schön aus der alten orientalischen Welt, die von keiner Herberge wußte, und in der die Reisende des Nachts auf freyem Felde bleiben mußten, erläutert: wohin auch die Beschreibung der Beschwerlichkeiten, denen die Caravanen unterworfen sind, (VI. 15. 20.) gehört. Aber auch hier ist Hr. M. für die Ungelehrten, die er meynet, und die er kurz auf die Reisebeschreibungen hätte verweisen können, viel zu weitläuftig: So ungelehrt sind sie doch wahrhaftig nicht, daß sie diese nicht hätten, und in so vielen Uebersetzungen lesen könnten.

VII. 15. 16. zeigt Hr. M. daß nach der schon angeführten Uebersetzung Hiob von Eingebungen des Selbstmords rede, aber ihn auch als einen sehr niedrigen feigen Gedanken vorwerfen. Hr. Meintel in seiner Erklärung will so etwas nicht auf den Hiob kommen lassen, meynt er habe sich einen Steckfluß gewünscht. Recensent ist geneigter, jenes anzunehmen, wundert sich aber, wie Hr. M. sagen kann, daß auch kein Ausleger diese Stellen so verstanden habe, da Luther geradezu übersetzt. „Meine Seele wünscht erhangen zu seyn, wofür Hr. M. sagt: wünscht sich den Strick.„

XIV. 12. will er nicht so verstehen, daß Hiob die Auferstehung der Todten läugne, und die Worte, bis der Himmel veraltet, sollen eben anzeigen, daß die Todten aufstehen werden, wenn die große Weltveränderung vorgehe: der V. des Schreibens ist dagegen, und behauptet, man hätte nach der ältesten Philosophie von der ewigen Fortdauer der Weltkörper da-

 mit

mit einen unmöglichen Fall mit dem andern verglei-
chen wollen. XXVII, 18. hatte er die andere Hälfte,
wie eine Hütte, die sich der Wächter macht, über-
setzt, wie ein zwischen Bäumen hangendes Bette,
das sich der Wächter macht, und dieses Bette wird
nun in den Anmerkungen weitläuftig beschrieben. Hr.
Meintel erinnert dagegen, ob die Beschreibung gleich
sehr artig sey, so sey es doch sehr ungewiß, ob ein
Bette, und zwar von der Art gemeynet sey. Und
das ist es freylich!

XXVIII. 17. soll des Glases gedacht seyn, es
wird aber aus der Sprache kein Beweis geführet, und
Hr. Meintel scheint Recht zu haben, wenn er mit
Schultensen es lieber von dem Crystall verstehen will.

XXIX. 7. 25. wird die Meynung derer mit gu-
tem Grund verworfen, die aus dieser Vorstellung
Hiob zu einer eigentlichen Obrigkeitlichen Person oder
gar zu einem König haben machen wollen. Wenn
nun aber Hr. M. sich ohngefähr einen Arabischen Emir
dabey denkt, so giebt das zwar ein gelehrtes Ansehen,
aber wo ist der Beweis, daß es schon damals solche
Emirs gegeben, und wer wird es nicht wahrscheinli-
cher den ältesten obrigkeitlichen Verfassungen gemäs-
ser finden, sich einen Mann dabey zu denken, der un-
ter seinen Nationalen und Zeitgenossen wegen seines
persönl. Charakters oft zum Schiedsrichter streitender
Partheyen erbeten wurde? XXXIII. 23. soll der En-
gel ein wirklicher Engel seyn, durch den Gott dem sün-
digen Menschen an seine Vergehung erinnern, und
die dafür ihm zuerkannte Bestrafung bekannt machen
lasse. Wir haben nichts dagegen, daß dies ein Ueber-
bleibsel der ältesten Chaldäischen Engeltheologie sey;
Hr. Meintel destomehr, und er will lieber jeden guten
Freund verstehen, dessen Erinnerungen und Warnun-
gen uns aufmerksam machen sollen.

Doch

Doch wir müssen abbrechen; Da wir uns unserer guten Absichten besonders für die, die nach uns die Schrift erklären sollen, und durch den Namen Michaelis verführt werden könnten, alles für ächt anzunehmen, bey dieser ganzen Anzeige bewußt geblieben sind; so wünschen wir noch sehr angelegentlich, daß die übrigen Theile, noch zweckmäßiger ausfallen mögen, und gestehen noch am Ende freymüthig, daß wir die Ungelehrten bedauren, denen sicher mit geringern Aufwand, zu einer richtigen und reinen Uebersetzung des A. T. geholfen werden könnte.

Hr.

XXXVI.

Vollständiges biblisches Wörterbuch oder Real- und Verbal-Concordanz, darinn alle in der ganzen heil. Schrift des alten und neuen Testaments nach des seligen D. Martin Luthers Uebersetzung enthaltene Worte, Lehren, Geschichten, Alterthümer, Thiere, Pflanzen, Edelgesteine, Metalle, Gewichte, Münzen und Maaße; nicht weniger auch in die Erd- Zeit- und Geschlechtbeschreibung, oder Geographie, Chronologie und Genealogie laufende zuverläßige Nachrichten mit allem ersinnlichen Fleiße aus allen zu diesem Ende dienlichen alten und neuen Schriftstellern zwar kurz, aber doch deutlich genug, verfasset, und nach dem deutschen Alphabete eingerichtet sind; also daß nicht allein die Gelehrten, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, sondern

auch alle übrigen Leser und Liebhaber der heil. Schrift, sich genugsam darinn bey den vorkommenden Schwierigkeiten Raths erholen, folglich dieses Buch anstatt aller andern Auslegungen mit Nutzen und ohne sonderliche Mühe gebrauchen können. Aufgesetzt, gesammelt und herausgegeben von Jacob Christoph Beck, öffentl. Lehrer der Gottesgelahrtheit. Erster Theil. A — G. 8 Alph. 6½ Bogen. Zweyter Theil. H — Z. 9 Alph. 2 Bogen. Basel, bey Johann Rudolf Imhof und Sohn, 1770. in Folio.

Wenn dieses Werk nach dem bereits im Jahr 1766. bekannt gemachten Plan gleich leistet, was es auf dem Titel verspricht und der V. wegen des mühsamen Fleißes, den er darauf gewendet hat, alles Lob verdient: so wird es doch noch lange nicht die Stelle aller übrigen Auslegungen der heil. Schrift vertreten, wenigstens wollen wir niemanden rathen, nunmehr gleichgültig gegen andere Werke von dieser Art zu werden, oder seinen exegetischen Büchervorrath deshalb loszuschlagen. Büchners allgemein bekannte bibl. Real- und Verbalconcordanz hat dem V. dabey zum Grundrisse gedient, ob er gleich Büchnern nicht in allem blindlings gefolgt ist, sondern manche Unrichtigkeiten desselben verbessert hat, und ihn deshalb auch, besonders was die historischen und geographischen Artickel anlangt, an Zuverläßigkeit und Vollständigkeit ohnstreitig übertrift. Viele Artickel und Schriftstellen, die in jenem Werke gänzlich fehlen, sind in diesem hinzugethan worden, so daß kein Wort aus der Bibel, welches in Luthers Uebersetzung vorkommt und einiger Erläuterung bedarf, darinn

inn wird vermißt werden. Nach den unterschiedenen Bedeutungen eines bibl. Worts hat der V. auch die Schriftstellen, worinn dasselbe vorkommt, zu klaßificiren gesucht, und zwar sind die Schriftstellen nicht blos nach den Kapiteln und Versen angeführt, sondern ganz und wörtlich, wie sie in der Lutherischen Uebersetzung lauten, abgedruckt, auch durch eine kleine eingeschaltete Parenthese bisweilen nach dem Grundtext berichtiget worden. Damit aber viele Stellen, die unter mehreren Artickeln vorkommen, nicht zu häufig und wiederholt abgedruckt würden, so hat es der V. manchmal bey der bloßen Citation bewenden lassen, welches sehr gut ist, da das ohnehin schon starke Werk, sonst noch viel weitläuftiger geworden seyn würde. Er hat sich hiernächst nicht blos begnügt die Bedeutungen der Wörter kurz anzuzeigen, sondern auch die dadurch angedeutete Sachen, wenn sie ihm wichtig schienen, ausführlich beschrieben, welche Mühe er aber bey vielen Gelegenheiten wohl hätte sparen mögen.

Bey Verfertigung des Werks ist Hr. B. auch nicht blos seinen eigenen Einsichten gefolgt, sondern hat sich die Erklärungen berühmter Schriftausleger, Philologen und anderer Gelehrten, welche über die Chronologie, Geschichte und Geographie der Bibel etwas geschrieben haben, dabey zu Nutze gemacht; daneben die Zürcher und Piscators Uebersetzung fleißig mit der Lutherischen verglichen und aus der erstern, wie er sagt, viel gutes genommen. Uebrigens ist das Werk ungemein correkt, sauber und auf weißem Papier gedruckt.

So sieht dieses Wörterbuch nach seiner äusserlichen Einrichtung aus. Unsere Leser werden auch unser Urtheil von dessen innerlichen Güte erwarten. Gewissermaßen sind wir in Verlegenheit, es zu sagen, weil wir auch verdienten Männern bey Beurtheilung ihrer

Schrif-

Schriften nicht gerne heucheln oder wider unsere Einsicht urtheilen, Hr. Beck aber schon den Beyfall großer und berühmter Gelehrten vor sich haben will. Dem Rec. ist noch keine Kritick darüber zu Gesicht gekommen, er wird sich die Freyheit nehmen mit seiner Meynung offenherzig herauszugehen und dem Leser die Entscheidung, ob er Recht oder Unrecht habe, zu überlassen — Die Absicht des gelehrten V. ist die beste von der Welt, die darauf gewendete Mühe, die es ihm muß gekostet haben, unbeschreiblich und die Brauchbarkeit desselben so ausgemacht, als die Brauchbarkeit aller andern Wörterbücher über Sprachen und Wissenschaften. Ja wenn es wirklich mehr als die bisher gehabten Uebersetzungen, Erklärungen und Auslegungen der heil. Schrift zu deren Verständniß bey Gelehrten und Ungelehrten beytrüge, so würde es, da es die Religion und die darauf gegründete Glückseligkeit der Menschen angeht, einen Vorzug vor allen Büchern in der Welt voraus haben. Es sollte nach der Absicht des V. ein vollständiges biblisches Wörterbuch seyn und zugleich die Stelle aller Concordanzen vertreten, sonst hätten freylich tausend Wörter, deren Bedeutung gar nicht zweifelhaft und nur die einzige des Worts ist: daraus wegbleiben können. Sie kommen täglich im gemeinen Leben vor, jedweder, der deutsch versteht, verbindet einen klaren Begrif damit, und wenn er sie in der Bibel lieset, weis er vollkommen, was sie sagen wollen. Wozu, möchte jemand fragen, soll ein Werk, welches die Beförderung einer bessern Einsicht in den Verstand der heil. Schrift bey ihren Lesern zum Zweck hat, durch soviel überflüßige Artickel ohne Noth so stark gemacht werden? Aber wir bescheiden uns gerne, den V. mit der Vollständigkeit, die er seinem Werke geben wollte, zu entschuldigen, und da durfte freylich nichts fehlen; da mußte es auch unter dem Artickel

„Ge-

„Geschmeis heissen: Ungeziefer, welches mit zu
„dem großen Heer Gottes gehört, wenn er der Men-
„schen Sünde halber die Früchte verderben lässet.
„Eigentlich Raupen oder Graswürmer. Joel 2. 25.

„Was die Käfer lassen, das frißt das Geschmeis. Joel,
„1. 4.„

Nur möchten wir den V. bey diesem Artickel fragen, ob es denn so ausgemacht sey, daß alles Ungeziefer um der Sünde der Menschen willen da sey? wie er wohl annehmen muß, weil er diesen Umstand mit in die Erklärung bringt.

Ganz anders verhält sichs mit solchen biblischen Wörtern und Redensarten, deren Bedeutung vom heutigen gemeinen Sprachgebrauch abgeht, welche in der einen Stelle diesen, in der andern jenen Sinn haben, das einemal im buchstäblichem, eigentlichem, das anderemal in figürlichem, uneigentlichem Verstande zu nehmen sind, und auf welche darum so viel ankommt, weil es in den Glaubens- und Sittenlehren der Christen etwas ändert, wenn man sie nicht in der jedesmaligen richtigen Bedeutung nimmt. Solche Wörter in ein Buch zu sammeln; die Schriftstellen, worinn sie vorkommen, nach dem Unterschiede ihrer Bedeutungen in richtige Klassen zu bringen; wenn sie tropisch sind, ihren wahren Sinn in eigentliche, jedermann faßliche Wörter übersetzen und sie erklären, aber in keinem Fall nach den Bestimmungen, die man ihnen einmal in den Schulen der Gelehrten, in der Dogmatik oder andern theologischen Disciplinen gegeben hat, sondern jedesmal nach dem Grundtexte, aus dem griechischen und hebräischen Sprachgebrauche, aus dem Zusammenhange der biblischen Stelle mit dem vorhergehenden und nachfolgenden, nach der ganzen Lage und dabey vor Augen gehabten Absicht des

hei-

heiligen Schriftstellers, nach den Umständen der Zeit, in welcher, der Veranlassung, bey welcher, der Personen, an und für welche zunächst geschrieben worden — Das würde ohne Zweifel von der größten Wichtigkeit und Nutzbarkeit zum richtigen Verstande der Bibel bey angehenden Gelehrten und Ungelehrten seyn; und wenn wir zum besten junger Theologen, die von Universitäten gemeiniglich nichts als ihre Thetik mitbringen, etwas wünschten, so wäre es ein kleines Werk von dieser Art. Die Frage ist, hat Hr. B. in seinem vollständigen, großen Werke dieses geleistet? Wir wollen einige Erklärungen anführen. Wir lesen z. B. den Artickel

„Blöße. Die leibliche, da der Mensch ganz „nacket und nicht mit Kleidern bedeckt ist. Oder! „Wenn einer Mangel an nothdürftiger Kleidung hat, „daß er sich aus Armuth nicht bekleiden kann. Zer„rissen und zerlumpt; wenn Gott die Bösen straft „und aus gerechtem Gericht vor der Welt zu schan„den macht.„

„Röm. 8. 35. 2 Cor. 11, 27. 5 B. Mos. 28, 48. Nah. 3. 5.„

Dies mag gehn. Wir lesen weiter „§. 2. Die „geistliche Blöße. (S. blos §. 8.) Alle Menschen „sind von Natur blos, ehe sie durch den Glauben „Christum anziehen, und mit den Kleidern des Heils „bedeckt werden; aber die Schande wird größer, wenn „ein Christ sich den Rock der Gerechtigkeit Christi „wieder rauben läßt. Die leibliche Blöße ist schänd„lich; aber geistlich blos seyn, ist ein rechter Greuel „in den Augen Gottes.„

„Ich rathe dir, daß du Gold von mir kaufest rc. Offenb. 3. 18.„

Hier erwarteten wir, daß der V. seinem Leser etwa sagen würde: die geistliche Blöße ist das Bild eines

Men-

Menschen, dem es an den besten Gaben des Geistes, als an Weisheit, Erkenntniß, Glauben, Gemüthsruhe, Gottseligkeit und Tugend mangelt, oder dergleichen etwas. Dafür finden wir nun die eben angezeigte Beschreibung. Ist der, der sich in diesem Wörterbuche Raths erholen will, nun unterrichtet, wenn er das gelesen hat? Wird er nicht fragen: Was heißt von Natur geistlich blos seyn? denn an eine leibliche Blöße ist hier nicht zu denken. Was heißt Christum anziehen? Was sind Kleider des Heils? Was bedeutet der Rock der Gerechtigkeit? — Vielleicht findet sich dieses anderswo erkläret. Wir wollen doch nachschlagen; unter andern also einmal

„Anziehen, und zwar §. 3. Christum und seine „Gerechtigkeit anziehen. Diese schenket uns das „allgütige Wesen; und wenn wir selbige uns zueignen, so stehen wir in einer solchen Gemeinschaft mit „Christo, daß er in uns ist und wir in ihm, solche „durch einen heiligen Wandel beweisen. Dessen durch „den Glauben uns zugerechnete Gerechtigkeit ist das „hochzeitliche Kleid, Matth. 22. 11., damit wir als „nackende Sünder vor dem gerechten Gott erscheinen „dürfen. Dadurch werden wir inwendig herrlich, „und mit güldenen Stücken gekleidet. Ps. 45. 14, „15, 16.„

Es. 61. 10. Zach. 3. 4. Bar. 5. 1, 2. Röm. 13. 14. Gal. 3. 27.„

Ist nun damit die Bedeutung von der Redensart: Christum anziehen, wohl in ein deutliches Licht gesetzt? oder wird der lehrbegierige Bibelleser nicht wieder fragen: Was heißt sich die Gerechtigkeit Christi zueignen? Was ist Gemeinschaft mit Christo? Was heißt Christus ist in uns, und wir sind in ihm? Wie wird uns die Gerechtigkeit Christi zugerechnet? Wo

steht

steht es, daß die durch den Glauben uns zugerechnete Gerechtigkeit Christi das hochzeitliche Kleid bedeutet? Was ist inwendig herrlich seyn? Inwendig mit güldenen Stücken gekleidet seyn? — Wenn man aber das Wörterbuch noch hundertmal nachschlägt, so muß man nicht verdrießlich darüber werden, daß Hr. B. die ersten zehnmal eine verblümte Redensart der h. S. durch die andere erklärt. Sollte er nicht mit ganz kurzen und einfältigen Worten haben sagen können: Christum anziehen, heißt ein Christ werden, oder Jesu Lehre als göttliche Wahrheit annehmen und ihr folgen, gesinnt werden, wie Christus gesinnt war, und dergleichen? so wie den neuen Menschen anziehen Eph. 4. 24. so viel heißt, als: eine veränderte, bessere Gesinnung annehmen, die man sonst nicht hatte; oder ein guter, heiliger Mensch werden, der man vorher nicht war, welches Hr. B. mit abermaligen figürlichen Redensarten so umschreibt. „§. 5. die von Christo „in der Wiedergeburt erlangte geistliche Natur als „einen herrlichen Schmuck anlegen, und in dieser „Zierde sein Dichten und Trachten dahin lenken, daß „wir immer mehr und mehr und mehr darinn wachsen und vor Gott prangen mögen.„ Lieber Gott! Wiedergeburt, und das anlegen der geistlichen Natur sind ja wieder uneigentliche Redensarten, deren Bedeutung eben der Schriftforscher wissen will. Wir wollen doch einmal Kleider des Heils, von denen vorhin bey der geistlichen Blöße die Rede war, nachschlagen, vielleicht bekommen wir da mehr Licht. 2. Th. S. 175. finden wir sie.

„§. 5. Die Kleider des Heils sind Christi den „Menschen erworbene Gerechtigkeit. Diese bringt „der gläubigen Seele, wenn sie von Gott zugerechnet „wird, eben den Nutzen, welchen ein Kleid dem Leibe „giebt. Wie ein Kleid den Leib vor Blöße verwahrt

„und

„und zieret, also deckt und zieret die Gerechtigkeit Chri„sti die ungestalte Blöße der Seele. Ps. 32. 1. Of„fenb. 3, 18. Sie zieret aufs herrlichste, so daß man „sich nicht schämen darf in dieser Kleidung vor Gott „zu erscheinen und mit den Bürgern des Himmels „Gemeinschaft zu haben. Wer sich mit Christo durch „den Glauben vereinigt, der ziehet diese Kleider theils „in der Rechtfertigung, theils in der Heiligung an.„ Da haben wirs. Ists nun gefunden, was wir suchten? Es kommt: „Das beste Kleid Luc. 15. 22. ist „also Christi Gerechtigkeit, nebst des H. Geistes Frie„de, Trost, Freude mit seiner Heiligungskraft, künf„tig vor Gott im Glauben gehorsam und heilig zu „wandeln.„ Also hatten wir doch Recht, wenn wir vorhin die geistliche Blöße in den Mangel des Glaubens, der Heiligung und der damit verbundenen Gemüthsruhe setzten? Hätte Hr. B. uns das gleich mit dürren Worten gesagt, so hätte es aller der Weitläuftigkeit und des vielen Nachschlagens nicht bedurft.

Das würde also schon sehr an dem Beckschen Wörterbuche auszusetzen seyn, daß der V. die figürlichen Redensarten der Bibel durch eine andere ähnliche figürliche erklärt, womit dem, der Unterricht sucht, wenig gedient ist. Aber wir wollen uns noch weiter in seinem Werke umschauen, und doch sehen, ob er die Bibel aus ihr selbst und aus ihrem Zusammenhange, oder nach den Lehrsätzen der Dogmatick erklärt. Wir schlagen den Artickel Gerechtigkeit auf. Da lesen wir: „§. 4. Christi Gerechtigkeit ist 1) die wesent„liche. 2) Die vollkommne und 3) die, welche er „uns erworben hat. Er ist so gerecht, wie sein Va„ter, mit dem er gleiches Wesens. Seine Mensch„heit ist ohne alle Sünde; und da er, als Gottmensch „und als verordneter Mittler zwischen Gott und Men-

„schon das Gesetz erfüllet, Schuld und Strafen auf
„sich genommen, und durch seinen Gehorsam im Lei-
„den und Sterben genug gethan, so hat er uns die
„Versöhnung und die Gerechtigkeit, welche vor Gott
„gilt, zuwege gebracht. Nun regieret er als ein König,
„in dem Stande seiner Erhöhung u. s. w.„ Pure Dog-
matick und die findet er in lauter Stellen des N. T., bis
auf Offenb. Joh. 19, 11. und Apostelg. 17, 31.

„§. 5. Christus selbst, als der unsere Gerechtig-
„keit ist, und dessen Evangelium oder vielmehr die
„Wahrheit und Unschuld, wie auch Christi Genug-
„thuung oder Verdienst, wie denn das griechische
„Wort eine gerichtliche Genugthuung bedeutet.„ Zu
den Stellen, wo das Wort Gerechtigkeit diese Be-
deutung haben soll, werden auch Dan. 12, 3. Matth.
5, 10. 1 Petr. 3, 14. gerechnet. Aber wie? das
מַצְדִּיקֵי הָרַבִּים Dan. 12, 3. solte heissen: die
viele zu Christi Unschuld, Genugthuung und Verdienst
gewiesen haben? Ein sonderbarer Wortverstand!
Christus solte zu einer Zeit, wo er sich noch nicht über
seine Leiden hinlänglich erklärt hatte, und noch nie-
mand von seinen Zuhörern sich solche vorstellen konte,
Matth. 5. gesagt haben: selig seyd ihr, wenn ihr um
meiner Genugthuung in dem göttlichen Gerichte wil-
len verfolgt werdet? Um der Wahrheit überhaupt,
um eurer Unschuld und Frömmigkeit, um einer gerech-
ten Sache willen, muß es nach v. 10., um des Evan-
gelii Jesu willen, aber erst nach v. 11, heissen. 1 Petr.
3, 14. ist es aus dem Zusammenhange klar, daß da
mit dem Worte Gerechtigkeit nicht Christi Genugthu-
ung, sondern der gläubigen Christen persönliche Hei-
ligkeit und Gottseligkeit des Lebens gemeynt sey. Und
wie kann der Verf. sagen, daß das griechische Wort
δικαιοσυνη eine gerichtliche Bedeutung habe? Mit
wel-

welcher gültigen Autorität will er das beweisen? Von Gott gebraucht bedeutet es, wie das hebräische צדק dessen Gerechtigkeit, Heiligkeit, auch Gütigkeit und sämtliche moralische Eigenschaften; von Menschen gebraucht zeigt es so viel als Rechtschaffenheit des Glaubens und des Lebens, Billigkeit, einen heiligen Wandel, ingleichen Gütigkeit und Barmherzigkeit an. Wenn man nicht bey den eigentlichen Bedeutungen eines jeden Worts stehen bleiben will, so kann man die biblischen Verfasser in jeder Stelle ihrer Schriften alles sagen lassen, was ihr Ausleger für gut findet. — Röm. 4, 25. gehört gar nicht zu den Stellen, wo von Christi Gerechtigkeit die Rede ist, sondern von der unsrigen, die wir durch ihn erlangt haben. Und was sollte denn Röm. 5, 16. wohl für einen Sinn geben, wenn die letzten Worte so viel hiessen, als: Gottes Gabe, (die vielen reichlich wiederfahren ist, durch die Gnade des einigen Menschen J. C.) hilft aus vielen Sünden zum Evangelio, oder zur Unschuld, Genugthuung, und zum Verdienste Christi? Ist da überall ein Verstand drein? v. 18. wird ausdrücklich der persönlichen Gerechtigkeit Christi Erwähnung gethan.

„Evangelium. Ueberhaupt eine fröhliche Bot„schaft. Insbesondre die Lehre von dem Meßia, und „alles, was in den göttlichen Schriften von ihm und „seinem Verdienst aufgezeichnet ist, heißt eine fröh„liche Botschaft in einem erhöhetem Sinn; denn es „wird uns nichts als die Gnade in Christo verkündigt.

§. 2. Wer nun das Evangelium predigt, der „lehret, wie von Ewigkeit her in dem Rath der heil. „Dreyeinigkeit beschlossen worden, den Menschen ei„nen Erlöser zu geben; wie die andere Person in der „Gottheit die menschliche Natur an sich genommen

„habe, und in einer Person als Gottmensch zum Hei-
„land der Welt gebohren worden; wie er das Erlö-
„sungswerk durch vollkommnen Gehorsam in Thun
„und Leiden herrlich hinaus geführet, und die Men-
„schen mit Gott versöhnet; wie die, welche an seinen
„Namen glauben, Unterthanen seines Reichs der Gna-
„den und Erben der ewigen Glückseligkeit werden sol-
„len.„ Ein Leser, der das Kompendium der Dog-
matick nicht so gut im Kopfe hat, daß ihm die Termi-
nologie der Theologen ganz geläufig ist, wird diese
weitschweifige Erklärung sehr dunkel finden. Das
Evangelium bedeutet in allen Stellen des N. T. die
ganze Lehre Jesu, mit allen Lehrsätzen, Verheißun-
gen und Vorschriften, welche sie in sich fasset, es mag
nun von dem Glauben an dasselbe, oder von der Pre-
digt und dem öffentlichen Bekenntnisse desselben die
Rede seyn. Uns dünkt diese Erklärung wäre kurz und
für jedermann faßlich. Das Evangelium wird auch
von Christo und den Aposteln nie dem unveränderli-
chen sanften und leichten Moralgesetze, so es mit in
sich faßt, aber wohl dem schweren und harten leviti-
schen Ceremonialgesetz entgegen gestellet. Daher sagt
d. V. zu unbestimmt §. 3. „Im engern Verstande
„pflegt es dem Gesetze entgegen gestellt zu werden.„
Was für einem Gesetze? Und „§. 8. das Bekenntniß
„der Lehre von Christo. 2 Cor. 9. 3. Die evangelische
„Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott
„durch den Glauben an Christum, wird in dem ei-
„gentlichsten Verstande das Evangelium genannt.„
In welchem eigentlichsten Verstande? Nach dem kirch-
lichen Lehrbegriffe, wie man ihn in das dogmatische
System aufgenommen hat? Das geben wir zu, denn
da hat es diese eingeschränkte Bedeutung bekommen.
Oder im biblischen Sinne? Nach diesem hat es die-
selbe ausschliessungsweise in keiner einzigen Stelle, son-

dern

dern überall die von uns angezeigte. Heißt denn z. B. in der unter diesem §. angeführten Stelle Philip. 1. 27.: Μονον αξιως τȣ ευαγγελιȣ τȣ χριϛȣ πολιτευεσθε, wandelt nur würdiglich der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch den Glauben? Oder heißt es, wandelt so, wie es der heiligen Lehre Jesu und dessen Vorschriften gemäß ist? Meynet Paulus Philemon 13. mit den δεσμοις τȣ ευαγγελιȣ die Bande, die er um der Lehre von der Rechtfertigung, oder überhaupt um der Predigt und des Bekenntnisses der christlichen Lehre willen trug?

Wir sind die Artickel Gesetz, und Werke durchgelaufen, um zu sehen, ob der V. nicht genau den wichtigen Unterschied zwischen Sitten- und Ceremonialgesetz, zwischen guten Werken oder gottseligen Handlungen und Gesetzeswerken, oder äusserlichen, dem levitischen Gesetz gemäßen Gebräuchen, sorgfältig bemerkt, und die Stellen der Schrift mit großer Genauigkeit darnach klaßificirt hätte; aber wir haben solches nicht finden können. Es wird zwar unter dem Artickel Gesetz §. 5. und 6. des Ceremonial-Gesetzes, des jüdischen Civil- und Sittengesetzes gedacht. Aber nicht alle Stellen, die davon handeln, stehen an ihrem rechten Orte. §. 14. heißt es: „Werke, welche das „Gesetz befiehlet. Ein gesetzlicher Trieb und Anreitzung „von der inwohnenden Sünde, und ein guter Trieb „aus der Gnade. Wie Gott sein Gesetz den Wiedergebohrnen ins Herz geschrieben, so hat auch der Teufel in den Menschen die Sünde gebracht. Die Erbsünde treibet durch ihre Lüste und Anreitzungen in „den Glaubigen so, wie ein Gebot oder Verbot zum „Gehorsam vermahnet und verbindet.„

„Gal. 2. 21. Kap. 3. 11. Phil. 3. 6, 9. Röm. 7. 21, „22, 23.„

Wie doch der V. alles mit fremden Zusätzen überladet. Gesetzt, daß alles auf Röm. 7. 21, 22, 23, auf das Gesetz in den Gliedern, auf das Sündengesetz paßte, wie gehören die Stellen Gal. 2. 21. und Kap. 3. 11. hieher? wo an gar keine einwohnende Sünde zu denken ist, sondern wo der Apostel offenbar vom levitischen Gesetze redet, welches dem Menschen keine Anweisung und Gewißheit gäbe, wie er zur Gnade Gottes und zur Vergebung seiner Sünden gelangen solle, welches durch Christi Tod und Evangelium geschehen wäre.

„§. 15. Des Gesetzes Joch, Zwang und Fluch.„ Aber welches Gesetzes? Auch des christlichen Sittengesetzes, oder des levitischen? Ohnfehlbar des letzteren. Das hätte aber müssen ausdrücklich angemerkt werden. — „Nicht unter dem Gesetze seyn, heißt „nicht aus Zwang oder Furcht der Strafe, sondern „aus freyer Gnade gehorchen„ aus freyer Entschliessung um der Gnade willen, hat der V. vermuthlich sagen wollen, denn aus Gnade gehorcht man nicht. Zunächst aber heißt nicht unter dem Gesetze seyn, wohl so viel: als keine Verbindlichkeit zu dem levitischen Gesetze haben. Νυνι κατηργηθημεν απο τȣ νομȣ Röm. 7. 6. will nicht sagen: Nun gehorchen wir dem göttlichen Gesetze nicht aus Zwang oder Furcht der Strafe, sondern aus freyem Triebe um der Gnade willen; sondern vielmehr: Nun sind wir an das Ceremonialgesetz nicht mehr gebunden, es verpflichtet uns Christen nicht weiter mehr. — Der Sohn Gottes hat τȣς υπο νομον losgekauft Gal. 4. 5. zeigt hier nicht an, er habe gemacht, daß man Gottes Gebote nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus freyer Liebe und Erkenntlichkeit gegen seine Gnade gehorche; sondern der Sinn ist dieser: Er hat den Menschen das Joch

des

des Ceremonialgesetzes abgenommen, so daß sie zu dessen Beobachtung nicht mehr verpflichtet sind. „§. 19. Die Lehre des heiligen Evangelii heißt auch „ein Gesetz des Glaubens,„ Richtig. Aber nun Gal. 2. 19.? „„Der wahre Verstand dieser Stelle scheint „dieser zu seyn: Ich bin durch die verdammende und „tödtende Kraft des Gesetzes zu der Gerechtigkeit J. „C. zu fliehen gezwungen und durch dieselbe von dem „Fluch des Gesetzes befreyet worden, gleichwie ein „Abgestorbener vom Gesetze frey und gerechtfertiget ist.„ Das heißt den Apostel Paulus als einen Dogmaticker aus den letzten Jahrhunderten sprechen lassen. Wenn man aber seine Worte aus dem Zusammenhange erklärt, so sieht man leicht, daß er sagen will: Ich habe mit dem Ceremonialgesetz der Juden gar nichts mehr zu thun; eben darum, weil ich das Evangelium Jesu angenommen habe, so geht es mich so wenig an, als einen todten; ich habe zu dem, was er fordert, (Beschneidung, Opfer, Reinigungen u. s. w.) gar keine Verbindlichkeit mehr, auf daß ich in Beobachtung meiner Pflichten nach Christi Lehre Gott zur Ehre lebe.

Um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir hier abbrechen. Der ungelehrte Leser wird des V. Erklärungen freylich auf Treue und Glauben annehmen; Gelehrte, die auf den herrschenden Lehrbegrif der Kirche geschworen haben, werden ihm vermuthlich beyfallen; aber dem Ausleger, der die Bibel aus ihr selbst, nicht aus dem theologischen System erklärt haben will, werden diese und so viel andere Artickel kein Genüge thun. Indessen verliehrt das Becksche Wörterbuch dadurch nicht seinen ganzen Werth, den es in anderer Absicht haben mag. Ueber viele Dinge aus der heiligen Schrift werden ganz richtige Belehrungen darinn gegeben, und man wird das Werk immer als eine voll-

ständige Sammlung ansehen können, worinn die Erklärungen, so man von vielen Schriftstellen in den Schulen der Gottesgelehrten gegeben und die Dogmata, die man auf solche Stellen gebauet hat, treulich aufbewahrt worden.

Die Vorrede des V. von 10 Bogen enthält eine Nachricht von der Einrichtung und dem Gebrauch seines Werks, ein doppeltes Verzeichniß der biblischen Bücher nach der Ordnung, wie sie in der Urschrift, und in der Cansteinschen und Imhofschen deutschen Bibel auf einander folgen, ein Verzeichniß der gelehrten Werke, deren sich Hr. B. bey Verfertigung dieses Wörterbuchs bedienet hat, einen kurzen Abriß der biblischen Geschichte nach der Chronologie, worinn d. V. dem Usher gefolgt ist, und die Lebensgeschichte unsers Herrn Jesu Christi aus den vier Evangelisten zusammen gezogen.

A.

Kur-

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Entwurf der vornehmsten Wahrheiten der Religion, von Karl Wilh. Robert. Frankf. und Leipzig, bey Brönner, 1771. 8. 12 Bog.

Der Verf. gehet vom Menschen auf Gott, und kommt durch eine geschickte Wendung auf die Offenbarung. Nachdem er einige Nachricht von derselben gegeben, gehet er die Lehren der Bibel von Gott, von den Menschen, von der Versöhnung, ferner die Moral nach dem Grundsatz der Liebe Gottes und des Nächsten und seiner selbst, durch. Er fraget am Ende: Haben wir aus der H. Schrift etwas gelernet, daran die gesunde Vernunft sich zu stossen Ursach hätte?

Für die einfältigste Art von Leuten ist diese Einrichtung vielleicht nicht: aber sie ist sehr gut für junge Leute, die doch einmal urtheilen hören, und selbst urtheilen werden. Der Verf. trägt wirklich die Lehren der Bibel vor und verdienet Lob. Doch ist noch hier und da etwas mehr zu berichtigen. Die Antwort auf die 91 Frage, S. 37. ist so gewöhnlich als falsch. „Warum machte Gott die Menschen nicht gleich an„fangs zu Herren über alle ihre Triebe? Antwort: Dies „konnte nicht geschehen, ohne sie höchst unglückselig zu ma„chen.„ Die auferstandene und vollendete Gerechte, die gewiß Herren über ihre Triebe seyn werden, werden diese deswegen unglückselig seyn? Gerade das Gegentheil. Die Herrschaft über die Triebe macht vernünftige Geschöpfe eben dadurch glücklich. Die leichteste und ganz natürliche Antwort auf diese Frage wäre diese gewesen: Weil die Menschen alsdenn nicht die Art Menschen gewesen wären, die Gott auf diese Erde setzen wollen. Die Weisheit Gottes offenbaret sich durch die Mannichfaltigkeit seiner Geschöpfe. Auf dieser Erde solten solche Einwohner seyn, die starke sinnliche Triebe hätten, und die dennoch der Schöpfer zur Glückseligkeit füh-

ren würde. So fallen denn die 92, 93 und 94 Fragen von selbst hinweg.

So sehr der Verf. sich hütet, Zusätze der Menschen in die Lehren der Bibel hinein zu tragen: so wird er doch zuweilen überraschet. Frage 170 sagt er, daß die Verdammten ihre lasterhaften Begierden zu ihrem eigenen und anderer Schaden unaufhörlich zu befriedigen suchen würden. Wo stehet dieses in der Bibel? So schwer hält es bey den ehrlichsten Freunden der Wahrheit, ihr System zu vergessen. Indessen werden wir doch der Reinigkeit der biblischen Lehren wohl einmal näher kommen.

Am allernöthigsten wäre ein Lehrbuch für die Bauerkinder. Solte man nicht den leichtesten und kürzesten Weg gehen, wenn man das Apostolische Glaubensbekänntniß zum Grunde in den Glaubenslehren legte? Die Kinder lernen es nun doch einmal und verstehen es. Was die Religion fühlbares hat, könnte beym ersten Artickel recht tief in die Herzen gepräget werden. Die Lehre von Gott und dem Menschen gehörete in denselbigen, und zuletzt die Lehre von einer gegebenen Offenbarung. Die Lehre von der Versöhnung wäre der andere Artickel, und das übrige der dritte. Zum Unterrichte in den Pflichten würde zwar die Liebe Gottes und des Nächsten zum Grunde geleget: in der Ausführung aber könnte man die zehen Gebote immer beybehalten. Die einfältige Jugend muß einen Faden haben, daran sie sich hält. Mir gefällt in dieser Absicht das Lehrbuch des würdigsten rußischen Archimandriten Jeromach Platons, es braucht aber für unsre Landschulen nur den 4ten Theil so stark zu seyn.

VI.

De Mensch, in ernstige Overweeging van het einde, Waartoe hy geschikt is; nevens eenige byvoegsels, door *J. J. Spalding.* Naar den agtsten Druk uit het Hoogduitsch vertaald. Te Amsteldam by Pieter Meijer, op den Dam. MDCCLXIX. gr. 8. 136 Seit.

Uitgeleezene Versameling van stigtelyke Leerredenen; door *Joh. Joach. Spalding,* Opper-Consistoriaal-raad en Prooft te Berlin. Uit heet Hoogduitsch vertaald. Onder de

Zin-

Zinspreuk: altissimo annuente viribus meis. Te Utrecht, by Gisbert Timon van Paddenburg, en Abraham van Paddenburg. MDCCLXX. gr. 8. 335 Seit.

De Christen in ernstige Overweeging van de Waarde der inwendige bewindingen in het Christendom, door *Johann Joachim Spalding*, Opper-Consistor. raad &c. naar den derden druk uit het Hoogduitsch vertald. Met een vorbericht aan den nederduitschen Lezer, door *Johann Diedrich Deimann*, Leeraar der Evangelisch Luthersche Gemeente te Utrecht. Te Utrecht by Willem Henrik Kroon. 1771. gr. 8. 238 Seiten.

Unter diesen Titeln sind die Schriften des berühmten Hrn. Spalding in das Holländische übersetzt worden, die Bestimmung des Menschen, die neuen Predigten, denen der Uebersetzer eine von den besonders gedruckten Leichenpredigten des V. über Ps. 71, 17. 18. von dem besten Trost des hohen Alters, ingleichen dessen Berlinische Antrittspredigt über Phil. 3. 14, 15. von der Gesinnung, bey welcher das Predigtamt eigentlich nutzbar werden kan, beygefügt hat, und dann die Gedanken von dem Werthe der Gefühle in dem Christenthum. Die sämtlichen Uebersetzer drücken zwar den Sinn des V. deutlich aus, bestätigen aber doch ganz augenscheinlich die Erfahrung, daß die Sprachen erst nach Beschaffenheit des Fleißes, der auf die Wissenschaften gewendet wird, ihren Reichthum und ihre Genauigkeit im Ausdruck erhalten. Welchen Zwang und was für Umschreibungen müssen sie zu Hülfe nehmen, um gewisse Begriffe, die den Deutschen so geläufig sind, auszudrücken. Die neuere Philosophie, die seit Engelhards Zeiten erst in Holland Eingang gefunden, hat sich noch wenig in der vaterländischen Sprache hören lassen. Empfindung, Erfahrung, Geschmack, Gefühl, Begriffe die unter uns ihren genau bestimmten eigenen Ausdruck haben, müssen durch ein und dasselbe Wort gegeben oder noch durch Umschreibungen erkläret werden. Und der Uebersetzer der Gedanken von dem Werth der Gefühle klagt auf der 173 S. in einer Anmerkung, daß er kein Wort habe finden können,

den

den Ausdruck innerliche Rechtschaffenheit deutlich genug zu geben. Er hat es umschreiben müssen durch die inwendige sittliche Richtigkeit des Herzens. Eben diesem Buche ist eine lesenswürdige Vorrede vorgesetzt, welche in Absicht auf die theologische Einsicht und den Geschmack in Holland viel gutes vorbedeutet. Der Verfasser, welcher zuerst seine Klagen über die Menge der Uebersetzungen in das Holländische ausschüttet, und hernach den Schriften, so wie dem würdigen Charakter des Hn. Ob. C. R. Sp. Gerechtigkeit wiederfahren läßt, weissaget dem Reiche der Wahrheit und Tugend bald einen beglückten Fortgang in seinem Vaterlande, weil man durch bessere Auslegung der Schrifft, das Christenthum seiner ursprünglichen Gestalt näher zu bringen suche, und erklärt sich ganz richtig über den Ursprung der verschiednen Lehrbegriffe. Er findet ihn in der falschen Auslegung der figürlichen und den Zeiten der biblischen Schriftsteller gewöhnlichen Redensarten, die man, anstatt sie auf ihre wahren und eigentlichen Begriffe zurück zu bringen, nach dem buchstäblichen Sinn genommen, und so besondere Lehrsätze daraus gebildet hat, die nur in der Einbildung allein ihren Grund und ihr Wesen haben können. Welch eine beglückte Dämmerung in einem Lande, wo noch vor kurzem jede Secte darauf los arbeitete, alles mögliche in die Schrift hinein zu zwingen. Es kann nicht fehlen, daß nach den guten Wirkungen, die schon des Stinstra Schrift vom Fanaticismus vor mehr als zwanzig Jahren geschaft hat, eine Abhandlung, die auf eben dem Grunde der Wahrheit fortarbeitet, sehr ausgebreiteten Nutzen bringen müsse.

Km.

Briefe über das Mönchswesen von einem catholischen Pfarrer an einem Freund. Erstes Bändchen. MDCCLXXI. 8. 349 Seiten.

Nie hat ein Mann mit mehr Vernunft, Gelehrsamkeit, Witz und Laune über die Unwissenheit, den Aberglauben, die Verderbnisse und Schädlichkeit der Mönche geschrieben, als der Verf. dieser Briefe. Voltaire und seines gleichen machen die Mönche lächerlich und schütten, weil sie gelegentlich über alle Religion und deren Diener mit ihrem leichtsinnigen Witze herfahren, das Kind mit dem Bade aus. Unser Verf. macht es ganz anders. Sein Herz ist voll von Ehrerbietung für wahres Christenthum und Tugend, in jeder Zeile drückt

es

es sich so aus, und sein Verstand von Vorurtheilen gereinigt. Er spöttelt über das, was auch dem ernsthaftesten an der Mönchere y belachenswerth ist, aber sein Spott ist jedesmal mit dem feinsten Salz der Satyre gewürzt. Immer spricht er davon, wie der Mönchstand in der katholischen Kirche nicht völlig aufzuheben, sondern nur einzuschränken, zu verbessern und für die Kirche und den Staat nützlich zu machen wäre.

Die ganz genaue, bis in das kleinste gehende Kentniß, die der V. von der katholischen Kloster- Schul- Kirchenverfassung und Liturgie hat, seine Bekanntschaft mit allen möglichen katholischen Schriftstellern, machen es höchst wahrscheinlich, daß er selbst ein Katholick sey. Er nimmt übrigens in diesen Briefen den Charakter eines katholischen Pfarrers an. Als ein solcher schreibt er seinem Freunde und Amtsbruder, einem andern katholischen Geistlichen, seinen Eintritt in das Pfarramt. Er macht kein Geheimniß daraus, daß er wenig gelernt habe und Anfangs die Absicht gehabt, ein Kutscher zu werden, welches aber seine Mutter, aus gutem adelichem Geblüte, nicht hätte zugeben wollen. Da er nunmehr im Amte ist, so führt er es so gut er kann, wie es einem eifrigen und dabey gutherzigen katholischen Pfarrer gebühret. In seinem Dorfe wohnt ein alter gelehrter und podagrischer Hofmeister, Herr Gutmann, der für einen Ketzer gehalten wird, weil er seit langer Zeit nicht zur Kirche kommt und nie den Bettelmönchen was giebt, wiewohl er sich in andrer Absicht als den guthätigsten Menschenfreund zeigt, und nicht allein kranken und dürftigen Katholicken im Dorfe, sondern auch durchreisenden Lutheranern und Calvinisten, ja so gar Juden mit Gelde, Kost und Arzneyen beysteht, wenn er von ihren Umständen benachrichtiget wird. Der Pfarrer fürchtet sich der Sünden und besorgt nichts als Unsegen und Fluch für das Dorf und die Gemeine, wenn er sich nicht Mühe geben solte, den Gutmann zu bekehren. Indessen weis er die Sache nicht anzugreifen und erhohlt sich darüber bey seinem Dechant Raths. Dieser befiehlt ihm, zu dem Gutmann zu gehen und alles anzuwenden, ihn in den Schooß der Kirche zurück zu bringen. Er thut es. Herr Gutmann empfängt ihn mit der größten Leutseligkeit und läßt sich mit ihm ins Gespräch ein. Der Pfarrer erstaunt über die Gelehrsamkeit und Belesenheit des Ketzers, und findet dabey an ihm den liebenswürdigsten und frömmsten Mann, ob er gleich gesteht, daß er doch wohl kein rechter Katholick seyn möchte. Er wiederhohlt seine Besuche und gewinnt den Herrn Gutmann lieb. Sie werden vertraulich

sich und das Blat kehrt sich um. Aus dem alten Manne, den der Pfarrer bekehren will, wird ein Lehrmeister, der diesem über tausend ihm ganz fremde Dinge Licht giebt, ihn mit guten Büchern bekannt macht, aus der Kirchenhistorie, zu deren Quellen er ihn hinführt, mit ihm schwazt, und, nachdem er ihn den Ursprung der päbstlichen Hierarchie gelehrt, ihn dahin bringt, daß er anfängt, alle die Ungereimtheiten zu prüfen, womit man in der römischen Kirche die wahre christliche Religion vermengt hat. Aus dem Pfarrer hingegen wird ein lehrbegieriger Schüler, der in dem Umgange mit Herrn Gutmann ein unaussprechliches Vergnügen findet, Bücher von ihm leihet, halbe Tage und Nächte mit ihm durchspricht und sich beynahe gar nicht von ihm trennt. Da sein häufiger Umgang mit Gutmann ruchtbar wird und bey den umherwohnenden Mönchen Verdacht erweckt, auch dem Dechant zu Ohren kommt, so hat der gute Pfarrer bey dessen Kirchenvisitation in seinem Dorfe einen heftigen Sturm auszustehen, indem dieser seine von Gutmann geliehene Bücher ansichtig wird. Zum Glück sind es lauter Bücher von katholischen Schriftstellern. Er zieht sich mit grosser Klugheit aus dem Handel und beruhiget den Dechant.

Alle diese und andere Vorfälle, samt den mit Hrn. Gutmann geführten Unterredungen, schreibt er nun seinem Freunde in dreyzehn Briefen, die nicht unterhaltender geschrieben werden können. Nichts geht über ihre Freymüthigkeit in Aufdeckung solcher Wahrheiten, die den Mönchen und manchen katholischen Weltgeistlichen bitter seyn müssen. Der Verfasser kennt sie von aussen und innen, und hat bis in die verborgensten Falten schlimmer Priesterherzen hineingeblickt, daher die Briefe auch für gewisse protestantische Geistliche höherer und geringerer Würden lehrreich zu lesen seyn werden. Kurz, wir haben nicht leicht eine Lectür gehabt, die uns mehr unterrichtet und vergnügt hätte. Die Sachen, die Schreibart, die Einkleidung der Gedanken; manche recht komische Scenen; die gegen einander so sonderbar abstechenden Personen, welche in dieser Geschichte auftreten; z. B. der raisonnirende treuherzige Schulmeister, der sich den Juristen Solon und seinen lieben Socrates, Professor auf der Universität Athen, durchaus nicht will verdammen lassen, und der unwissende, bauerstolze Dechant mit seinen verschlagenen Mönchen, die sich auf der feyerlichen Kirchenvisitation den Wein und Braten so gut schmecken lassen; verschiedene andere Charaktere, welche sämtlich nach dem Leben geschildert sind; auf der einen Seite die

ernste Weisheit und Tugend des vortreflichen Gutmanns, auf der andern wieder die Lernbegierde des guten Pfarrers und seine naiven Einfälle, die er beym schreiben hat; dis alles trägt dazu bey, daß man des Lesens nicht satt wird. Wir bedauerten, da wir an das letzte Blatt kamen, daß das folgende Bändchen nicht gleich da war, und sehen der Fortsetzung dieser nützlichen und bey wirklichen Originalschönheiten überaus angenehmen Briefe mit ungeduldigem Verlangen entgegen. Je mehr ihrer kommen werden, desto lieber sollen sie uns seyn. Möchten sie nur in allen Christlichen Ländern häufig gelesen und in alle Christliche Sprachen übersetzt werden! Sie haben den guten Endzweck, ein reines, von allen eigennützigen Zusätzen geläutertes Christenthum einzuführen. Und wo wäre eine von Christen bewohnte Gegend, wo es dessen nicht noth bedürfte?

Neue Sammlung einiger Predigten von M. Sam. Gottlieb Crüger, Prediger bey der Herzogl. Sächsischen Weißenfelss. Hofgemeinde zu Langensalze. Langensalza 1771. in Johann Christian Martini Verlage. 8. 562 Seiten.

Man siehet wohl, daß der V. diese Predigten mit etwas mehrerem Fleiß ausgearbeitet hat, als seine erste Sammlung, deren wir im V. B. 2 St. S. 58. folg. Erwehnung gethan haben. Wir zweifeln nicht, daß es für die Gemeinde, welche sie gehört hat, auch wird nützlich gewesen seyn, sie noch einmal gedruckt zu lesen; sonst zeichnen sie sich von den gewöhnlichen Predigten eben durch keine besondere Vorzüge aus. Es sind viel gute praktische Wahrheiten darin abgehandelt, und einzelne Stellen ausgenommen, sind auch die Sachen, welches zu loben steht, ohne gesuchte rhetorische Figuren, mehrentheils so natürlich und faßlich vorgetragen, als sichs auf der Kanzel gehört; wenn die Gemeinde ihren Lehrer verstehen soll. Nur manche zu niedrige oder unbedeutende Redensarten, als S. 71. „die Zornigen, als ob sie von Aergerniß lebten, lassen keinen Tag vorbey, ihrer Galle Luft zu machen.„ S. 274. den Stab Wehe und den Stab Sanfte bey der Kinderzucht ergreifen. S. 305. an Jesu heilwärtiges Kreuz treten, möchten wir nicht brauchen. Mit den Schriftauslegungen des Verf. sind wir aber nicht durchgängig zufrieden. Er modelt sie zu sehr nach seiner Dogmatick, aus welcher er gewisse Sätze entlehnt

lehnt und sie in den Text hineinträgt. Z. B. aus 1 Cor. 10, 16. läßt sich nach einer ungezwungenen Auslegung schlechterdings keine geheimnißvolle unbegreifliche Theilnehmung der Communicanten an dem wahrhaften Leibe und Blute Christi beweisen. Und doch thut es der V. so zuversichtlich, als ob das ganz ausgemacht wäre. Er hätte sich den großen Mosheim, der hier offenbar irrt, nicht sollen verleiten lassen. *) Daß übrigens die Communicanten sich durch den Genuß des H. Abendmahls zu einer brünstigen und dauerhaften Liebe erwecken sollen, ist der eigentlichen Absicht dieser Stiftung des Erlösers gemäß und aus V. 17. ganz wohl erwiesen.

In der zwölften Predigt über 2 Timoth, 1, 10., worin Herr Cr. Jesum, als unsern Erlöser von der Macht des Todes, vorstellt, kommen einige Sachen vor, die gar nicht im Text oder irgendwo anders in der Bibel stehen, sondern lediglich zu den vorlängst angenommenen Hypothesen der meisten Dogmaticker und Asceten gehören, welche man die biblischen Verfasser, oft dem klaren Buchstaben des Originals zuwider, auf bloße Veranlassung der lutherischen Uebersetzung, so vortragen läßt, als ob solche wirklich ihre Meynung gewesen wären. Paulus schreibt, Christus habe den Tod zerstört, zu nichte gemacht, (καταργησαντος θανατον). Dies kann, da der Tod doch noch einen jeden trift, nichts anders bedeuten, als: er hat ihm das schreckliche, das furchtbare in den Vorstellungen der Menschen benommen. Und wodurch? durch die in seinem Evangelio ins Licht gesetzte große Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und dem zukünftigen Leben. Mehr sagt Paulus nicht, und darüber hätte sich zur Beruhigung derer, die den Tod ohne Ursach so sehr fürchten, schon eine ganz trostvolle Predigt halten lassen. Dem V. thut aber diese einfältige, natürliche Auslegung des Textes nicht genug. Er redet nach Luthers gebrauchtem Ausdruck von einer allgemeinen und weit aussehenden Macht des Todes, als von einer concreten Sache, welche den armen Sterblichen Schrecken vor dem Tode verursachte; da doch die Macht des Todes nicht anders als die Furcht selbst ist, die uns Christi Lehre benommen hat. Nach Masgebung seines Begrifs macht er denn auch folgende Eintheilung der Predigt: 1) Wie Jesus dem Tode die Macht genommen, und 2) wie er eben dadurch uns von der Macht des Todes erlöset habe. Beydes ist im Grunde einerley. Natürlicher wäre wohl der Vortrag so abge-

*) S. A. d. Bibl. XII. B. 1. St. S. 229, 230.

getheilt worden, daß der V. 1. die Ursachen, wodurch der Tod natürlicher Weise in unsern Augen eine furchtbare Gestalt bekommt, angegeben, und dann 2. gezeigt hätte, wie sich die Furcht vor demselben durch den Glauben an das Evangelium überwinden lasse.

Hr. Cr. will also erstlich zeigen, wie und wodurch Christus dem Tode die Macht genommen habe. In dem Text, worüber er predigte, steht ausdrücklich durch den klaren Unterricht des Evangeliums von der Gewißheit eines zukünftigen Lebens. Diese Sache berührt aber der V. eigentlich gar nicht, sondern holt zur Beantwortung seiner Frage Hypothesen aus der Dogmatick her, um den modum destructionis mortis per Christum recht genetisch zu erklären. Vorher führt er aber noch eine andere Schriftstelle an, nemlich Hebr. 2, 14. wo uns der Apostel mit klaren Worten sagen soll, wodurch Christus die Macht des Todes zerstört habe. Uns dünkt diese Stelle nun zwar lange nicht so klar als der Text; denn der V. des Briefes an die Hebräer spricht daselbst augenscheinlich nach den abergläubischen jüdischen Begriffen von einem Todesengel, vor dem sie in ihrem ganzen Leben sonst so bange gewesen. Er nennt ihn τὸν τὸ κράτος ἔχοντα τοῦ θανάτου διάβολον, und stellt ihn den hebräischen Christen als ein leeres Phantom vor, dessen eingebildete Schrecknisse Christus gänzlich hätte zerstören wollen, und vor dem sie sich nun weiter nicht fürchten dürften. Wer den Apostel nicht so verstünde, der müßte ihn nothwendig sagen lassen, daß der Teufel Herr über das Leben und den Tod der Menschen wäre, welches er doch wahrhaftig nicht ist. Herr Cr. indessen, der den wahren Sinn des heil. Schriftstellers ganz verfehlt und sich an die buchstäbliche Erklärung, wie sie in den meisten theologischen Lehrbüchern gegeben wird, hält, fängt nun an, die Geschichte des Sündenfalls kurz zu erzählen, und behauptet, S. 313. „der Teufel, „dem die ersten Menschen gehorcht hätten, hätte dadurch ein „Recht erlangt, auf ihren leiblichen, geistlichen und ewigen „Tod zu dringen. Da wäre denn Christus gekommen und „hätte alle die Schmerzen, alle die Angst und Pein, welche „der leibliche, geistliche und ewige Tod allen Menschen in der „Welt nur verursachen konnte, zusammen genommen ganz gelitten.„ Biblische Theologen haben den Ungrund dieser Vorstellung schon längst eingesehen und sie deshalb verworfen. Der Verf. würde vermuthlich auch nicht mehr daran kleben, wenn er versuchen wolte, diese Sache einmal nach etwas deutlichern Begriffen durchzudenken.

Von der Traurigkeit Jesu am Oelberge, die er um dessentwillen erlitten hätte, macht Herr Cr. darauf folgende Beschreibung: „Gott ließ seinen eingebohrnen Sohn die ganze Bitterkeit des geistlichen Todes schmecken. Er verstellte sich gegen ihn in einen Grausamen; er goß alle Schalen seines Zorns über ihn aus; er ließ ihn die Kelter desselben allein treten; bis sein Gewand vom blutigen Schweiß roth wurde; er ließ ihn den Kelch seines Grimmes bis auf die Hefen austrinken, und machte sein väterlich Herz so hart gegen ihn, als ob er das Opfer seiner Thränen und seines Geschreys nicht annehmen könnte. Hier büßte also unser Heyland die Schmerzen des geistlichen Todes, welches dem ganzen menschlichen Geschlecht die Angst eines erwachten Gewissens nur verursachen konnte; und hier that er den Forderungen unseres Seelenfeindes ein Genüge, der ein Recht erlangt hatte, uns die süssen Quellen des göttlichen Trostes zu verschliessen.„ Von dem allen steht nun kein Wort weder im Text, noch sonst irgendwo in der H. Schrift; denn dadurch, daß der V. hier in biblischen, bey ganz anderer Gelegenheit gebrauchten, poetischen Redensarten von einer Sache spricht, wird die Sache selbst nicht schriftmäßig und wahr. Und was muß sich das gemeine Volk für Begriffe von Gott machen, wenn ihnen solche biblische Redensarten nicht nach ihrem wahren Sinn erklärt werden? Was muß es vom Teufel glauben, wenn er ihm so allmächtig als Gott selbst vorgestellt wird?

Wir wollen den Verf. weiter hören S. 314. „Gott that noch mehr, er unterwarf seinen Sohn am Kreutze aller Qualen des ewigen Todes. Er umgab ihn mit einer dicken Finsterniß — kurz, der Allmächtige preßte, wenn ich so reden darf (nach allem Recht solte man nicht so reden) in wenig Augenblicke alle die unaussprechlichen Martern zusammen, welche die ganze Hölle, die ganze Ewigkeit den Verdammten drohte, und brachte sie wie einen Sturm in das Herz des Bürgen für unsre Schuld; er löschte so zu reden in seiner Seele auch den letzten Funken des Trostes aus — so daß unser von Höllenangst umfangener Heyland — gleichsam die Gesetze des mit Gott zu unserm Heil eingegangenen Vertrages, vergaß und klagen und fragen mußte: Mein Gott! mein Gott! rc.„ Wieder nichts von dem allen in der heil. Schrift. Ist denn keine simpelere Auslegung der Worte Jesu da? Solche ungegründete Vorstellungen von Christi Leiden, die bloß menschlicher Witz, Einfälle von Theologen sind, tragen sicherlich viel dazu bey, daß manche über die Re-

ligion

ligion nachdenkende Gemüther einen grossen Anstoß daran neh- men, und in Versuchung kommen, von der Erlösung Jesu gar nichts zu glauben.

S. 315. „Auf eine so peinliche Weise mußte unser „göttlicher Bürge den Forderungen des Satans ein Ende ma- „chen, der im Gericht Gottes darauf drang: daß wir alle „zur Strafe unserer Sünden, Pein und ewiges Verderben „leiden solten, in der Verstoßung vom Angesichte Gottes und „durchs Gefühl seiner schrecklichen Macht.„ Ein Dichter, wie Klopstock im Meßias, kann wohl dergleichen poetische Fictionen machen. Aber von einem Prediger, der das Volk unterrichten und über die Religionswahrheiten deutlich beleh- ren soll, erwartet man sie nicht. Läßt es doch als ob der lei- dige Satan mit dem lieben Gott pochen, und ihm vorschreiben könnte: So sollst du deine Veranstaltungen machen, so will ichs haben, sonst bin ich nicht zufrieden und verderbe dir dein ganzes Menschengeschlecht auf immer und ewig.

Wir übergehen die schön und erhaben seyn sollende Be- schreibung des leiblichen Todes Jesu. S. 316. Sie fällt ins dichterische, was wir in keiner prosaischen Rede, geschweige in einer Predigt lieben. Das ist nun der Beweis des V., wie Christus dem Tode die Macht genommen habe. Ich möchte den Hrn. Cr. im Ernst fragen: Woher er denn glaube, daß Paulus, da er die Texteswotre dem Timotheus schrieb, und Timotheus da er sie las, an die in seiner Predigt beschriebe- nen, vom Satan Gott abgeforderten Büßungen Jesu, gedacht habe? In des Paulus Briefe ist keine Spur davon, und was dieser nicht schrieb, daran konnte Timotheus auch nicht denken. Was würde man wohl sagen, wenn jemand über eine Stelle aus einem alten griechischen oder lateinischen Autor zu deren Erklärung und Anwendung dergleichen ganz fremde Dinge in einer Rede vorbringen wolte? Und doch sprechen viele unserer Prediger so über die biblischen Texte. In Wahrheit, wenn der Apostel Paulus den gemachten Commentar über seine vor- treflichen Worte: Christus hat dem Tode die Macht genom- men ꝛc. lesen solte, er würde sich höchlich wundern, wie man ihm so viel fremde Gedanken aus der alten und neuen Scho- lastick unterschieben könnte.

In dem zweyten Theil der Predigt giebt Hr. Cr. die Gründe an, warum den Menschen der Tod von Natur schreck- lich sey. Und da ist der erste: „weil er ein demüthigendes „Denkmal derjenigen Gewalt ist, welche der Verderber durch „seine listigen Verführungen über unsere erste Eltern und alle

„ihre Nachkommen erlangt hatte.„ Dieser Grund ist nun wieder gar nicht aus der menschlichen Seele, wie wir sie aus Erfahrung kennen, hergenommen, sondern auf jene angenommene Hypothese gebauet. Daß doch so viele unserer Geistlichen, sonst geschickte gute Männer, noch immer unzählige Sachen der Religion nicht so ansehen, wie sie in der Natur sind, sondern immer, wie man sagen möchte, durch eine gewisse übel geschliffene theologische Brille, durch welche sie denn die Gegenstände gemeiniglich schielend sehen, welche sie mit bloßen Augen in ihrer eigentlichen Gestalt ganz gerade erblicken könnten! Die übrigen angegebenen Gründe des V. sind wahr. Bey denen allein hätte er bleiben können.

Noch eine Anmerkung zur zehnten Predigt von den gegenseitigen Pflichten christlicher Eltern und Kinder bey der Erziehung. Gleich im Eingange S. 250. gedenkt der V. des unüberlegten und thörigten Vornehmens derer, welche suchen „die Lehre vom menschlichen Sündenfalle, und von der „angebohrnen allgemeinen Verderbniß zu untergraben, und „die Wahrheit Gottes, welche auf unsere Demüthigung abzielet, und uns im ganzen Leben wachsam und behutsam machen soll, in Lügen zu verwandeln.„ Vermuthlich meynt er damit diejenigen, welche die Geschichte des Sündenfalls, wie sie Moses erzählt, allegorisch erklären, und unter der Schlange nicht den Teufel, welches auch Moses nicht sagt, sondern die Sinnlichkeit des Menschen verstehen; denn daß die Vorwelt gesündiget habe, leugnet wohl niemand, folglich auch nicht die erste Sünde der ersten Menschen. Die Gründe aber, warum einige sehr gelehrte und weise Ausleger der heil. Schrift des Moses Erzählung für eine Allegorie halten, möchten dem Hrn. Er. vielleicht schwerer zu widerlegen werden, als er selbst denkt. Und was die Lehre von der angebohrnen oder nicht angebohrnen Verderbniß des Menschen anbetrift, so dünkt uns, daß es den Menschen weit mehr demüthiget und in seinem Leben viel wachsamer und behutsamer macht, wenn er einsieht, seine Verderbniß sey selbst verschuldet, als wenn er glaubt, sie sey ihm angebohren. Kennt der V. keine Leute, die sich ihre vermeynte angebohrne Unarten zu gute halten und sprechen: sie könnten diese und jene Sünde nicht lassen, weil sie ihnen angeerbt wäre?

Uns ist bey dieser Gelegenheit eingefallen, woher es wohl kommen mag, daß an vielen Orten noch immer unter dem wahren und richtigen so viel nur halb wahre und zum Theil ganz falsche und unerwiesene Sachen so zuverläßig von der Kanze

gesagt

gesagt werden. Es scheint, weil einige der Herren Prediger unter ihren Zuhörern niemanden finden, der ihnen gegen ihre Sachen Einwendungen macht, sondern alles, was sie sagen, von jedermann in ihrer Gemeinde, als ausgemachte Wahrheit angenommen wird: so tragen sie dann ihre gelernte Universitätstheologie gelegentlich auf der Kanzel vor, und schöpfen nicht den mindesten Argwohn, ob das, was sie vortragen, auch wohl durchgängig seine erweisliche Richtigkeit haben möchte. Man läßt das hingehen. Aber drucken solte kein Geistlicher etwas lassen, bevor er alles scharf geprüft, jeden Gedanken, ob er nach Vernunft und Schrift auch wahr sey, abgewogen hätte. Gedruckte Predigten fallen allerley Lesern in die Hände. Und da wäre es in unsern Zeiten doch nöthig und billig, auch auf solche Leser Betrachtung zu nehmen, die über ihr Religionssystem etwas nachgedacht, und göttliche Biblische Lehren von Menschensatzungen unterscheiden gelernt haben. Geschieht das nicht, so muß ein Autor denn auch nicht böse werden und sich nicht für beleidigt halten, wenn ein der Sachen kundiger freymüthiger Kriticus ihn öffentlich tadelt. Dadurch, daß er seine Vorträge ins Publicum bringt, hat er ihn zu einem öffentlichen Urtheil berechtiget. Fällt dasselbe nicht nach seinem Wunsch aus, hat es gar einen üblen Erfolg für seine Achtung und vielleicht einen nachtheiligen Einfluß in seine Bemühungen, wer kann dafür? Wenn der Tadel Grund hat, so ist der Kriticus ganz unschuldig.

Predigten von protestantischen Gottesgelehrten. Erste Sammlung. Berlin, bey August Mylius, 1771. gr. 8. 344 Seiten.

Wenn diese Sammlung Beyfall findet, so wird einige Jahre damit fortgefahren werden und in jeder Leipziger Ostermesse ein solcher Band erscheinen. In jeder Sammlung werden zwo oder drey aus dem englischen übersetzte Predigten vorkommen; welche meistentheils neue seyn sollen. Es ist nicht zu zweifeln, daß der ungenannte Herausgeber in den folgenden Sammlungen eine eben so gute Wahl treffen werde, als er in Ansehung der meisten Stücke dieser ersten getroffen hat, und dann wird es ihnen an Beyfall nicht fehlen. Sie unterscheiden sich von den gemeinen Predigtsammlungen, wie sie schon von andern zusammen getragen worden, auf eine sehr vortheilhafte Art. Man sieht wohl, daß ihre Verfasser wahre Gottesgelehrte, bewährte Männer von Wissenschaft, Erfahrung

und redlicher Gottseligkeit sind. Die Materien, die darinn abgehandelt werden, sind durchaus gemeinnützig und von einem praktischen Einfluß in das sittliche Leben der Christen. Der Ton, der darinn herrscht, ist nicht declamatorisch, sondern unterrichtend, bescheiden, sanftmüthig, zum Theil vertraulich. Alles wird auf die wahren Grundsätze des vernünftigen Christenthums zurück geleitet, so daß ein Mensch, der Wahrheit und Tugend liebt, nichts dagegen sagen kann. An der Schreibart merket man den Unterschied der Verfasser. Einige Predigten sind ausführlichere Abhandlungen einzelner Materien, andere enthalten kurze Betrachtungen und Ermunterungen an die Zuhörer, nach Veranlassung des Textes. Wir wollen den Inhalt einer jeden hersetzen. 1. Von der Versöhnlichkeit. 2. Von der eigentlichen Würde christlicher Gotteshäuser. 3. Von der Feyer des Sonntags. Was man in einer bündigen Kürze über die beyden letzten Punkte, worüber auf manchen Kanzeln viel ungegründetes herdeklamirt wird, wahres und ungezweifelt richtiges lesen kann, das ist in diesen zwoen Predigten enthalten. 4. Leichenpredigt auf den Prinzen Heinrich von Preußen, über Jes. 55, 8. 9. Vielleicht, der erste Theil wenigstens, worinn der Unterschied zwischen den Entwürfen der Menschen und den Absichten Gottes gezeigt wird, etwas zu philosophisch für eine Leichenpredigt. 5. Der Dank gegen Gott für unsere Besserung und Frömmigkeit. 6. Von der Pflicht der Christen, wenn ihr Nächster gelästert wird. 7. Daß ein gewissenhaftes Leben die beste Sicherheit und Ehre schaffe. 8. 9. Von der Unsterblichkeit der Seele. 10. Von der Erscheinung Christi im Fleisch. 11. Von dem zukünftigen Gerichte. 12. Von der Dankbarkeit gegen Gott. 13. Von dem inneren Frieden. 14. Ueber das Leiden Christi. 15. Duchals Predigt vom Enthusiasmus. 16. Desselben Predigt vom Zustande der Gerechten in der Ewigkeit. 17. Nöthige Warnung vor Verführung zum Unglauben, über Matth. 7, 15. 16. Eine vortrefliche Predigt, voll Geist und Nachdruck. 18. Von heilsamer Zubereitung zum Genuß des H. Nachtmahls.

Aus dem Titel läßt sich muthmaßen, daß die V. dieser Predigten Lehrer aus beyden protestantischen Kirchen sind. Sollte es so seyn, so sehen wir sie gern in einer Sammlung brüderlich vereiniget. Es giebt unter sogenannten reformirten und lutherischen Geistlichen noch so manche, die das wesentliche der Christlichen Religion mit an ihre spekulative Unterscheidungslehren hängen, und sich einander grundstürzender Irthü-

Irthümer beschuldigen. Dadurch wird denn noch immer ein gewisser Geist des Mißtrauens, der Unverträgsamkeit und Verketzerung bey schwachen Gemüthern von beyden Kirchen unterhalten. Wenn nun Predigten von solcher Güte als die angezeigten, deren eine vor einer lutherschen, die andere vor einer reformirten Gemeinde ist gehalten worden, in einem Buche neben einander stehen, so kann ein zweifelhafter Protestant selbst lesen und urtheilen; ob die Christen beyder Confeßionen in allen göttlichen Lehren des Evangeliums übereinstimmen oder nicht? Ob diejenigen Prediger von beyden Partheyen, welche nicht seichtig in Fragen und Antworten sind, nicht Fabeln und theologische Meynungen, sondern das, was zur Besserung dienet, predigen, ob die ihre Pfarrkinder auf einerley Weg des Glaubens und der Gottseligkeit, oder auf verschiedene Wege führen? Den Nutzen, der daraus entstehen kann, halten wir für sehr wichtig und wünschen, daß diese Predigten, deren Fortsetzung wir entgegen sehen, zur Beförderung desselben auch das ihrige beytragen mögen.

B.

D. Carl Fr. Bahrdts Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz. 2. Bandes 2. Sammlung. Erfurt, in der Griesbachischen Buchhandlung, 1771. 6 Bogen in 8.

Zweyten Bandes 3. Sammlung 5 Bogen in 8.

Das merkwürdigste in dieser Sammlung ist der Abdruck des Göttingischen Responsi über des Verf. Dogmatick, welches durch den Prof. Schmid veranlaßt worden. H. Bahrdt hat durch einige Anmerkungen zu demselben nachdenkende Leser auf die Gedanken gebracht; wie mühsam es für manche Theologen seyn müsse, gesunde Ueberlegung und ängstliche Anhänglichkeit an ein symbolisches System mit einander zu vereinigen. Die Bedenklichkeiten, welche Hr. Bahrdt gegen den Verf. desselben, den H. D. Miller im 39. Briefe äussert, sind es werth, von dem letztern reiflich erwogen und beantwortet zu werden. Der 42. und 43. Br. können die Aufklärung über den eigentlichen Begrif der Inspiration näher bringen.

Sp.

De Advocat der Kerkelyke ondersteunt, door eene Vertaaling uit de Algemeene Duitsche Bibliotheek 13de Deel, 2de Stuk, Pagina 606. door de Vertaalders aan zyn wel edele Gestenge Nederig opgedragen. In S'Hage, by de Weduwe O. v. Thor en Zoon, 1771. 8. 1 Bogen.

Diese kleine holländische Schrift geht unsere Bibliothek sehr nahe an. Sie ist eine Uebersetzung einer Recension von Saffitedes Beurtheilung des Marmontelischen Belisars, die sich in dem 2ten St. des 13ten Bandes dieser Bibl. befindet, in einer satyrischen Zuschrift dem Advocat der Kerkelyke zugeeignet. Dieser Advocat ist eine periodische Schrift, die im Haag herauskömmt, und sich durch ihren übelverstandenen Religionseifer für die voetianische Rechtgläubigkeit auf eben die Art hervorthut, als Hr. Göze in Deutschland, durch seinen übelverstandenen Eifer für lutherische Rechtgläubigkeit. Er wird aufgefodert, auch jenseits des Rheins seine Siege über die Ketzerey auszubreiten, und als ein anderer Herkules auch die deutsche Erde von diesen Ungeheuern zu säubern, die sich unterfangen, von der Seligkeit rechtschafner Türken und Heyden gute Hofnung zu haben. Die Denkungsart des Haagischen Advocaten scheint in Holland leider noch immer unter der herrschenden Kirche allgemein zu seyn; da ein Urtheil, das dem gesunden Verstande und einem empfindlichen Herzen so einleuchtend seyn muß, noch mit so vieler Behutsamkeit von einem kleinen Theile schüchterner Schriftsteller vorgetragen wird, und bey der Parthey, die noch am meisten gehört wird, so lauten und zuversichtlichen Widerspruch findet. Bey solchen Umständen möchte die Philosophie in Holland immer noch ein halbes Jahrhundert Zeit haben, ehe sie sich durch diese Hindernisse Platz machen kann.

Hm.

Demonstratio Evangelica. sive Religionis a Iesu Christo revelatae Certitudo accurata methodo demonstrata adversus Theistas et omnes antiqui et nostri aevi Philosophos antichristianos quin et contra Judaeos et Mahometanos a *P. Bene-*

Benedicto Stattler, S. I. in Universitate Oenipontana SS. Theologiae Professore Publico ordinario. Augustae Vindelicorum, sumtibus Matthaei Rieger et Filiorum, MDCCLXX. 8. 768 Seiten.

Die Ordnung, worinn der Verfasser die Wahrheit und den göttlichen Ursprung der christlichen Offenbarung, gegen die Feinde derselben beweiset, ist ganz gut. Er bemühet sich zuerst die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung dar zu thun. Hierauf gehet er zum Beweise der Möglichkeit einer Offenbarung überhaupt und der christlichen insonderheit, und endlich beweiset er die Wirklichkeit derselben, so wie sie in der heiligen Schrift verfasset ist. Den Beweis für die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung nimmt er hauptsächlich aus dem Unvermögen des grossen Haufens der Menschen her, ohne dieselbe zu einer den Absichten ihres Daseyns, nemlich der Verherrlichung Gottes und ihrer Glückseligkeit genugthuenden Erkenntniß der Grundartickel und der wichtigsten Vorschriften der natürlichen Religion zu gelangen. Wenn er auf diesen Grund insonderheit dringt und denselben mit Vorbeylassung anderer zwar gewöhnlicher, aber schlechterer Gründe, ausführet, so müssen wir ihm Beyfall geben, weil unsrer Einsicht nach, es wenigstens durch keine andere Betrachtung so einleuchtend wird, was für eine wichtige und wünschenswürdige Wohlthat für die Menschen ein ausserordentlicher Unterricht Gottes in der Religion, sey, wenn gleich hieraus, (und aus andern Gründen gewiß noch weniger) eine unumgängliche Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung nicht strenge zu erweisen wäre. Bey dem Beweise der Möglichkeit einer Offenbarung legt er den Inhalt der christlichen vor, so wie sie theils die Lehren der natürlichen Religion rein, vollständig und faßlich vorträgt, theils denselben, die ihr eigenthümlichen Lehren und Nachrichten hinzusetzet. Daß der V. hier das System seiner Kirche in den Inhalt der christlichen Offenbarung hineinbringe, verstehet sich von selbst, hierauf sucht er die Möglichkeit der geheimnißvollen Lehren, und die Bekanntmachung derselben gegen alle Einwendungen alter und neuer Deisten zu retten. Hier herrscht einige Verwirrung und Dunkelheit in den Begriffen und dem Vortrage des Verf., und wir zweifeln sehr, daß die Antworten, die er auf einige seichte Einwendungen gegen die Dreyeinigkeitslehre ertheilet,

die Sache ausmachen und den Antitrinitariern das Maul stopfen werden. Eben so wenig dürften sie seine Erklärung dieser Lehre, die auf den Sabellianismus hinauszulaufen scheinet, genugthuend finden. Um die Möglichkeit der angegebnen Geheimnisse zu beweisen, muß man nicht blos zeigen, daß Gott uns Dinge offenbaren könne, von denen wir das Wie und Warum nicht einsehen können, es ist nicht genug, dem Ungläubigen zu seiner Belehrung auf die unerklärlichen Naturerscheinungen zu verweisen. Man muß vor allen Dingen zeigen, was diese Geheimnisse uns eigentlich bekannt machen, daß die Worte, worinn sie ausgedrückt sind, denkbar sind, einen verständlichen Sinn für uns haben, und nicht zu den leeren Tönen gehören, die, weil wir sie oft gehöret haben, uns etwas zu sagen scheinen, und dennoch wirklich nichts sagen, weil sich in unsrer Seele gar keine denselben entsprechende Ideen finden, noch auf irgend eine Weise entstehen können, indem die ganze Natur uns keine diese geheimnisvollen Ausdrücke erläuternde Analogien darbietet. So lange dies nicht gezeiget ist, ist es eben so thöricht, solche Lehren des Widerspruchs zu beschuldigen, als es unnütz ist, den vorgegebenen Widerspruch heben zu wollen, weil beyde Theile völlig im Dunkeln fechten —

Daß die christliche Religion wirklich von Gott geoffenbaret sey, wird, wie gewöhnlich, aus den zur Bestätigung derselben geschehenen Wunderwerken, und aus erfüllten Weissagungen bewiesen. Um die Möglichkeit der Wunder und seinen Begrif von denselben zu erweisen, holet der V. ziemlich weit aus. Wenn er aber zeigen will, wie sich wahre göttliche Wunder von falschen durch die Macht böser Geister, oder durch geheime Künste und Gaukeleyen gewirkte Wunder unterscheiden, kömmt er in nicht geringe Verlegenheit, weil er die Möglichkeit und Wirklichkeit teuflischer Wunder zugestehet, und sucht sich durch einige spitzfindige Distinktionen zu helfen. Auch sind die Merkmale, die er angiebt, um wahre Wunder von Gaukeleyen und Blendwerken zu unterscheiden, weder völlig richtig, noch hinlänglich. Es lassen sich bessere angeben. — Wenn er die Art der Gewißheit, die wir haben, daß eine Naturbegebenheit oder eine freye Handlung geschehen werde, angeben will, leitet er dieselbe her von einer durch die Association gewirkten und auf eine hinlängliche Anzahl von Erfahrungen gegründeten Erwartung ähnlicher Erfolge unter ähnlichen begleitenden und vorhergehenden Umständen. Hierinn ist er also mit dem Hrn. Hume, dem berühm-

rühm-

rühmten Gegner der Wunder einig. Nichts destoweniger hält er den Schluß, den dieser Philosoph aus diesem Grundsatze wider die Möglichkeit irgend eines glaubwürdigen Zeugnisses andrer für geschehne Wunder herleiten will, für ungereimt; und zwar aus diesen Gründen, weil wir aus einer beständigen und einförmigen Erfahrung natürlicher Erfolge dergleichen in jedem besondern Falle, nur unter der Bedingung, wofern Gott keine Wunder thun wolle, erwarten dürfen; ferner weil wir, wenn der Schluß des Hn. Hume richtig wäre, auch auf das Zeugniß unsrer eignen Sinne nie die Wirklichkeit eines geschehenen Wunders glauben könnten, welches zu behaupten doch offenbar ungereimt wäre; und endlich, weil um ein Wunder als wirklich geschehen zu glauben, wir nothwendig Erfahrungen von natürlichen dem Wunder entgegen gesetzten Erfolgen gehabt haben müssen. Allein durch alles dieses wird der Einwurf des Zweiflers nicht gehoben. Denn erstlich eine beständige und einförmige Erfahrung natürlicher Erfolge giebt eben dadurch, daß sie einen Vermuthungsgrund wider die Eintretung eines widernatürlichen Erfolges giebt, auch gerade eben denselben Grund wider eine sich äussernde göttliche Wunderkraft. Weil es nie ein Mensch erfahren hat, daß Gott in dem gewöhnlichem Laufe der Sonne eine Veränderung gemacht hat, so erwarten wir mit völliger Gewißheit, daß er es auch morgen oder sonst in irgend einem Falle, nicht thun werde, oder welches einerley ist, daß die Sonne nie später, als gewöhnlich, am Horizonte bleiben werde. Zweytens, es folget nicht, weil das Zeugniß andrer Menschen nicht hinlänglich seyn soll, ein geschehenes Wunder glaubwürdig zu machen, daß wir auch durch eigne Erfahrung und durch das Zeugniß unsrer Sinne nicht davon gewiß werden könnten. Denn diese Erfahrung kann so zuverläßig und dieses Zeugniß so gewiß seyn, daß dadurch betrogen zu werden, ein eben so großes oder noch größeres Wunder wäre, als das durch eigne Erfahrung und Sinne beglaubigte Wunder. Und in diesem Falle giebt Hume zu, daß wir das Wunder glauben können und müssen. Endlich, daß ein einförmiger und beständiger Lauf der Natur vorausgesetzt werden müsse, wenn Wunder oder Abweichungen von demselben möglich seyn sollen, ist richtig, allein daraus folget noch nicht, daß nicht ein jedes Wunder an sich unwahrscheinlich seyn sollte, weil wir nach dem Gesetz der Association in jedem Falle einen natürlichen der bisherigen Erfahrung gemäßen, nicht aber einen widernatürlichen oder derselben widersprechenden Erfolg erwarten müßten. Indessen ist diesen

Ein-

Einwurf, wenn er gegen die Schriftwunder gemacht wird, gar nicht unwiderleglich, allein es ist hier nicht der Ort, uns weiter darauf einzulassen — —

Wir bemerken nur, daß wenn nicht alle Beweisgründe des V. bündig und seine Antworten auf die Einwendungen der Deisten und Zweifler nicht immer genugthuend sind, er doch eine ziemlich vollständige Sammlung alles dessen, was für und wider die Offenbarung vorgebracht werden kann, geliefert, daß er viele Gründe gut ausgeführet und ein für seine Glaubensgenossen insonderheit brauchbares Werk geschrieben hat. Nur Schade, daß die Schreibart, die nicht rein ist, und dennoch zierlich seyn will, durch die Mühe, die sie dem Leser macht, manchen abschrecken wird, wozu indessen die dem V. eigene und so viel wir einsehen, zuweilen ohne Noth angebrachte Art zu philosophiren und die strenge Methode auch etwas beytragen möchten.

Das Christenthum über die Vernunft, oder Betrachtungen über das berühmte Buch vom Werthe der Gefühle im Christenthum. Regenspurg, 1771. 16 Bogen in 8.

Der Verfasser dieser Schrift denkt sehr verächtlich von der menschlichen Vernunft, und ohne Zweifel will er schon durch den Titel derselben, der freylich sonst keinen wahren Sinn zuläßt, zu verstehen geben, daß er die Vernunft beym Christenthum für etwas sehr entbehrliches, und ihren Gebrauch für sehr mißlich und gefährlich halte. Hr. Spalding, der nicht so denkt, sondern ein Liebhaber eines vernünftigen Christenthums ist, konnte diesem Vernunfthasser daher nicht gefallen und das mit vieler Vernunft geschriebne Buch vom Werth der Gefühle im Christenthum mußte ihm auf allen Seiten anstößig seyn. Er will die Fehler und Unrichtigkeiten desselben rügen, um, wie es scheint, den Weg der vernünftigen Untersuchung, den Hr. Spalding betreten hat, verdächtig zu machen, und dagegen den blinden Glauben an hergebrachte Formeln und Redensarten, und ein gefühlreiches fanatisches Christenthum zu empfehlen. Die Vernunft hat Gegner gehabt, die sie mit ihren eignen Waffen und wenigstens sinnreich bekämpft haben. Zu der Zahl dieser Gegner der Vernunft gehöret unser Verf. nicht. Ohne Plan, ohne einige Grundsätze, ohne mit seinen eignen, oder seines Gegners Worten, deutliche Begriffe zu verbinden, schwatzt er in die Kreutz und in die

die Quere über eine Menge von Materien, und so unzusammenhängend und widersinnig auch das, was ihm einfällt, seyn mag, ergreift er alles, wodurch er sich den Weg bahnen kann, Irrthümer in Hrn. S. Buche zu entdecken. Gerne möchten wir es ihm auf sein Wort glauben, daß er aus einer guten Absicht die Feder ergriffen habe; allein, dann hätte er doch, bey allen Complimenten und Verbeugungen, die er seinem Gegner macht, nicht so vielen lieblosen und hämischen Verdacht gegen ihn äussern, seine Worte nicht, wie bisweilen geschehen, bis zum Unsinn, verdrehen müssen; insonderheit hätte er sich bemühen müssen, das Buch, das er widerlegen wollte, zu verstehen. In der That hat er den wahren Sinn desselben an den wenigsten Stellen getroffen. Daher behauptet er gegen Hrn. S., was dieser vielleicht nie zu leugnen begehret, wenigstens in dem angezeigten Buche nicht geleugnet hat. Wir wollen nur eine Stelle zur Probe anführen, deren sonst sehr viele sind. Hr. Spalding saget S. 107. seines Buches: „Ein Trieb, der mich blinder Weise zu der „einen Sache mehr, als zu der andern geneigt macht, von „dem ich weder einen Grund der Klugheit aus der Vernunft, „noch einen Grund des Rechts aus dem Gewissen anzugeben „vermag, und der lediglich darauf beruhen soll, daß mir so zu „Muthe ist, der kann wohl unmöglich auf die Rechnung einer „besondern Eingebung Gottes gesetzet werden.„ Hierauf antwortet der V. S. 26. „Es wird einem Menschen also die Hofnung abgesprochen, mit seinem Gebet zu erlangen, daß ihm „Gott einen Rath lehren werde, dessen Grund er nicht selbst „einsiehet. Und doch kann in solchen Fällen, wenn nemlich „unter mehrern Objekten, zwischen welchen man die Wahl „hat, keines sündlich ist, nicht allemal das Gewissen, und „noch seltener die Vernunft den Ausschlag geben; denn es sind „Dinge, bey welchen das Hauptwerk auf der entfernten Zukunft beruhet, und in diese reicht auch die klügste Vernunft „gar nicht weit hinein. Sollte nicht ein Kind Gottes solche „und dergleichen Wege dem Herrn befehlen dürfen, der alles „wohl machen kann? Wahrlich, es wird daran weder thöricht, „noch unrecht thun.„ Ist des V. Meynung, daß in solchen zweifelhaften Fällen, worinn Socrates seine Schüler an das Orakel verwies, und mancher Abergläubige zur Entscheidung des Loses seine Zuflucht nimmt, das Kind Gottes von Ihm erbitten dürfe und müsse, daß Gott demselben nicht vermittelst der Verbesserung und Erweiterung seiner Einsichten, sondern durch einen blinden von Vernunft und Gewissen unabhängi-

gen Trieb, durch ein inneres übernatürliches Licht, lehren solle, was zu thun sey; so konnte er freylich dem Hrn. Spalding widersprechen, der dem Kind Gottes, die Hofnung auf diese Weise durch das Gebet von Gott Rath zu erhalten, völlig abspricht, und absprechen mußte, wenn er nicht dem Aberglauben und der Schwärmerey das Wort reden wollte. Meinet aber der V., daß sein Gegner in den angezognen Worten es für thöricht und unrecht erkläre, daß ein Christ im Zweifelhaften Gott bitte, daß Er ihm die nöthige Aufmerksamkeit und Einsicht verleihen möge, um durch den Gebrauch seines Verstandes zu erkennen, was darinn recht und vortheilhaft sey; so hat er ihn entweder nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen, und den Irrthum, den er bestreiten wollte, erst selbst in dessen Worte hineingetragen. Indessen mag wahrscheinlicher Weise das erste die Meynung des Verf. seyn, denn er führet S. 29. ein gewisses Histörchen mit Beyfall zum Beweise an, worinn offenbar die Schwärmerey aufgemuntert wird. Wir wollen dasselbe unsern Lesern, die daraus den Geist des V. am besten erkennen können, hier mittheilen. Es ist aus einem Buche, das den Titel führet: die Macht der Religion in Krankheit und Tode, genommen. „Ein frommer Edelmann, Namens Foster, war nebst seinem Sohne „von den Türken zum Gefangnen gemacht worden; und der „Fürst, unter dessen Gebiete er ein Sclav geworden war, „hatte den Schluß gefasset, es sollte Zeit seines Lebens kein „Gefangener losgegeben werden; also daß Fosters Freunde, „da sie die traurige Nachricht höreten, nicht anders glaubten, „als daß alle Hofnung verlohren wäre. Hierauf wandte sich „John Elliot vor einer großen Versammlung mit diesen unge„künsteltem Gebete zum Throne der Gnade: Himmlischer „Vater, hilf doch zur Befreyung deines armen Knechtes Fo„sters: und wenn der Fürst, der ihn aufhält, ihn, wie man „sagt, in seinem Leben los zu lassen, nicht Willens ist, so bit„ten wir Dich, Herr, tödte diesen grausamen Fürsten. Tödte „ihn und verherrliche dich selbst an ihm. Zufolge dieses wun„derbaren Gebets, kam Foster in Kurzem aus der Gefangen„schaft zurück und brachte die Nachricht mit, der Fürst, der „ihn gefangen gehalten hätte, sey eines frühzeitigen Todes „gestorben, und dadurch sey er zu seiner Freyheit gekommen. „Also wußten wir, sagt D. Cotton Mather, daß ein Prophet „unter uns gewesen war.„

Uebrigens scheinet uns auch der Eifer, womit der V. die Hypothese von den Wirkungen des göttlichen Geistes auf das

Ge-

Gewissen bestreitet, sehr befremdlich und unrühmlich, da ihm doch bekannt seyn sollte, daß Hr. Spalding dieselbe mit einer Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe, die ihm wahrhaftig Ehre macht, vorlängst selbst aufgegeben hat. Ueberhaupt scheinet der V., wir mögen nicht untersuchen, aus welchen Ursachen, seine Angriffe nur hauptsächlich auf die erste Auflage des Spaldingschen Buches gerichtet, und sich um die in der zwoten und dritten Auflage hinzugekommenen Veränderungen wenig bekümmert zu haben.

D. Gotthilf Traugott Zachariä, ordentlichen Professors der Theologie biblische Theologie oder Untersuchung des biblischen Grundes der vornehmsten theologischen Lehren. Erster Theil. Göttingen und Kiel, in Verlag, Victorinus Boßiegel und Sohn, 1771. 8. 1 Alphab. 14 Bogen, ohne Vorrede und Einleitung.

In der Vorrede sowol als in der Einleitung erklärt sich der Verfasser ausführlich über die Veranlassung, Absicht und Einrichtung dieses Werks. Die Benennung einer biblischen Theologie, soll nicht, wie sie zuweilen gebraucht werden, einen Vorwurf für die unter uns gelehrte Theologie ausdrücken, als ob sie nicht auf die heilige Schrift gegründet werde, oder mit derselben übereinstimme, noch soll dieser Titel zur Verachtung aller systematischen Theologie gedeutet werden. Der V. will zwar keine systematische Theologie liefern, aber auch nicht blos die vornehmsten Beweisstellen der Theologie erklären, sondern den gesammten biblischen Grund der theologischen Lehrsätze untersuchen, um den ganzen Lehrbegrif mit allen dazu gehörigen Lehrsätzen, und den nach biblischen Begriffen richtigen Verstand solcher Lehrsätze, nach ihren Beweisgründen aus der heil. Schrift, zu bestimmen. Die Veranlassung hiezu gaben ihm seine biblische Vorlesungen, in welchen er sich oft genöthigt sahe, manche Stellen, die gewöhnlich als die einzigen oder hauptsächlichsten Beweisgründe gewisser Lehren gebraucht werden, so auszulegen, daß sie zur Beweisführung untauglich wurden. Um der Verwirrung, der Verlegenheit und dem Anstoß, so dadurch bey seinen Zuhörern veranlaßt werden konnte, vorzubeugen, entschloß er sich, die gesammten theologischen Lehren auf festeren und sicherern Gründen aufzuführen. — In der Einleitung legt der V. die Grundsätze vor, denen er bey der

Aus-

Ausführung dieser seine Absicht gefolget ist. Wir wollen aus diesem lesenswürdigem Aufsatze eines und das andre auszeichnen. — Die göttlichen Schriften wurden, wie der Augenschein sowohl in Absicht der für jedes Buch gewählten Materie, als auch der durch alle Bücher gebrauchten Schreibart lehret, von ihren Verfassern ohne unmittelbare Rücksicht auf unsre Zeiten, gänzlich nach den Bedürfnissen derer Zeiten, zu welchen sie verfertiget wurden, eingerichtet. — Wir dürfen daher nicht erwarten, daß die Wahrheiten nach ihrer allgemeinen Wichtigkeit für alle Menschen ausführlicher, oder nach ihrer geringern Erheblichkeit beyläufiger in der Schrift angetroffen werden, und wir übereilen uns, wenn wir aus der ausführlichern Abhandlung einer Wahrheit in derselben und der kürzern Erwähnung einer andern schließen wollen, daß jene ungleich wichtiger, als diese seyn müsse. — Auch muß es daher in der Schrift Umstände geben, welche ganz allein für die damaligen Zeiten, da sie geschrieben wurden, gehörten, und deren wir an sich zu unserer Belehrung nicht bedurft hätten, wenn sie nicht gerade in den Büchern gestanden hätten, welche Gott für uns aufbehalten wollen — die ganze Art zu schreiben und der gesammte Vortrag der biblischen Bücher mußte nicht nach unsrer Art zu denken und zu schreiben eingerichtet werden, sondern nach der Denkungs- und Schreibart der damaligen Zeiten, da sie verfasset wurden. Sollte also auch diese wirklich in Vergleichung mit unsrer Denkungs- und Schreibart sehr schlecht gewesen seyn, oder mit dem Geschmack unsrer Zeiten gar nicht übereinstimmen, so mußten doch die für die damaligen Zeiten zunächst bestimmte Schriften nach diesen und nicht nach unsren Zeiten eingerichtet seyn. — Die Wahrheiten müssen in den heil. Büchern sehr zerstreut und in einem sehr ungleichem Vortrage angetroffen werden. Und daher dürfen wir uns nicht bereden, daß wir ohne alle Mühe nur lesen dürfen, um die ganze christliche Lehre in ihrer Verbindung vollkommen richtig und überzeugend einzusehen, vielmehr macht die Einrichtung, die Gott bey Ertheilung einer Offenbarung erwählt hat, zu unsrer Pflicht, durch sorgfältigen Gebrauch aller Hülfsmittel und Forschung der heil. Schrift, die zur Glaubens- und Sittenlehre gehörige Stellen aufs richtigste auszulegen, die zerstreueten Wahrheiten, durch diese richtige Auslegung gebührend aufzusuchen und in eine genaue Verbindung zu setzen — der Ungelehrte darf sich über diese Einrichtung nicht beschweren, da zur Einsicht der ihm nöthigen Glaubenswahrheiten und Lebenspflichten nicht große Hülfsmittel der Gelehr-

Lehrsamkeit, sondern blos solche, welche ein gesunder Menschenverstand und ein faßlicher und vernünftiger Unterricht darbietet, erfordert werden. Lehrer der Kirche aber handeln unverantwortlich gegen die göttliche Einrichtung, wenn es ihnen an Fleiß mangelt, die heil. Schrift durch die dazu vorhandene Hülfsmittel gebührend zu forschen. — Ein Theologe thut nach seiner Pflicht noch nicht genug, wenn er blos ausführlich und oft vorgetragene Wahrheiten der heil. Schrift aufsucht, und diese zum Glauben der Christen rechnet, oder nichts anders als bewiesen annimmt, als was in sehr planen Stellen enthalten ist, dabey er nicht viel Untersuchens und Nachforschens bedarf. Er muß vielmehr erst selbst mit der ganzen Bibel bekannt seyn, und sich sorgfältig bemühet haben, mit Gebrauch aller dienlichen Hülfsmittel die heil. Schrift so richtig, als möglich zu verstehen, und dabey auch eine vollkommne Unpartheylichkeit ohne die geringste Anhänglichkeit an gewohnte und zu Beweisen brauchbar scheinende Erklärungen oder an erlernte Begriffe und geläufige Systeme der Glaubenslehren beobachten. Er muß alsdann nachspüren, was für allgemeine zum Heil der Menschen nutzbare Wahrheiten in ihr enthalten seyn, und bey diesen ihren Verstand hauptsächlich nach allen den Erläuterungen, welche die heil. Schrift selbst darbietet, genau und mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen die bereits angenommenen Ideen erforschen, sie aus der biblischen Sprache, die unsern Lehrlingen ungewohnt und fremde ist, in unsre Sprache einkleiden, so unsern eignen Vorstellungen erst die völlige Klarheit ertheilet, und alle diese Wahrheiten in die leichteste und natürlichste Verbindung setzen. Er erhält hiedurch für sich selbst eine richtige biblische Theologie und muß alsdann aus den auf diese Art bestimmten biblischen Gründen die Beweise für andre so vorzustellen und einzukleiden wissen, daß sie ihnen einleuchtend und überzeugend werden können. — Und eben dieses zu erleichtern und zu befördern ist die Absicht dieser biblischen Theologie. —

Und diese Absicht, so schwer auch die Pflichten sind, die der Verf. sich selbst dabey vorgeschrieben hatte, hat er, so viel wir aus diesem ersten Theile urtheilen können, größtentheils zu erreichen gewußt. Er hat unter den Beweisstellen fast durchgehends die wichtigsten und brauchbarsten gewählet, die Unhinlänglichkeit vieler, denen gemeiniglich eine große Beweiskraft zugeschrieben wird, offenherzig zugestanden, und mit einer rühmlichen Unpartheylichkeit viele als zur Sache gar nicht gehörig, vorbeygelassen. In der Auslegung folgt er den ge-

fundesten Grundsätzen, vermöge deren er die heil. Schrift nicht anders als eine jede menschliche Schrift ausleget, und eben so studiret, als man die Schriften alter Philosophen, oder eine Geschichte ihrer Lehrmeynungen studiren muß, um zu erforschen, was sie wirklich geglaubt und gelehret haben. In den Erklärungen des N. Testaments stehet er beständig auf den hebräischen Sprachgebrauch, und nimmt die griechischen Uebersetzungen des A. T. zu Hülfe, um sich daraus den Vortrag der neutestamentischen Verfasser, die Hebräisch dachten, und Griechisch redeten, zu erklären. Man findet in den Erklärungen keine gesuchte Emphasen, keine aus einer vergeblichen Vollkommenheit der göttlichen Offenbarung hergeleitete vieldeutige Fruchtbarkeit der biblischen Begriffe, die bey einem menschlichen Vortrage offenbar eine wahre Unvollkommenheit ist. Er übersetzt die uns fremden und unverständlichen Redensarten auf eine ungezwungne Weise in die Sprache des gemeinen Lebens; und hütet sich gewissenhaft aus irgend einer Stelle mehr zu schließen, als wirklich darinn lieget, oder über die Schrift hinaus zu dogmatisiren. Ob demohngeachtet die Lehren, die er aus einzelnen oder mehrern ähnlich lautenden Stellen folgert, allezeit die wahren Lehren der heil. Schrift sind. — Hievon einen jeden, solche insonderheit zu überzeugen, die aus andern, und wie es ihnen scheinet, widersprechenden Stellen das Gegentheil zu schließen sich berechtigt halten, hiezu würde noch erfordert, daß dieselben unter sich verglichen und dann untersucht würde, inwiefern solche dem Anschein nach, sich widersprechende Stellen zu vereinigen sind, und wie nach dieser Vereinigung die aus diesen Stellen zusammen genommen, hergeleitete Begriffe und Lehren ausfallen würden. Doch dies gehörte nicht in den Plan des Verf. der ob er gleich seine Auslegungen zuweilen mit Rücksicht auf entgegenstehende Erklärungen und deren Gründe vorbringt, dennoch alles eigentliche Polemische vermeidet.

Um indessen den Lesern auch eine Probe von der Arbeit des V. vorzulegen, wollen wir ihnen etwas von seinen Untersuchungen über die göttliche Eingebung aus der vorläufigen Abhandlung von der heil. Schrift, als dem Erkenntnißgrunde der theologischen Lehren, betrachtet, mittheilen. Die beyden allgemeinen hieher gehörige Stellen, 2 Tim. 3, 14 : 17. und 2 Petr. 1, 16 : 20. werden sehr gut erläutert. Der Verf. behauptet mit Recht, daß hier nur zunächst den Schriften des alten Testaments eine göttliche Eingebung zugeschrieben, aber in Ansehung der eigentlichen Beschaffenheit und des Umfangs derselben

fel

selben nichts bestimmet werde. Beyläufig merken wir nur an, daß in der letzten Stelle die Uebersetzung des ἰδιας επιλυσεως durch eigne Erfindung uns von dem Verf. nicht hinlänglich erwiesen scheinet. Was er für diese Bedeutung des Worts επιλυσεως anführet, daß es vom Ausdeuten der Träume oder räthselhafter Reden gebraucht werde, beweiset zwar, daß es von Erfindung des Sinnes solcher Träume, nicht aber von Erfindung der Träume selbst, wie er es verstehet, genommen werde. Ohnedem wäre es kaum nöthig gewesen einem Juden, der an der Theopneustie der Weissagungen im geringsten nicht zweifelte, dies als eine so wichtige Wahrheit einzuschärfen, daß die Propheten ihre Weissagungen nicht nach ihrer Willkühr selbst erfunden oder erdichtet. Vielmehr scheint sowohl der Sprachgebrauch als der Context zu erfordern, daß es durch Auslegung übersetzt werde. Und es würde alsdann der Sinn dieser Stelle, wie ihn Samuel Wehrenfels sehr schön erläutert hat, dieser seyn: ihr müßt insonderheit dies merken, daß alle Weissagung an sich dunkel und einem Räthsel gleich sey, dessen Auflösung nicht aus den Propheten selbst, sondern aus einem deutlichern zu seiner Zeit zu erkundigenden Worte zu nehmen ist. Denn es ist auch die Weissagung nicht nach menschlichen Willen die nicht wann, so oft und in dem Maße, als es Menschen wolten, herabgekommen, sondern, so wie es dem H. Geist gefiel, in dessen Gewalt die Propheten waren, die, ob sie gleich heilige Männer Gottes waren, ohne den Antrieb dieses Geistes nichts reden und weissagen konnten. — Auch die Verheissungen Christi an seine Jünger von dem ausserordentlichen Beystande und der Erleuchtung des H. Geistes, insonderheit bey ihrer Vertheydigung vor Gerichte, drücken, der Meynung des Verf. nach, keine solche Eingebung aus, wobey sie sich blos leidend und als Sprachröhre verhalten sollten. Unter dem πῶς und τί Matth. 10, 19. welches Luc. 22, 15. στομα και σοφια ausgedruckt wird, versteht er den Anstand, die Dreistigkeit und Freymüthigkeit ihres Vortrages und die Materie wovon sie reden sollten. Nur die Stelle 1 Cor. 2, 13. scheinet ihm etwas mehrers anzudeuten und eine Anzeige einer wörtlichen Eingebung zu enthalten. Er übersetzt nemlich: Alle diese wichtige Geheimnisse, welche uns der Heil. Geist gelehret hat, tragen wir nicht mit geschmückten und beredten Worten vor, welche menschliche Weisheit, oder die unter den Menschen beliebte Rednerkünste an die Hand ge-

geben, sondern mit solchen Worten, welche der Heil. Geist uns selber lehret, wenn wir die durch den Geist Gottes uns geoffenbarte Wahrheiten den geistlichen Menschen erklären. Aber dann schränkt der V. wie man auch aus der Umschreibung siehet, diese wörtliche Eingebung ein, auf die Eröffnung der hohen Geheimnisse von dem Reiche Christi, dessen Beschaffenheit, den Rathschlüssen Gottes, die ungläubigen Juden zu verwerfen, und die Heiden zu seinem Volke anzunehmen, u. s. w. die der Apostel von den bekannten Lehren des Christenthums unterschieden hatte. Und diese wörtliche Eingebung stellt er so vor, daß den Aposteln bey Betrachtung gewisser Weissagungen des A. T., die ihnen bisher unverständlich gewesen, durch die göttliche Erleuchtung, der geheime und wahre Sinn derselben aufgefallen, so daß ihnen die darinn enthaltene Wahrheit zugleich mit den Worten entdeckt und eingegeben ward, sie auch dieselbe mit eben diesen, andern bekannt machen, konnten — . Diese Vermuthung ist an sich nicht unwahrscheinlich, dem Umständen worin die Apostel waren, und der Natur der menschlichen Seele sehr gemäß. Nur möchte dagegen einzuwenden seyn, daß wofern diese Weissagungen selbst vormals nicht wörtlich eingegeben worden, nicht einzusehen sey, warum die Worte, worinn sie ausgedrückt sind, mit mehrerm Rechte, als der Apostel eigne Ausdrücke λογοι διδακτοι πνευματος αγιε genannt wurden. Wurden aber die prophetischen Worte, wenn sie ganz unbekannte Dinge andeuteten, von dem heil. Geist in den Mund gegeben, warum denn nicht auch der Apostel Worte, wenn von hohen Geheimnissen Eröfnungen geschahen! Uns scheinet es immer die wenigste Schwierigkeit zu haben, wenn man da, wo den heiligen Männern ganz fremde Ideen eingeflößt, und unbekannte Dinge eröfnet wurden, eine wörtliche Eingebung annimmt, und zwar dergestalt, daß ihnen alsdann eigentliche Offenbarungen widerfuhren, durch welche sie entweder im Wachen, oder in Träumen, die Dinge die sie wissen sollten, in einer bildlichen Vorstellung gehörig ausgedrückt als ausser sich befindlich sahen, und so oft ihre Ideen dadurch nicht deutlich und genau genug bestimmt werden konnten, sie auch Stimmen und menschliche Worte hörten. Dies ist den Fällen, die wir hin und wieder aufgezeichnet finden, völlig gemäß. Dabey konnte es freylich geschehen, daß den Aposteln, eben solche Gesichte widerfuhren, die sich auf gewisse ihnen bisher dunkle Weissagungen bezogen, ihnen dieselben erläuterten, und daß sie denn auf die Worte derselben ent-

entweder verwiesen, oder auch dieselben ihnen vernehmlich zugerufen wurden. Dann würde die grosse Schwierigkeit wegfallen, daß die heiligen Scribenten, durch eine andre Art der Eingebung, die in eine unmittelbare Einwirkung auf ihr Sensorium müßte gesetzt werden, in bloße Maschienen verwandelt würden und insonderheit, daß es ihnen alsdann unmöglich gewesen wäre, ihre eigne Ideen über die christliche Lehre, (denn wofern sie selbst dadurch geheiliget werden sollten, mußten sie auch eigne Ideen darinn behalten,) von den eingegebnen zu unterscheiden, und sich vor Selbstbetruge und Schwärmerey zu bewahren.

Wir setzen nur noch die Eintheilung und Ordnung dieses nützlichen und insonderheit angehenden Gottesgelehrten brauchbaren Werks her. — Von Gott dem Schöpfer Himmels und der Erden, von der Schöpfung und den darauf sich gründenden Verhältniß der Menschen gegen ihn, von dem Verhalten der Menschen, vom Fall und den Folgen desselben. Von dem Verhalten Gottes hiebey, seinen Rathschlüssen über die Erlösung der Menschen, ihrer Aussöhnung durch Christum und successiven Bekanntmachung derselben. — Von der Beschaffenheit der bey den Menschen selbst von Gott veranstalteten Besserung durch die Gnade — von den Gnadenmitteln, von der eigentlichen Glückseligkeit des gebesserten Menschen — Von der Beschaffenheit dieses Menschen in Absicht auf seinen innern Zustand und den Gesinnungen und Tugenden seines Herzens, ferner in Absicht auf die Unsträflichkeit seines gesammten äussern Verhaltens — von der Verbindung zu seiner Kirche und dem daraus folgenden pflichtmäßigen Verhalten — von dem besondern Verhalten in den auf der Erden befindlichen verschiednen gesellschaftlichen Verhältnissen, vom Tode, dem ewigen Leben, der Auferstehung und Gerichte. — Man siehet hieraus daß dieses Werk zugleich alles dasjenige begreift, was die theologische Moral in sich fasset, deren Trennung von der Dogmatick der V. aus guten Gründen tadelt. Der gegenwärtige erste Theil faßt noch nicht die Lehre von Gott ganz in sich.

Kl.

Eine Predigt von dem wahren und falschen Frieden :c. mit erläuternden Anmerkungen und einigen Zugaben versehen, von Joh. Melchior Götze, Past. zu St. Cathar. in Hamburg. Hamburg, bey D. A.

 Harm.

Harmsen, 1771. 9½ Bogen und 2 Bogen Vorrede in 8.

Wir bedauern die Zuhörer des Herrn Göze, wenn alle seine Predigten der gegenwärtigen gleichen. Es scheint ihm einmal zur Natur geworden zu seyn, alles ohne Unterschied zusammen zu raffen, was in seinen Kram dienen kann, Evangelium, Kirchenlehren, eigne Meynungen durcheinander zu mischen, alles mit einander als das heiligste Wort Gottes einzubläuen, wahres und falsches, wichtiges und unwichtiges mit gleicher Feyerlichkeit zu erheben, alles auf die zu deuten, und ihnen Farben der Abscheuwürdigkeit aufzuklecken, die er sich zu Gegnern erschaft, und jede Gelegenheit, jeden biblischen Spruch zu einer Sticheley auf sie zu gebrauchen. Der kluge Zuhörer merkt, daß der Redner seinen Vortrag nur dahin richtet, Basedow und seine Freunde dem Volke verhaßt zu machen; und bedauert, daß er nicht nützlicher unterhalten, bestimmter über eine Wahrheit belehret worden, welche er gerade recht fassen wollen, um ihren Mißbrauch zu verhüten: der große Haufen wird durch alles das schreckliche und feyerliche, das er hört, betäubt und verdutzt, und gehet heim, ohne zu wissen wovon die Rede war, und ohne zu verstehen, wie er den wahren Frieden suchen, und vor dem falschen sich hüten solle. Sein Pastor läßt aber nun die Predigt drucken, und öfnet ihm erst durch seine liebreiche Vorrede und Zugaben das Verständniß, daß der Basedow den er schon so oft hat vermaledeyen hören, abermals mit seinem Anhange vermaledeyet worden sey.

Damit diese guten Leute doch die Sache kennen lernen, wovon in der Predigt die Rede seyn soll, so wollen wir es ihnen in kurzen Sätzen sagen. „Suche die Wahrheit aus Gottes Wort zu erkennen; und was du für wahr erkennest, dabey halt fest, bis du eines bessern überzeugt wirst. Findest du jemand, der das nicht für wahr hält, was dir wahr und wichtig ist; so höre ihn, suche ihn durch die Gründe, die dich überzeugt haben, zu überzeugen, und wird er nicht überzeugt, so bedaure ihn; der Schritt vom Irthum zur Wahrheit ist oft schwer, und das Gemüth durch eine lange Reihe von Veranlassungen oft zu tief im Irthum verwickelt. Siehst du ihn seiner Erkenntniß treu und redlich folgen, und Gottes Wort über alles schätzen; so ertrage deinen irrenden Bruder liebreich: vielleicht giebt dir Gott noch Gelegenheit ihn zu bessern. Siehst du aber das Gegentheil, fürchtest du durch seine Ueberredungen

gen und Wendungen in dem, was dir wichtig ist, wankend gemacht zu werden, scheint dir sein Herz nicht lauter zu seyn; so meide ihn, daß dein Gewissen nicht verwirret werde: aber hasse ihn nicht, als einen vorsetzlichen Verführer; denn nur Gott kennet sein Herz, und wird ihn recht richten, thust du es, so handelst du entweder verwegen oder boshaft.„

Wir wundern uns übrigens, daß ein Mann, der so oft sein Gewissen citirt, nicht auch dessen Stimme vernimmt, wenn es sagt: lüge nicht. Doch steht S. 21. der Vorrede eine offenbare Lüge. Basedow sey nemlich aufgetreten, um das Project vieler andern, das Lutherthum umzustürzen, zuerst zu wagen, und es hernach vereinigt auszuführen. Wer Basedows Schriften kennt, sieht so deutlich, daß das gute und fehlerhafte und irrige in denselben ganz aus seiner eigenthümlichen Denkungsart geflossen sey, daß er den Ungrund und die vorsetzliche Erdichtung eines solchen Complots mit Händen greifen kann. Wie ist es möglich, dem Gefühl der Anständigkeit vor dem ganzen Publiko so sehr zu entsagen. Will man noch eine Probe: so lese man die Predigt seines Collegen von der Einträchtigkeit ꝛc. wovon diese eine Widerlegung oder vielmehr Verschwärzung seyn soll. Jene untersucht in einem menschenfreundlichen und prüfenden Ton aus Gründen der Schrift und Vernunft, wie man gegen anders denkende gesinnt seyn soll, ohne doch der Wahrheit etwas zu vergeben. Diese braucht die Materie nur zur Veranlassung, um unter dem Schein des Eifers für heilige Wahrheiten das boshafteste Gift auf den Verf. von jener auszusprützen. Und mitten in diesem Verhalten klagt doch H. Götze in solchen Wendungen, die jedes wohldenkende Gemüth in Erstaunen setzen, über die verabscheuungswürdige Bosheit seines Gegners, den er sich selbst zum Gegner gewählt hat. Ist das Bosheit, wenn ein Mann anders über eine Sache urtheilt, als ich? Und verdiene ich nicht ein Bösewicht zu heißen, wenn ich die für Bösewichter schelte, die in ihrem Urtheil mit mir nicht einstimmig sind, oder meiner Meynung nach irren? Wie viel rechtschaffene Männer in der christlichen Kirche müssen nicht von H. Götzen in die Klasse der Bösewichter gesetzt werden! Die Zugaben zu dieser Predigt verrathen eine gleiche Gesinnung. Ueber den Mann, der die Fragen aufwerfen kann, ob ein lutherischer Prediger nicht wider sein Gewissen handle, wenn er das Buch: Vom falschen Religionseifer, öffentlich von der Kanzel zu lesen empfiehlt, oder wenn er die Reformirten protestantische Brüder nennt; und über theologische Facultäten, welche dergleichen

 Fra-

Fragen feyerlich beantworten und bejahen, muß man mitleidig die Achseln zucken und schweigen. Zur Ehre der Religion und ihrer Diener wünschen wir recht aufrichtig, daß sich theologische Facultäten solcher Urtheile nur schämten.

Sp.

Das durch eine leichte und ungekünstelte Erklärung von seinen Vorwürfen gerettete Hohe Lied; nebst einem Beweise, daß selbiges für die Zeiten Salomons und seiner Nachfolger sehr lehrreich und heilsam, und eines heiligen Dichters würdig gewesen, 1771. 5 Bogen in 8.

Der Verfasser glaubt, das Hohe Lied sey insonderheit dadurch so sehr dunkel worden, daß man den König Salomo und den Mann der Sulamith als eine Person angesehen habe, die doch sehr deutlich von einander unterschieden würden, da Salomo allezeit als König in der größten Pracht und Herrlichkeit gezeiget werde, und der Geliebte der Sulamith immer als ein Hirt und Mann von niedrigem Stande erscheine. Er unterscheidet daher beyde von einander, und hält dafür, die Absicht des Gedichts sey in dem Verhalten der Sulamith die eheliche Treue, die edle Verachtung der Pracht eines wohllüstigen Hofes und die Zufriedenheit mit einem niedrigen Stande anzupreisen. Indessen will er denen, die in diesem Liede Bilder von höhern Gegenständen suchen, nicht widersprechen. (Doch möchte sich diese mystische Deuteley mit seiner Hypothese noch weniger, als mit irgend einer andern reimen lassen.) Die handelnden Personen sind nach des V. Meynung: Salomo, Sulamith, der Mann der Sulamith, einige Hofdamen, einige junge Mägdchen, einige junge Mannspersonen aus Jerusalem. Er behält die Lutherische Uebersetzung bey, und hat, wo er davon abgehen mußte, nur die Einige mit veränderten Druck hinzugefügt, ohne sie durch Sprachgründe zu rechtfertigen, weil er auch Ungelehrten hat verständlich seyn wollen. Er verspricht aber eine ausführliche und gelehrte Erklärung dieses Gedichts, wenn seine Hypothese den Beyfall der Kenner erhält.

Dieselbe hat in der That vieles, das sie empfiehlt; unterschiedliche schwere Stellen werden dadurch leicht und verständlich, und der ganze Inhalt ist nützlich und lehrreich. Aber in manchen Stellen ist doch auch sehr viel Gezwungenes. Wir wol-

wollen z. B. nur das erste Kapitel hersetzen, wo Salomo mit Sulamith redet, diese aber, ohne dem Könige zu antworten, als zu ihrem Mann redend angenommen wird, der ihr wiederum nicht antwortet. Wir lassen aber, den Raum zu sparen, die Erläuterungen des V. weg, und setzen nur die Personen und die Action, mit der sie nach seiner Meynung reden, hinzu.

„Sulamith, indem Salomo sie küssen will, in vollem Affekt zu ihrem Mann. Er will mich küssen, mit dem Kusse „seines Mundes: aber Deine Liebe ist besser denn Wein. „Dem Geruch sind deine Salböle vortreflich. Du wirst ausgegossen, als ein Salböl, nemlich dein Name: darum lieben Dich die Jungfrauen. Nimm mich mit, wir wollen „entlaufen. Der König führt mich (sonst) in seine Kammer. Wir wollen uns freuen und über dir fröhlich seyn, „Rechtschaffene lieben Dich. Sie sieht einiges Hoffrauenzimmer, welches ihre von der Sonne verbrannte Schönheit verachtet, und redet sie an: Ich bin schwarz, aber gar „lieblich; ihr Töchter Jerusalem, wie die Hütten Kedar, wie „die Teppiche Salomo. Sehet mich nicht an, daß ich so „schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt. Meiner Mutter Kinder zürnen mit mir. Man hat mich zur Hüterin der Weinberge gesetzt: aber meinen Weinberg, den ich „hatte, habe ich nicht behütet. Zu ihrem Mann. Laß mich „wissen, du den meine Seele liebt, wo du weiden, wo du „ruhen wirst im Mittage. Warum soll ich als eine bedeckte „(verdächtige Person) seyn bey den Heerden Deiner Mithirten.„

„Salomo. Kennst Du Dich nicht, Du Schönste unter „den Weibern: so gehe hinaus auf die Fußstapfen der Schaafe, „und weide Deine Böcke bey den Hirtenhäusern. Ich gleiche „Dich, meine Freundin, meinen Pferden an den Wagen „Pharao. Deine Backen stehen lieblich in den Spangen, „und dein Hals in den Ketten. Wir wollen Dir güldne „Spangen machen, euch silbernen Buckeln.

„Sulamith. Da der König sich herwandte, gab mein „Narde seinen Geruch. Mein Freund ist mir ein Bündlein „Myrrhen. Er wird an meiner Brust übernachten. Mein „Freund ist mir ein Trauben vom Copher, in den Weingärten Engeddi.„

„Salomo. Siehe, meine Freundin, Du bist schön, schön „bist Du, Deine Augen sind wie Taubenaugen.„

„Sulamith auf ihren Mann zeigend. Siehe, mein
„Freund, Du bist schön, unser Bette grünet.„

„Salomo. Unserer Häuser Balken sind Zedern, unsere
„Bodendecken sind Cypressen u. s. w.

Wie unwahrscheinlich ist hier die lange Anrede an ihren Mann, wenn er abwesend ist. Wenige abgebrochene Worte könnte wohl der Affekt rechtfertigen. Wenn er aber, wie der V. anzunehmen scheint, nahe genug ist, um sie zu hören, so ist die Unverschämtheit des Königs und das Stillschweigen des Mannes äusserst seltsam.

Das göttliche Ansehen des Buches, welches doch der V. behauptet, möchte auch wohl bey seiner Hypothese noch schwerer, als sonst zu retten seyn. Denn da Salomo alsdenn der V. nicht seyn kann, wer soll es sonst seyn? Dürfte es ein Unterthan wagen, also der unerwiederten Liebe des Königs zu spotten? War das einem göttlichen Gesandten anständig? Man verstehe uns recht. Es ist nicht unsre Meynung, ob es einem göttlichen Gesandten überall unanständig sey, die Moral in dramatische Form einzuhüllen: aber wir können unmöglich glauben, daß ein Prophet nicht in diesem Falle eine andere Einkleidung würde gewählt haben, da diese nothwendig ein gewisses Lächerliches auf die Person des Königs hätte werfen müssen.

Der Hauptgrund, worauf der V. seine Erklärung baut, scheint uns auch so vest nicht zu seyn. Es ist wahr, daß der Liebhaber der Sulamith bald als ein König, bald als ein Hirt beschrieben wird. Aber deswegen können diese Beschreibungen doch wohl auf eine Person gehen. Wie, wenn das Gedicht die Beschreibung einer ländlichen Lustbarkeit wäre, die etwa bey der Vermählung des Königs mit der ägyptischen Prinzeßin wäre angestellt worden, und zu welcher sich der ganze Hof in Hirtenkleidern verkleidet hätte? Wie, wenn Salomo dasselbe zu einer Zeit aufgesetzt hätte, da er in der Verbindung mit dieser Prinzeßin den Vorzug einer ungetheilten Liebe fühlte. Die Stellen: Mein Freund ist mein, und ich bin sein: und: Sechzig sind der Königinnen, und achtzig der Kebsweiber, und der Jungfrauen ist keine Zahl: aber eine ist meine Taube, u. s. w. schickten sich denn recht gut in den Mund dieser Prinzeßin und des Königs, und das Gedicht könnte denn doch den moralischen Nutzen haben, den Vorzug der einfachen Ehe vor der Vielweiberey zu schildern. Denn daß es überhaupt eine Empfehlung des Ehestandes habe seyn

sol-

sollen, können wir nicht mit H. H. R. Michaelis glauben, da eine solche Empfehlung zu den Zeiten Salomons gewiß sehr überflüßig war.

Ml.

Katholischer Katechismus zum Gebrauch der Schlesischen und andern Schulen von Franz Ignatz von Felbinger, Abt des Fürstl. Stifts zu Sagan. Bamberg und Würzb., 1771. gr. 8. 1 Alph.

Es ist ein gutes Zeichen unserer Zeit, daß in allen Religionsparthеyen ein Eifer für die Unterweisung der Jugend sich zeiget, und auch einem vornehmen Prälaten ist es eine Ehre, daran zu arbeiten.

Die Vorrede und das Schreiben des V. an die Prediger sind unterrichtend und erbaulich, und verdienen auch von Protestantischen Lehrern beherziget zu werden. S. 18. sagt er: der Katechet muß allezeit bestimmter und deutlicher Ausdrücke sich bedienen, er muß sorgfältig alle Allegorien, Figuren und uneigentliche Redensarten vermeiden. Er hat auch selbst die Regel genau beobachtet, ausser bey Unterscheidungslehren seiner Kirche. Was muß ein so gelehrter Katholick von unsern Lehrbüchern denken, wenn er das Mitleramt des Erlösers in lauter Decken des jüdischen Hohenpriesterthums eingehüllet siehet, wenn er lieset, die Seelen ruhen in der Hand Gottes, man muß den Herrn Jesus auf den Armen des Glaubens, den H. Geist im Herzen, und Wahrheit im Wandel haben.

Auch ist die Einrichtung des Katechismus gut. Der V. macht 3 Klassen. Die erste für ganz kleine Kinder enthält die Hauptsätze ganz kurz, die 2te eben dieselbe etwas ausführlicher beyde in Frag und Antwort. Die 3te Klasse ist ein zusammenhangender Vortrag, es stehen aber unter dem Text Fragen, um dem Katecheten zu zeigen, wie er den Text durchfragen soll.

So weit die römischen Lehren mit der Schrift übereinstimmen, sind sie recht gut vorgetragen. Es wird auf die Besserung des Lebens nachdrücklich gedrungen, die Mittel deutlich gezeiget, und die Jugend wird angewiesen, wie sie die äusserlichen Uebungen des Gottesdienstes recht nutzen soll. Hieran fehlt es in unsern Lehrbüchern, und es ist doch eine wichtige und nöthige Sache. Die Uebungen des Gottesdienstes kön-

nen

nen nichts helfen, wenn die Menschen nicht umständlich an- gewiesen werden, was sie dabey denken und thun sollten.

S. 194, fordert er zwar zur Rechtfertigung (welche die Wiedergeburt mit einschließt) die Haltung der göttl. Gebote, welches er eine Mitwirkung nennet. Er setzt aber hinzu „es „wird diese Mitwirkung nicht von uns gefordert, als ein Werk, „durch welches die Rechtfertigung verdienet wird, sondern „als eine Bedingung ohne welche Gott den Sünder nicht zu „Gnaden annimmt. Wie die Schrift meldet: wenn der „Gottlose Buße thut, wird er leben.„ Ich glaube nicht daß ein Protestant jemals anders geglaubt und gelehret habe, daß ein ungeänderter und muthwilliger Sünder wiedergebohren und gerechtfertiget sey.

Bey den eigenthümlichen Lehren seiner Kirche schreibt der H. Verfasser, wie man wohl erwarten wird, nach den Sätzen dersel- ben. Sein Buch wäre sonst kein katholischer Katechismus.

Der für die Jugend rühmlichst bemühete Verfasser dringet sehr darauf daß der Katechet nicht nur den Verstand der Kin- der aufzuklären, sondern auch den Willen zu bessern sich bestreben soll. Er räth sehr weislich an, daß man zu den Be- wegungsgründen die Exempel der Heiligen nicht nur des alten Testaments, sondern auch des Neuen brauchen soll: warnet aber, keine verdächtige Histörchen zu erzählen. Man merkt leicht, daß er Legenden erdichteter Heiligen verstehet.

Merkwürdige an einen Polnischen von Adel geschrie- bene Briefe. Allen Freunden der Wahrheit, be- sonders aber den Dißidentischen Einwohnern in Polen, zur genauen Beherzigung vorgeleget. gr. 8. 18 Bogen.

In diesen Briefen wird den beyden protestantischen Kirchen in Polen die kirchliche Vereinigung angerathen. Es wird die Nothwendigkeit, es wird die Möglichkeit deutlich gezeiget. Es werden alle Einwendungen beantwortet. Der Verf. hat Recht, nirgends ist die Vereinigung leichter als in Polen, im 12 und 13 Brief. Der 15 und 16 Br. ist sonderlich merk- würdig. Es waren in Polen drey Kirchenpartheyen, Evan- gelische, Reformirte und die böhmische Brüder. Diese ver- einigten sich alle drey auf einer Synode zu Sendomir 1570. Dieser Consensus Sendomiriensis wurde 1576. auf einer all- gemeinen Synode bestätiget, und es wurde die Strafe des

Banns

Banns dem Geistlichem gedrohet, der sich unterstünde ihn zu brechen. Die Polen meldeten diese Vereinigung den Churfürsten von Brandenburg und Sachsen, luden die deutschen Protestanten zu gleicher Vereinigung ein, und riethen eine allgemeine Synode beyder Evangelischen Kirchen an. Sie empfingen darüber die Glückwünsche von beyden gedachten Höfen, welche zugleich die Zwiespalt in Deutschland bedaureten. Es ist also die Vereinigung der Protestanten in Polen vor den Augen der ganzen Christenheit öffentlich geschehen. Die Reformirten und Böhmen sind auch noch vereint geblieben: aber die Evangelischen aufgewiegelt durch einen unruhigen Kopf, Gerike, einen Prediger in Posen, traten wieder zurück, sie unterschreiben den Consensum nicht mehr und lassen sich ausser Polen ordiniren. Doch geben sie den reformirten Geistlichen noch öffentlich den Brudernahmen. Es kommen in dieser Geschichte rührende Auftritte vor. Der Gott des Friedens, der schon einmal den Frieden möglich gemacht, lasse diese Briefe zur Erneuerung und ewigen Dauer desselben gesegnet seyn. Und solte in Polen nicht auch eine Vereinigung der Protestanten und der Griechen möglich seyn? Gewiß, in Polen hat wegen der besondern Umstände keine Parthey die geringste Gefahr zu besorgen. Noch ist zu merken, daß die Briefe von einem Evangelischen Prediger sind, der wirklich zuweilen noch mehr nachgeben könnte, als er nachzugeben vorschlägt.

Bl.

---

2. Rechtsgelahrheit.

D. Johann Friedrich Eisenharts, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Hofr. und ordentl. Lehrers der Rechte auf der Julius Carls hohen Schule zu Helmstädt rc. Erzählungen von besondern Rechtshändeln. Vierter und fünfter Theil. Halle und Helmstädt, bey Carl Hermann Hemmerde, 1770. 1771. 3 Alph. 20 Bogen in 8.

Wir müssen hier unser Urtheil, welches wir über die ersten 3 Theile dieser romanmäßigen Rechtssprüche (B. XI. St. I. S. 91.) gefället haben, wiederholen. Bald wird H. Ei-

Eisenhart bey der Fortsetzung an dem männlichen Ruhme ver- liehren, den ihm seine Stärke in den Römischen und Deutschen Civilrechten erworben hat; und wir wünschen daher zu seinem Besten, daß dieses der Schluß sey. Dahingegen mag uns der H. V. nach dem Beyspiel anderer Rechtsgelehrten die ausgesuchtesten Fälle seiner Rechtssprüche in einem anständigern Anzuge, ohne überflüßigen Schmuck, mittheilen, und dabey, welches uns gefallen hat, nur den finstern, schweren Ton in zusammengeketteten Perioden eines Facultatisten in eine freye und natürliche Schreibart verändern. Für das Frauenzimmer sind diese Rechtshändel nicht; und der Junker, welcher seine Jura studiert und doch nicht studiert hat, wird sie nach der romanenhaften Geschichtserzählung bey den ernsthaftern Zweifels- und Entscheidungsgründen mit gefalteter Stirne weglegen. Nicht zugedenken, daß unsere schönen Geister bey der Einkleidung der Geschichte, der Wahl im Ausdruck und dem ganzen Vortrag vieles zu erinnern finden möchten. Geschleppte und oft wiederholte Gedanken, Mattigkeit in der Schilderung — Doch dies ist unsere Sache nicht — Ein Edelmann v. S. setzt (5. Th. 1. St.) in seinem letzten Willen seine einzige Tochter zur Erbin seines sämtlichen Vermögens, welches nach abgerechneten Pflichttheil 40000 Rthl. beträgt, ein und giebt ihr seinen Bruder, den Generalmajor v. S., nebst dem General v. K. zu Vormändern. Dabey verordnet er: „daß seine Tochter ohne Einwilligung seines Bruders, oder, wenn dieser nicht mehr am Leben seyn würde, ohne Einwilligung des v. K. sich zu verheyrathen nicht Macht haben solle; sondern wenn sie sich dessen unternehmen und an dessen aus erheblichen Ursachen verweigerte Einwilligung nicht kehren möchte, alsdenn bis auf den Pflichttheil von der väterlichen Verlassenschaft ausgeschlossen seyn solle.„ Nach seinem Tode liebt sie der Obriste v. L. und gewinnt ihre Gegenliebe; der Generalmajor v. S, aber, an den er sich nach dem väterlichen Testamente wendet, hat zwar, wie er ihm declarirt, an seiner Person nichts auszusetzen, er bittet ihn aber, bis zu Ende des Trauerjahrs sich zu gedulden, da sie denn von der Sache weiter sprechen wollten. Indessen erhält v. L. die Genehmigung aller übrigen Anverwandten und selbst des zweyten Vormundes v. K., geht mit ihr ein Verlöbniß ein und, da sich ihres Vaters Bruder auf mehrmalige Bitte zu keiner Einwilligung entschliessen will, so vollzieht er die Ehe. Er verlangt hierauf von ihm die Aushändigung des väterlichen Vermögens seiner Ehefrau, und als sich dieser auf das väterliche Testament bezieht und ihn weis-

weiter nichts, als den Pflichttheil, zugesteht, auch noch besonders den Umstand vorschützt, daß sein Bruder ihm kurz vor seinem Ende anbefohlen habe, dahin Sorge zu tragen, daß seine Tochter sich mit keinem aus der Familie derer v. L. verheyrathen dürfe; so wird jener klagbar. Das richterliche Erkenntniß legt dem Beklagten den Beweis des angeblichen väterlichen Auftrags auf und dieser offerirt sich zum Eyde, weil es ihm auf keine andere Art möglich sey, diesen Umstand zu beweisen, welchen seyn Bruder ausser dem Testamente und ohne Zeugen ihm mündlich gesagt habe. Weil er aber den Verdacht gegen sich hat, daß er das Vermögen seines Bruders an sich zuziehen sucht, und ohnehin in seiner Sache durch eigenen Eyd nicht Zeuge seyn kann; so wird er condemnirt. — Dies ist der ganze Rechtsfall, nebst der Entscheidung. Nun müssen aber noch kleine Umstände, welche zur Entscheidung im geringsten nichts beytragen und die der Jurist, der sie nur mit Verdruß überschlägt, dem H. V. schenkt, auf vielen Seiten eingemischt werden. Der Vater war aus einem uralten adlichen Hause und wandte alle Sorgfalt auf die Erziehung seiner einzigen Tochter. Er war so glücklich, seine Absicht in allen zu erreichen. — Sie war schön genug, daß sich Herr v. L. in sie verlieben konnte. Zu jeder Anmuth mit reitzender Gestalt und mit einnehmenden Blicken gebildet. — Sie war tugendhaft. Der Vater hatte also keine Ursache, ein Mißtrauen gegen sie zu hegen, ob auch nach seinem Tode ihre Aufführung eben so untadelhaft seyn werde. Ohnerachtet er ganz Ursache hatte ruhig zu seyn und bey der regelmäßigen Lebensart seiner Tochter, die er sonst auf das zärtlichste liebte, sicher hoffen konnte, daß sie niemals die Tugend verlassen werde, welche allein die Menschen glücklich machen kann: so hatte dennoch ein Mißtrauen sein Gemüth so sehr eingenommen, daß er immer befürchtete, seine Tochter werde nach seinem Tode dereinst den schönen Charakter ablegen, wodurch sie sich bey jedermann so vielen Beyfall erworben hatte. Dieses hieß in der That — Doch genug zur neuen Probe dessen, was wir oben gesagt haben! So geht der H. V. über das Mißtrauen des Vaters, über seine Blindheit, die Arglistigkeit seines Bruders nicht einzusehen, über die Schönheit und Tugend der Tochter, über den Charakter des v. L., über dessen Versuche die Einwilligung zur Verbindung zu erlangen, über den Ball bey dem Verlöbniß rc. seitenlang fort. Der vierte Theil enthält 25. und der fünfte 20. dergleichen komisch-juristische Fälle.

Kurze

Kurze Untersuchungen über einige streitige Materien, das Chur-Maynzische Staatsrecht, insonderheit die Stadt Erfurt betreffend, von Carl Colland. Erfurt, in Commißion bey Homeyer, 1770. 6 Bogen in 8.

I. Ob ein Erzbischof und Churfürst zu Maynz der Kreys ausschreibende Fürst eines allgemeinen Kreystages sey? Zur Einleitung wird eine Betrachtung über den Ursprung der Kreyse, über die Kreystage und deren Eintheilung angestellt, wobey der H. V. die erste und nachherige Veranlassung, das Reichsregiment 1500. und hiernächst 1512. die Handhabung des Landfriedens und die Vollstreckung der cammergerichtlichen Urtheile nicht nur nicht unterscheidet, sondern auch in dem wahren Endzweck der Kreyseintheilung zum Theil irrige Begriffe hat. Deutschland, sagt er, war zerrüttet, so daß die mehresten Stände nicht viel achteten, was auf dem Reichstage beschlossen wurde, ja es konnte keine Sache wegen des Reichs Weitläufigkeit und weil man nicht wußte, wen man zur Vollstreckung nehmen sollte, gehörig vollstreckt werden; auch mußte der Landfriede gehandhabt werden und überdieses hatte Deutschland einen gefährlichen Feind an Frankreich. Die Association der vordern Kreyse ist also wohl einer der ersten Endzwecke im Ganzen? Des Reichsregiments ist gar nicht gedacht, und eben so wenig des Cammergerichts; man müßte denn unter den Sachen nicht die Reichsschlüsse, sondern die cammergerichtlichen Urtheile verstehen. Aus dem nicht genau bestimmten Endzweck fließt S. 5. die falsche Definition eines Kreyses: er ist ein Innbegrif verschiedener Stände und unmittelbarer Glieder, nebst ihrem Gebiete, welche um ihrer gemeinschaftlichen Ruhe und Nutzens willen, mit Genehmhaltung des Kaisers und des ganzen Reichs sich mit einander verbunden haben. S. 6. führt H. C. unter denenjenigen Reichsständen, welche keine Kreysstände zugleich sind, nicht nur Preußen, sondern sogar Mayland und alle italienische Reichslehen an. Nach des Verfassers Meynung ist also Preußen für einen Reichsstand zu halten, vielleicht weil er gehört hat, daß das deutsche Reich und der deutsche Orden Ansprüche darauf macht; und Mayland, nebst den übrigen longobardischen Vasallen, müssen auf dem Reichstage Sitz und Stimme haben. Nach dieser Vorbereitung handelt er S. 9. von allgemeinen Kreystagen und hält dafür, daß bis jetzt nur ein ein-

ziger zu Frankfurt 1567. gehalten sey. Ob nun gleich die Kreysversammlung zu Worms 1554. in der Achtssache Marggraf Albrecht zu Culmbach nur eine Zusammenkunft einiger Kreysausschreibenden Fürsten und deren Zugeordneten gewesen; so ist doch aus der Unterschrift des Kreysabschiedes zu Frankfurt 1554. offenbar, daß diese Zusammenkunft kein Reichstag, nach des V. Meynung, sondern ein wahrer allgemeiner Kreystag gewesen. Und die mehrmals z. B. 1544. 1551. 1566. gehaltene Moderationstage übergeht er ganz mit Stillschweigen. Die Ursache, warum heut zu Tage dergleichen allgemeine Kreystage nicht mehr gehalten werden, ist wohl nicht der öftere Rangstreit der Kreyse, sondern vielmehr der heutige beständige Reichstag. Zuletzt kommt er S. 17. auf seine Hauptfrage und zeigt, daß der Churfürst zu Maynz der ausschreibende Fürst eines allgemeinen Kreystages sey; worinn ihm freylich der R. A. 1603. §. 52. zu statten kömmt.

II. Ob das Domcapitel, wenn der Stuhl zu Maynz ledig ist, die Stelle eines Erzbischofs und Churfürsten in allen Reichsgeschäften vertreten könne? Der Erzbischof zu Maynz führt das Direktorium auf dem Reichstage nicht als Erzbischof, sondern als Erzcanzler. Dieses giebt der V. zu: Gleichwol soll das Erzcancellariat auf dem Erzstifte als ein dingliches Recht und nicht blos auf der Person des Churfürsten als ein persönliches haften, weil der Churfürst selbiges durch seine erzbischöfliche Würde erhalten hat. Mithin vertritt das Domcapitel während der Sedisvacanz des Churfürsten Stelle in Führung des Direktorium. Der mit Chursachsen, als Erzmarschall, 1529. eingegangene Vergleich: daß, wenn der Churfürst zu Maynz nicht selbst oder durch seinen Botschafter zugegen ist, Chursachsen das Direktorium führen soll; ingleichen die Churverein 1521. soll dem Domcapitel nicht entgegen stehen. — Das, was in den bisherigen Streitschriften über diese Frage von beyden Seiten geschrieben ist, hat H. C. in die Kürze gezogen, die Gegengründe nicht erschöpft und überhaupt nichts Neues gesagt. Des Streits der Churfürsten zu Trier und Cölln gegen Maynz und Sachsen zugleich ist gar nicht erwähnt.

III. Ob die Stadt Erfurt vor des h. Bonifacius Zeiten ein königliches Reichsdorf gewesen, und auf was Art Chur-Maynz dieses erlangt habe? IV. Ob Erfurt nach Bonifacius Zeiten eine freye Reichsstadt gewesen sey? Vor Bonifacius ist Erfurt, welches seinen Namen von Müller Erfrieds Furt über die Gera bekommen haben soll, ein gerin-

ger Ort gewesen und hat, wie der V. muthmaßet, einem Thüringischen Herrn eigenthümlich gehört. Wenigstens fin- det sich keine Spur, daß es jemals ein freyes Reichsdorf ge- wesen. An den Bonifacius ist es durch eine geistliche Schen- kung gekommen und durch ihn auf die nachherigen Erzbischöffe zu Maynz gebracht, welche auch seitdem bey ihrer Huldigung zu Erfurt zum Zeichen ihrer geistlichen und weltlichen Macht über die Stadt das Kreuß, nebst einem Schwerdte sich haben vortragen lassen. Hiernächst führt H. C. aus Urkunden und der Geschichte den Beweis, daß Erfurt niemals eine freye Reichsstadt gewesen ist, sondern jederzeit die Maynzische Lan- deshoheit, ihrer mehrmaligen Gegenwehre ohngeachtet, hat erkennen müssen.

V. Wie die Geistlichkeit und vorzüglich die Erzbischöffe zu Maynz zu solchen hohen Würden und Ehren gelangt sind. Die Ursachen sind bekannt. Der Laye konnte in den ältern Zeiten nicht lesen und nicht schreiben. Die Gelehrsam- keit mußte man allein bey der Geistlichkeit suchen. Dies ver- half ihnen zu den Canzlerstellen bey großen Herren. Die vielen Schenkungen zur Seelenrettung kamen hinzu. Die Maynzische Größe wird vom H. V. eines Theils in der Lage der Stadt gesetzt, welche, weil die Fränkischen Könige sich häufig daselbst aufhielten, gleichsam zur Hauptstadt des Reichs wurde, andern Theils aber in dem erhaltenen Erzcancellariat durch Deutschland.

VI. Was das Churmaynzische Wapen eigentlich vor- stellen soll. Hier werden die bisherigen Muthmaßungen, daß es eine Rose, eine Sonne oder auch das Rad des Erz- bischofs Willigis vorstelle, verworfen. Zudem ist das Mayn- zische Wapen schon vor dem Willigis der Stadt Erfurt mit- getheilt. Der H. V. hält es mit vieler Wahrscheinlichkeit für ein ursprüngliches einfaches Kreuß, welches man zur Bestär- kung denen Instrumenten unter zu setzen pflegte. Es wurde zuweilen mit Püncktgen, Figuren und andern Zierrathen ge- macht. Anfangs hat man im Maynzischen Wapen ein Schräge- kreuß hinzugefügt und dieses nachgehends mit einem Ringe, als dem Weihungszeichen umzogen.

Memoria *Gottfridi Mascovii*, auctore *I. L. E. Püttmanno*. Accedunt *Io. Barbeyracii*, *Chr. Gottl. Schwarzii*, *Io. Dav. Koeleri*, *Nic. Hier. Gundlingii*, *Io. Gottl. Heineccii*, *Gottf. Masco- vii*

vii et *Io. Gottl. Boehmii* epistolae aliquot ineditae, nec non specimen manuscripti graeci eclogam legum continentis typisque nondum exscripti. Leipzig, bey Crusius, 1771. 8½. B. in 8.

Herr P. macht sich durch diese schöne Schrift um seinen verstorbenen Lehrer und die juristische Litterärgeschichte sehr verdient. Joh. Gottfr. Mascov gehört, wie Hr. P. richtig urtheilt, unter diejenigen Rechtsgelehrten, die zwischen dem Studium der kritischen und Brodmachenden Juristerey den Mittelweg nehmen und beyde miteinander verbinden. Hierdurch sind Cujacius, Nordt und Bynkershoek zu ihrer Grösse gelangt. Die nähern Umstände von Mascovs Leben, welche theils aus Briefen, theils aus Nachrichten seiner Schwestern zu Danzig bestärkt sind, sind werth, der Nachwelt aufbehalten zu werden. Er war zu Danzig den 15 Sept. 1699. gebohren, studierte 1716. zu Leipzig mit seinem ältern Bruder, Johann Jacob, advocirte daselbst und wurde 1724. zu Altorf Licentiat und Magister, worauf er nach Leipzig als Privatdocent zurückkehrte. Er wurde 1728. nach Härderwyck und 1735. nach Göttingen berufen, woselbst er aber in Streitigkeiten mit seinen Collegen gerieth und dieserwegen 1739. diese Universität zu verlassen und sich nach Leipzig zu begeben genöthiget wurde. Hier hielt er Privatvorlesungen, bis er 1748. nach Höckners Todte dessen Lehramt bekam. Er starb daselbst den 5 Oct. 1760. Dies sind die Hauptzüge, welche H. P. S. 9-43. näher ausmahlt. Ob er gleich vom Vorwurf einer rednerischen Partheylichkeit nicht frey ist; so gefällt uns doch, daß er S. 29. bey dem Auftritt, da Mascov mit seinen Collegen zu Göttingen, von welchen die verdienstvollen Männer, Herr Gebauer und Ayrer, noch lebende Zeugen sind, in bittere Streitigkeiten zerfiel und daher seine Dimißion bekam, ihn zwar nicht anklagt, aber auch nicht entschuldiget, weil er ihn hier schwerlich entschuldigen konnte. Er zieht lieber einen leichten Vorhang auf, durch welchen der Leser seine Schuld etwas durchstechen siehet. Es würde uns noch mehr gefallen, wenn H. P. S. 38. u. f. bey der Schilderung seines Charakters ihm in jener Rücksicht nicht zu sehr das Wort redete: nihil in animo ejus erat malitiae, nihil cupiditatis, nihil tumultus — nemo apud eum sinistris proscindebatur sermonibus odiumque fovebat adversus neminem, praeter

hoc civile, quo omnes improbos odimus: S. 44 : 86. erzählt er seine Schriften, recensirt und beurtheilt sie. Sie haben noch bey Lebzeiten ihres Verfassers 1756. unter Bemühung des Biographen sollen zusammen gedruckt werden und wir wünschen, daß dieses noch geschehen möge. S. 87. wird eine Nachricht von einer schätzbaren, aber nicht vollendeten Arbeit gegeben. Es sind die auf Befehl des Kaiser Leo und Constantinus aus dem Justinianeischen Gesetzbuche verfertigten ἐκλογαὶ νόμων. Ein Manuscript davon ist aus der Uffenbachischen Bibliothek in die Leipziger Rathsbibliothek gekommen und ein anders soll sich zu Wien finden. Mascov wollte selbige mit einer lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen herausgeben. Ein Bogen war auch bereits abgedruckt. Er zerfiel aber mit seinem Verleger Breitkopf und die Ausgabe blieb zurück. Diesen Bogen hat H. P. im Anhange beydrucken lassen. Ausser selbigem enthält der Anhang 15 Briefe theils von Mascov, theils von denen auf dem Titel genannten Gelehrten. Im letzten Briefe trägt Mascov dem H. P. die Ausgabe seiner Schriften auf.

Monumentum aeternae memoriae immortalis *Davidis Mevii*, ipso anno ejus emortuali seculari MDCCLXX. erectum a B. defuncti ex sorore Germana abnepote *Augustino* de *Balthasar*, R. Trib. Wism. Assessore ordinario. Wismar und Bützow, bey Berger und Bödner, 1770. 187 Seiten in 4.

Herr v. B., welcher sich schon längst durch die bewährtesten Schriften als ein würdiger Abkömmling des großen David Mevius, mit dem er durch dessen vollbürtige Schwester nahe verwandt ist, bekandt gemacht hat und an eben dem hohen Tribunal, bey welchem jener vormals präsidirte, seine Beysitzerstelle rühmlichst bekleidet, liefert uns hier das schätzbarste Denkmahl des großen Mannes, welcher sich noch immer bey seiner Größe erhält, indessen daß kleine Schriftsteller in einem Jahrhundert längst vergessen sind. Der Biograph hat diese Lebensbeschreibung theils aus des Verstorbenen eigenhändig aufgezeichneten Nachrichten, theils aus glaubwürdigen Documenten sorgfältigst zusammen getragen und er verdient um so mehr unsern Beyfall und Dank, da die bisherigen Lebensbeschreibungen zwar größtentheils auf Helwigs Programm,

gramm worinn dieser, Namens der Universität zu Greifswalde, zu einer öffentlichen Rede auf den Tod des Mevius einladet, sich beziehen; gleichwohl insgesammt entweder unvollständig sind oder falsche Erzählungen enthalten. Von S. 7-56. beschreibt uns der H. V. des Mevius Abkunft und Schicksale, S. 57-108. erzählt er seine herausgegebenen Schriften, welchen er die noch im Manuscript vorhandenen und auch die seinem Namen untergeschobenen Schriften beyfügt. Ueberall bemerkt er nicht nur die mehrern Ausgaben und deren Verschiedenheit, nebst den Urtheilen der Gelehrten, sondern auch, wodurch er sich vorzüglich verdient macht, die besondern Umstände, durch welche eine jede Schrift veranlaßt worden. Hier wird über einzelne Abhandlungen ein großes Licht verbreitet. Der Anhang enthält 13 Beylagen, welche theils sein Geschlecht und die Lebensumstände, theils seine Schriften betreffen. Da unsere Leser hier keinen Auszug erwarten können; so werden ihnen einige Anmerkungen, die uns der H. V. selbst mitgetheilt und hier einzurücken gebeten hat, um so angenehmer seyn;

Des Mevius Tractat de arrestis S. 64. N. 2. ist bereits zu Stettin 1636. gedruckt. Desgleichen ist S. 65. N. 3. der Tractat: Discussio levam. inop. debit. nicht nur zu Leipzig 1630., sondern auch zu Rostock und Leipzig 1659. unter diesem Titel: Norma aequitatis, ad quam exactio et solutio debitorum difficillimo hoc seculo revocanda est, ne debitor plus, quam charitas permittit damni ferat, ex recta ratione et juris principiis deprompta et demonstrata, herausgekommen. Dieser Titel hat veranlaßt, daß Jenichen in der Lippenischen Bibliothek dem Mevius ein besonderes Werk de aequitate angedichtet und diesem ist der Auct. des Lexici universalis unter der Rubrik D. Mevius gefolgt. Eben dieser Umstand hat den H. V. selbst S. 105. verleitet, den Tractat des Mevius de aequitate unter die unächten Schriften zu setzen und er hat auch schon vorhin den Jenichen durch seine Bemerkung bewogen, diesen Tractat in den Supplementen zu caßiren. Gegenwärtig aber ist es aus obiger Entdeckung klar, daß selbiger mit der discussione levaminum innopiae debtior. einerley ist und daß nur dem Mevius kein besonderer Tractat de aequitate zugeschrieben werden kann. Ferner ist das S. 89. angeführte Mevianische Bedenken zu Halle 1697. wieder aufgelegt und des F. C. Harprechts Recht der Fuhrleute rc. welches zu Zelle 1703. herausgekommen ist, als ein Anhang unter dem Titel: von Contribution und deren Befreyung, insonderheit über zwey curieuse Fragen rc. beygefügt. Endlich ist

zur 99 S. anzumerken, daß der Huldigungsreceß der Stadt Wismar den 14 Jun. 1653. und die vom Mevius revidirte Gerichtsordnung des Wismarischen hohen Tribunals nicht 1658., sondern 1657. publicirt worden.

No.

---

3. Arzneygelahrheit.

Joachim Friederich Henckels, Med. et Chir. Doct. et Prof. primar. Abhandlung der chirurgischen Operationen. Erstes Stück. Vom grauen Staar. Mit Kupfern. Berlin, 1770. bey Decker und Winter, 8. 95 Seiten.

Zweytes Stück, von der Thränenfistel und Durchbohrung der Knochen, 1771. 394 Seiten.

Drittes Stück, vom Steinschneiden, Mastdarmfistel, phimosi, paraphimosi, cancro und Sphacelo colis, 1771. 146 Seiten.

Wir glauben, daß der V. gar wohl im Stande wäre, eine Abhandlung von den chirurgischen Operationen zu schreiben, die den deutschen Wundärzten Nutzen schaffen und ihrem V. Ehre machen kann; wir glauben aber auch, daß von dieser gegenwärtigen Abhandlung weder das eine, noch das andre zu erwarten ist. Von einem Wundarzte, der eine Abhandlung von den chirurgischen Operationen schreibt, erwartet man eben nichts Neues; aber das verlanget man von ihm, daß er die Materien, die er vorzutragen hat, deutlich, ordentlich, vollständig vortrage. Der V. hat nichts weniger, als dieses gethan.

Wirklich man möchte ihn gleich anfangs fragen, in welcher Sprache denn dieses Buch eigentlich geschrieben seyn soll? Wir gehören nicht zu denen, die in einem deutschen Buche kein einziges lateinisches Wort vertragen können; auch nicht zu denen, die mehr auf die Schreibart des V. als den Inhalt des Buchs sehen; aber wir glauben, daß eine gute Schreibart auch ein chirurgisch Buch ziere, und daß diese Abhandlung ein so buntschäckiges Gemische von deutschen, französischen und lateinischen Wörtern ist, daß man dem V. deswegen wirklich

Vor-

Vorwürfe machen muß. Verstünde der V. nach russisch, englisch und türkisch, so würden wir gewiß auch diese Sprachen in seinem Buche finden; in seinem Buche, welches er vor Anfänger in der Wundarzneykunst geschrieben hat. Was hilft es, daß der V. fast in allen Vorreden klagt, daß die Chirurgie in Deutschland nicht gehörig befördert und geschätzt wird, da er selbst diese Wissenschaft durch das Exterieur, das er ihr in seinen Schriften giebt, erniedrigt, und der Geringschätzung aussetzt?

Von fast keiner einzigen Operation findet der Leser eine ordentliche Nachricht; immer wird er auf Bücher verwiesen; so daß man dieses Buch wirklich nicht eine Abhandlung von den chirurgischen Operationen, sondern vielmehr zerstreuete Nachrichten von denen Schriften, in welchen von den chirurgischen Operationen gehandelt wird, nennen kann. Und nicht immer wird der Leser auf die besten Schriften verwiesen. Die Methode des Br. Jakobs, z. E. des H. Rau und Mery soll man im Heister nachlesen. Wußte der V. hier keine sicherern und vollständigern Nachrichten anzuzeigen? Wirklich von einem Schriftsteller, der eine Abhandlung von den chirurgischen Operationen schreiben will, erwartet und fordert man, daß bey aller der Kürze, die er zu beobachten entschlossen ist, er dennoch das Wesentliche einer jeden Methode, das, wodurch sie sich eigentlich von andern unterscheidet, die Absicht ihres Erfinders, das Vorzügliche, das Fehlerhafte derselben anzeige. Aber alles dieses hat der V. seinem mündlichen Vortrage vorbehalten. Und was hat er denn nun drucken lassen? Citationen, abgebrochne hin und her zerstreuete Sätze, mit einem Worte, eben das, was ein jeder anderer dem mündlichen Vortrage vorbehalten haben würde. Wirklich das Wesentliche und Wichtigste von diesen Operationen würde nicht mehr Raum eingenommen haben, als alle diese Citationen und Excerpte einnehmen.

Der V. citirt oft Schriftsteller bey ganz unrichtigen ja lächerlichen Gelegenheiten. Wer wird aus dem le Dran beweisen, daß sowol Erwachsene, als Kinder eine phimosis bekommen können. Ist es nicht lächerlich, aus dem Dionis zu beweisen, daß phimosis vom griechischen phimoein herkommt?

Wenn der V. bey dem, was er schreibt, einige Ordnung beobachtete, würde dieses Buch doch noch immer brauchbar seyn. Aber wirklich die Unordnung ist so groß, daß sich auch der geübteste Leser zwischen den Citationen und Zahlen verliehret. Alles aber will der V. durch seinen mündlichen Vortrag ersetzen: immer sagt er uns, daß er nur vor seine Zuhörer

schreibt. Eine Entschuldigung, die einigermaßen, aber bey weitem nicht gänzlich vor Vorwürfen schützt: denn nicht zu gedenken, daß es nie wirklich die Meynung des Schriftstellers und seines Verlegers ist, daß nur die Zuhörer das Buch kaufen sollen: nicht zu gedenken, daß der V. eine grosse Fertigkeit im mündlichen Vortrage haben muß, wenn er alles, was er in diesem Buche undeutlich, unordentlich, und unvollständig abgehandelt hat, durch seinen Vortrag ordnen, erklären und ergänzen will: nicht zu gedenken endlich, daß man vor dem Publicum immer mit einigen Anstande erscheinen muß, man mag erscheinen in welcher Absicht man will: so fragen wir, unter welchem Vorwande kann der V. wohl für seine Zuhörer ein Buch schreiben, in welchem er auf eine verworrene und unvollständige Art von den chirurgischen Operationen handelt, die sie in manchen andern Büchern deutlich, ordentlich und vollständig abgehandelt finden? Denn wirklich anstatt, daß der V. aus zerstreueten Materialien ein Haus aufbauen sollte, reißt er vielmehr ein schön aufgebauetes Haus nieder, und zerstreuet die Materialien davon. Diese Anmerkungen treffen vornemlich die Abhandlung vom Steinschnitte, vom grauen Staare, und von der Thränenfistel. Im Nachtrage des dritten Stücks beschreibt der V. die neue Methode des H. Ponteau den Stein zu schneiden (taille au riveau) in französischer Sprache, und liefert eine Abbildung der dazu erforderlichen Instrumente. Die Nachricht, daß ihm diese Beschreibung von seinem H. Sohn aus Paris zugesandt worden ist, konnte der V. wohl auch seinem mündlichen Vortrage vorbehalten. Er urtheilt übrigens sehr günstig von dieser neuen Erfindung. Wir halten sie vor ein französisches Spielwerk, und glauben, daß alle diejenigen, welche durch dergleichen Erfindungen etwas Wesentliches zum Fortgange der chirurgischen Wissenschaften beyzutragen glauben, sich sehr irren.

Warum der V. am Ende auf einigen Kupfertafeln ganz bekannte Sonden, Catheters, Scheeren, das Mairische Messer, die Rungischen Instrumente u. s. w. hat abstechen lassen, und warum er seine Leser bey dieser Gelegenheit nicht lieber auf den Heister, auf den er sie bey weit wichtigern Gelegenheiten verwiesen hat, verweißt, oder aber aufs Collegium, wo doch dergleichen Sachen vorgewiesen werden, vertröstet, können wir nicht einsehen.

K.

Er

Etwas von Fiebern. Zweyter Abschnitt, von G. J. Beuth, d. A. u. WA. D. Cleve und Leipzig, bey Bärenstecher 1771. in gr. 8. 7 Bogen.

Unerwartet schlechter als der erste Abschnitt. Man glaubt nachgeschriebene Hefte aus gewöhnlichen Vorlesungen über die bekannten Arten der Fieber zu lesen. Der Styl ist nachläßig, überall halten Druckfehler den Leser auf, und wenn man zuletzt den Satz herausgebracht hat, so hat man nichts sonderliches dafür. Ein Beyspiel zur Rechtfertigung des Tadels: Herr B. spricht von den bösartigen Fiebern, und wiederholt, daß die Zufälle anfänglich oft gelinde zu seyn scheinen, und Arzt und Kranken hintergehn. Dies sagt er uns S. 22. 23. in folgenden Worten: Die drey Hauptzufälle (Niedergeschlagenheit des Gemüths, unterdrückter Puls und Beängstigung des Herzens) sind gleich zu Anfange bey diesen Fiebern zugegen, und da sich die allgemeinen Zufälle der Fieber überhaupt nie bey diesen Fiebern so heftig einfinden, als bey allen andern anhaltenden oder sogenannten scharfen Fiebern, (acutis) und selbige auch so gar nicht oft gleich zu Anfange zum Vorschein kommen, so geschiehet es oft, daß die Patienten nicht einmal wissen, daß sie ein Fieber haben, weswegen sich so gar der Medicus oft betrüget, weil die Patienten sich nur über Mattigkeit klagen, und dabey nur einen kleinen Puls haben, welches öfters bey gesunden Leuten zutrift, und nicht glaubt, daß der Kranke an einem bösartige Fieber laborirt, bis er durch mehrere Zufälle, welche hinzukommen, davon völlig überzeuget wird. Mir selbst ist, als ich An. 1760 mit dem preußischen Husarencorps in Treffurt in dem Winterquartiere stand, und daselbst über die 40 Husaren auf einmal an bösartige Fiebern darnieder liegen hatte, so gegangen, daß ich an die Aufwärter des Lazareths, welche alle angesteckt wurden, nicht einmal eher merkte, ob sich selbige schon seit acht Tagen über einige Mattigkeit beklagten, die mit einem unterdrückten Puls verbunden war, daß ich den *morbus venieus*, sage ich, wie Sydenham sich ausdruckt, nicht eher einsah, bis ich selbige deutlich mit Beängstigungen des Herzens, einem Uebelseyn und einer völligen Entkräftung, wobey sie gelindes Frösteln bekamen, in ihrem wahren Wesen zeigten, und die Patienten gezwungen waren, das Bette zu hüten.„ In diesem Style ist Alles geschrieben, und die Sachen selbst sind theils bekannte Dinge, theils unbestimmte, superficielle und nur halbwahre und nicht tief genug durchgedachte Sätze

Kriegsarzneywissenschaft; oder Zusätze zu des Herrn Donald Monro Beschreibung der Krankheiten, welche in den Feldlazarethen 1761 bis 1763. am häufigsten gewesen sind, von Hn. Begue de Presle. Zweyter Band. Aus dem Französischen. Altenburg, bey Richter, 1771. gros 8. 1 Alphabeth 18 Bogen.

Wir haben schon bey der Anzeige des ersten Bandes alles gesagt, was man von der Absicht dieser zwoten Uebersetzung des Monro und von dem rühmlichen Verfahren des Verlegers dabey zu wissen nöthig hat. Im gegenwärtigen zweyten Bande findet man von Monro nichts, was nicht auch in der ersten Uebersetzung befindlich wäre. Hingegen sind die Zusätze des Begue de Presle freylich beträchtlich. Bey den bösartigen Fiebern sind Pringle und Huxham sehr gebraucht; bey der Ruhr ist Pringlens Abhandlung nach der neuesten Auflage ganz abgedruckt, und die Curart der angesehensten Aerzte mitgetheilt. Ueberhaupt ist Pringle fast ganz abgeschrieben, und nach ihm wol van Swieten am meisten geplündert. Herr Begue de Presle hat gewiß mehr das Verdienst eines Sammlers, als eines eigentlichen Commentatoren über die Monroischen Aufsätze. Dies vermindert inzwischen den Werth dieser neuen Uebersetzung auf keine Weise, und entspricht desto besser dem Zwecke und Titel einer Kriegsarzneywissenschaft, worinn man nicht blos die Monroischen, sondern die Grundsätze aller großen Lehrer in diesem besondern Theile der Kunst erwartet.

B.

Pharmacopoea Wirtenbergica &c. Stuttgard; Erhard 1771. kl. Fol.

Eine neue Auflage des bekannten Apothekerbuchs, die durch kleinern Druck und Format bequemer geworden ist. Der Titel sagt editio revisa aucta et emendata. Die Vermehrungen sind für unsre Zeiten, in denen so manches zugesetzt, verworfen und besser bestimmt werden, nicht sehr beträchtlich: Es ist wahr, unter dem Titel Radices finden wir folgende Artickel mehr: Alcanna, rd. Caroli S., Cassummuniar. Cipo de Cameras. Colchici aut; Contrayervae novae, Gentianae lud; Helenae, Ikan, Moringa, Pezanlita, Pimpinellae ni-

nigrum, Salab. Sanley, Seneka. Aber welchen geringen Zuwachs für die Kunst diese machen, mögen Kunstverständige beurtheilen. Ueberdem waren sie beynahe schon alle in einem besondern Anhange de exoticis in den ältern Ausgaben. Der Zusätze zu vorigen Artickeln sind auch wenig. Die Wurzel der Dulcamara soll die Pareira brava an Kräfften übertreffen. Bey der schwarzen Nieswurz wird etwas von der Aechtheit und deren Kennzeichen gesagt. Es ist aber weder hinreichend, noch gründlich. Bey der Baldrianwurzel wird nichts von dem Unterschiede der ächten würksamen und der gemeinen schwachen gesagt. Das wäre mehr werth, als ein halb Duzend Cipo de Cameras. Bey der Aronwurz wird zugesetzt: ad membra paralytica et arthritide vexata externe in usum vocatur. Vermuthlich ist dies von der frischen Wurzel zu verstehen: aber dergleichen müßte man doch nicht übergehen. Die meisten Zusätze machen noch die neuern Linnäischen Namen aus. Unter dem Artickel Electuarium haben wir keinen Zusatz gefunden: aber dagegen allen den alten Wust von ungereimten Compositionen, die immer unsre Dispensatorien befleckt und Alphabetreich gemacht haben. Die veralterten schwarzgewordenen Beyfußwurzeln, wenn sie um S. Johannisfest gesammelt worden, stehen noch in dieser neuen Ausgabe des Wirtemberg. Apotheckerbuchs von 1771. Zwar steht etwas zweifelhaft dabey: „es wären viele sehr berühmte Practici, die sie für antepileptisch hielten.„ Aber will man alle die Thorheiten uns aufreihen und verkaufen, so die Practici gerühmt haben: so können die Verf. noch leicht ein Paar Bände zusammen stoppeln. Es ist uns immer leid, wenn man bey neuen Ausgaben so wenig Auswahl und Unterscheidungskraft beweiset. Und niemals haben wir dies beliebte Buch so nutzbar gefunden, als man es gemeiniglich macht. Sein Verdienst war immer nur, daß es nicht noch schlechter war, als es ist, weil wir schlechterer gewohnt waren. Es werden sich viele über dieser Aeusserung entrüsten: Aber wer kann das helfen?

Br.

M. Ant. Brunners Röm. K. K. apost. Maj. Zahnarzts Abhandlung von der Hervorbrechung der Milch-Zähne. Wien, bey Kurzböck, 1771. 139 Seiten in 8.

Herr

Herr B. liefert uns kurz die Physiologie dieser Naturwirkung und nachher die pathologischen Folgen umständlicher. Neues haben wir eben nicht angetroffen. Kinder, die mit Zähnen gebohren werden, bedauert er, daß sie die liebliche leicht zu verdauende Nahrung, die Milch entbehren müssen. Das sehen wir nicht ein. Können sie die Milch nicht auf eben die Art empfangen, wie nachher die Kinder, die gezahnt haben, derselben theilhaft werden? Sehr recht unterscheidet Hr. B. zween Zeitläufte, den ersten, da die nach und nach anschiessenden Beinlagen die Kästchen in den Kinnladen erweitern, welches schon mit einigem Schmerz und Unruhe der Kinder geschieht und den zweyten, da der Zahn durchschießt und die Zufälle freylich schlimmer sind. Ein grosser Fehler ist es, wenn man während des ersten das Zahnfleisch durchschneidet, weil es eine harte schwielige Narbe giebt, die das Einschiessen nachher sehr erschweret. Desto wichtiger ist das Durchschneiden oft im zweyten Zeitlaufe, weil es da oft das einige Mittel wird, den Gichtern (Convulsionen) und dem Fraiße (Epilepsie) abzuhelfen. Diese Nervenzufälle sollen durchaus ihren Grund in der Behaftung des Hirns und besonders der Hirnschwüle (corporis callosi) haben und auf mehr als 30 Seiten giebt Hr. B. sich Mühe, alles dies, zu erklären und wie er glaubt, zu beweisen. Wir bedauern die grossen Kosten, in die er seinen Erklärungsgeist S. 62 - 96. setzt und die Leichenöffnung S. 90. ist wenig beweisend. Es kann bisweilen freylich auch das Hirn leiden: aber die Ursachen der Gichter und des Fraißes sind so mannigfaltig, wie Hr. B. selbst richtig sagt, daß die arme Hirnschwüle wohl meistens sehr unschuldig seyn mag. In den mehresten Fällen ist wirklich Etwas in den ersten Wegen die Ursache der Gichter und daher der gelinde Bauchfluß, wie H. B. auch aus der Erfahrung gelernt hat, fast durchaus so heilsam. Und gewiß hat die Hirnschwüle ihre kritische Ausleerung nicht durch den After. Der Localreitz ist nur in seltnen Fällen gefährlich, wenn er es gleich im hohen Grade seyn kann. Die Complication macht das Meiste. Die praktischen Lehren des Hn. B. sind meistens gut und mit richtigen Cautelen versehen. Sein Raisonnement ist bey weitem der größte und entbehrlichste Theil des Buchs. Wie freudig hätten wir es ihm um einige Erfahrungen und Fälle geschenkt.

X.

Systema morborum symptomaticum secundum Classes, ordines et genera cum characteribus propositum a *Ioanne Baptista Michaele Sagaro* circuli Iglaviensis in Moravia Physico regio. Impensis Kraus, Bibliopolae Vienensis, 1771. 8. 4 Bogen.

Das ganze Heer der Krankheiten in Schlachtordnung! Allerliebst anzusehen! Jede Krankheit ist unter einem fein anständigen griechischen Namen verborgen, damit sie nicht eben jedermann sogleich kennt; Exania, z. E. laparocele, opoodeocele, Colpocele, Epidosis, u. s. w. Mancher alter Prakticus, der diese Krankheiten recht wohl zu heilen weis, wird sie hier nicht einmal kennen. Jedoch der V. macht sie durch eine kurze angehängte Definition kenntbar. Z. E. Morsus est vulnus armis animalium factum. Also, wenn einem ein Ochse mit den Hörnern stößt und verwundet, so hat einen der Ochse gebissen. Physocephalus est hydrops capitis a flatu; eine Wassersucht von Winde; also giebts auch wohl eine Windgeschwulst von Wasser. Operatio (dies ist auch eine Krankheit) est studiosa solutio continui ad aliquid eximendum. Die Bronchotomie, der Bruchschnitt u. s. w. ist also keine Operation. Zu bemerken ist, daß der V. alle Krankheiten in folgende 12 Classen gedränget hat: vitia: exanthemata: cachexiae: dolores: fluxus: suppressiones: anhelationes: spasmi: debilitates: phlegmasiae: febres: vesaniae. Und noch merkwürdiger ist, daß Hr. Sauvages nur 315 Geschlechter, der V. aber 340 und also 25 mehr hat. Welch ein eigennütziger Arzt, der noch mehr Krankheiten haben will, als wir bereits haben!

P.

Ioh. Fr. Cartheuser — de Morbis endemiis libellus. Frft. ad Viadr., 1771. 8. Braun, S. 360.

Eine vortrefliche Idee! die zu unserer Verwunderung noch Niemand gehabt — vielleicht weil sich Niemand Belesenheit genug zutrauete, — vielleicht weil man das Wort: endemisch, noch niemals recht erkläret, die Grenzen einer Endemie genau bestimmt, oder den Begriff derselben hinlänglich entwickelt hatte. Denn wenn man nach der gewöhnlichen Erklä-

klärung blos das endemisch nennet, was sich von Krankheiten an einem Orte, Jahr aus Jahr ein, beständig äussert, so sind entweder unzählig viele Krankheiten nirgends endemisch, oder auf der andern Seite, unzählig viele wieder an allen Orten endemisch, die man jetzt zuweilen nach einem Orte vorzüglich verweiset. Hier wäre nun eigentlich der Ort gewesen, wo diese Begriffe deutlich hätten auseinander gesetzet werden sollen, und der Recensent machte sich nach dem Titul auch die gewisse Hofnung dazu, allein er fand sich sehr getäuscht, als er kaum auf 2 Seiten die gemeine Erklärung des Worts, und das hieher gehörige allgemeine unberührt sahe, und nun schon gleich S. 7. das erste Kapitel — darauf Epilepsie, Aussatz, Schwindsucht, Heimweh, das Beriberi, die venerische Seuche, Blattern, Wasserbruch — Bandwurm u. a. unter eigne Rubricken geordnet, und also alle für endemisch erkläret fand. Inzwischen bleibt das Unternehmen selbst immer sehr lobenswürdig, weil die meisten der beschriebenen Krankheiten würklich endemisch sind und man diese nirgends so beysammen findet.

Der V. bittet in der Vorrede, daß man seine Fehler glimpflich verbessern möge, und er wird uns also unsre Offenherzigkeit, womit wir die Kap. einzeln durchgehen wollen, hoffentlich gut heißen. Bey dem sogenannten Weichselzapfen hätte der neueste Schriftsteller, der selbst in Polen gewesen, der jüdische Arzt Hirschel, nicht vergessen werden sollen. Ob das Heimweh S. 40. allzeit aus der Veränderung der Luft, und so sehr physisch zu erklären sey, das dürften vielleicht manche Schweitzer, die nicht in bergigten Gegenden wohnen, läugnen. Bey dem Tarantultanze sind ausser den angeführten schwedischen Abhandlungen, neuere Erklärungen dieses Mährgens ausgelassen, aus dem Italiäner Serao, aus des Hrn. B. v. Riedesel Reise nach Sicilien, 1771. rc. rc. Bey dem Wangenkrampfe der Kinder S. 57. der nach neuern Nachrichten eben sowohl und noch mehr nach Cayenne, als nach Minorca gehöret, gefällt des V. Aufrichtigkeit über die Ursache um desto mehr, da er sonst die übrigen Krankheiten fast alle nach seiner Theorie zu erklären sucht; aber wenn er bey einem Kinde von einigen Tagen, das nicht einmal Milch nehmen kann, ein grosses Gemisch aus Lilienblüth: Zimmt: und Lindenblüth: Wasser mit Krebssteinen u. d. gl. Söchelgen räth, so fällt uns der Sperling ein, dem man Salz auf den Schwanz streuen will um ihn zu fangen. Warum der V. die Schwindsucht zu London für endemisch halte, und woher er überhaupt wisse, daß daselbst mehr als an andern grossen Orten an dieser Krankheit

stere

sterben S. 103. ist nicht zu errathen — doch wohl nicht aus den Sterbelisten? er führet keine Zeugen davon an, und scheint also auch nicht zu wissen, daß die Angabe für die Todtenlisten blos von unwissenden Weibern herrühret, die die Todten reinigen, und sie wegen etwa erlittener Gewaltthätigkeit besichtigen, daß diese, wenn sie den Körper ausgemergelt finden, ihn unter die Rubrick von Consumption setzen. Freylich wenn unsre Landesleute nun dieses Wort sogleich durch Schwindsucht übersetzen, so möchten wohl viele alte Leute, Kinder, und andre mit in dieses Fach kommen, denen übrigens die Lunge sehr gesund gewesen. 2. Drittheile dieser angegebnen Todten, sagen die Engländer jetzt selbst (Medical observat. and Inquis. Vol. IV. p. 120.) müssen ohne Zweifel von der Summa abgezogen werden. Aber der V. giebt überhaupt niemals einen Beweis, warum er seine beschriebene Krankheiten endemisch nennt, genug wenn Piso oder Pontius etc. etc. einmal sagen, daß dieses Uebel in Indien bemerkt werde, so ist es immer bey den armen Indianern endemisch. Wir hätten mehr Geschichte als Praxis hier gesucht. Der Kohlendampf wird S. 105. nicht für hinreichend gehalten, in London die Lungensucht hervorzubringen, sondern die Ursache mehr in der nebelichten feuchten Luft gesucht; wie unendlich viele mehr würden alsdenn nicht in Paris daran sterben? Wenn man sagen kann, daß dieses Uebel irgendwo endemisch ist, so ist es gewiß zu Zürich, wo nach dem zuverläßigen Zeugnisse dortiger Aerzte — nicht Todtenfrauen, unter 58 Todten, 10 Schwindsüchtige sind. Bey der Colick von Poitou findet man allein den Sauvages angeführt. Der Bandwurm soll nach Haselquist vornehmlich in Aegypten zu Hause seyn. S. 143. Die Ruhr in Indien. S. 152. Vom Mordexin in China und Java S. 141. Der Durchfall, den Fremde gemeiniglich zu Paris bekommen S. 159. sollte wohl nicht Coeliaca cruenta heissen; wir können den V. auch versichern, daß er S. 161. von dem unreinen Wasser der Seine entstehe, und das Sprichwort: Payer le tribut à la seine, seinen Grund habe; weniger schädlich aber wurde dies Wasser, wenn es die fast in einem jedem Hause jetzt gewöhnlichen Filtrir-Maschinen paßiret ist. Einen besondern Schmerz am Gesäße, mit Geschwüren etc. etc. der in Brasilien, auch in andern heißen Gegenden in Asien und Africa, endemisch seyn soll, beschreibt der V. umständlich unter dem Namen Proctalgia S. 162. aus dem Piso und Juchelli. Unter den Verstopfungen der Eingeweide wird von dem V. Porcellus Cassoviensis gerechnet, die in Oberungarn gemein ist,

und

und uns eine Art von der Engländer Fieber-Kuchen zu seyn scheinet. Die Malabaren haben oft den Wasserbruch S. 179. Von Kinderpocken S. 192. Sollte man vom Mal d'Aleppo S. 204. beym Russel nichts finden? Von Dracunculo oder sogenannten Vena medinensi ist eines der besten Stücke im Buche. Von dem Aussatze vermißt man S. 225. ohngeachtet der V. sehr gut und ausführlich davon handelt, den Hillary rc. rc. auch was in den Fragen an die Reisenden nach Arabien darüber gesagt worden. Das Kap. von den Yaws ist auch gut ausgearbeitet. Schilling war vielleicht noch nicht in die Gegend des V. gekommen. Das venerische Uebel zählet der Verf. S. 287. zu dem Aussatze, und leitet es auf gut Astrucisch aus America her. Beym Scorbut fehlt wieder der klassische Schriftsteller Lind. — Vom Friesel die gewöhnliche Erklärung. Das sogenannte gelbe Fieber (yellow ferer) ist nach dem Moultrie beschrieben; Hillary Makittrick rc. rc. nicht berühret, so wie bey der Pest auf eine unverantwortliche Art der beste Schriftsteller: Chenot. Aber man wird müde, wenn man in einem solchen Buche, darinn es vornehmlich auf Belesenheit, und Bekanntschaft mit zuverläßigen Augenzeugen ankommt, so wenig neues findet.

Joh. Fr. Zückerts — medicinisches Tischbuch, oder Cur und Präservation der Krankheiten durch diätetische Mittel. Berlin, bey Mylius, 1771. 8. ohne Vorrede, Einleitung und Register, 354 S.

Der arbeitsame V. zeiget sogleich anfangs, daß sich in diesem Fache nichts allgemeines fest setzen lasse, sondern die Beschaffenheit des Kranken und seines Uebels viel bestimmen müßte. Der Verf. geht darauf in 42. Abschnitten verschiedene Krankheiten durch, auf welche sich leicht alle übrige ausgelassene reduciren lassen. Bey einer so großen Verwandschaft oder Aehnlichkeit der Materie, waren Wiederholungen nicht wohl vermeidlich, und darf man daher eben nichts Unterhaltendes oder wenig Trocknes erwarten, obgleich fast alle Abschnitte sehr vollständig sind. Noch unerträglicher trocken würde ein bloßes Verzeichniß der 42. Abschnitte seyn — genug, wenn wir auch selbst Aerzten das Buch als sehr brauchbar empfehlen. Bey der Verhütung ansteckender Krankheiten Cap. 2. das an sich gut ausgearbeitet ist, denken wir doch noch immer, daß es keine eigentliche solche Mittel gäbe, am we-

wenigsten Cubeben, Coriander rc. etwas helfen, indem die Haut und Lunge dadurch noch nicht vor der Ansteckung gesichert werden, und da diese Dinge die Speicheldrüsen reitzen, vielmehr zu dieser dritten Art Ansteckung Anlaß gegeben werden kann, wenn man den Speichel hinunter schlucket. Daß der Caffee S. 124. nach dem Essen gut bekomme, lehret die Erfahrung bey vielen; aber dieselbe Erfahrung lehret auch, daß er eben nicht aus der Ursache S. 125. gut bekomme, die der V. angiebt, weil er Aufstoßen verursachet; dieses findet sich wohl äusserst selten. Solche Mährgen, wie das von Geoffroy von der Petersilie, hätten doch, wie andre, die sich nicht in der Erfahrung bestätigen, wegbleiben sollen. Eben so würden wir auch S. 237. bey dem Husten, den Käse, Schmalz, Mandeln, und ölichte Sachen unter den Vorschriften weggelassen haben.

Beytrag zur Pockengeschichte, von Heinrich Aug. Wrisberg. Erster Theil. Göttingen, 1770. Vandenhöck, 108 S. in 4.

Weit eher würden wir schon diese Schrift angezeigt haben, wenn wir uns nicht Hofnung gemacht hätten, der V. werde sein in der Vorrede gethanes Versprechen halten, und uns auch den 2ten Theil liefern; aber noch immer können wir nur von dem ersten Theile unsern Lesern eine Anzeige geben, der eigentlich von Pocken wenig enthält, sondern nur die natürliche Beschaffenheit der Gegend um Göttingen, die Witterungsgeschichte, Krankheiten während der Pockenepidemie und den Bevölkerungszustand in G. beschreibt. Wenn eine genaue Untersuchung einer Epidemie gleich nicht die einzige und erste Ursache derselben bestimmen kann, so dienet sie doch wenigstens dazu, das, was von Krankheiten an einem Orte vorzüglich endemisch ist, näher kennen zu lernen, durch mehrere ähnliche sorgfältige Beobachtungen die Ursachen und Entstehungsart von diesen zu erfahren, und zuletzt die Natur gleichsam auf frischer That zu finden. Bey einer Epidemie den Zusammenhang derselben mit der Luft, ihre Abhängigkeit von der Witterung, den Zusammenfluß mit andern Krankheiten, ihr Verhältniß mit gewissen Körpern festzusetzen, und von allen dem ein Gemählde zu zeichnen, davon dem Leser zu einer andern Zeit die Aehnlichkeit mit dem Originale — mit der Natur sogleich in die Augen fällt — dazu gehöret etwas mehr als ein Gelehrter im Lehrstuhle, der aus Bequem-

 lich

lichkeit Epidemien nach seiner Theorie entstehen lässet, oder aus wenigen Beobachtungen zu viel schießet; dazu müssen mehrere Aerzte, die Philosophie und Beobachtungsgeist besitzen, sich die Hände bieten, und alle Unbequemlichkeiten bey dem Beobachten so gering schätzen, als Hr. W. Wenn wir dergleichen genaue Beschreibungen von Epidemien noch nicht besitzen, so liegt ohne Zweifel der Grund davon darinn, daß der beschäftigte und zum Beobachten am Krankenbette am meisten tüchtige Arzt gemeiniglich zum Schreiben am wenigsten Muße hat, und umgekehrt derjenize, welcher sich an eine solche Beschreibung wagt, oft zu wenig am Krankenbette gewesen, oft zu wenig Erfahrung hat, als daß man sich auf seine Geschichte verlassen könnte. H. W. Pockengeschichte zeichnet sich vor andern durch das Pünktliche und Mühsame und durch den großen Umfang seiner Beobachtungen aus. Wenn sie gleich nicht andere Beschreibungen von Epidemien, z. E. die Huxhamischen, oder Bakers, Akinside ꝛc. unbrauchbar macht, weil diese bey allen guten Willen an ungleich größern Oertern das nicht leisten konnten, was der V. von dem kleinern Göttingen gethan, und weil sich die Schwierigkeiten unendlich häufen mußten, die der V. schon an einem so kleinen Orte so beträchtlich gefunden hat; so kann sie doch Aerzten an ähnlichen Oertern zum Muster dienen. Sie ist nicht eine Sammlung einzelner Fälle wie beym Strak, sondern enthält mehr Allgemeines, und kommt darinn den Huxhamischen Observationen näher. S. 12. wird die Ursache, warum man zu Göttingen niemals den Blasenstein bekommt, in der kalkigten Erde gesucht, welche sich im Trinkwasser befindet, und durchs Kochen in den Geschirren deutlich zeiget. Es sind uns nun zwar mehrere Oerter bekannt, die dieses große Glück genießen, und wo man diese kalkigte Erde bey weiten nicht so häufig findet; es dürfte auch vielleicht mancher den Einwurf machen, daß diese Erde eben deswegen ihre Kraft verliehren müsse, weil sie sich durchs Kochen völlig aus dem Wasser herausziehet, und viele Leute ohne ungekochtes Wasser doch nicht den Stein kriegen, allein wir sehen uns genöthiget, diese Erklärung des V. doch immer so lange gelten zu lassen, bis eine andre wahrscheinlichere bekannt wird. S. 13. hätten wir anstatt der Götting. Zeit- und Geschichtbeschreibung vielmehr Hallers Beobachtung zu finden geglaubt, daß er bey so sehr vielen Leichen niemals den Blasenstein gefunden. Noch mehr hat es uns befremdet, daß der V. von den Gallensteinen nichts erwähnet, die man dagegen so häufig findet. War dies blos

Ver-

Vergessenheit, oder — Partheylichkeit? Unter 20 Kindern von verschiednen Alter, welche im Winter zergliedert worden, hat S. 15. fast immer die Hälfte verhärtete Drüsen des Gekröses, und ist an der Atrophie gestorben. Bey 24 an Blattern gestorbenen Kindern, hat der V. 16. mal diese Drüsen wie Haselnüsse angeschwollen gefunden. Was der V. von S. 17 = 27. von Erkältungen, vom Genusse geistiger Getränke 2c. sagt, scheinet uns mehr Episode und nicht nach Göttingen allein zu gehören. Die allgemeine Diätetick, und die Moral ist daher um desto schleppender, weil man sie hier gar nicht erwartet. Man glaubt zu erfahren, wie nun der Einwohner in G. lebt, und höret auf 10 Seiten, wie er leben sollte, ja gar verliehret sich der V. nach Rußland, spricht von dem dortigen Brauntweintrinken 2c. Die Sterblichkeit nimmt besonders bey ansteckenden Krankheiten in den (nicht denen oder derer 2c. wie H. W. immer schreibt) feuchtesten Quartieren der Stadt augenscheinlich zu. Das 2te Kap. wird interessanter. Die Wetternachrichten sind von dem Prof. Hollmann, aber ein wichtiger Verlust ist es, sie eben an dem Orte nicht zu finden, wo sie vielleicht am instructifesten gewesen wären, nemlich im Anfange der Epidemie, Hr. H. konnte sie damals Krankheitshalber nicht fortsetzen. Aus den meteorologischen Beobachtungen können wir nur etwas weniges ausziehen. Die Pocken griffen S. 51. im October am stärksten um sich. Im December, wo der niedrigste Stand des Thermometers 16. war, war die Anzahl der Blatternden am stärksten, nemlich 470. Im Januar fiel sie auf 253. und im Februar schon auf 60. Im Merz zeigten sich zuerst Masern und nahmen nachher zu; der Pockenpatienten waren nicht über 13. Am Ende des Aprils fanden sich keine Pocken mehr. — Im May Windpocken. Das 3te Kap. liefert einen sehr wichtigen Beytrag zur Geschichte der Bevölkerung der Sterblichkeit 2c. im Geschmack von Schlözer und Hensler, die wir nebst H. W. Arbeit andern zur Nachahmung vorzüglich empfehlen. Merkwürdig ist es allerdings, daß S. 94. die Gebuhrten weiblichen Geschlechts 4 Jahr hinter einander die männlichen übertroffen, so wie nach der 4ten Tabelle und S. 100. die Anzahl der Gestorbenen im ersten Jahre, gegen andre Oerter, besonders Petersburg, Wien, Segeberg, gerechnet, ungemein gering ist. Wenn keine Epidemien die Rechnung vergrößert haben, so ist auch die Anzahl derer, welche sonst unter die Todtgebohrnen gerechnet werden, sehr gering.

Zl.

4. Schöne Wissenschaften.

Versuch einer Uebersetzung der 12 ersten Oden vom *Horaz* nach eben dem Sylbenmaase, dessen er sich bediehet hat. Leipzig und Lübeck, bey C. G. Donatius, 1771. 3 Bogen in 8.

Die Oden des Horaz in seinem eignen Sylbenmaße glücklich zu übersetzen, ist eine so schwere Sache, daß wir es für unmöglich würden gehalten haben, wenn nicht H. Ramler die Möglichkeit bewiesen hätte. Aber wir zweifeln doch noch immer, ob selbst einem Ramler die Uebersetzung aller Oden des Horaz auf diese Weise gelingen würde. Der Verfasser des gegenwärtigen Versuchs ist indessen willens, dies zu wagen, und sendet nur die zwölf ersten Oden voraus, um darüber das Urtheil der Kunstrichter zu hören. Man erkennt in dieser Probe einen Mann, der sein Original mit Geschmack gelesen, und dessen Schönheiten gefühlt hat; aber der durch undeutsche Wortfügungen, durch übel gebaute Perioden, durch allerley Flickwörter, durch das rauheste Sylbenmaß das Ohr beleidigt. Harte Beschuldigungen! Aber uns dünkt, sie müssen dem Verfasser angenehmer seyn, als ein zu freygebiges Lob. Vielleicht können sie ihn veranlassen, eine undankbare Arbeit liegen zu lassen; vielleicht aber auch, wenn er sich des dazu erforderlichen hohen Maßes von Geduld bewußt ist, und das kritische Ohr eines Freundes dabey zu Rathe ziehen kann, sie von diesen Fehlern zu reinigen. Wir wollen, um unser Urtheil zu rechtfertigen, die erste Ode durchgehen.

Mäcen, glänzender Zweig uralter Könige!
Du, o ganz für mich Schutz, du für mich süsse Zier!
Den olympischen Staub dicht von der Rennbahn hoch
Aufzutreiben vergnügt viel! Ein mit glühendem
Rad umfahrenes Ziel und auch der edle Palm
Hebt die Fürsten der Welt bis zu der Götter Chor.

Mäcen sollte im Deutschen nicht als ein Spondäus gebraucht werden; weil es den Ton auf der letzten Sylbe hat, klingt es gar zu jambisch. Wie undeutsch ist die Wortfügung in der zweyten Zeile: Du, o ganz für mich Schutz, du für mich süsse Zier! — Süsse Zier ist zu wörtlich. Ganz in dieser

Zei-

Zeile, dicht und hoch in der folgenden, und auch in der fünften sind Flickwörter. Die Fürsten der Welt: warum nicht: die Herren der Welt, terrarum dominos? diesen Namen giebt man den Römern auch in der deutschen Sprache: aber bey jenem Ausdruck denkt man etwas anders.

Dieser freut sich, wenn ihn wetteifernd römisch Volk
Zu den Würden des Staats hoch zu erheben eilt,
Jenen, wenn er damit eigene Scheuren füllt,
Was man auf Lybiens Aeckern einsammelte,
Und sein väterlich Feld mit der Jäthacke froh
Aufreißt, bringst du nicht durch Schätze des Attalus
Je dahin, daß er mit cyprischen Balke bang
Als ein Schiffer das myrtoische Meer durchschneidt.

Der V. ist den Ausgaben gefolgt, die bey areis nur ein Komma haben, und hat Illum zu dimoueas gezogen. (Wir setzen zum voraus, daß unsre Leser den Horaz bey der Hand haben) Allein wegen der Beziehung zwischen Hunc, si — Illum si — ist es weit besser, diese Wörter von einem verbo (nemlich von dem vorhergehenden iuuat) regieren zu lassen, und von Gaudentem einen neuen Satz anzufangen. Die Beschreibung im 9 und 10 Verse und die im 11ten kann auch unmöglich auf Eine Person gehen. Dort wird ein reicher Handelsmann geschildert, der alles Getraide aus Lybien auftauft: hier ein genügsamer Ackersmann, der sein väterlich Feld baut.

Römisch Volk muß nothwendig den Artickel haben: das römische Volk. Hoch ist, so wie es hier steht, wieder ein Flickwort; man kann nichts niedrig erheben. Wir bemerken, daß der V. mehrmals die adjectiva in adverbia verwandelt hat; anstatt: zu den höchsten Würden des Staats: zu den Würden des Staats hoch u. s. w. dies geht auch wohl bisweilen an, aber oft klingt es, wie hier, sehr hart. Des Römers tergeminis sagt auch noch etwas anders. Das schöne Beywort mobilium Quir. vermissen wir ungern in der Uebersetzung. Bringst du nicht durch Schätze des Attalus Je dahin. Nicht .... je sagt der Deutsche nicht: es sollte nie oder niemals heißen. Bang Als ein Schiffer ist gar zu schleppend. Wir würden pauidus nauta lieber schlechthin durch bang oder furchtsam übersetzt haben. Mit cyprischem Balke. Balken muß es heißen: vermuthlich ein Druckfehler. Die Metonymie aber ist im Deutschen zu hart und ungewöhnlich.

Was man auf Lybiens Aeckern einsammlete

Welch eine Scansion! die erste Sylbe in Lybien kann schlechterdings nicht kurz gebraucht werden, weil sie den Ton hat: Und die erste Sylbe in einsammlete auch nicht. Mit der Jäthacke ist auch ein verunglückter Chorijambus. Denn die erste Sylbe in Jäthacke ist durchaus lang. So auch: bringst du nicht durch. Nicht hat hier einen stärkern Ton, als durch und darf nicht kurz gebraucht werden, wenn dies lang seyn soll.

> Der Kaufmann scheut den wild mit den icarischen
> Wogen kämpfenden Süd, lobet die stille Ruh
> Und das Feld seines Orts. Aber bald bessert er,
> Nicht gelehrig genug, Armuth, dich auszustehn,
> Sein geschmettertes Schiff.

Wir wünschten das participium: metuens mit ausgedrückt zu sehen. Horaz will sagen: So lang er noch die Furcht vor dem Sturm fühlt; so lang der erlittene Schiffbruch noch in frischem Andenken ist; lobet er u. s. w. Das sieht man in der Uebersetzung so deutlich nicht. Armuth dich auszustehn. Diese Figur ist ein sehr bequemes, oft auch nöthiges Hülfsmittel das Sylbenmaß zu füllen: aber sie klingt auch oft sehr gezwungen; und das scheint sie uns auch hier zu thun. Auszustehn ist kein edles Wort: aber ertragen wollte nicht in den Vers. Geschmettertes muß wohl zerschmettertes, zertrümmertes, beschädigtes heißen. (leck ist das eigentliche Schifferwort, doch möchten wir es in der Ode auch nicht brauchen) Das simplex schmettern ist ein neutrum, und heißt ganz was anders. Die Zeile:

> Der Kaufmann scheut den wild mit den icarischen

wird jedermann als einen Alexandriner lesen, wie wir sie bezeichnet haben. Aber nein, so soll man lesen:

> Der Kaufmann scheut den wild mit den icarischen —

Der Artickel der kann unmöglich lang gebraucht werden, wenn er vor einer langen Sylbe steht. Scheut kann nicht kurz gebraucht werden, zumal da die vorhergehende Sylbe mann, die keinen Ton hat, lang seyn soll. Aber bald bessert er. Bald sollte, weil er den Gegensatz macht, und einen starken Ton hat, nicht kurz gebraucht seyn. Der V. glaubt überhaupt, daß man einsylbige Wörter ohne Unterschied lang und kurz brauchen kann. Allein das ist sehr falsch. Es möchte höchstens, aber auch dies

nicht

nicht immer, von den pronominibus und verbis auxiliaribus gelten. Sonst sind einsylbige Nenn- und Zeitwörter (nomina et verba) ordentlicher Weise lang; und einsylbige Partickeln ordentlicher Weise kurz. Nur dann kann man, ja man muß alsdann oft jene kurz und diese lang brauchen, wenn jene einen schwächern, und diese einen stärkern Ton haben, als die neben ihnen stehenden Sylben.

> Dieser verachtet nicht
> Becher voll Wasser Wein, scheut sich nicht von dem Tag
> Ganz der Arbeit geweiht, einen Theil abzuziehn
> Und streckt sich bald am Bach, wo sanft die Quelle rinnt
> Und bald unter dem Dach grünender Zweige hin.

Die Worte des Horaz: Nec partem solido demere de die spernit: sind zweydeutig. Sie können unstreitig das heißen was der Uebersetzer sagt: Er nimmt von dem ganzen (der Arbeit gewidmeten) Tage einen Theil (zu seinen Vergnügungen) Viele alte und neue Ausleger selbst Batteux haben es so verstanden. Allein sie können auch so viel sagen: Er wendet jeden Theil vom ganzen Tage zum Vergnügen an. Ganz wörtlich: Er verachtet auch nicht den (kleinsten) Theil vom ganzen Tage zu nehmen, indem er sich bald unter grünem Gebüsch u. s. w. diese Erklärung hat auch unter vielen andern Gesnern für sich. Und der Zusammenhang dünkt uns zeigt deutlich, daß es die Absicht des Dichters sey, einen Menschen zu schildern, der sich ganz einer wohllüstigen Muße überläßt.

Voll Wasser Wein. Die erste Sylbe in Wasser kurz zu brauchen, ist ganz unerträglich. Scheut sich nicht von dem Tag. Auch dieser Halbvers klingt hart, weil nicht kurz und von lang gebraucht ist, da doch jenes einen stärkern Ton hat. Einen Theil abzuziehn. Theil sollte lang seyn. Die Zeile:

> Und streckt sich bald am Bach, wo sanft die Quelle rinnt

ist wieder ein reiner Alexandriner, wer kann sie je für einen Asclepiadeus erkennen:

> Und streckt sich bald am Bach, wo sanft die Quelle rinnt

Die ganze Zeile wäre auch schon deswegen verwerflich weil neun einsylbige Wörter darinn auf einander folgen.

> Viele lieben das Feld und der Trompeten Schall
> Mit dem Krummhorn vermischt, Kriege von Müttern längst,
> Längst verwünschet.

 Das

Das Feld ist zu unbestimmt. Wir wollen gewiß den W. nicht darüber schickaniren, daß castra ein Lager und nicht ein Feld heißt, welches er in der Vorrede mit Recht verbittet. Wir verlangen nicht, daß man uns die Worte des Dichters zuzählen soll, wir sind zufrieden, wenn man uns seine Gedanken giebt. Aber denn müßte es doch das Schlachtfeld heissen, weil Feld gar nicht auf die Idee des Krieges führt. Längst, ist wieder ein ganz überflüßiges Wort, und um so viel unleidlicher, da es zweymal, und noch dazu am Ende und am Anfang der Zeile wiederhohlt wird.

> In der kälteren Himmelsluft
> Bleibt ein Jäger und denkt nicht an sein zärtlich Weib,
> Wenn sein Spürhund getreu Hindinnen aufgejagt,
> Oder marsisches Schwein ihm durch die Garne brach.

In der dritten Zeile ist wieder statt treuer Hund, getreu adverbialiter gebraucht. Dadurch aber wird die Idee der Treue zum verbo aufjagen gezogen, wo sie nicht hingehört. In Aufsuchung des Wildes beweist der Hund eigentlich keine Treue. Marsisches Schwein, muß den Artickel ein vor sich haben. Aufgejagt — brach sollten nach den Regeln der Sprache in einem tempore, entweder beyde im perfecto oder beyde im imperfecto stehen. Das sind freylich Kleinigkeiten: aber man darf solche Kleinigkeiten nicht vernachlässigen, wenn man correct schreiben will.

> Mich erhöhet Epheu, welcher die Dichter krönt,
> Zu den Göttern; mich trennt von dem bestäubten Volk
> Bald ein schattigter Hain, bald leichter Nymphen Schaar
> Mit Waldgöttern vermengt, so bald die Flöthen mir
> Euterpe nicht versagt, nicht Polyhymnia.
> Mir ein lesboisch Spiel hoch anzustimmen flieht.
> Wann du mich zu der Schaar lyrischer Dichter hebst,
> Denn schlag ich hoch mit der Scheitel das Sternenfeld.

Wozu in der zweyten Zeile das Beywort bestäubt? So bald (warum nicht lieber: wenn nur.) — nicht Polyhymnia Mir ein lesboisch Spiel hoch anzustimmen flieht. Eine ganz undeutsche Wortfügung. Ein Spiel für ein Lied ist hart; hoch ist ein Flickwort. Wenn du mich zu der Schaar lyrischer Dichter hebst. Hebst ist das rechte Wort nicht, rechnest, zählst sollte es heissen. Denn es ist nicht die Rede von einem gewissen Range, wozu Mäcenas den Dichter erheben soll, sondern von seinem Urtheile von ihm. Nach der Ueber-

Uebersetzung würde man eher an jenes denken. Dann schlag ich — Man kann wohl mit der Scheitel etwas berühren, stossen, aber nicht schlagen. Sternenfeld ist kein gutes Wort. Die ersten Sylben in Epheu und leichter können unmöglich kurz gebraucht werden, wie hier geschehen ist. So bald ist ein Jambe, hier soll ein Trochäus seyn. Da in dem Wort Euterpe der Ton auf der zweyten Sylbe steht, so klingen die beyden ersten Sylben nach der Natur unserer Sprache nie spondäisch, sondern jambisch, und die letzte kann unmöglich im Anfang eines Fusses lang gebraucht werden. Je anzustimmen hat die erste Sylbe den Ton, und darf nicht kurz gebraucht werden. In der letzten Zeile ist wider alles Gehör hoch kurz und ich und der lang gebraucht.

Wir brechen hier ab. Der V. versichert in der Vorrede, daß er diese Uebersetzung lange unternommen habe, ehe Herr Ramler seine Oden aus dem Horaz herausgegeben hat. Wir glauben dieß gern: aber doch hören wir nicht auf uns zu verwundern, daß der V. nicht die von Ramler schon übersetzten Oden weggelassen hat. Konnte er wohl sich schmeicheln, den deutschen Horatz darinn erreicht zu haben? Und nicht nur erreichen, sondern übertreffen solte man ihn, wenn man diese Arbeit nach ihm übernimmt. Denn wozu dient sie sonst? Wir bedauern, daß der V. sich einer solchen Vergleichung ausgesetzt hat.

Na.

An den Herrn Canonicus *Iacobi* in Düsseldorf, aus seiner Studierstube in Halberstadt. Bey J. H. Groß, 1771. 1 B. in 8.

An den Herrn Canonicus Gleim. Inliegend einige satyrische Versuche von unsers *Iacobi* Amorn. Ebendaselbst 1 Bogen in 8.

Herr Michaelis, der Verf. dieser Bogen, hält sich itzt in Halberstadt bey seinen Gönnern auf und hat die beyden Briefe an sie geschrieben. Dem Anschein nach hat er sich mehr aus andern Ursachen, als weil ihn sein Genie dazu trieb, in den tändelnden Briefwechsel eingelassen. Uns gehen die Ursachen nichts an: wir müssen aber gestehen, der spielende verliebte Scherz kleidet ihn gar nicht. Er scheint es auch gemerkt zu haben, und hat deswegen etwas Satyre einzumischen ge-

 sucht.

sucht. Die Idee, die Amorn der beyden Dichter Satyren machen zu lehren, wäre artig genug, wenn nur die Ausführung feiner und schalkhafter wäre. Einzelne eingemischte Verse z. E. S. 6 und 7 sind so ziemlich satyrisch, andre hingegen ohne Salz, und zum Theil, wo Wielands neue Versart nachgeahmt werden sollte, sehr holpricht und steif. Das Gedicht an die buhlerische Chloe verdiente mehr gefeilt zu seyn: die Dichtung darinn ist schön. Athmen und düften sind nicht so unterschieden, wie der V. sie braucht:

> Die Rose, welche sittsam, diesen Ambra der sie füllt,
> mehr von sich athmet, als duftet.

> Was, ist ein Locksitz, den die züchtigen Armen umschlingen? u. s. w.

Der Gebrauch, den der V. von seinem Gedichte machen will, ist gut, nur solte die Geschichte, welche dazu gehört, besser erfunden und passender seyn. Ein bischen Eitelkeit steckt doch in dem Einfalle. Der Exorcismus über die armen Journalisten ist possierlich genug, so wie der Fluch, den eine fabelhafte Anecdote dem wider die Feinde der Grazien so aufgebrachten Dichter auspreßt. Wie aber, wenn diese Feinde der Grazien überhaupt blos in seiner Einbildungskraft wären, oder wenn er das Reich der Grazien nur auf einen gewissen Cirkel von Leuten einschränkte, welchen der rechtmäßige Besitz dieses Reichs noch streitig gemacht würde?

Am meisten bedauren wir, daß Herr M. uns mit einigen Anecdoten bekannt macht, die wir lieber nicht wüßten. Daß Herr Gleim und Jacobi in ihren Schriften die Tändeleyen mit Amor zu weit treiben und zu ängstlich suchen, ist nicht bloß unser Urtheil; aber daß auch die Amorn sich in ihre häusliche Angelegenheiten, in die Auszierungen ihrer Zimmer mischen, das Spielwerk hätte der Welt nicht bekannt werden sollen. Besonders scheint uns der Pastor-Amor eine elende Erfindung zu seyn; und sollte gar S. 14. des Briefes an Herrn Gleim, wie viele geglaubt haben, eine Deutung dieses Einfalls enthalten, so wünschten wir die ganze Erfindung, samt dem Commentar weg. Uns dünkt, der Ruhm eines guten Herzens solte keinem Schriftsteller gleichgültig seyn.

Die angehängte Probe eines travestirten Virgil ist sehr burlesk und drollig; auch nicht dem Scarron nachgeschrieben. Die Ausführung des Ganzen wird Mühe kosten, wenn sie durchgehends belustigend seyn, und nicht durch zu große Einförmigkeit der Manier ermüden soll. Die Verheutigung thut z. E. in folgenden Versen die beste Wirkung:

Die

Die Kirche zu St. Juno (in Carthago) war
Bis auf die Orgel fertig;
Er (Aeneas) gieng hinein: trat beym Altar
Und war des Pfarrs gewärtig!
Potz Element! was hiengen hier
Von Raphael, le Brün und mir
Für treffliche Gemälde!

Hier fand er jedes Bataillon
Mit groß- und kleinem Stabe;
Seit griechischer Invasion,
Bis Trojens Uebergabe.
Sah sich bey jeder Aktion:
Doch meistens, als die Hauptperson
Nur bey der Retirade!

Wenn aber diese Art das Lächerliche hervorzubringen, eben weil sie nicht schwer ist, zu oft vorkäme, so würde sie Ueberdruß erwecken. Satyrische Betrachtungen, komische Gleichnisse, Schilderungen, Sentenzen, Sprichwörter, die niedrige Sprache der Helden, u. s. w. Alles dies kann einer solchen Travestirung Abwechselung und Leben verschaffen, und der Verf. hat Anlage dazu.

Auf diese Briefe ist ein dritter Bogen:

Zween Briefe von *Iacobi* und *Michaelis*. Pastor-Amors Absolution betreffend. 1771. 8.

gefolgt.

Herr Jacobi „befürchtet, daß man über die Absolution (des Pastor-Amors und Michaelis Briefe an Gleim) „allerhand „Auslegungen mache, und ihm eine Spötterey zur Last lege, „die er, um seinen Einsichten gemäß zu handeln, sich nicht erlauben darf. Jederzeit ist es für ihn ein heiliges Gesetz gewesen, Männer zu schonen, die etwas Gutes gethan haben, „oder noch thun wollen, damit dieses Gute nicht bey leichtsinnigen Köpfen seine Kraft zu wirken verliere. — Daher „verlangt er an dieser Absolution nicht den geringsten Antheil „zu haben.„ Er thut Recht daran, und welcher Mann von edler Denkungsart möchte das, falls die elenden Sticheleyen darinn auf einen der würdigsten Männer gehen sollen, wie selbst H. J. zu gestehen scheint, billigen? Es bedarf keiner Vertheydigung gegen solche niedrige Anspielungen, und Hr. M. ist viel zu unbedeutend, als daß er, fals er auch wolte, Männern von allge-

mein

mein erkannten Verdiensten und edlem Charakter, die er noch dazu nicht weiter kennte, als nach den Begriffen, die ihm andere davon machten, einen Schandfleck anhängen könnte. Doch, er erklärt sich in diesen Briefen ernstlich, daß er keine einzelne Person meyne, und daß er nur den Stolz gewisser höherer Geistlichen habe schildern wollen, u. s. w. Alsdenn ist nichts weiter dabey zu erinnern, als daß der V. künftig nicht so gezwungen dunkel schreibe, als die erste Hälfte dieses Briefes ist, und daß er sich deswegen nicht gleich mit Luthern vergleiche, weil er Muth hat Verse auf eine Art Geistliche zu machen, die noch dazu, so wie er sie hier schildert, eben nicht sehr häufig vorkömmt.

Tr.

Der Stammbaum, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Wien, bey Trattner, 1770. 80 Seiten in 8.

Die Kabala, oder das Lottoglück, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Ebendas. 1770. 40 Seiten in 8.

Die Witwe, ein Lustspiel in zween Aufzügen. Wien 1770. 52 Seiten in 8.

Der Minister, ein theatralischer Versuch in fünf Aufzügen. Wien, 1771. 76 Seiten in 8.

Klementine, oder das Testament, ein Drama in fünf Aufzügen. Wien, 1771. 112 Oktavseiten.

Wir nehmen diese fünf Stücke zusammen, da sie, nach der Angabe des einem jeden angehängten Verzeichnisses, von einem Verfasser und zwar von dem nemlichen sind, von welchem wir schon in dieser Bibliothek, XIV, I. S. 213. ff. drey Schauspiele angezeigt und beurtheilt haben.

Der Stammbaum ist, wie man bald aus dem Titel errathen wird, zur Beschämung des Vorurtheils für Adel und Geburt geschrieben. Ein Zweck, den der Verfasser, wie er auch selbst gesteht, mit so vielen theatralischen Dichter, die vor ihm geschrieben, gemein hat; nur glaubt er, daß diese, indem sie das Lächerliche des Mißbrauchs vorgestellt, die der Sache selbst gebührende Achtung nicht beybehalten haben. In Ansehung der Ausführung dieses Stücks gestehen wir aufrichtig, daß wir dieselbe weder neu, noch interessant gefunden haben. Nicht neu; denn die Oekonomie des Ganzen hat mit dem poeti-

schen

schen Dorfjunker von Destouches, mit den Weissischen Poeten nach der Mode, und einigen andern bekannten Stücken, viel Aehnliches; und unter den einzelnen Charakteren ist kein einziger, mit dem wir nicht schon auf der Bühne ganz bekannt wären. Dieser Mangel an Neuheit wird nun durch keine starke Zeichnung dieser Charaktere, durch keine geschickte Zusammenflechtung, durch keinen unerwarteten Ausgang ersetzt; denn das sieht man wohl gleich Anfangs, daß der Geck von Rauchbär wird angeführt, und zurück gewiesen, und der bekriegrische Genealogist seines Betrugs überwiesen werden. Auch ist es wohl sehr natürlich, daß ein junger Liebhaber, der für seine künftigen Schwiegereltern eine Tonne Goldes an Schulden bezahlt, ihre Einwilligung leicht gewinnt, und jene, wenn sie auch noch so viel Adelstolz haben, leicht ein Auge zudrücken werden, wenn sich auch wirklich in seinem Stammbaum eine Lücke gefunden hätte. Die fünfte Scene des vierten Akts mag wohl in der wirklichen Welt zuweilen vorfallen; auf dem Theater ist uns ein solcher Zank, der selbst weit unter der Stufe des bürgerlichen Anstandes ist, anstößig. — Die Scene des Stücks wird ausser Wien angenommen; und doch von dieser Stadt und ihren Sitten oft geredet. Da das Stück zunächst für das Wienerische Theater, und zur Belehrung des Wienerischen Adels geschrieben zu seyn scheint; so scheint uns der Verf. selbst der Illusion damit Abbruch zu thun, wenn er den Zuschauern nun zuweilen gleichsam sagt: wir sind itzt nicht in Wien! und sie dann doch stillschweigend widersprechen. Besser diesen Ort zur Scene des Stücks gemacht; oder ihn gar nicht erwähnt. — Doch vielleicht mag er auch hiezu seine besondere Ursachen gehabt haben. Die Namen der spielenden Personen sind dem Ohre gar zu lästig. Wer mag alle Augenblicke von einem Uri, Rauchbär, Uhu, Wolfsrachen u. s. f. reden hören. Mehr als einmal haben wir in Gedanken zu der redenden Person mit dem jungen Baron Uri (S. 7.) gesagt: „Nenne mir die abscheulichen Namen nicht „mehr!„ —

Die Kabbala oder das Lottoglück beruht auf einem Subjekte, dessen Wahl zu unsern Zeiten so unrecht nicht ist. Das Publikum ist gewiß für dasselbe schon im Voraus intereßirt. Aber nun kömmt es freylich auf die Behandlung an. Unser Verf. läßt in der Ziehung, welche während des Stücks geschieht, einen alten Kabbalisten in seiner Hofnung betrogen und einer ansehnlichen Summe verlustig, seine Tochter dagegen und deren Liebhaber durch eine Terne von vierzig tausend

Gul-

Gulden glücklich werden. Man sieht, die Oekonomie über-haupt genommen, ist eben so, wie die im vorigen Stücke. Auch der Contrast thörichter und vernünftiger Charaktere ist derselbe. Der Ausführung können wir gleichfalls kein grösseres Lob geben. Vielleicht kann indeß dies Stück, das als Nachspiel immer noch angehen mag, seinen guten Nutzen an einem Orte haben, wo man sich von den Zahlenlotterien zu sehr hinreissen, und durch Träume, grundlose Berechnungen, und betriegerische Kabbalisten hintergehen läßt. Nur möchte es vielleicht auf der andern Seite wieder dem Zuschauer zu einer falschen Vorstellung und Berechnung Anlaß geben, wenn er unter fünf Personen drey glücklich treffen und eine Terne gewinnen sieht. Aber vermuthlich war es auch mehr der Zweck des Verf. die bey den Zahlenlotterien vorfallenden Thorheiten zu bestrafen, als den Unternehmern derselben Eintrag zu thun.

Die Witwe hat zwar in Ansehung des Plans und der Ausführung keine große Vorzüge vor den gedachten Stücken des Verfassers; doch scheint sie uns besser dialogirt zu seyn. Den Ausgang sieht man auch ihr sogleich vorher; das Gerücht von einem verlohrnen Processe, woran das ganze Glück der Witwe hängt, und von der Ungnade, in welche ihr Onkel der Minister gefallen seyn soll, mußte sie bald von ein paar Anbetern befreyen, von denen der eine geitzig und der zweyte stolz ist, und einem großmüthigen und edel denkenden Liebhaber Gelegenheit geben, ihr seine Hand anzubieten; wiewol beyde Nachrichten am Ende ungegründet befunden werden, um den Ausgang desto glücklicher zu machen. Der Charakter eines gereisten jungen Menschen, der bald den Engländer, bald den Franzosen macht, ist wohl übertrieben. Ueberhaupt will es dem Verf. mit der Zeichnung der Charaktere nicht recht glücken; es fehlt ihnen das Treffende und Hervorstechende, und die Einförmigkeit ist zu groß, vollends wenn man mehrere Stücke von ihm nach einander liest. Eben so geht es ihm mit den Situationen; denn die beyden Ohnmachten im zweyten Aufzuge können wohl wenig Wirkung thun. Noch wünschten wir, daß der Verf. in einem Stücke, wo es sich so leicht thun ließ, die Einheit des Orts nicht beyseite gesetzt hätte; die der theatralische Dichter billig nur überwiegenden Schönheiten aufopfern, und nicht als einem Behelf brauchen sollte, um nicht die Scene leer zu lassen.

Der Minister hebt sich schon merklich in Ansehung der Ausarbeitung, über die vorigen Stücke. Dies Stück kann

wei

wenigstens als exemplarisches Gemählde auch auf dem Theater seinen Nutzen haben, und verräth Einsicht in die behandelnden Materien; wenn es gleich, nach den Regeln der dramatischen Kunst beurtheilt, die Kritick nicht völlig aushalten möchte. So ist z. E. das Interesse durchgehends offenbar getheilt; Die Anlage ist wiederum so, daß man den Ausgang ziemlich voraus sehen kann. Ein würdiger Minister fällt durch die Kunstgriffe eines andern von schlechter Art und durch die Unterschleife seines Sekretairs bey dem Könige in Ungnade; dieser Umstand scheint das Glück von zwey liebenden Personen, der Tochter des erstern, und des Sohns des letztern zu vernichten. Aber gerade in dem entscheidenden Augenblicke, da der unschuldige Minister soll in Verhaft gebracht werden, wird seine Unschuld durch die Reue des Sekretairs entdeckt, und die Bestrafung fällt auf den verläumdrischen Minister zurück; auch die gedachten jungen Person erhalten den Lohn ihrer Liebe. Neues ist in Erfindung dieses Plans wohl sehr wenig, und nicht viel mehr in der ganzen Anordnung desselben. Man wird unter andern viel Aehnliches mit dem Medon von Hrn. Clodius in diesem Stücke finden. Die Sprache ist größtentheils natürlich und anständig, und in einigen Scenen von einer edeln Lebhaftigkeit, die der zum Grunde liegenden Leidenschaft gemäß ist. Wenn übrigens dies Stück auch mehr Interesse schon für sich, oder durch die Bearbeitung erhalten hätte; so könnte es doch vielleicht, schon seines Inhalts wegen, nur für einen Theil, für einige Stände unter den Zuschauern; und auch das nicht einmal in jeder deutschen Staatsverfassung, wichtig und lehrreich seyn.

Klementine, oder das Testament, ist das letzte Stück dieses Verfassers, und ihm, unsrer Meynung nach, am besten gelungen. Der Inhalt davon, der eine wahre Geschichte zum Grunde haben soll, ist kürzlich folgender: Klementine ist von einer adlichen Familie als ein vermeyntes elternloses Kind von geringer Geburt aufgenommen und erzogen worden. In eben dieses Haus hat man auch ein andres Frauenzimmer von sehr verschiedner und höchst bösartiger Gemüthsart, Namens Laura, mit ihrem vorgegebenen Vetter, den der Verf. Bland nennt, aufgenommen. Beydes der Baron und seine Gemahlinn sterben plötzlich kurz nach einander. Ersterer hinterläßt ein Testament, worinn er Klementinen zur Erbin eingesetzet hat. Noch vor Eröffnung desselben kömmt eine Freundin des Hauses, die Gräfin Altamonte mit dem jungen Grafen Dalheim an, welcher letztre in Klementinen verliebt und sie zu hey-

heyrathen entschlossen ist. Das Testament wird eröffnet, und es findet sich ausser einigen Legaten, daß Klementine zur Universalerbin unter der Bedingung, daß sie den Bland heyrathen soll, eingesetzt ist; im gegenseitigen Falle aber Bland selbst. Man sieht bald, daß das Vermächtniß verfälscht ist; und bey der Untersuchung darüber wird zugleich der Verdacht über den plötzlichen Tod des Barons gerügt, und bey der Oeffnung seines Leichnams gefunden, daß er vergiftet ist. Laura schiebt diese That auf Klementinen, und hat im Voraus alles veranstaltet, was diese Beschuldigung selbst denen wahrscheinlich macht, die von diesem Mädchen die beste Meynung haben. Klementine wird daher als eine Gefangene behandelt, und die Sache gerichtlich untersucht. Man entdeckt am Ende ihre Unschuld, und es findet sich, daß Bland der Verfälscher des Testaments, und Laura die Mörderin des verstorbenen Barons ist. Zu dieser Entdeckung kömmt noch der glückliche Vorfall, daß die Gräfin Altamonte in einem Fremden, der zur Entdeckung der wahren Schuldigen beyträgt, ihren lange verlohrnen Gemahl, und Klementine in beyden ihre Eltern wiederfindet. Allein Laura sucht ihre Rache an Klementinen auf die abscheulichste Art durch eine neue Vergiftung auszuüben, die aber fehl schlägt, indem Bland ein für jene bestimmtes und vergiftetes Glas Wasser getrunken hat. Die Besorgniß, worinn alle durch Entdeckung dieses Vorhabens für Klementinens Leben gesetzt sind, verschwindet also wieder, und sie giebt dem Grafen Dalheim ihre Hand. Laura nimmt selbst ein schnell wirkendes Gift. — — Wir gestehen, daß uns die ganze Gattung, zu welcher dieses Stück gehört, nicht recht gefallen will. Es ist die neuere Aftergattung der Franzosen, welche sie, aus Verzweifelung an jeder andern Benennung, mit dem Zwitternamen der Dramen belegen, und die es sich als ein Vorrecht anmaßt, das Schreckliche und Grauenvolle bis aufs Aeusserste zu treiben, mehrentheils auf Kosten des Natürlichen und Wahrscheinlichen, wenn nur der Ausgang alle diese Schrecken wieder vernichtet, oder wenigstens von denen Personen weglenkt, für die uns der Dichter hat interessiren wollen. Es lassen sich auf einen dramatischen Schriftsteller dieser Art die Verse des Horaz, nur im weniger rühmlichen Verstande, anwenden:

> Ille per extentum funem mihi posse videtur
> Ire poetà, meum qui pectus inaniter angit,

Irri-

Irritat, mulcet, falsis terroribus implet,
Ut magus. — —

Indeß gestehen wir von dem gegenwärtigen Stücke, daß uns der Verf. in den Scenen der Empfindung und Rührung, weit glücklicher gewesen zu seyn scheint, als in andern, die er vielleicht der Mannichfaltigkeit wegen einzustreuen für nöthig hielt, die muntrer, aber weniger glücklich bearbeitet sind. So mag z. E. das Theaterspiel des Gerichtschreibers mit seiner Stille den Zuschauer herzlich belustigen; uns hat es beym Lesen nicht gefallen. Der Unwahrscheinlichkeiten giebt es nicht wenig; und das Uebertriebene scheint uns besonders in dem Charakter der Laura gar zu auffallend zu seyn. Der Grund der Geschichte soll wahr seyn; und vielleicht giebt es auch solche Ungeheuer in der Natur; aber zum Glücke doch nur sehr einzeln. Auf der Bühne müssen sie mehr Abscheu erregen, als warnenden Eindruck machen. Einige sanftere Pinselzüge hätten vielleicht diesen Charakter in besserem Lichte gezeigt, ohne der Stärke und der Wirkung etwas zu benehmen. Unter allen übrigen Charakteren hat uns der von dem jungen Grafen Dalheim, einem feurigen und rechtschaffenen Jünglinge, am besten gefallen. Auch die Scenen der Erkennung zwischen dem Fremden und der Gräfin Altamonte sind sehr gut angelegt und vorbereitet. — Uebrigens erklärt der Verf. in dem Vorberichte zu diesem Stücke, daß er mit demselben seine theatralische Laufbahn vollende, weil die Absichten, aus welchen er sie betreten, nun größtentheils erfüllt wären. Wir kennen diese Absicht nicht in ihrem ganzen Umfange; indeß entdecken wir in dem Verfasser mit dem größten Vergnügen den Mann voll guten Willens und voll rühmlicher patriotischer Zwecke, die er vielleicht auch als Schriftsteller ihrer Erfüllung näher zu bringen hofte. In dieser Rücksicht verdienen seine Bemühungen den Dank aller derer, denen die Aufnahme der schönen Literatur nicht gleichgültig, und ein wirksamer Beförderer derselben verehrungswürdig ist.

Sollte die Nachricht wahr seyn, welche man in verschiedenen Zeitungen findet, daß der Hr. Staatsrath von Gebler in Wien der Verf. dieser Stücke sey, so müßte man es diesem würdigem Staatsmanne, doppelt Dank wissen; daß er seit einigen Jahren nicht allein durch die eifrigsten Bemühungen, überaus viel beygetragen hat, die deutsche Schaubühne zu unterstützen, und sie von dem Wuste der schändlichen Possenspiele, worinn sie lag, zu befreyen, sondern auch den Muth gehabt,

selbst Hand anzulegen, für das Theater zu arbeiten, und andre Schriftsteller dadurch aufzumuntern. Es läßt sich begreifen, daß da die deutschen Schauspiele in Wien so lange Zeit, voll Unsinn und der gröbsten Possen gewesen ist, die Beschäftigung für das Theater zu arbeiten, daselbst unter Leuten von gewissem Stande, für verächtlich mag seyn gehalten worden. Man muß es dem Patrioten danken, daß er auch durch sein Beyspiel ein so ungegründetes Vorurtheil hat verdrängen helfen.

W.

Des Herrn Arouet von Voltaire sämtliche Schauspiele nebst den dazu gehörigen Schriften aus dem Französischen von verschiedenen Federn übersetzt. Nürnberg, bey Raspe, 1770. dritter Band 1 Alph. Vierter Band, 1 Alph. 2 Bogen gr. 8.

Wer Voltairen nicht im Original lesen kann und ihn aus diesen Uebersetzungen nur wollte kennen lernen, der würde hier nun eben nicht den vortreflichsten Dichter von Frankreich zu lesen glauben; daran zweifeln wir noch mehr, daß irgend ein Leser es wird aushalten, diese vier Theile von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Alle die Federn, die hier übersetzt haben, sind in einer unglücklichen Stunde für die Ehre des Dichters zum Uebersetzen gespitzt worden, sie mögen in Verse oder in Prose übersetzt haben. Die prosaischen Stücke lassen sich doch immer noch eher lesen, obgleich keiner dieser Uebersetzer sich mit dem Geiste seines Originals bekannt gemacht hat, um allenthalben den rechten angemessenen Ausdruck im Deutschen zu finden: die Trauerspiele sind wie die Lustspiele frostig mit ziemlicher Sprachrichtigkeit exponirt, aber ganz ohne Leben. Die beyden versificirten Uebersetzungen der Semiramis von Löwen im dritten und des Waisen in China, im vierten Theile, sind beyde hart und holprich und in der gewöhnlichen unbeugsamen Theater Sprache, nur mit den übrigen versificirten Uebersetzungen aller vier Theile zusammen gehalten, hat die Löwische der Semiramis noch einigen Vorzug. Die in diesen beyden Theilen enthaltene Stücke sind folgende. Im dritten Band I. Semiramis II. Nanine oder das besiegte Vorurtheil ein Lustspiel III. Orest IV. das gerettete Rom oder Catilina V. Charlat ein Lustspiel. Im vierten Band I. Zulime II. Amelie oder der Herzog von Foix III. der Waise in China

IV.

IV. die Spröde oder die Verwahrerin des Kästgens ein Lustspiel V. die Frau welche Recht hat, ein Lustspiel VI. Olympie.

Op.

Traductions de diverses Oeuvres composées en Allemand en Vers et en prose par *Mr. Iacobi*, Chanoine de Halberstat — — Paris (Amsterdam,) MDCCLXXI. 8 Bogen in gr. 8.

Hätten wir Lust, Jagd zu machen; so würde es uns vielleicht nicht schwer werden, dem Namen des Verfassers dieser Uebersetzungen sowohl, als ihres wahren Druckorts, gar bald auf die Spur zu kommen; denn daß Paris für den letztern auf dem Titel angegeben wird, gehört wohl zu den Komplimenten, welche der Uebersetzer gegen seinen Dichter in der Vorrede fortsetzt, und ist unter denselben noch das bescheidenste. Es verlohnt sich der Mühe, aus dieser Vorrede eine Stelle herzusetzen: „Mr. Gleim, connu depuis longtems pour un des plus grands poetes, ayant été nommé l'Anacreon et le Tyrtée de sa nation; *on n'eut rién de plus pressé*, que d'appliquer également à Mr. Iacobi des noms de quelques poetes celebres. On l'appella le *Chaulieu*, le *Dorat*, le *Gresset*, le *Bernis* de l'Allemagne. Quelque tems aprés il publia deux voyages, l'un fait en hiver, et l'autre en été, et tout à coup il changea de nom et de nation; il devient *Lawrent Sterne* ou *Yorick*. Un petit opéra *lui fit repasser la mer;* l'Allemagne s'applaudit *d'avoir enfin un Favart*. *Les hommes de genie seuls* appellerent constamment le poete Iacobi, *le poete Iacobi*, car ils savoient bien, *qu'un esprit original ne peut être designé que par son nom.*„ Und nun ergießt sich die Freundschaft des Uebersetzers weiter in Lobsprüche auf die nationalen und originellen Schönheiten seines Dichters, und entwirft seinen poetischen Charakter mit den schmeichelhaftesten Zügen. Ein Ausfall auf die ungünstigen Kunstrichter und eine großmüthige Verachtung derselben konnte nicht ausbleiben; sie wird mit dem Machtspruche beschlossen: Les *sots* et les *ennuyeux* auront beau faire; jamais ils ne pourront éviter d' être damnés. — — Uebrigens gesteht der Uebersetzer selbst, daß er die Züge seines Originals nur sehr schwach kopirt habe; wir glauben mehr sagen und beweisen zu können; nemlich er hat den ganzen Charakter desselben verfehlt und verfehlen müssen, wenn er auch noch dreymal

so glücklich übersetzt hätte. Wie ist es möglich, daß solche Gedichte, deren größtes Verdienst die schöne poetische Wendung, die sanfte einschmeichelnde Versifikation ist; die auch oft den gemeinsten Gedanken zu empfehlen weis, in einer prosaischen Uebersetzung gefallen können, wo alle diese Reitze natürlicherweise verschwinden? Wer wird z. B. den Kupferstich eines Blumenstücks von Huysum sehr achten, dessen Original uns durch sein Kolorit bezaubert? Die Reichhaltigkeit der Gedanken, und eine frappante Neuheit derselben ist ohnedies bey Hrn. Jacobi seltner, als bey andern guten Dichtern unter uns; wenn gleich der Uebersetzer in der Vorrede auch unter andern *une profondeur merveilleuse de sentiment* an seinem Dichter rühmt. Wenn er ja doch was von ihm übersetzen wollte; warum wählte er nicht lieber, ausser dem Vorspiele Elysium, das sich hier noch am besten lesen läßt, die beyden Reisen? — Und wenn nun die Uebersetzung selbst sehr oft unrichtig und widersinnig; nicht selten weitschweifig und geschleppt, und fast durchgehends wässericht wäre? — Hievon müssen wir einige Proben geben.

Gleich in dem ersten übersetzten Gedichte, an Belindens Bette, dessen vornehmste Schönheit die Delikatesse ist, heißt der Schluß des Originals:

Indeß ein sanfter Hirte bebet,
Wenn er Belindens Lager sieht,
Voll Ehrfurcht ihre Zelle flieht,
Und dort, auf angenehmen Heiden,
Wo Götter mit den Mädchen weyden,
Auf Blumen es verfolgt und küßt,
Und dort im Traum beglückter ist,
Als ihr im Taumel eurer Freuden.

Das es in der dritten Zeile vom Ende bezieht sich offenbar auf Belindens Lager. Wie konnte denn der Uebersetzer es so ganz unrecht nehmen, und auf einmal den ganzen Ton des Stücks am Ende in Unbescheidenheit umstimmen: S. 22. „C'est là qu'il *la* poursuit (Dies *la* kann auf nichts anders als auf *Belinde* gehen, unmöglich auf das vorhergegangne *lit de Belinde*) sur les fleurs, qu'il *l'atteint*, *l'embrasse*, et sans remords est plus heureux que vous dans l'ivresse de vos plaisirs.„

Le vieux seigneur du fleuve, (S. 28.) wo im Original „der alte Flußgott„ steht, soll wohl gar burlesk seyn?

Aber mehr als burlesk ist ebendaselbst die Stelle: *Auprès de leurs coupes pleines*, ils allument les tonneaux qu'ils ont

ont vuides. Wörtlicher und ungereimter konnte das „bey vollen Bechern„ nicht übersetzt werden.

Will man ein Beyspiel von dem Geschleppten und Durchwässernden der Uebersetzung, so nehme man folgendes aus vielen. Folgende Strophe, eine Anrede an die Gebüsche:

> Nach Tänzen und nach Küssen
> Wirft keine Waldgöttinn
> In euren Finsternissen
> Vertraut den Gürtel hin

Wer kennt sie noch in der Uebersetzung? (S. 33.) „Aucune Dryade, après ses danses, *et sentant encore sur sa bouche l'impression des baisers de son amant,* ne laissera tomber sa ceinture *au sein* de vos tenebres.„

In dem Gedichte an die Frau Karschinn steht des Dichters Einbildungskraft unter andern in ihrem Bilde:

> — — mit aufgelößten Haaren
> Im Auge tödtende Gefahren,
> Ein Weib — —

Wie konnte der Uebersetzer hier eine Invektive gegen das ganze Geschlecht, das sein Dichter sonst immer so sehr erhebt, zu finden glauben, und die Stelle so mißdeuten: (S. 45.) „et puis les cheveux épars, portant dans les yeux les combats, le carnage et la mort — — *en femme!*„

Noch ein paar Beyspiele von den verunglückten Zusätzen zu dem Originale, woran diese Uebersetzung reich ist: S. 53. heißt es von dem Könige: „les soucis *vêtus de pourpre et couronnés de lauriers,* s'attroupent autour de lui.„ Solch eine Ungereimtheit hat doch Gleim, von dem dies Gedicht ist, sich nicht einfallen lassen; er sagt blos:

> Ihm folgen allenthalben Haufen
> Von königlichen Sorgen nach.

So auch S. 54. „*sur les abimes* creusés pour sa perte s'elevent ses trophées.„ Um den festen Grund solcher Trophäen steht es wohl mißlich aus! Im Originale steht kein Wort davon.

Ueber die französische Sprachrichtigkeit dieser Uebersetzung getrauen wir uns nicht zu urtheilen, wiewohl uns darüber hin und wieder Bedenklichkeiten aufgestossen sind.

Dm.

---

5. Schöne Künste.

Durch eine neue Erklärung des Petschafts des Michael Angelo wollte zur Feyer des Hohen Geburts-Festes des D. Fürsten und Herrn Friedrich Augusts, Churfürst zu Sachsen rc. — einladen Johann Gottlob Thierbach, Conrector des Lyceums zu Guben, den 23 Dec. 1770. 2 Bog. in 4.

Unter allen Erklärungen dieses vortreflichen Kunstwerkes (dem der Herr von Murr in seiner Bibliotheque de Peinture eine ihrem Alterthum sehr gefährliche Präjudicialfrage macht, ohne sie jedoch bisher bewiesen zu haben) ist gegenwärtige unläugbar diejenige, die mit den darauf befindlichen Figuren, dem Geschmack und der Simplicität der Alten die mehreste Uebereinstimmung und folglich die mehreste Wahrscheinlichkeit vor sich hat. Sie gründet sich auf die in Baniers Götterlehre zusammengetragne Beschreibung der großen Panathenäen, einem Feste, welches der Minerva zu Ehren in Attika alle fünf Jahr gefeyert ward. Es bestand solches in Wettrennen zu Pferde, in Ringen, Wettstreit in der Musik und Dichtkunst und in Tänzen. Die Sieger bekamen eine Crone von Oelzweigen. Darauf folgten Opfer; ein öffentliches Gastmahl und ein festlicher Umgang vom Ceranikum an bis zum Tempel der Eleusinischen Ceres, dem alle Leute von allen Ständen jung und alt beywohnten, mit dem einzigen Unterschiede, daß die jungen Leute zuletzt giengen, die Alten einen Oelzweig und die jungen Mädgen Körbe trugen. Der Peplus der Minerva, ein Gewand ohne Aermel, in welchen die Thaten der Minerva gewebt waren, ward dabey herumgetragen u. s. w. Alles dies findet Herr Thierbach auf dem Steine mit Geschmack und Verstand angedeutet; doch muß er bey einigen Figuren die den Antiquarits so heilsame und dienstbare Allegorie zu Hülfe nehmen, um allen Figuren eine auf die Panathenäen passende Bedeutung zu geben. In der Knabenfigur mit dem Schlauche neben einem Bocke findet er den Acratus, den Begleiter und Genius des Bachus, wie Lippert vor ihm, weil es dem Bacchus unanständig einem Feste der Sterblichen beyzuwohnen, und er seinen Beytrag zu dem damit verbundnen Schmause, wie alle Einwohner von Attika durch seinen Domestiken überschickt habe, um so mehr da Minerva auf der ihm heiligen Insel Naxos auch verehret worden. Den kleinen in der Exergue befindlichen verwünschten Fischer mit der

An-

Angeknüpfe; den Mariette als ein Rebus des Ation und Mure als eine Logogryphe des neuen Meisters *Pier Maria Pescia* ansieht, braucht Herr Thierbach 1) als eine handelnde Person im Umgange der Panathenäen; und 2) als eine Anspielung auf die übermäßige Verschwendung der Athenienser im Fischessen, welches ihnen in einem Chor des Aristophanes den Beynamen ἰχθυολύμας zuzieht und nach Herrn Thierbachs Vermuthung wahrscheinlicherweise bey einem feyerlichen gesetzmäßigen Schmause wohl nicht unterblieben seyn möchte. Mit alle dem scheint uns dieser Fischer noch immer sehr problematisch; denn gehört er zur Procession, warum angelt er in der Exergue, die ein hors d'oeuvre und ganz ausser der Scene der Handlung ist? und ist er nur eine bloße Anspielung auf die Fisch-Schlemmerey zu Athen, warum rügt sie der Künstler eben bey einer Abbildung eines Fests, wobey sie ein sehr zufälliges Nebenwerk seyn konnte? Hier hätten wir etwas mehr gehäufte Beweise aus dem Alterthum erwartet, deren sich übrigens der Herr Verfasser bey der körnigen Kürze seines Styls mit anständiger Bescheidenheit enthalten hat, ohne dadurch bey uns in den Verdacht gefallen zu seyn, als sey er nicht im Stande wie andre antiquarische Micrologen mit zwanzig Schriftstellen zu beweisen, was aus einer einzigen oder der Sache allein schon deutlich genug wäre.

Sonst sehen wir aus diesem artigen Programmate mit Vergnügen, nicht nur daß sich der Herr Conrektor an den Räthseln des Alterthums mit Witz und Scharfsinn übe, sondern daß er sich auch des schönen Alterthums in den Lippertschen Abdrücken bediene, der ihm anvertrauten Jugend Geschmack und schöne Kenntnisse zugleich beyzubringen.

Gſ.

Joh. Caspar Füeßlin Raisonnirendes Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke, Zürich 1771.

Ein treflisches Handbuch für den studirenden Künstler und einsichtsvollen Sammler! die Anlage dazu hat der V. aus der 1768. zu Frankfurt und Leipzig herausgekommenen Abhandlung von Kupferstichen, davon das Original englisch geschrieben ist, entlehnt, und aus dem Werke des d'Argensville und Joh. Rudolph Füeßlins Künstler-Lexico verbessert; und nun dürfen wir auf Basans Dictionaire nicht mehr neidisch seyn. Die Liebhaber werden hier auf den wahren Werth der Kupferblätter aufmerksam gemacht, der nicht vom herrschenden Geschmacke, abhängt, der mehr im

Ausdrucke des Genies, als im Schönen und Zärtlichen des Grabstichels bestehet. S. 38. flicht der eben noch nicht gemeine Gedanke hervor: „nur der allein ist ein wahrer Künstler, der die Natur kopirt, und sie da, wo er sie unedel findet, durch seine Begriffe vom Schönen zu heben weis, hierinne bestehet die ideale Schönheit und Wahrheit im Gegensatz mit allem manierirtem Wesen.„ In diesem Geiste ist die vorgesetzte Einleitung über die Grundsätze der Mahlerey, in so fern sie auf die Kupferstiche angewandt werden können, geschrieben. Hiernächst lernt der junge Sammler die verschiedenen Arten der Kupferstiche, und endlich die Regeln dergleichen zu sammlen, genauer kennen. Sammlet nicht ganze Werke eines Meisters, ausgenommen die historische Sammlungen von J. Frey und R. Strange. Hütet euch vor dem Vorurtheile einer blinden Achtung für diesen oder jenen Namen. Schliest nicht von der Seltenheit eines Blats auf seinen innerlichen Werth. Sehet euch vor, nicht Kopien statt der Originale zu kaufen. Endlich wählet nicht schlechte Abdrücke. Wer unterschreibt nicht gern diese Regeln?

Die Charaktere der vornehmsten Kupferstecher, nebst dem Verzeichnisse ihrer besten Werke, sind nach den Nationen geordnet. Unter den Deutschen und Schweitzern wird mit Albert Dürer angefangen und Adrian Zingg geschlossen. Es sind nur die vorzüglichsten Blätter angezeigt. Oft ist der eigentliche Werth mit wenig Worten, aber allezeit mit tiefer Einsicht in die Kunst angegeben; und aus der Zeichnung des Charakters kann man auf den Geschmack, worinn die Blätter gearbeitet sind, schliessen. Selbst die Auslassung gewisser Lieblingsstücke neuerer Meister wird bedeutend. Aber warum ist bey G. F. Schmidts Bildnissen, der Graf Esterhasi, und das Gegenbild von der Tochter Jairus, nach Dietrich übergangen? Warum bey diesem letztgenannten, Proteus in seiner Kunst, die Sammlung radirter Landschaften, im Geschmack verschiedener Meister? Sie ist deswegen so merkwürdig, weil sie das geübteste Auge noch täuschen kann, die Arbeiten so vieler Meister, als Blätter sind, vor sich zu sehen. Von unserm Zingg verspricht der V. mit Recht noch wichtige Stücke. Eine Hirsch-Jagd nach Cl. Lorrain, eine Landschaft nach Both, eine waldigte Gegend nach Agricola, aus dem Cabinet unsers großen Kenners und Beförderers der Künste, des Herrn Geh. R. von Hagedorn, kleinere treflich gewählte Schweitzerische Gegenden, und vielleicht noch mehr dürfen wir von diesem würdigen Künstler erwarten, dem schon seine Handzeichnungen einen eigenen Ruhm verschaffen könnten. Aber sollte nicht auch am Schlusse der deutschen Künstler unser vortreflicher Bause, der Leipzig so viel Ehre macht, einen Platz verdient haben? Der ältere Füeßlin hat ihm

im

in seinem 2 Supplem. zum Lexico diesen eingeräumt. Wir müssen hinzufügen, was dort fehlt, daß er neuerlich auch durch die Bildnisse der beyden Lieblingsdichter der Nation, Geßners und Weißens sich noch mehr empfohlen, und bey seiner Artemisia nach Guido, einer neuen Manier in größern Strichen, gleich dem R. Strange, beflissen hat. Wenn er diesen auch im Ausdruck und Helldunkel erreicht, so wird er eine Epoque unter den Deutschen, die im Vaterlande geblieben sind, machen.

Auf die Deutschen folgen in unserm Verzeichnisse die Niederländer, Italiener, Franzosen und Engländer. Bey den französischen Künstlern ist vornemlich die Wahl des prüfenden Verfassers sehr merklich. Viele Neuere, deren schimmernde Blätter so begierig gekauft werden, sucht man hier vergebens. Doch hätten wir bey Laurentius Cars noch das Blat, das insgemein le Silence nach Greuze benennt wird, und vom Jardinier vollendet ist, hinzugesetzt. Die Abdrücke, worauf des Malers Name mit einem ſ gesetzt ist, und die sehr selten sind, verdienen bemerkt zu werden. Lempereur, St. Aubin und selbst der reizende Launay der nach Baudouin so glücklich arbeitet, fehlen gänzlich. Nur beym Fiquet müssen wir noch einen Zusatz machen. Weil seine Arbeit unmöglich anhaltend seyn kann, so verdient ein Nachahmer, der seine Manier erreicht, gewiß unsern Dank; und dies ist P. Savart, der seit 1769. Ludwig XIV. den Despreaux und la Mothe Fenelon ganz in Fiquets Geiste geliefert hat. Das letztere Bildniß besonders ist bis zur Illusion, daß der Kopf getuscht sey, fein und reitzend gearbeitet.

Der Artickel von Engländischen Kupferblättern, auch von denen in schwarzer Kunst, ist sehr vollständig. Nur haben wir das schätzbare Blat aus Boydels Sammlung: Johann der Täufer in der Wüsten, vermisset. Vom Strange und Hogarth sind die Urtheile treffend und glücklich. Der neuen Manier der Engländer, bunte Kupfer, und der Franzosen, wie Desmarteau die Kupfer bräunlich abzudrucken, die auch in Dreßden vom Holzmann glücklich nachgeahmt wird, gedenkt der V. nicht. Aber er wolte auch nur das wichtigste von der Kunst liefern; und diese Absicht hat er völlig erreicht.

Bſ.

6. Weltweisheit.

Bonnets analytischer Versuch über die Seelenkräfte. Aus dem französischen übersetzt und mit einigen Zusätzen vermehrt von M. Chr. G. Schütz. Bremen und Leipzig, bey Cramer, 1770. 8. Erster Band, 21 Bogen. Zweyter Theil, 1771. 21 Bogen.

Es ist ein gut Vorurtheil für ein Buch, wenn es zehn Jahre nachdem es herausgekommen, übersetzt wird. Die Ewigkeit der meisten französischen Bücher ist ohnehin nur von etwann drey Wochen, bis man nemlich auf das: avez vous lu? antworten kann: oui j'ai lu. Hr. Schütz sagt indessen, daß er die Uebersetzung vorgenommen, weil Hr. Pr. Feder in seiner Logick und Metaphysick das Werk als lesenswürdig empfahl, der eben kein Freund unnützer Speculationen ist. Was übrigens den Bonnet'schen Versuch einem Roman ähnlich und insofern anstößig machte, ist die ganz entbehrliche Statüe. Bonnet hätte sie ganz weglassen, und dennoch alles sagen können, was er zu Anfang von einer, sodann von mehreren Empfindungen und von allem sagt, was durch dieselben und ihre Vergleichungen und Verbindungen veranlaßt wird. Dieses wär immer, so weit es reicht, brauchbar gewesen, ungeachtet es zur Theorie der Entstehensart unserer Erkenntniß, eben nicht so sehr den Weg bähnt, als Hr. B. es sich etwann vorstellte. Die Uebersetzung ist inzwischen gut zu lesen. Durch die beygefügten Anmerkungen wollte der Uebersetzer einen Beweis geben, daß er beym Uebersetzen nicht blos an den Wortverstand sondern an die Sache selbst gedacht habe. Dadurch hat er sich vor vielen, die de pane lucrando Uebersetzen, gut ausgzeichnet.

Die Anhänge sind. 1. Betrachtungen über die verschiedene Methoden der Psychologie nebst einem kritischen Auszuge aus des Hrn. Abbt von Condillac Traité des sensations. Hier fängt Hr. S. mit Anmerkungen über die psychologischen Schwürigkeiten und über den Erfolg der dabey theils gebräuchten, theils zu gebrauchenden empirischen, analytischen und synthetischen Methode an. Gleich darauf läßt er den Auszug aus Condillac folgen. Dieser Auszug ist immer hinlänglich. Condillac hat eben so wie Bonnet, durch Einführung einer sogenannten menschen-

schenähnlichen Statue, seiner Abhandlung das Ansehen eines psychologischen Romans gegeben, und beyde hätten ohne eine solche Statue alles was sie sagen, eben so gut und besser sagen können. Nach diesem an sich sehr kurzen Auszuge kehrt Hr. S. nochmals zur Betrachtung der drey erwähnten Methoden zurücke. Der empirischen, die sich nemlich schlechthin an Erfahrungen hält, giebt er überhaupt den Vorzug. Man muß freylich einen guten Vorrath von Erfahrungen sammeln, und da werden noch immer mehrere zurücke bleiben. Indessen ist es auch gut, wenn man einen Leitfaden dabey haben kann, und dieser findet sich nach und nach, wenn man einmal Erfahrungen vor sich hat, und anfängt zu sehen, wiefern eine von der andern abhängt oder damit in Verbindung steht. Die analitische Methode läßt Hr. S. auf die empirische folgen. Er hätte aber noch ausdrücklicher und allgemeiner sagen können, daß weder Condillac noch Bonnet davon ein gutes Muster giebt. Ueberhaupt ist die ächte analytische Methode in der Naturlehre noch nicht sehr bekannt. Es läßt sich dabey nicht anders als Schritt für Schritt gehen, und noch sind diejenige Schritte, die mit einemmale auf eine ganze Theorie führen, selten und meistens nur bey dem Ausmeßbaren in der Natur gelungen. Der synthetischen Methode spricht Hr. S. eben nicht ganz allen Nutzen ab. Sie hat aber freylich bisher in der Psychologie noch nicht viele Dienste gethan, und soll unstreitig erst nach glücklich gebrauchter analytischen Methode folgen, wenn man anders willkührliche Hypothesen vermeiden will. Hr. S. wünscht auch mit Recht, daß man bey Untersuchung der Seele die Untersuchung ihres Körpers und zumal die Verbindung von beyden, und die daher entstehenden Erscheinungen und Erfahrungen zugleich mit vornehmen möchte. II. Betrachtungen über die Abtheilung der Seelenkräfte. Hr. S. versucht hier erstlich wiefern diese Abtheilung ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gegenstände gemacht werden könne, und findet die innere Unterschiede in der Größe, der Stärke und der Geschwindigkeit des Geistes. Die Dauer möchte wohl auch noch ein Glied der Abtheilung mit angeben. Und dann würde Größe und Stärke, so wie hinwiederum Geschwindigkeit und Dauer besonders zu nehmen seyn. Hr. S. nimmt ferner den Unterschied der Obern und Untern Erkenntnißkräfte, besonders in Rücksicht auf eine unlängst zu Berlin hierüber herausgekommene kleine Schrift vor. Endlich versucht er auch die Seelenkräfte in Absicht auf die Gegenstände einzutheilen, und liefert darüber eine Tabelle, daraus sich nicht wohl ein Auszug machen läßt. Die in den meisten Vernunftlehren vorkommende Abtheilung des Vorstellens, Urtheilens und Schließens hätte unseres Erachtens auch

mitgenommen werden können. Denn endlich kommen doch alle Aeusserungen der Erkenntnißkräfte darauf an. III. Betrachtungen über die Psychologie des Aristoteles. Diese liefert Hr. S. als eine Probe, wie er wünschte, daß man auch von andern alten Weltweisen ihre psychologische Sätze sammeln und in einigen Zusammenhang bringen möchte. Er fügt auch in der Vorrede bey, daß er selbst hier noch einige solcher Proben hätte liefern können, dafern nicht der Mangel des Raumes ihn genöthigt hätte, es auf einen andern Anlaß zu verschieben. Indessen giebt er den hier gelieferten Versuch nur noch als einen rohen Entwurf an.

A. G. Baumgarten Philosophia generalis. Edidit cum dissertatione prooemiali de dubitatione et certitudine *I. Chr. Foerster*, Philos. P. O. Halle, bey Hemmerde, 1770. 13 Bogen in 8.

Es ist schon seit geraumer Zeit üblich, den Anfangsgründen der Weltweisheit überhaupt, sonders auch der Vernunftlehre eine Einleitung vorzusetzen, worinn den Anfängern von dem Begriffe, dem Umfange, den besondern Theilen, der Geschichte, der Lehrart und dem Vortrage der Weltweisheit eine vorläufige Kenntniß gegeben wird, damit sie wenigstens das Feld, so sie durchwandern wollen, vorerst mit einem Anblicke übersehen. Dieses wird nun so ziemlich eben das seyn, was der seel. Baumgarten in der vor uns liegenden Philosophia generalis zu liefern gedachte. Er fängt an den Begriff der Weltweisheit feste zu setzen, und bringt, um dieses desto sicherer zu thun, die vielerley Bedeutungen vor, die das Wort Philosophie nach und nach erhalten, da bald jeder der Hirngespenster ausbrütet, oder seinen eigenen Grillen nachläuft, oder ausser seinem Hermes trismegistus keinen Philosophen kennt, sich den Namen eines Philosophen giebt. Baumgarten nimmt nun aus allen Bedeutungen die heraus, die ihm die gewöhnlichste und brauchbarste zu seyn scheint, und so nennt er die Philosophie Scientiam qualitatum in rebus sine fide cognoscendarum. Dadurch wird nun freylich die blos philosophische Kenntniß einerseits von der mathematischen, anderseits von der historischen und der geoffenbarten Erkenntniß unterschieden. Hierauf wird die Gewißheit der philosophischen Kenntniß näher bestimmt, und theils gezeigt, wie weit sie reicht, theils auch wird sie gegen die Einwürfe der Akademiker gerettet. Fernere Betrachtungen hierüber hat Hr. F. in seiner Einleitung beygefügt. Im

zten

ganzen Hauptstücke werden die einzelne Theile der Weltweisheit in einer Tabelle vorgestellt, die Baumgarten so vollständig, als ihm möglich war, zu machen gesucht hat, wobey aber entweder die kleinern Theile weggelassen, oder noch mehrere mitgenommen werden müßten. Hierauf wird im 4ten Hauptstück angezeigt, wodurch sich die Weltweisheit von den übrigen Kenntnissen und Studien unterscheide; im 5ten welche Verbindung sie mit der gesammten Gelehrsamkeit habe; im 6ten, worinn ihr Nutzen, Gebrauch und Mißbrauch bestehe; im 7ten, wie der philosophische Vortrag beschaffen seyn müsse; im 8ten, was ein Philosoph und ein Philosophaster sey, und endlich im 9ten Hauptstücke wird das, was die natürliche und die politische Freyheit zu philosophiren auf sich hat, in verschiedenen Absichten untersucht. Baumgarten und seine Art zu denken und sich auszudrücken ist sich auch hier, so wie in seinen übrigen Schriften, gleich.

G. G. Leibnitii Tentamina theodiceae de bonitate Dei, libertate hominis et origine mali. Versionis novae editio altera, vita auctoris a *Bruckero* descripta, *Kortholdi* Disput. de philosophia *Leibnitii* etc. et variis observationibus aucta, cum praefatione *Aug. Frid. Boeckii.* P. P. Tub. 1771. Tübingen in Bergerschen Verlage, 8. 2 Bände, zusammen 61½ Bogen.

Unsere Leser sehen aus dem Titel, daß auch diese Auflage der Leibnizischen Theodicee in der Welt ist, und einige nicht unbeträchtliche Zusätze erhalten hat. Papier, Druck und Format sehen gut an.

P. B. Stattler, e S. I. Philosophia methodo Scientiis propria explanata. Pars V. Theologia naturalis. 1751. Augsburg bey Rieger, 47 Bogen in 8.

Der Verfasser ist unter seinen Glaubensgenossen einer der ersten, der die natürliche Gottesgelehrtheit nach mathematischer Methode zu beweisen, unternimmt. Er erachtet deßhalben nöthig zu seyn, daß er derselben darüber eine Art von Entschuldigung macht. Er zeigt ihnen, wie sehr sich die Zeiten geändert haben, und wie wenig es angehe, solchen, die an Gottes Vorsehung und Daseyn zweifeln und nichts als ihre eigne Vernunft hören wollen,

len, mit Gründen aus der Offenbarung zu antworten. Hoc contra, sagt er, frustra telis ex sacratiore Theologia depromtis pugnes, veluti qui intra majorum ejusmodi tormentorum jactum in tuto stent. Wolfens natürliche Gottesgelehrtheit wird von dem Verfasser überhaupt sehr gerühmt. Nur glaubt er, daß er besonders in allem was den Begriff der Freyheit betrifft, von demselben abgehen müsse. Dieses war auch leicht voraus zu sehen. Es ist inzwischen immer gut, daß auch die Lehrer aus der römischen Kirche sich umsehen, wiefern sie aus dem bloßen Lichte der Vernunft die Sätze der natürlichen Gottesgelehrtheit herzuleiten sich getrauen, weil diese in mehrern Stücken an andere Bedeutungen der Wörter von Jugend auf gewöhnt sind, und eben daher auch den Begriffen, die sie der Vernunft gemäß zu seyn glauben, eine etwas verschiedene Bildung geben. Ueberdies sind die Sätze der natürlichen Religion die ersten, worüber die Lehrer verschiedener Kirchen einig werden müssen, ehe sie sich in den übrigen Sätzen vereinigen können. Herr P. St. giebt von dem Daseyn Gottes zweyerley Beweise. Den ersten nennt er a posteriori, weil er die Existenz wenigstens der menschlichen Seele voraus setzt. Diese ist entweder selbstständig, oder sie hat ihr Daseyn von einem selbstständigen Wesen ausser ihr ꝛc. Den andern Beweis nennt er a priori, und führt ihn aus den Begriffe und der Möglichkeit eines vollkommensten Wesens. Bey dem Beweise der Möglichkeit hält er sich etwas länger auf, weil er die wider diese Beweisart gemachte Schwürigkeiten fürnemlich darinn gefunden. Die von Wolfen, Reimarus und andern gegebene Beweise, so wie auch die Argumenta magis popularia geben dem Verfasser ebenfals Anlaß zu Untersuchungen. Unter den Absichten der Schöpfung sieht er die Glückseligkeit der Creaturen als die erste an, und auf diese wird die Verherrlichung des Schöpfers bezogen. Bey der darauf folgenden Untersuchung vom Ursprung des Uebels mengt sich der Unterschied des Begriffs der Freyheit ein, und hat auch in die Lehre von der besten Welt einen Einfluß. Der Verfasser sagt, man könne, alles in der wirklichen Welt vorkommenden Uebels, selbst auch der ewigen Strafen unerachtet, nicht beweisen, daß dieselbe nicht die vollkommenste sey. Die Welt ist nicht von Ewigkeit her, weil ihre Veränderungen nothwendig eine erste Veränderung voraus setzen. Im folgenden kömmt das liberum arbitrium, die Scientia media &c. vor, davon es unnöthig ist, hier einen besondern Auszug zu geben.

A.

7. Natur-

7. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

J. J. von Felbiger, Kunst die Thürme und andere Gebäude vor den schädlichen Wirkungen des Blitzes durch Ableitung zu bewahren, angebracht an dem Thurm der Saganschen Stifts- und Pfarrkirche. Breßlau, bey Korn dem ältern, 1771. 7 Bogen in 8.

Der auf dem Titel gemeldte Thurm wurde 1749. den 18ten May von einem gedoppelten Wetterstrahle getroffen, wobey der Hr. Prälat von Felbiger selbst zugegen gewesen, und einige Betäubung von dem nahe bey ihm vorbey fahrenden Strahle erlitten. Es war während der Vesper, und wegen des damals vorhandenen Jahrmarktes, eine Menge Leute zugegen, so daß es an Zeugen und Stoff zu einer ausführlichen Beschreibung nicht fehlen konnte. Diese wird nun hier in dem dritten Abschnitte geliefert, nachdem in den beyden ersten Abschnitten anderweitige Erfahrungen, und die Franklinschen Anschläge zur Ableitung des Blitzes vorgetragen werden. Die Anwendung dieser Anschläge auf die Sagansche Stiftskirche wird sodann im 4ten Abschnitte beschrieben, und im 5ten Abschnitte mit den neuesten Wahrnehmungen, auch mit Franklings Erinnerungen verglichen, endlich im 6ten Abschnitte untersucht, wiefern man sich auf solche Ableitungsmittel verlassen kann. Die Sache kann freylich nicht wohl anders durch Erfahrung geprüft werden, als daß man erwarte, ob der Blitz fernerhin noch einschlage, und die Angabe widerlege, oder ob er nicht mehr einschlage, wozu freylich viele Zeit gehört, weil eben nicht alle Jahre der Blitz in einen und eben denselben Thurm einschlägt. Endlich folgen hier noch einige Anhänge. 1. Kurze, noch ungedruckte Nachricht von Richmanns electrischem Martyrtodt. 2. Ein paar Erfahrungen, welche ein Gelehrter in Petersburg über die Electricität der Luft gemacht hat, z. E., daß in der Abenddämmerung auf den Blumen im Garten kleine Flämmgen gesehen worden, und gleich darauf ein Wetterstrahl in den Thurm des Gartens gefahren. 3. Nachricht von einer sonderbaren Wirkung des Wetterstrahls in Kiel. Es ist derjenige, wodurch der Archidiaconus Meisner in seinem Predigerstuhl erschlagen worden.

Sh.

Tri-

Trifolium chemico-physico-salinum, oder dreyfache chemische physikalische Abhandlung vom Salmiac, Salpeter und Borax, nach ihrer Natur und Wesenheit. Ausgefertiget von *Innocentius Liborius ab Indagine*. Amsterdam und Leipzig, bey Schreudern, 1771. 8. 202 Seiten.

Die erste dieser Abhandlungen ist vom Salmiac. Wir glaubten darinne vorzüglich gewisse chemische Versuche mit diesem Salze, welche auf dessen Wirkungen gegen verschiedene Körper eine Beziehung hätten, anzutreffen. Aber, wir erstaunten, als wir zu lesen anfiengen, und befunden, daß diese ganze Abhandlung blos eine schändliche, einfältige, boßhafte, und von lauter chemischer Unwissenheit offenbar zeigende Scarteque sey, welche gegen die geschickte Verfertiger des Braunschweigischen ächten Salmiacs hingeschmieret worden ist. Der Verfasser gesteht in der Vorrede seines Bifolii metallici von sich selbst aus eigner Empfindung: daß er nach dem wenigen Maaß seiner Wissenschaft, nur ein kleiner Naturkundiger sey. Wir wollen ihm dieses Zeugniß willig bestätigen, sogar mit dem Zusatz unterschreiben; daß er ein elender Naturkundiger sey, der gut phantasiren, aber herzlich schlecht untersuchen könne. Wer daran zweifelt, mag diese Abhandlung lesen. Es ist zwar hier der Ort nicht, uns in weitläufige Streitigkeiten einzulassen; aber dies erkennen wir für unsere Pflicht, dergleichen unbescheidene ehrenrührige Schriftsteller mit scharfer Lauge zu waschen, wenn die Sache, welche es betrift, so wichtig wie die gegenwärtige ist. Die Wichtigkeit der Sache wird uns ein jeder eingestehen, wenn er bedenket: daß die Gebrüder Gravenhorst in Braunschweig die Ehre verdienen, daß sie die erste Fabrick von ächten Salmiac in Deutschland errichtet haben: daß sie ein ansehnlich Kapital darauf verwendet, und daß ihnen nothwendig alles daran gelegen seyn muß, ihre Unternehmung in und ausser Deutschland erst bekannt zu machen, und jedermann, der ihre Waare noch nicht gesehen, von der Aufrichtigkeit derselben durch ihre bekannt gemachten Schriften und Zeugnisse davon zu überführen und dadurch zu veranlassen, die Waare selbst zu gebrauchen. Welcher vernünftige Mensch wird nun nicht wünschen, daß diese Künstler ihren Zweck erreichen möchten? Niemand noch als dieser Liborius, ist so boshaft gewesen. Wir kennen diesen verkappten Verfasser nicht, und die Gebruder Gravenhorst gehen uns auch nichts an; wir schätzen aber Kunst und Wissenschaft, und wünschen den Verdiensten ihre billige Belohnung, und den Gebr. Gravenhorst

also

also, daß sie den gehoften Endzweck ihrer Unternehmungen erfüllet sehen. Diesem nach kann es uns nicht gleichgültig seyn, daß dieser unbescheidene Verfasser jene Lorbeeren mit seinem Geifer besudelt, wir müssen ihm also bey der Gelegenheit, da wir hier von seiner Schrift urtheilen sollen, unsere ganze Meynung entdecken. Wir wollen die vorzüglichsten Punkte ausziehen, und beantworten, damit ein jeder Sachkundiger erkenne, daß unser Urtheil gerecht sey. Es heißt S. 6. „daß die Verfertiger des Braunschweigischen Salmiacs sich höchst freventlich unterfangen, vorzugeben, ihr neu erfundener Salmiac sey besser, als der von aller Welt approbirte uralter Salmiac; doch ohne allen Beweis.„ Wenn der Verf. die angeführten Beweise von dieser Sache in den Gravenhorstischen Nachrichten nicht versteht, so ist er nicht fähig in dieser Sache zu urtheilen, und er sollte erst noch in die chemische Schule gehen. S. 7. und 8. sind ihm alle Privatzeugnisse, welche die Gravenhorste von der Güte ihrer Waare anführen, ungegründet, weil sie diese durch Proben von einem gereinigten alten Salmiac nur erschlichen hätten. — Ist dieses nicht eine schändliche und ehrenrührige Beschuldigung! wofür der verkappte Verfasser obrigkeitliche Bestrafung verdiente, da der braunschweigische Salmiac wie von der ersten Stunde an, bis auf den heutigen Tag, aufrichtig verkauft wird. S. 10. Wird es ihnen für einen grausamen Fehler angerechnet, daß sie ihren neuen Salmiac durch den Druck öffentlich bekannt gemacht; denn gerade dadurch hätten sie gegen ihr Produkt Mißtrauen erwecket. — Eine neue Waare aber, deren Verkauf man wünschet, und welche noch niemals in einem Lande bereitet worden, deren Daseyn also keinem Käuffer bekannt ist, muß man vernünftiger Weise erst bekannt machen, und ihre vorzügliche Eigenschaften anführen. Wer dieses tadelt, handelt unvernünftig. Eben das. glaubt L. daß diese neue Künstler durch ihre Nachrichten dem braunschweigischen Lande eine nachtheilige Sache zugezogen haben, und daß daselbst alles mit sehenden Augen blind sey, und daß in Braunschweig selbst lauter Unwissende und zaghafte Menschen befindlich wären. — O, Hr. Liborie! geschwinde eine Dosis Nießwurz! S. 32. steht abermals, daß die Gravenhorste nur einen gereinigten Scheibensalmiac zur Probe herumgesendet, und dadurch die Kenner betrogen hätten. — Wäre aber ihre nachfolgende Waare nicht eben so gut als die Probe gewesen, so wäre es nicht nöthig gewesen, daß der Verfasser seine Feder in Galle getunket hätte. Der Recensent selbst hat, so lange der Gravenhorstische Salmiac bekannt, mehr als hundert Pfund davon verbrauchet, hat ihn folglich vielfältig versuchet, und niemals den geringsten Fehler daran gefunden. S.

ge. erklärt sich unser Autor: wenn der neue Salmiac in allen den Proben bestünde, und alle Eigenschaften und Kennzeichen hätte, welche er vorhero von dem alten Salmiac erzehlet hatte: so könne derselbe für einen guten und genuinen Salmiac paßiren. — Mehr wollen wir auch nicht verlangen. Nun aber muß er uns nothwendig zeigen, in welchen Proben derselbe nicht bestehe. Darauf heißt es S. 40. „Wem es nun beliebt, der kann den neuen Salmiac durch alle Experimenta, Proben und Eigenschaften, die wir vom alten Salmiac bemerkt haben, hindurch führen; so wird sichs finden rc. rc. — Ist dies nicht ein kleiner elender Naturforscher? Kein Philosophus per ignem, wohl aber per phantasiam, und Idiota per ignorantiam. Er fürchtet sich vor der Untersuchung selbst, will sie also lieber andern überlassen. Darauf fährt er weiter fort: „ wem es aber (wie ihm selbst) zu beschwerlich scheinet, die vorgeschlagenen Proben alle durchzugehen, dem wollen wir einen ganz kurzen und leichten Weg anzeigen rc. rc. Damit setzt sich unser Liborius S. 41. auf einen Tripodem oraculi und spricht mit aufgeblasenen Backen, daß man den alten mit dem neuen Salmiac nur über folgende drey Punkte vergleichen soll. Nach dem ersten Punkte soll man seine drey Sinnen, das Gesicht, Geschmack und Gefühl zu Rathe ziehen; da nun der alte Salmiac feste sey, und aus schmutzigen runden Scheiben bestehe; der Braunschweigische aber in weißer Farbe, etwas lockerer Textur und konischer Gestalt verkauft werde: so müsse derjenige diese drey Sinne verlohren haben, welcher unter diesen beyden Sorten Salmiac keinen Unterschied bemerke. — Mein Herr Dictator! damit sie uns diese drey Sinne nicht absprechen mögen, so hören sie! wir sehen und fühlen diesen äusserlichen Unterschied, schmecken können wir aber keinen: und dieses äusserliche Ansehen hat bey uns eben die Bedeutung, als wenn uns ein Thörigter überreden wollte, ein raffinirter und in Hüten geformter Canarzucker wäre kein Zucker, weil der aus Indien kommende Zucker sich in einer pulverigten Gestalt befände. Dieser Unterschied ist, nach den wesentlichen Bestandtheilen zu urtheilen, kein Unterschied. Der zweyte Punkt der anzustellenden Untersuchung soll die Sublimation, und der Dritte, die analysis chemica seyn. Diese beyden Wege erkennen wir auch für die rechten Criteria, und nach solchen wird sich der braunschweigische Salmiac allezeit als gerecht erfinden lassen. Wir wollen aber unsere Versuche zum Beweise anführen: Ueber den zweyten Punkt haben wir eine Drachma deutschen Salmiac in einem kleinen Tiegelchen ins Feuer gesetzt, und er ist gänzlich verrauchet, ohne einen Körper zurück zu lassen. Ueber den dritten Punkt haben wir eine halbe Unze dieses Salmiacs mit

einer Unze Weinsteinsalz vermischet, und in einem Retörtchen zur Destillation eingesetzet. Wir erhielten davon zwey Drachmen reichlich von trocknen flüchtigen Salze, und aus dem aufgelößten Rückstande ein wahres sal digestivum Sylvii. Sehen Sie, dies sind unsere Waffen, wir bedienen uns keine Orakelsprüche. Wer kann mehr von einem wahren Salmiac verlangen? Weil aber L. dieses läugnet, so muß er ihn nie untersuchet haben, oder nicht wissen, wie sein Entwurf der Untersuchung befolgt werden muß. Wenn er aber diesen Unterschied mit in die Rechnung bringet, daß der ägyptische Salmiac, wenn er sublimirt wird, ein gutes Theil schmutzige, rußige Erde zurückläßt, der braunschweigische aber ganz rein aufsteiget, und daraus schliesset; daß der letzte fehlerhaft sey — darzu sagen wir: ubi judicium? S. 49. sagt unser Verfasser: es möge alles noch gelten, daß die Gravenhorste ihr neues Kunstsalz Salmiac benenneten, wenn sie nur den alten Salmiac nicht verachtet, und behauptet hätten, daß der ihrige besser als jener sey — Ey, Herr Liborie! hier scheint es uns klärlich an den Tag zu kommen, daß sie bloß auf die Schändung der geschickten Künstler in Braunschweig ausgehen; sonst könnten wir keinen Bewegungsgrund einsehen, warum Ihnen der Verfall des schmutzigen Salmiacs so am Herzen liegt. Also, wenn nur der alte Salmiac nicht verachtet worden wäre, so möchten die Gravenhorst immer mit einer falschen Waare das Publikum hintergehen; so sollten auch diese Widersprüche zurückgeblieben seyn. Dies ist Moralität! Es kränket ihn, daß jährlich eine beträchtliche Summe baares Geld für diesen Articul in Deutschland bleibet. Dies ist Patriotismus! Von dem braunschweigischen Salmiac kan mit Grunde gesagt werden, daß er besser, als der alte Scheiben Salmiac ist; hier sind die Gründe: 1) Weil er ein höchst reiner Salmiac ist; dahingegen auf jedes Pfund alten Salmiac 1. 2. bis 3 Loth rußige Unreinigkeit zu rechnen ist, welches Gewichte der, welcher den Salmiac verbrauchet, verliehret, und doch für Salmiac mit bezahlen muß. 2) Weil der braunschweigische bey seiner Reinigkeit noch wohlfeiler als jener schmutzige ist. Aber wie es scheint, so hält unser unwissender Liborius dieses Schmutzige, für einen wesentlichen Bestandtheil. 3) Bey diesen beyden Vorzügen ist derselbe nach seinen Bestandtheilen, wie wir schon erwiesen, ein wahrer vollkommner Salmiac. Denn mit diesem Namen wird dasjenige Salz benennet, welches aus dem flüchtigen Alkali und der Salzsäure zusammengesetzet worden ist. Ueber die Abhandlung welche S. 53. geendiget, hat er noch Beyträge hinzugefüget, welche wir doch auch beleuchten wollen. Hier bildet sich S. 54 und

55. der kleine elende Naturkundige ein, der Scheiben-Salmiac werde in Venedig gemacht, weil er daselbst verkauft werde. Dieser Mann sollte ein Material-Lexicon schreiben; er würde gewiß darinn behaupten, der Pfeffer wüchse bey Hamburg auf den Bäumen, weil er daselbst verkauft würde. Nun kommt ein Argument wider die Gravenhorste S. 57 und 58. folgenden Inhalts: „Der uralte Salmiack wäre aus Seesalz entstanden; aus Seesalz hätten ihn bisher die Venetianer erkünstelt (hier hat er ohnfehlbar in seiner Phantasie an das alte Recept zum Salmiac, aus Meersalz, Ruß und Urin, gedacht); nun aber wäre das Seesalz mit unsern deutschen Salz unterschieden; also könne unmöglich in Deutschland Salmiac gemacht werden. Sobalde er also würde vernommen haben, daß die Gravenhorste Meerwasser würden in ihre Pfannen leiten können, so wolle er anfangen zu glauben, daß sie auch ächten Salmiac würden machen können. —— O, Herr Liborie! Ihr Puls schlägt inflammatorisch. Ist ihnen sonst kein Zweifel in der Phantasie vorkommen? als dieser, über den Unterschied des acidi Salis marini und unsers acidi Salis communis. Dieser Zweifel kann auch nur einem kranken Menschen einfallen. S. 61. Fänget er abermals an, von den äusserlichen Ansehen zu phantasiren, daß der alte Salmiac feste, der neue aber locker sey, und darum sey der letzte aus untauglichen, unrichtigen und schädlichen Bestandtheilen zusammengesetzet; müsse als ein höchstverderbliches Compositum genennet werden. — Der braunschweigische Salmiac kan durch die Sublimation in gleiche feste Kuchen gebracht werden, weil aber durch diese Arbeit das ganze Product nicht verbessert, und wegen des hierzu nöthigen Aufwands nur der Preiß erhöhet würde, so wird dieses unterlassen, und kein vernünftiger Künstler wird sich dieses zu einem Anstoß machen (Kaufleute, welche keine andere Kennzeichen, als nur die äusserlichen, wissen, entschuldigen wir in diesem Stücke), wenn er nur sonst denjenigen Zweck damit erreichen kann, welchen er mit jenem festen erreichet hat. Endlich hebt unser V. seinen letzten Oraculspruch an: Er protestire wider allen Medicinalgebrauch desselben; dieser Salmiac sey aus dem Foro medico zu verbannen, weil ein heimliches Gift in ihm verborgen liege, welches sich durch die analysin Chemicam nicht entdecken liesse — „Die Fabricanten liessen den Urin zu ihrem Salmiac an solchen Orten in Braunschweig, wo eine Colluvies hominum wäre, als in Gasthöfen, Bierhäusern, auf den Hauptwachen, und überall, wo sie solchen anzutreffen wüßten, auffammlen. Da nun unter einer solchen Menge von Menschen sich alle-

zeit

zeit einige mit befänden, die mit venerischen Krankheiten inficirt gewesen, deren Urin also ohne Unterschied mit eingekocht würde: So könnte und dürfte dieses gefährliche Salz in der Medicin nicht geduldet, auch in keiner Apotheke verstattet werden, damit man nicht aus Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit zum Mörder werde.„ — Ist dies nicht ein Muster von einem elenden Naturforscher? Auf dergleichen thörichte Einfälle ist noch kein Mensch gerathen: gleich als wenn der unzerstörte blosse eingekochte Urin mit allen seinen Theilen zum Salmiac käme; alsdann würde ein Mensch Ursache haben, für dergleichen Präparaten einen Eckel zu tragen. Da aber bey der Salmiacarbeit der ganze Urin seinem Wesen nach zerstöret werden muß, alle Unreinigkeiten gänzlich destruiret und ins universum geschicket werden; nur allein aber aus dem Urin das gereinigte flüchtige Salz zur Salmiac Mischung gebraucht wird; so ist das Bedencken dieses Mannes eben so absurd, als wenn man sich eckeln wollte, Brod zu essen, von Rocken, welcher auf den Acker gewachsen, der mit Mist von ganz unbestimmten thierischen Auswurf gedünget worden. Auch dieser Einwurf ist blosse Boßheit, um den Braunschweigischen Salmiac in üblen Ruf zu bringen. Ueberhaubt aber liegt in seinen beyden vorzüglichsten Einwürfen die Wahrheit, daß der neue Salmiac ein wahrer Salmiac sey. Er tadelt, daß das acidum Salis communis darzu angewendet würde, und besorget Nachtheil vom Gebrauch des Salis volatilis urinæ, folglich gestehet er ein, daß diese beyden Stücke den neuen Salmiac ausmachen, daß dieser also nach seinen Bestandtheilen ein wahrer Salmiac sey. Hr. Liborie! lassen sie sich rathen, künftig in ihrer Atmosphäre zu bleiben, und suchen sie den Vorzug des neuen braunschweigischen Salmiacs, der schon seit manchen Jahren von allen gründlichen erfahrnen Scheidekünstlern für richtig erprüfet, und die wesentlichen nöthigen Bestandtheile, wie der ägyptische hat, nicht weiter streitig zu machen. Denen aber, die sich ausser dem Cirkul ihrer Begriffe in chemische Angelegenheiten einflechten wollen, rathen wir, daß sie erst begreifen lernen, was damit gesagt sey: Es muß alles mit Feuer und Salz gewürzet werden. „So viel ist „im Rathe aller Chemicorum beschlossen, daß Wahrheit solle „Wahrheit bleiben.„ Dieses sind des Verfassers Worte, welche wir ihm zur Abfertigung zurück geben. Wir wünschen, daß er sich bey dieser Lection beruhigen, und baldige Genesung erfolgen möge.

Wir wenden uns nunmehro zur andern Abhandlung dieses Verfassers, welche hauptsächlich die Erörterung der Frage enthält: Ob es möglich sey, den Wachsthum des Salpeters durch die Kunst

zu befördern? Es ist davon anzumerken, daß diese Abhandlung schon vor 2 Jahren im Drucke erschienen, hier aber ist sie mit einigen Vermehrungen aufs neue abgedruckt worden, der ganze Vorschlag läuft dahinaus, daß aus dem gemeinen Salze durch das Phlogiston dessen Säure umgekehret, und zum acido nitri specifico durch eine Gährung verändert werden müßte. Es versteht sich freylich, daß man das gemeine Salz unter die Salpetererde, wovon die Wände aufgesetzet werden, mische; auch räth der Verfasser, den lebendigen Kalch nicht dabey zu vergessen. Bloße Speculationen sind nicht gänzlich zu verachten, nur muß man dabey nicht alleine sich aufhalten. Dieses Lehrgebäude haben schon mehrere gehabt, nur ist zu bedauren, daß immer die nöthigen Versuche unterbleiben. Im zweyten Theil dieser Abhandlung sind mehr practische Umstände auf die erste Theorie gegründet, beschrieben worden. Obgleich auch hier nichts neues gesagt worden; so verdienet es doch gelesen, und in Ausübung gebracht zu werden.

Die dritte Abhandlung, vom Borax, ist ein elendes Gewäsche, und der Stärke dieses kleinen Naturkundigers recht angemessen. Er kennet nur einen einzigen Autor, der die beste Nachricht, nach seiner Meynung, davon gegeben haben soll, nehmlich Alexium Pedemontanum. Seine wesentliche Bestandtheile sind ihm noch unbekannte Dinge; Seine Composition und Zubereitung hält er für eben so schwer und fast noch schwerer als den Lap. Philosoph. zu erfinden. Dennoch glaubt er, daß ihn die Venetianer machen können, daß er also ein artefactum sey. Wer das ihm nicht glauben will, dem lehret er S. 199 mit zwey Worten die ganze Bereitung und Verfertigung des Borax, also, daß es gar nicht fehlen kan. Nehmlich: Solve et coagula. Da ist das große Geheimniß. Nun wird wohl ein Jeder genug haben.

Chymische Versuche über das Meyerische Acidum pingue, von D. Wilh. Heinr. Sebastian Bucholz, ordentlichen ausübenden Arzte zu Weimar ꝛc. Daselbst bey Carl Ludolph Hofmann verlegt, 1771. 96 Octavseiten.

Diese Schrift gehört mit unter diejenigen, welche über das von Meyern beschriebene Feuerwesen erschienen sind, und in dieser Rücksicht verdienet dieselbe, wegen des entstandenen Streites alle Aufmerksamkeit. Wir wollen uns bey diesem Streite hier nicht aufhalten, sondern nur bey der vor uns habenden Schrift stehen bleiben. Hr. B. hat zuerst das Verhältniß des Caustici

gegen einige ätherische Oele untersuchet, und im ersten Abschnitt blos seine Verfertigung des kaustischen Salzes, welches er bey seinen angestellten Versuchen gebrauchet, umständlich beschrieben. Im zwoten Abschnitt beschreibt er einen Versuch mit dem kaustischen Salze und dem Wacholderöle, um zu sehen, ob sich dabey etwas Campher erzeugen würde. Von diesem Oele ist kein Campher erhalten worden. Glücklicher aber ist Hr. B. nach dem dritten Abschnitt bey dem Versuch mit dem Rosmarinöle gewesen. Aus 2 Unzen von diesem Oele hat Hr. B. nach einigen Cohobationen, vermittelst des kaustischen Salzes 35 Gran Campher entstehen sehen, und zugleich damit seine Versuche beendiget. Aus diesen Versuchen lässet sich noch nicht einsehen, worauf eigentlich die Entstehung des Camphers aus den ätherischen Oelen beruhe. Es sind hiezu noch viel mehrere Versuche anzustellen nöthig. Nach unserer Meynung scheinen die ätherischen Oele sich von dem Campher durch eine grössere beywohnende Portion Wasser und etwas Säure zu unterscheiden; kann ihnen nun dieses entzogen werden, ohne daß ihr brennbarer Theil dabey leidet, so halten wir dafür, daß sie zu einem solchen trocknen brennbaren Körper werden können, wie ihn der Campher uns darstellet. Das kaustische Salz und der frische ungelöschte Kalch bringen wahrscheinlich diese Wirkung an den ätherischen Oelen hervor, und vielleicht trägt die überaus subtile Feuermaterie aus dem Kalche und dem kaustischen Salze, deren Daseyn man diesen Körpern wohl nicht ableugnen kann, ein wesentliches bey: welche Materie wir mit Hrn. B. für die einfache Lichtmaterie erkennen.

Der 4te Abschnitt enthält Versuche über das Causticum, mit dem Brennspiegel angestellt. Versuche, welche etwas beweisen sollen, können nicht genug wiederholt werden, und deshalber verdienet unser Hr. Verfasser Dank, daß er die Versuche, welche schon Hr. Well bekannt gemacht, wiederholet. Hr. B. hat also durch die concentrirten Sonnenstrahlen aus rohen Kalchstein wahren lebendigen Kalch gebrannt, welcher alle erforderliche Eigenschaften besessen. Auf gleiche Weise hat er die Mennige in Glätte verwandelt, welche auf die Vermischung mit Salmiack sogleich das flüchtige Salz durch den Geruch zu erkennen gab. Eben also hat sich auch die Kreide und die rohe Austerschalen in wahren Kalch verändern lassen, und der rohe Gipsstein hat sich in guten mit Wasser verhärteten Gips verwandelt. Durch diese Versuche ist es freylich nunmehro sonnenklar, daß die Meyerische Theorie vom acido pingui eine andere Wendung erhält. „Denn, da „im reinen Sonnenfeuer kein solches Feuerwesen, wie sich

„Meyer das acidum pingue einbildete, befindlich ist; denn
„noch aber der rohe Kalchstein durch das Sonnenfeuer zu Kalch
„gebrannt werden kann, so muß sehr natürlich folgen, daß die
„Materie, durch deren Verbindung mit der Kalcherde, lebendi-
„ger Kalch wird, nicht von derjenigen Art seyn könne, wie sie
„sich Meyer vorgestellet hatte.„ Durch die Calcination in den
Sonnenstrahlen wird also der Begrif von einem Feuerwesen im
gebrannten Kalch gar nicht widerlegt, noch viel weniger des Hales
Hypothese von der fixen Luft vertheydiget; sondern nur die Natur
dieses Feuerwesens anders bestimmt, als es nach dem Meyerischen
Begrif seyn sollte.

Im 5ten Abschnitt befinden sich Versuche über die künstlichen leuchtenden Steine. Die in Salpetergeiste aufgelösete und mit Vitriolgeist niedergeschlagene Austerschalen, hat Hr. B. nach der Vorschrift unsers H. Direktor Marggrafs im Kohlenfeuer kalcinirt, mit Traganthschleim impastiret, Kügelgen daraus gemacht, diese trocknen lassen, und denn kalciniret. Diese haben aber an einem dunkeln Orte nicht geleuchtet: eben so wenig haben sie dieses gethan, nachdem sie in den Sonnenstrahlen kalciniret, und glüend heiß in den Keller getragen worden. Wir können nicht genau bestimmen, warum diese Arbeit nicht nach Wunsch ausgefallen, weil bey dergleichen Arbeiten ein kleiner Umstand ofte die erwartete Wirkung verhindert.

Endlich hat unser Hr. Verf. im 6ten Abschnitt auch seine Versuche beschrieben, welche er mit dem rothen Präcipitat vorgenommen hat. Da gewöhnlichermaßen das in Salpetergeiste aufgelößte Quecksilber, nachdem alle Feuchtigkeit wiederum abgerauchet worworden, im gemeinen Feuer bis zur Röthe kalciniret wird, so hat Hr. B. auch versuchet, die abgerauchte Quecksilberauflösung durch die Sonnenstrahlen zu kalciniren; und er hat auch hier, wie im gemeinen Feuer, einen rothen Quecksilberkalch daraus erhalten, und schließt aus dieser Erfahrung, daß die rothe Farbe dieses Quecksilberkalchs von nichts andern, als der reinen Feuer- oder Lichtmaterie entstehen könne. Und, weil ohnlängst Hr. Wiegleb zu erweisen gesucht hat, daß an diesem Kalche keine Salpetersäure mehr befindlich sey, so hat auch Hr. B. darüber einen Versuch angestellet, und zufolge dessen, diese Meynung richtig befunden. Die Erscheinung, daß das destillirte Regenwasser von diesem Kalche etwas auflößet, beantwortet er folgendermaßen: „Sonder Zwei-
„fel erfolget hier die Auflösung des Quecksilbers aus der Verbin-
„dung der reinen einfachen Feuer- oder Lichtmaterie. Diese Ma-
„terie wird alsdenn mit dem Namen Causticum belegt, wenn
„sie

„ sie in dieser Verbindung mit verschiedenen Körpern eine feu„rig fressende Schärfe hervorgebracht, und also durch die Ver„bindung eine besondere Specification erhalten, und dadurch eine „salzigte Disposition veranlasset hat ꝛc. „

Wir merken überhaupt noch an, daß Hr. B. aus seinen Versuchen so viel eingesehen, daß der Meyerische Begrif, welchen er sich von der Natur des acidi pinguis, oder demjenigem Feuerwesen, wodurch lebendiger Kalch entstehet, gemacht hatte, irrig sey. Hier wollen wir ihm beystimmen. Wenn er aber aus seinem Versuche S. 68. die Vermuthung bekommen, welche er S. 70. und 71. positiv behauptet, daß das chimische Phlogiston die eigentliche Ursache der Kausticität und der ganzen wahren Kalchwerdung sey; daher auch eine von allen brennlichen Theilen gereinigte Kalcherde durch die Brennung sehr schwer oder zu gar keinem Kalche werden könne; welche Meynung er auch S. 76. mit einem andern Versuche zu bestätigen suchet; so können wir ihm dennoch in diesem Stücke keinen Beyfall geben, weil eine von allen brennbaren Wesen freye, oder nach seiner vorbeschriebenen Art gereinigte Kalcherde, auch in verschlossenen gläsernen Gefäßen, welche kein Phlogiston durchdringet, durch die Kalcination in wahren lebendigen Kalch verändert werden kann.

Na.

---

8. Mathematick.

M. Christian Ludolph Reinholds, Mathemat. des Oßnabrückschen Gymnasiums Anfangsgründe der Krieges-Baukunst im Felde. Mit Kupfern. Oßnabrück, mit Kießlings Schrifften. 1771. 8.

Diese Blätter sind, wie die Vorrede sagt, bey der Unterweisung des hochzuehrenden Herrn Fähndrichs, Johann Georg Bergmann, entstanden, dem sie der Verfasser, als Anmerkungen über den Clairac, in die Feder dictirt hat. Sie bestehen nur aus 2½ Bogen, enthalten aber doch schon manches, dessen sich der Herr Fähndrich mit Nutzen wird erinnert haben, wenn ihm etwa in der Folge die Vertheydigung, oder der Angrif, irgend eines Hauses, Kirchhofes, oder ähnlichen Postens, aufgetragen worden ist. Dort wird es ihm auch nicht geschadet haben, daß er eine unzureichende Erklä-

tung nachgeschrieben hat: Die Feldkriegsbaukunst ist eine Fertigkeit, den Entwurf (Dessein) des Feindes geschwinde zu vereiteln.

St.

J. Bernoulli, Lettres astronomiques, ou l'on donne une idée de l'etat actuel de l'astronomie pratique dans plusieurs villes de l'Europe. 1771. 8. 11½ Bogen 2 Kupferbl. Berlin, bey dem Verfasser.

Hr. B. machte sich einer im Jahr 1768. und 1769. vorgenommene Reise zu Nutze, um mehrere Sternwarten und Liebhaber der Sternkunde kennen zu lernen. Davon giebt er nun in diesen Briefen Nachricht. Die darinn fürnemlich vorkommenden Oerter sind: Magdeburg, wo damals noch Hr. Silberschlag sich aufhielt; Göttingen, dessen Sternwarte durch Mayern so sehr berühmt worden: Cassel, wo noch schöne Denkmale der Kunst zum Beweise dienen, daß bereits vor 200 Jahren in noch sehr scholastischen Zeiten, und auch nachher Urania immer daselbst einen ausnehmenden Schutz gefunden, und wo auch dermalen Instrumente aus Grahams und Dollands Werkstätten zu sehen sind. Marburg, Gießen und Frankfurt bothen Hrn. B. ebenfalls verschiedenes zur Aufnahme der Astronomie gehöriges, Gießen besonders auch die Hofnung zu noch fernerer Vollkommenheit der dortigen Sternwarte an. Daß zu Mannheim für die zu Schwezingen getroffene Anstalten noch immer mehr gesorgt wird, ist bereits aus mehrern öffentlichen Beweisen bekannt. Hr. B. hielt sich zwar einige Tage zu Mannheim auf, wurde aber immer verhindert, die Schwezingsche Sternwarte selbst zu sehen. Von da an gieng seine Reise gerade nach London, wo allerdings auch der nach Instrumenten begierigste Liebhaber sich satt sehen kann. Hr. B. fängt bey den Optischen an, giebt die Addressen der Künstler und den Preis ihrer Instrumente an, wendet sich hierauf nach Greenwich, giebt davon einige Zeichnungen, wohnt hierauf der Vergantung der Shortschen Instrumente bey, besieht einige in und um London herum befindlichen Sternwarten einzeler Liebhaber, so wie auch die bey Oxfort und Cambridge, durchmustert endlich noch die Buden einiger Londonschen Künstler, wendet sich sodann in gleicher Beschäftigung nach Paris, wo er ebenfalls reichen Stoff für einige Briefe findet. Zu

Straß=

Straßburg und Basel gab es desto weniger Stoff, Berlin aber behält er sich vor, in der Fortsetzung seines Recueil pour les astronomes in Absicht auf das Observatorium und die Sternkunde vorzunehmen, wo Hr. B. selbst beydes zu besorgen auf sich hat. Wir zweifeln nicht, daß die in diesen Briefen enthaltene Neuigkeiten den Liebhabern der Astronomie nicht sehr angenehm und brauchbar seyn sollten.

Sh.

Recherches et calculs sur la vraye orbite elliptique de la Comete de l'an. 1769. et son tems periodique, executées sous la direction de Mr. *L. Euler*, par Mr. *Lexell*. 1770. Petersburg im Akademischen Verlage, 20 Bogen in 4. 2 Kupfetbl.

Man sieht aus dieser Schrift, daß Herr Euler, der wegen Mangel des Gesichtes nicht selbst schreiben konnte, dieselbe dem Herrn Lexell in die Feder angegeben, und ihm vorgesagt, was er in Zahlen und meistens mit Hülfe der logarithmischen Tabellen zu rechnen habe. Ausser diesen Rechnungen und der Orthographie ist alles übrige Eulerisch, nemlich der Styl, die Anordnung des Werkes, die Wendungen in den Rechnungen, und die nachgeholten Verbesserungen dessen was anfangs nicht genug überdacht war. Denn Hr. E. läßt fehlgeschlagene Versuche im Rechnen eben so wie die gelungenen im Druck erscheinen, und mag vielleicht seine besondere Gründe dazu haben. Indessen haben sodann die Leser auch ihre Gründe, wenn sie nicht sogleich anfangen mit allem Ernste zu lesen, sondern vorerst sich umsehen, was sie nur flüchtig zu lesen oder gar zu überschlagen haben werden. Herr E. liefert nun hier Anfangs das Verzeichniß der zu Petersburg, Paris und Bononien gemachten Beobachtungen des Cometen vom 8ten August bis zum 15ten September. Und dann vom 22sten October bis zum 1ten Dec. 1769. Die Beobachter waren Meßier, welcher den Comet zuerst entdeckt, Maraldi, Zanotti, Matheucci, Canterzani, und Mayer. Auf diese Beobachtungen wendet sodann Hr. E. die Lehre von dem Einschalten an, und findet dadurch den scheinbaren Ort des Cometen für den 3ten, 4ten und 5ten Sept. auf 1 St. 36 M. 36 S. nach Mitternacht. Diese Stellen des Cometen werden nun auf der 15ten Seite bey der Rechnung zum Grunde ge-

legt.

legt. Sie haben aber theils, weil sie so wenig von einander entfernt sind, theils weil damals die Bahn des Cometen, die von der Erde nach demselben gezogenen Linien fast senkrecht durchschnitte, eine solche Unbequemlichkeit, daß Hr. E. S. 30. über dem Erfolg seiner Rechnung äusserst verlegen ist, und dann anfängt nachzuforschen, woher solche Ungereimtheiten in der Rechnung entstehen. Die dabey gebrauchte Methode hat auch einen Antheil daran, und Hr. E. glaubt, daß es eben deswegen dem la Lande in seiner ersten Berechnung nicht besser ergangen. Wir können hiezu so viel sagen, daß zwar die von la Caille und la Lande angegebene Methode unendlich weitläuftig ist, daß aber la Lande nicht deßwegen, sondern aus bloßem Ueberrechnen gefehlt, weil er die ihm von Hrn. Messier angegebene Abweichung und Rectascension des Cometen wegen unterlaufener Rechenfehler unrichtig in die Länge und Breite verwandelt hatte. Hr. E. sucht nun zwar S. 31 - 34. ob seine Methode verbessert werden könne, steht aber endlich ganz dabey ab, und fängt S. 35. an, entferntere Beobachtungen zu Hülfe zu nehmen. Dabey giebt er nun einem noch unbekannten Winkel in Form von Hypothesen dreyerley Werthe, um denselben sodann nach Art der Regel Falsi zu bestimmen. Die Rechnung geht bis S. 54. in einem fort, und giebt endlich für die Sonnennähe des Cometen dreyerley Zeiten an, die auf den 4, 8 und 10ten Oct. fallen. Damit ist aber die Rechnung noch nicht zu Ende. Hr. E. setzt sie demnach bis S. 71 ferner fort, indem er noch einige Hypothesen und einige Beobachtungen zu Hülfe nimmt, schließt aber zuletzt aus allem weiter nichts als, daß die Bahn des Cometen keine Parabel sey. Dieses hätten wir ihm gleich von der ersten Seite an eingeräumt. Hr. E. wendet sich indessen dahin, daß er nun aus allen möglichen Kegelschnitten, diejenige Linie aufsucht, welche der Comet durchlaufen. Diese Frage forderte nun einige allgemeinere Betrachtungen und Formeln, die Hr. E. auch bis S. 85. vorträgt. Da aber ihre allgemeine Anwendung ins unendlich weitläuftige und Schwere fällt, so kehrt er zu neuen Hypothesen zurücke, und bringt endlich die Bestimmungsstücke der Bahn des Cometen nach Art einer Näherung heraus, wobey er auch den Einfluß zu bestimmen bemüht ist, den die Unzuverläßigkeit der Beobachtungen und die dabey nicht wohl zu vermeidende kleine Fehler in dem Erfolge der Rechnung haben können. Herr E. gesteht indessen auch ein, daß die Rechnung selbst leicht noch einiger Verbesserung bedürfe. Wir begnügen uns daher die Bestimmungsstücke

Stücke nur so wie Hr. E. sie in Zahlen angegeben, herzusetzen. Nach denselben war des aufsteigenden Knoten Länge 5 Z. 25°. 4'. 41", die Neigung der Bahn 40°. 49'. 33". Die Entfernung der Sonnennähe von der Knotenlinie 30°. 49'. 9". Die geringste Entfernung des Cometen von der Sonne 0. 122 6851. Die Zeit der Sonnennähe 7 Octob. 15 St. 37 M. 37 Sec. Die periodische Zeit findet Herr E. von 482 Jahren, welches aber eigentlich nur sagen will, daß sie von einigen hundert Jahren ist. Die übrigen Bestimmungsstücke treffen mit denen von mehrern andern z. E. von la Lande, Wargentin, Lambert, Stopio angegeben, gut überein, so daß wenn der Comet künftig wieder kömmt, er wohl zu erkennen seyn wird.

Ik.

P. Fr. Heßens vollständige Interesttabellen, worinn von 1000. Millionen Reichsthaler bis zu 1 Pf. Capital jährlich, wöchentlich und täglich bis zu 20 Jahren, alle vorfallende Interessen, geschwind und accurat zu finden seyn, nebst Capitaltabellen, welche jährlich, wöchentlich und täglich die einzunehmenden oder auszugebenden Interessen nachweisen: ingleichen hiesige Bancotabellen, in welchen die Bancopfund zu Friedrichsdor und Courant in drey unterschiedlichen Sätzen berechnet werden. Sämmtliche Tabellen sind mit doppelten Proben bewiesen, und auf das accurateste ausgearbeitet. Berlin, 1771. Bey dem Verfasser und bey dem Buchdrucker Vogel, in 4. Schreibpapier 22 B.

Diesen etwas langen Titel haben wir, um die Recension abzukürzen, ganz hergesetzt. Der Verfasser hat die Vorrede in jedem Exemplar eigenhändig unterschrieben, und verspricht darinn dem ersten, der ihm vor Ende des 1771. Jahrs einen Fehler im Calcul, auch nur von einem Pfennig zeigen wird, eine Belohnung von 10 Ducaten. Wir glauben also, die Tabellen werden im Calculo richtig seyn. Indessen fiel uns doch die Frage ein, welche bey solchen Tabellen überhaupt aufgeworfen werden kann, wie man nemlich die Wochen und Tage zu dem Jahre proportioniren müsse, wenn

man

man alles so scharf rechnen will, als es der Verfasser thut. Da man nun bey jährlichen Zinsen ein Jahr ins andere rechnet, und für die Schalttage nicht besonders stipulirt; so wird wohl ein Jahr zu $365\frac{1}{4}$ Tagen gerechnet werden müssen. Der Verfasser nimmt aber in den Tabellen das Jahr nett zu 365 Tagen an. Indessen finden wir in der Erläuterung daß er, wo die Zinse für einzelne Tage zu berechnen sind, den Schalttag mit einrechnet. Ob dieses nun nicht auch in den Tabellen selbst hätte geschehen sollen, so daß für 4 Jahre 1461. und nicht 1460. Tage hätten gerechnet werden müssen? Der Unterschied beträgt eine Kleinigkeit, die dem Gebrauche solcher Tabellen keinen Abbruch thun wird. Sucht man aber die äusserste Schärfe im Calcul, so muß die Frage allerdings mit in Erwägung kommen. So z. E. wenn in der ersten Tafel für 1000. Millionen Capital zu 5 vom Hundert jährliche Zinse gerechnet werden, giebt dieses in 4 Jahren, demnach in 1461 Tagen 200 Millionen Zinse. Werden diese durch 1461 Tage getheilt; so ist für jeden Tag der Zins 136892 Rthlr. 12 gl. $11\frac{163}{487}$ pf. In des Verfassers Tafel wird der tägliche Zins zu 136986 Thlr. 7 gr. $2\frac{58}{53}$ Thlr. Demnach 93 Thlr. 18 gr. $3\frac{16347}{35551}$ pf. mehr angesetzt. Dieser Unterschied hebt sich in jedem vierten Jahre mit dem Schalttage wiederum auf. Indessen wächst er bis dahin täglich an. Es würde übrigens freylich die genauere Rechnung fordern, daß man bey Darleihung und Erstattung eines Capitals nicht nur den Tag, sondern selbst die Stunde bestimmen müßte. So weit wird aber wohl auch niemand die Scrupel in Bestimmung der Zinse treiben wollen.

Sh.

D. J. P. Eberhards, der Arzneygelahrheit, Physick und Mathematick zu Halle Prof. rc. Vorschläge zur bequemen und sichern Anlegung der Pulvermagazine. 1771. 8. Halle, bey Hemmerde, 3 Bogen nebst 1 Kupferbl.

Die Bedingungen die der Verfasser sich vorschreibt, sind 1. die Verminderung der (auf einen Haufen gelegten) Maße des Pulver (durch Vertheilung derselben in besondere Zimmer und Kästen) 2. daß die ganze Maße sich nicht mit einemmale entzünde (ist eine Folge bemeldter Vertheilung) 3. die Verringerung des Wiederstandes (durch Absonderung der

der Zimmer und weniger feste Gebäude.) 4. Die Vergrösserung des Raumes worinn das Pulver sich befindet (durch erwähnte Mittel und besonders dadurch, daß zwischen jede zween Pulverkästen ein Kasten mit unzubereiteten Pulver Materialien gesetzt wird) 5. daß man den sonst schädlichen Stoß der Luft ableite (durch einen das Magazin umgebenden 16 Fuß hohen und 20 Fuß dicken Wall) 6. daß die gefüllten Bomben und Granaten, so gewöhnlich auch im Magazine liegen, keinen Schaden thun, wenn das Magazin in Brand kommen sollte (durch Verwahrung derselben in den Gewölbern.) Ausser diesen Punkten werden noch eine Menge anderer und theils bey jeden Pulvermagazinen nöthige Vorsichtigkeiten angegeben. Um den Wall herum wird ein Wassergraben angelegt, um in Feuersgefahr Wasser in der Nähe zu haben, und selbst das Pulver beschwemmen, und vor dem Entzünden sichern zu können, da es dann nachgehends wieder gekörnt werden kann. An den Ecken des Walles werden Elektrisirstangen aufgerichtet, um das Gewitter in den Wassergraben abzuleiten. Um es aber auch nicht zu zuziehen, bleibt alles Metall und Eisenwerk von dem Magazine weg. (Sollte es daher nicht gut seyn, auch die Bomben aus den Gewölbern wegzuthun und anderswo zu verwahren?). Das Kupferblatt stellt den Grundriß des Magazins, des Walles und des Grabens, so wie auch das Profil des Gebäudes nebst den auf hölzernern Rädern gestellten Pulverkästen und einen Ravelin vor, worauf allenfalls auch ein solches Magazin angelegt werden kann. Die Vorschläge des Hrn. E. scheinen uns alle Aufmerksamkeit zu verdienen. Er überläßt sie endlichen denen, so mehr praktische Kenntnisse und selbst mit solchen Magazinen umzugehen haben. Diesen wollen wir daher ebenfalls einen Gedanken zur Prüfung vorlegen. Hr. E. legt sein Magazin in vier Reyhen von Zimmern an, und sondert die zwo äussern Reyhen von den beyden mittlern durch einen offenen Zugang ab. Jedes Zimmer hat seine eigene Thür. Wir dächten es würde auch gut seyn, jedem Zimmer ein eigenes Dach zu geben, und und dieses so anzulegen, daß es, wenn ein Pulverkasten Feuer fangen sollte, sogleich in die Höhe gesprengt werde, ehe die Kraft des entzündeten Pulvers sich verstärken und gegen die vier Wände des Zimmers wirken kann. Jedes Zimmer soll gleichsam einen aufrecht gestellten, mit Pulver geladenen und mit einem selbst etwas schweren Deckel gedeckten Mörser vorstellen. Wird der Mörser losgefeuert, so fährt das Pulver mit dem Deckel in die Höhe, und der Mörser bleibt stehen.

In

In dieser Absicht würden die Wände der Zimmer von starken Mauern, das Dach von einem Stücke kupfernes Bleches seyn müssen. Ein hölzernes Dach wäre zu wenig dauerhaft und würde leicht Feuer fangen, und brennend auf die andern Dächer zurücke fallen. Ein Ziegeldach aber würde die Ziegel weit herum werfen, und Schaden anrichten. Das kupferne, das die Figur einer Pyramide haben kann, fährt wegen des Widerstandes der Luft nicht weit, aber immer weit genug um der herauffahrenden Flamme Raum zu machen. Vielleicht könnte es auch auf der einen Seite an Angeln angemacht werden, und so würde es sich wie eine Fallbrücke aufthun, wenn das Pulver Feuer fängt. Dieser Vorschlag kann übrigens immer mit Beybehaltung der behörigen Proportionen in kleinem durch wirkliche Versuche geprüft werden.

Jz.

9. Von der Kriegswissenschaft.

Kriegsbibliothek, oder gesammlete Beyträge zur Kriegswissenschaft. Neunter Versuch. Breßlau, bey W. G. Korn, 1771.

In diesem Versuch finden wir 1) des H. v. Keralio Untersuchungen über die ersten und allgemeinen Grundsätze der Taktik: aus dem Franz. übersetzt. Obgleich wir diese Untersuchungen eben nicht aus einem so günstigen Gesichtspunkt betrachten, wie ihr H. Uebersetzer, so müssen wir ihnen doch das Lob zukommen lassen, das sie verdienen. Der V. hat sich zum Endzweck gesetzt, seine Arbeit so gemeinnützig wie möglich zu machen, nicht etwa die eingeführten Gebräuche einer Armee, als Muster den andern vorzuschlagen, sondern wirklich nur das nützliche auszuzeichnen, das auf alle Armeen paßt und sich vor dem Feind anbringen läßt, worinn er auch ziemlich glücklich gewesen ist. Die Bewegungen, welche er seine Truppen will machen lassen, sind größtentheils einfach und ohne die Künsteleyen, welche den unwissenden Zuschauer bey Friedenszeiten in Verwundrung setzen, im Kriege aber nichts taugen. Wenn aber der H. U. sagt man kann die Taktik nicht besser abhandeln; so sind wir darinn so wenig seiner Meynung, als wenn er es zum Lehrbuche vorschlägt, worüber Lehrer die Theorie der Taktik erklären sollen; dieses letztere

woll

wollen wir ihm noch eher zugeben, wenn er uns dagegen nur auch zugiebt, daß es blos solche Lehrer unter Händen bekommen, welche im Stande sind, es zuvor in einer bessern Ordnung umzuschmelzen, das unnütze auszulassen, hin und wieder mehr Deutlichkeit und Gründe einzuschalten und es endlich von Fehlern zu säubern. Um aber den Vorwurf von ungerechten Machtsprüchen zu vermeiden, wollen wir einiges anführen, was uns mißfallen hat, unsere Leser mögen hernach selber urtheilen.

K. fängt dabey an, seinen Lesern zu erklären, was das sey ein Punkt, Linie, Winkel, Figur rc. das heißt, er hat für Leser geschrieben, welche nicht die geringste Kenntniß von den ersten Anfangsgründen der Geometrie haben, und so fragen wir, ob einige zwanzig Erklärungen, wie wir hier finden, ein hinlänglicher Unterricht sind, wornach sich alle Bewegungen in der Taktik beurtheilen lassen? wir sagen nein, und können es durch des V. eigenen Beweis S. 19. darthun; dieser Beweis gründet sich auf den Pythagorischen Lehrsatz, und wird von keinen ungeometrischen Kopf verstanden werden. Wir hätten also diese mathematische Erklärungen entweder ganz weggewünscht, da ein jeder, welcher sich auf die eigentliche Kriegswissenschaft leget, billig schon vorher mathematische Kenntnisse muß gesammlet haben, oder der H. v. K. hätte hierinn ausführlicher seyn sollen. Von der Ordnung, welche sich der V. beym Plane seines Buchs vorgesetzt hat, finden wir auch zuweilen Abweichungen, welche sich in kein Lehrbuch schicken, und man kann es fehlerhaft nennen, wenn nicht der Lehrling so von einem Gegenstand zum andern geführt wird, daß er immer auf Gründe bauen und zuletzt das Ganze, so zu sagen, mit einem Blick und ohne dabey Unordnungen zu bemerken, übersehn kann: das haben wir nun nicht allemal hier so befunden; z. B. wenn von Schwenkungen, Contremärschen, Colonnen gesprochen wird, bevor etwas vom Schritt gesagt worden, welches billig gleich zu Anfang hätte behandelt werden sollen. S. 18. wo vom schrägen oder schiefen Schritt die Rede ist, wissen wir nicht, warum K. seinen Gliedern nur 18 Zoll Zwischenraum giebt, er beweißt ganz richtig, daß die Hinterleute alsdenn nicht weiter wie 24 höchstens 28 Zoll ausschreiten können, aber warum giebt er ihnen nicht lieber eine doppelt große Distanz, oder läßt sie aufschließen? so ist diese Unbequemlichkeit beym Marschiren auf einmal gehoben, und er hätte gar keines Beweises gebraucht: wir sind hierüber um so viel mehr verwundert gewesen, da er zuletzt selber eingesteht, daß wenn man

 den

den Gliedern mehr als 18 Zoll Zwischenraum gebe, es weiter von keinen üblen Folgen seyn würde. Bey Gelegenheit des schrägen Schritts irrt der V. unserer Meynung nach gewaltig; er sagt: die Soldaten können diesen schiefen Schritt marschiren, einmal, indem sie das Gesicht gegen den Vorraum haben, und denn, indem sie sich gegen den Punkt wenden, wo sie hingehen, er konnte die dritte und einzige gute Art hinzusetzen, wenn der Soldat ins Glied sieht; denn sieht der Soldat gerade vor sich, so weis er nicht mehr ob er im Gliede gerichtet ist oder nicht, und läuft entweder vor oder bleibt zurück, wodurch die so nothwendige Richtung in der Linie verlohren gehn und dagegen ein höchst nachtheiliges Schwanken entstehn muß. Die andere Art aber ist noch weniger anzunehmen, denn bey der ist gleich Anfangs nicht mehr an Richtung zu gedenken, und da jeder Soldat eine Wendung machen muß, so kann er nicht mehr seine Nebenleute fühlen, und daraus müssen zuletzt Lücken oder Gedränge erfolgen: es ist überhaupt ganz unnöthig, daß der Soldat sehe, wo er hinmarschiren soll, das ist die Sache von dem der ihn anführt, ihn dahin zu bringen. Uns scheint, daß diese beyde Arten eine Linie marschiren zu lassen, sich allein für Lineal und Reisfeder schicken, auf dem Felde aber sich nicht anbringen lassen: von solchen Manövern besitzen wir nun schon eine Menge und wünschen ihre Vermehrung im geringsten nicht; der H. v. K. sagt zwar an einem andern Ort, daß seine Manövers versucht und bewährt befunden worden; bey diesen wird er uns aber erlauben, so lange ungläubig zu bleiben, bis wir sie mit unsern eigenen Augen ausgeübt sehn; das wird aber wohl nie geschehn. Einen andern Irthum wollen wir noch unsern Lesern vorlegen: S. 26. redet der V. vom Aufmarsch; da heißt es nun: Will man, daß alles gehörig passe, so müssen die Drehpunkte der einschwenkenden Abtheilungen in der Richtung fest stehn, welche die Linie haben soll: dieses sieht zwar sehr gut aus, es ist aber nicht nöthig, denn der Officier darf nur, wenn sein Zug eingeschwenkt hat, und er zurück ist, bis zu demjenigen vorrücken, der zum weitesten vorgekommen rc. rc. Uns kommt diese von dem H. V. erlaubte Unordnung sehr unschicklich vor: sind die Drehpunkte der Züge nicht auf die Aufmarschslinie gerichtet, so sehn wir nicht, wie die Richtung der Linie geschehn kann, denn ein jeder Officier wird glauben die Richtung getroffen zu haben und wird von seinen Nebenzügen erwarten, daß sie sich nach ihm richten sollen: die Distanzen zwischen den Zügen können ebenfalls nicht richtig genommen werden, und es werden

zu

zuverlässig beym Einschwenken Verwirrungen entstehn: aber überhaupt können wir nicht begreifen, wozu diese Unordnung dienen soll, sie hat nicht einmal den Vortheil der Zeit über die Art des Aufmarsches, wo die Flügel der Züge sich während dem Marsch gleich richten, denn bey dieser kann man nach dem Einschwenken das Richten ganz entbehren. Wir haben den V. auch beschuldigt, daß er nicht allemal genug auf Deutlichkeit gesehn habe, davon wollen wir auch einige Proben zeigen: S. 25. hätte das sich in seinen Theilen eines nach dem andern wenden beym Contremarsch, einer nähern Erklärung bedurft; der Figur nach sollte man glauben, daß die Züge, rechts um kehrt, machen und denn würde beym Aufmarsch das hinterste Glied vorne kommen: so haben wir den H. v. K. gleichfalls nicht verstanden, wenn er S. 38. sagt, daß man bey einem nahen Feinde die Divisions müsse aufrücken lassen, so daß sie nicht mehr Zwischenraum behalten, als etwas über das was ihre Tieffe beträgt: würde aber das nicht sehr gefährlich seyn, wenn der Feind Canonen bey sich hätte, oder gar in den Flanken der Colonnen stünde, und wie würde es denn mit dem Aufmarsch aussehn? da weis nun zwar K. Rath dafür, aber eben das ist es, was wir nicht verstehn: er will, daß so viel Platz zwischen die Divisions bleibe, daß sie hinterwärts mit Contremarsch Front machen können: die Größe der Intervallen ist aber einige Zeilen vorher als sehr geringe angegeben worden, und er will hinterwärts Front machen? dazu fehlt uns der Schlüssel. Allein wir haben uns bey dieser Arbeit des H. v. K. schon länger aufgehalten, als wir Anfangs Willens gewesen waren: unsre Meynung war nur kürzlich anzuzeigen, warum wir dieselbe nicht zu einem Lehrbuche ganz tauglich hielten: wir wollen dagegen bey den andern hier befindlichen Abhandlungen unser Urtheil um so viel mehr ins Kurze ziehn; nur wollen wir noch anführen, daß der H. Uebersetzer den H. Professor Meister wegen seiner Abhandlung vom Kriegsunterricht sehr heftig in der Vorerinnerung angreift: das Lächerliche was er in dieser Abhandlung gefunden, müssen wir gestehn, haben wir nicht darinn finden können; die Stellen welche dem H. U. so komisch scheinen, stehn nur in den Noten und sind Vorschriften, welche der Pariser Kriegsschule gegeben sind und von welchen keine Abweichung verstattet wird: sind diese lächerlich, so ist es nicht dem H. M. zuzurechnen; er thut weiter nichts, als erzählt die Einrichtung dieser Schule und also konnten einige Beyspiele von der darinn festgesetzten Ordnung ganz wohl in ein paar Noten angeführt werden: es scheint uns wenigstens so.

2tens Des Grafen von Basta Lager bey Weizen im J. 1597. gegen die Türken, nebst der Beschreibung derer allda vorgefallenen Gefechte, übersetzt aus dem Ital. des *Achil. Tarducci di Corinaldo.* Bey diesem Lager wird gewiesen, wie Infanterie und Cavallerie sich bey einem Gefechte unterstützen können: B. legte davon in diesem Lager eine gute Probe gegen die Türken ab: es ist schade, daß die beygefügten Zeichnungen nicht richtiger und umständlicher detailliret seyn, welches dem Leser zuweilen in Verlegenheit setzt.

3tens Versuch über die Verpflegung der Truppen. Die Verpflegung einer Armee, ein so wesentliches Stück im Kriege, ohne welchen die grösten Unternehmungen fehlschlagen, welches einer Armee alle Aktivität benimmt und noch wohl üblern Folgen aussetzt, ist indessen eine Kenntniß, um welche sich die wenigsten Officiere bewerben: sie wollen nur den Feind regelmäßig zu schlagen wissen und das übrige sehen sie wie Nebendinge an: dieser Versuch ist daher sehr zu empfehlen.

4tes Fragment über den Feldzug des Ch. v. Bayern und des Mar. v. Villars im J. 1703. Die Beschreibung dieser Campagne, welche schon im vorigen Theile vorgekommen ist, wird ihren Lesern zum Vergnügen gereicht haben, und diese Nachrichten werden ein Gleiches thun: man lernt daraus besonders die Characktere der Hauptpersonen in der damaligen Französischen und Bayerischen Armee kennen: Der B. hat aus dem Werk, welches 1762 unter dem Titel: Campagne de M. le M. de Villars en Allemagne, l'an 1703 im Druck erschien, größtentheils diese Nachrichten geschöpft.

Ch.

---

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

M. Christ. Zimmermann, Prof. in Gymnasio Stuttgard. Novum Lexicon Manuale Graeco-Latinum, et Latino-Graecum, cum Praefatione *Io. Pet. Milleri*, Rect. et Prof. in Gymn. Ulmensi. — Stuttgardiae, I. B. Metzler, 1771. 8 maj.

In einer Zeit, da man so sehr über den Verfall der alten klassischen Gelehrsamkeit klagte, war es gewiß eine unerwartete Erscheinung, daß binnen einem Jahre zwey neue grie-

chi

chische Lexica, die beyde große Vermehrungen und Vollkommenheiten versprachen, angekündiget worden sind, eines von Halle aus, das andere von Stuttgardt, da noch darzu kaum drey Jahre vorher Ernesti erst ein der Absicht nach, sehr vortrefliches Handlexicon herausgegeben hatte, dessen Fleiß und griechische Belesenheit zu übertreffen, wir zwar nicht für unmöglich, aber gewiß auch nicht für etwas gemeines halten können.

Von dem Hallischen können wir nicht urtheilen; denn es ist noch nicht erschienen, und wird, woferne man einem Gerüchte glauben darf, noch so bald nicht erscheinen.

Ueber das Stuttgardtische zu urtheilen, stehet uns nunmehro frey, weil es uns, bis auf einige wenige Bogen, überliefert worden ist. Einigermassen konnte man schon im voraus, aus der Ankündigung und Probe desselben, die unter dem 1 Nov. 1770 bekannt gemachet worden ist, urtheilen: es ist auch würklich daraus geurtheilet worden; allein, weil solches im Namen einer dabey interessirten Buchhandlung geschehen war, hielten wir das Urtheil immer so lange für verdächtig, bis wir das ganze Buch einsehen und nach einem gewissen Maasstabe prüfen konnten. Dies ist nun geschehen, und wir legen unsern Lesern das Resultat jener Prüfung vor.

Zum Maasstabe unserer Untersuchung haben wir theils das Versprechen des Verfassers, welches in der eben erwähnten Ankündigung stehet, theils das Hederich-Ernestische Handlexicon genommen, weil solches bis itzt das vollständigste und zuverläßigste war.

Damit unsere Leser nicht weniger von diesem neuen Lexicon erwarten, als wir erwartet haben, müssen wir ihnen aus der Ankündigung, diejenige Stelle selbst vorlegen, die hieher gehöret. Der Verf. des Lexici muß nothwendig drum gewußt haben; daher wir sie für die eigene Worte desselben zu halten befuget sind. — Nach einer sehr wichtig scheinenden Klage über die Untauglichkeit der meisten Gelehrten, die bisher griechische Wörterbücher geschrieben haben, meldet der typographische vom Verfasser auctorisirte Herold, daß in dem neuen Stuttgardtischen Handlexico, alle Fehler der Vorgänger vermieden werden sollten, und fähret hernach so fort: „Der gelehrte Verf. desselben, Hr. M. Christ. Zimmermann, Prof. „auf dem Hochfürstl. Gymnasio zu Stuttgardt, hat sich seit „vielen Jahren angelegen seyn lassen, alle Schriftsteller (kaum „wird ein Ernesti sich erkühnen, dies von sich sagen zu lassen.)

 „des

„des alten Griechenlandes auf das sorgfältigste durch zu ge„hen, und was hieher gehöret, in sein neues Wörterbuch „einzutragen. Die tägliche Unterweisung, die er hierinnen „ertheilet, hat ihm genugsame Anmerkungen verschaffet, wie „ein Buch von dieser Art aufs nützlichste einzurichten sey, „und er hat darneben die Mühe übernommen, alles selbst mit „behörigem Urtheil und Einsicht niederzuschreiben.„

Laut dieser vor dem Publico ausgesprochenen Versicherung, konnte doch wohl der billigste Ausleger wenigstens so viel erwarten, daß in dem neuen Handlexico etwas mehreres oder etwas besseres enthalten seyn werde, als in dem Besten unter denen, die wir bereits hatten. Gut: wir legten also unsern Zimmermann, immer noch mit gutem Zutrauen, neben dem alten Hederich und Ernesti, und fiengen an, jeden auf Artickel zu vernehmen. Aber was entdeckten wir! Wir lasen ein Blatt, und noch eines, und aber eines, wir blätterten in der Mitte, hinten und überall herum, indem uns unsre Neugierde trieb, immer weiter zu lesen, weil wir lange das nicht glauben konnten, was wir sahen: und was entdeckten wir denn? den allergröbsten Betrug, dessen sich je ein Sterblicher erfrechen kann, die Hederich-Ernestische Arbeit von Wort zu Wort, ohne die mindeste Vermehrung, gemaht zu werden, mangelhaft abgeschrieben. — — Alle die nemliche griechische Wörter, keines mehr und keines weniger, mit eben denselben lateinischen Ausdrücken erkläret; dies sage ich, kann unmöglich einem bloßen Zufall zugeschrieben werden, sondern es ist auf alle Weise zu einer vorsetzlichen Sünde und zu einem überlegten Betrug qualificirt. Hätten wir nur auf jedem Blatte eine merkliche Veränderung entdecket, oder wäre uns nur hie und da, ganz verlohren, etwas Beträchtliches aufgestossen, das im Ernesti nicht stünde: so möchte gleichwol das übrige alles, dem andern völlig ähnlich seyn, ohne daß wir deswegen dem Verf. harte Vorwürfe machten. Aber so, wie es jetzo ist, können wir nicht wider unsere Ueberzeugung reden, sondern wir müssen, dieser zu Folge, öffentlich sagen, daß wir dies Neue Lexicon für einen gelehrten Betrug halten. Dem Verf. kann nicht eine einzige Feder bleiben, und er muß zum Hohngelächter aller ehrliebenden Leute werden, so bald jemand anfängt, ihm auszureisen, was nicht sein gehöret.

Schlechter ist das Stuttgardtische Lexicon, als das Hederich-Ernestische. Und das ist der einzige Unterschied, den wir zwischen beyden Wörterbüchern haben entdecken können.

Damit

Damit solches unsern Lesern mehr einleuchte, wollen wir diesen bemerkten Unterschied einzeln anzeigen.

1) Das Hederich-Ernestische Hand-Lexicon bestehet aus drey Theilen, davon der erste Pars Hermeneutica, der zweyte Analytica und der dritte Synthetica heißt: das Zimmermannische hingegen enthält nur zwey Theile, einen Griechisch-Lateinischen und einen Lateinisch-Griechischen, das ist, den Partem Hermeneuticam und Syntheticam des Hederichischen. Der mittlere Theil des letztern, oder Pars Analytica, darinn eine Menge schwerscheinender Flexionen, die aber oft nichts weniger als schwer sind, aus den Paradigmen der Grammatick erkläret werden, ist vom Herrn Zimmermann mit in den Griechisch-Lateinischen Theil seines Lexici eingetragen worden. Wenn es daher bey einer angestellten Vergleichung scheinen sollte, als wenn im Zimmermannischen etwas mehr stünde, als im Hederichischen, so darf man sicher glauben, daß solche vermeynte Vermehrungen nichts als Plünderungen aus dem Analytischen Theil des seligen Hederichs sind. So stehet zwar ἀεισα, aor. 1., ἀειμεναι pro ἀειν, ἀειρα pro ἠειρα, παγα pro πηγη, παγεν pro ἐπαγεν u. s. w. nicht in Hederich's exegetischen Lexico, (und billig sollten dergleichen Flexionen in gar keinem Lexico stehen,) aber sie finden sich in dem Analytischen Lexico desselben, und aus diesem hat sie Hr. Zimmermann in das seinige versetzet.

2) So wie also zuverläßig in dem Zimmermannischen Raube kein einziges Wort mehr stehet, als in dem Hederich-Ernestischen Lexico: so trift man dargegen gar viele Artickel an, welche, um doch einigen Unterschied sichtbar zu machen, sehr weislich von Hn. Zimmermann abgekürzet worden sind. Es gereichet aber diese Abkürzung zum offenbaren Schaden der Käufer und Leser. Herr Dr. Ernesti hat nicht selten bekanntere oder bestimmtere lateinische Ausdrücke zur Erklärung der griechischen Wörter gesetzet; diese vermissen wir in der Zimmermannischen Abschrift: Sehr oft hat Hr. Dr. Ernesti mehrere Bedeutungen des nemlichen Wortes angegeben, welche hier weggelassen worden sind: Bisweilen hat Hr. Ernesti die Bedeutungen besser auseinander gesetzet, wo man hier noch die alte Verwirrung antrift. Um sich hiervon zu überzeugen, vergleiche man nur den Artickel ὁ, ἡ, το, dessen Gebrauch im Ernestischen Lexico der Absicht nach sehr vollständig und ordentlich, hier aber mangelhaft und verstümmelt angegeben worden ist. Um wenigstens aus unzähligen, nur eine Probe hier mit

zutheilen, wollen wir aus beyden Lexicis den Artickel συννομος abschreiben. Im Ernestischen Lexico heißt er so: „Συννομος, ȣ, ὁ, ἡ, 1) qui iisdem pascuis utitur. 2) una educatus. 3) una habitans. 4) ejusdem ordinis homo. 5) conjunctus, cognatus, conjux, soror, frater etc. 6) est et epith. lapidum caesorum et aequalium: λιθοι σύννομοι, caementa aequalia. A νομή.„ Im Zimmermannischen: „Συννομος, ȣ, ὁ, ἡ, qui iisdem pascuis utitur. 2) una educatus, habitans. 3) ejusdem ordinis homo, cognatus. A νομή.„ — Von dieser Probe darf der Leser auf das ganze Buch schliesen, ohne zu besorgen, daß er sich betrüge. Wir wollen ihm aber dennoch mehrere einzelne Wörter hersetzen, die er nur gleich aufschlagen und vergleichen darf, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß ihm bey flüchtiger Durchblätterung beyder Bücher viel mehrere in die Augen fallen werden. Er schlage also auf: ἀειλιβης. ἀειφορος. ἀειφεϱεπτος. παιδαγωγειον. παιδαγωγια. παιδεια. παγκονιτος. συννοεω. ςενοσημον. ἐπιφυλλις. ἐπιφυλλοκαϱπος. παϱαβαπτιςης. παϱαβασις. παϱαγινωσκω und tausend andere. — Den Fehler, welchen Herr Ernesti so sorgfältig zu vermeiden gesuchet hat, die Erklärungen nicht allzu etymologisch zu machen, treffen wir hier und da noch im Zimmermannischen Nachdrucke an, z. E. ἀειλαλος, *semper loquax*, wo Ernesti alles ausdrucket durch *loquax*.

3) Diesen so wesentlichen Unvollkommenheiten, die wir bemerket haben, gesellen sich noch zwey andere Neben-Unbequemlichkeiten bey, welche den Gebrauch dieses Buches für junge Leute erschweren und unsicher machen. Durch und durch stehen die Wörter nicht in der genauesten alphabetischen Ordnung. Unzählige sind entweder unter ihre Stammwörter oder unter ganz fremde Artickel verstecket, da sie zur Erleichterung des Aufschlagens hätten sollen ausgerucket werden; z. E. παγκακος stehet unter παγκωνιςος; παγκαταϱατος unter παγκαϱπια, u. s. w. Und denn ist von einem, jungen Leuten gewidmeten, Buche zu erwarten, daß es sorgfältiger, als dieses Lexicon, von Druckfehlern gesäubert sey. S. 187. ist auf der einen ganzen Hälfte der Seite immer λ anstatt γ gesetzet. S. 64. ἀειπλαθης muß heissen ἀειπλανης, u. s. w.

Uns

Uns ist bey diesen Lexicis mehr als einmal eine Stelle aus des Hn. D. Ernesti Vorrede eingefallen, die wir zum Beschlusse noch Hn. Zimmermann zu Gemüthe führen wollen: Hoc tantum malum (schlechte und verderbliche Lexica) potuisset caveri, si ab initio viri excellenti litterarum graecorum scientia praediti voluissent se demittere ad hanc curam, ut tironibus in eo genere consulerent, nec eos hominibus imperitis per talia Lexica corrumpendos permitterent. Sed tum ii laboris hujus molestiam defugiunt, eumque nec doctrina sua dignum, nec satis sibi honestum putant, invadunt eam provinciam homines imperiti, inscitiaque sua plus nocent literis, quam illi deinde exquisita sua doctrina prodesse possunt. p. II. *Praef.*

Ein Glück für dieses Buch, oder vielmehr für uns, ist die von dem würdigen Rector Joh. Pet. Miller, zu Ulm, vorangesetzte Vorrede. Denn da wir in dem Lexico selbst nicht den mindesten Gegenstand des Lobes oder Beyfalls angetroffen haben, so fanden wir hier noch etwas, das uns eine angenehme und lehrreiche Lectüre verschafte. Durch eine etwas entferntere Betrachtung über den Unterricht in der alten klassischen Litteratur, die Hr. M., unserer Meynung nach, mit einer unnöthigen Weitläuftigkeit vorgetragen hat, wird derselbe insbesondere auf die Verbesserungen und Erleichterungen geführet, welche noch in dem Grammatikalischen Unterrichte der griechischen Sprache zu machen wäre. Er behauptet erstlich, daß die Regeln ohne Noth zu sehr gehäufet sind, und zweytens, daß man in der Grammatick einzig das ausgebildete Zeitalter der griechischen Sprache zum Gegenstand gemachet habe, da doch das vorhergehende barbarische Zeitalter, davon sich noch unzählige Spuren auffinden lassen, nicht minder einer genauern Betrachtung würdig wäre. Mittelst derselben findet er, daß die Griechen ursprünglich nur vier *Tempora* bey den Zeitwörtern gehabt haben. Die übrigen von den neunen, welche jetzt unsere Griechische Sprachlehren angenommen haben, sind blos die nemliche, aber von andern Formen verwandter und gleichbedeutender Zeitwörter. Die Ausführung dieses Satzes, der uns zwar nicht neu vorgekommen ist, den wir aber bey keinem Schriftsteller so deutlich vorgetragen gefunden haben, müssen wir unsern Lesern zum eigenen Nachlesen überlassen. Der Satz verdienet genauer untersuchet, und auf den grammatikalischen Unterricht in Schulen angewendet zu werden. Er wird dem großen Haufen Heterodoxie zu seyn scheinen: aber so gründliche Heterodoxien, wie diese, die aus einer

anhaltenden Aufmerksamkeit und Lectüre entsprungen sind, sind allezeit mehr werth, als blinder orthodoxer Schlendrian.

Tr.

Αριστοτελους τεχνης ρητορικης βιβλια γ. Ex aliquot editionum collatione. Lipsiae, sumtu Engelh. Benjam. Suikerti, 1772. 8. 214 Seiten.

Da der Buchhändler einen neuen Abdruck dieser Bücher geben wollte: so übernahmen ein paar Freunde die Mühe, den abzudruckenden Text zu verbessern. Es war derselbe der Schradersche, welcher nur ein Nachdruck des von Victorius verbesserten Textes ist. Die beyden Freunde verbesserten dies Exemplar größtentheils nach der Frankfurtischen Ausgabe von Sylburg, der Morellen gefolgt ist. Wenn der Text nicht ganz ohne alle Nóten hätte abgedruckt werden sollen: so würden sie viele Lesarten berichtigt haben. Jetzt ist es nur an einem oder andern Orte geschehen, z. E. in dem Fragmente der Sappho im 9 C. des ersten Buches, wo das Metrum unrichtig war.

Nach unserm Bedünken würden die beyden Freunde besser gethan haben, wenn sie einen gewissen Text zu Grunde gelegt, und die Abweichungen unten angemerkt hätten. Der R. hat die Sylburgische Ausgabe dagegen gehalten, aber eben nicht viele Abweichungen gefunden, und von diesen sind die mehresten, unbedeutend. In einigen Stellen ist die beßre Sylburgische Lesart übersehen worden. Einen kritischen Nutzen hat also diese Ausgabe nicht, wie der Titel erwarten ließ, und für junge Leute hätte sie durch ein Wortregister, welches gänzlich fehlt, brauchbarer gemacht werden müssen.

Auch von Druckfehlern ist sie nicht so ganz frey, da an ein paar Stellen mehrere Worte fehlen, die mit Fleiß wohl nicht können ausgelassen seyn.

Ar.

---

11. Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

Vorstellung der bedenklichen Umstände, in welchen sich die Portugiesische Monarchie befindet, seitdem die

die sogenannte Gesellschaft Jesu aus Frankreichs und Spaniens Gränzen getrieben und verbannet worden ist, Seiner allergetreuesten Majestät übergeben, von dem Doktor Joseph de Seabra da Sylva, Rathe von der Supplikenkammer und Generalprokurator der Krone. Aus dem Portugies. ins Französ. 1768, und aus dem Französ. ins Deutsche übersetzt, 1770. Wittenberg und Zerbst, in Commißion der Zimmermann. Buchhandlung, 116 Seiten in kl. 8.

Obgleich diese Schrift in der unangenehmern Schreibart einer Deduktion aufgesetzt ist; so bleibt doch ihr Inhalt immer lesenswürdig und zum Theil wichtig, wegen vieler die Verfassung und Geschichte des Jesuiterordens betreffenden, weniger bekannten Umstände. Die Uebersetzung ist etwas hölzern: doch meistentheils deutlich und richtig. Ein mit der Materie völlig bekannter Gelehrter, hätte noch einige nützliche Anmerkungen beyfügen können. Er würde auch S. 108. statt Melchior Kano in seiner Abhandlung der *lieux theologiques*, diesen berühmten Schriftsteller und sein gleich berühmtes Buch: *Melch. Canus* in locis theologicis genannt; S. 107. statt der Benediktiner zu St. Maur, von St. Maur; S. 105. statt Konstant, Coustant; S. 51. und 63. statt Borja, Borgia gesetzt; S. 100. des Christoph Sandius Geschichte der arianischen Irrlehre, ihren wahren Titel: Nucleus Hist. Ecclesiasticae, seu Historia Arianorum etc. gegeben; dagegen S. 6. die überflüßige Anmerkung von den deutschen Namen der Monathe, die ihnen Carl der Große ertheilt, weggelassen, noch weniger Häumonat geschrieben haben.

Z.

Betrachtungen über den historischen Enthusiasmus, von J. C. Briegleb: nebst einer Zugabe. Altenb. in der Richterschen Buchhandlung, 1771. 8. 5½ Bogen.

Mit einer viel versprechenden Miene predigt Hr. B. uns hier ganz gemeine Betrachtungen, und längst bekannte unbezweifelte Wahrheiten, in schimmernde Wendungen, und

modern aufgestutzten Perioden eingekleidet. Ueber sein sehr seicht untersuchtes und nicht erschöpftes Thema, hat er in der deutschen Gesellschaft zu Göttingen drey Vorlesungen gehalten, die wegen der kahlen Raisonnements aus ein paar Beyspielen, abstrahirt, keinesweges dem deutschen Publiko vorgelegt zu werden, verdienten. Den historischen Enthusiasmus bestimmt er, wenn Begebenheiten mit einer solchen Lebhaftigkeit erzählt werden, daß die Leser bey ihnen gegenwärtig zu seyn glauben, und diesen Satz erläutert er in seinen 3 Vorlesungen durch allerhand detachirte und gedehnte Ausführungen, über den Enthusiasmus der Dichter, daß eine lebhafte Erzählung mehr einnehme, als eine frostige, daß Beyspiele großer Leute uns zur Tugend ermuntern, daß der Enthusiasmus den Schriftsteller leicht von der Wahrheit abführen könne; wodurch ein Geschichtschreiber Enthusiasmus errege; ob Enthusiasmus bey einem Geschichtschreiber Tugend oder Fehler sey ꝛc. — Seine Beyspiele zeugen von einer sehr eingeschränkten Belesenheit, indem er blos ein paar aus dem Livius anführt, und in der 3ten Vorlesung eine Streiferey in Sullis Memoiren wagt. Eine Auswahl passender Stellen aus einem Thucidides, Tacitus, oder andern alten Augenzeugen der von ihnen beschriebenen Begebenheiten, würde den Verf. zu manchen fruchtbaren Schlüssen über die Grade des Enthusiasmus, über die verschiedene Manier bey den Lesern Enthusiasmus zu wirken, veranlaßt haben. Aber auch nur einen Verf., der sein Thema richtig durchgedacht, behandelt. Hr. B. hat bey seinen flüchtigen Ausführungen die nothwendigsten Distinktionen unterlassen. Z. E. Er vermengt in seinem, aus dem Livius angeführten Beyspielen, die Begebenheiten, die ihr Interesse durch die Kunst des Geschichtschreibers erhalten, mit denen die an und vor sich schon interessiren. Freylich kann ein Geschichtschreiber das Interesse erhöhen, aber die Geschichte der Virginia, eines Calas, eines Heinrich des Löwen, wird uns auch bey den frostigsten Chronisten und Continuator rühren. Unter der Menge vom B. nicht berührten, aber mit seinem Thema verwandten Ausführungen vermissen wir eine nicht minder wichtige Bemerkung über den unterschiedenen Enthusiasmus eines gleichzeitigen Geschichtschreibers, vor dessen Augen die Begebenheiten vorgehen, und den Enthusiasmus eines andern, der in spätern Zeiten eben diese Begebenheiten vorträgt. Robertson bringt uns hiebey die Schriftsteller der Kreuzzüge in Gedanken. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber schrieben mit eben den Paßionen angefeuert, welche die Kreuzheere selbst be-

lehrten. Die enthusiastische Entzückung, womit sie Wirkungen der päbstlichen Reden auf dem Concilio zu Clermont erzählen, die Zuversicht, womit sie sich auf den Schutz des Himmels verlassen, sind den neuern Schriftstellern, die diese Züge mit kalten, oder ganz entgegengesetzten Empfindungen betrachten, unnachahmlich. Man vergleiche einmal die Begeisterung der Freude, worinn der Anblick der heil. Stadt sie versetzt, bey einigen vom Bongars gesammleten Schriftstellern, dem Erzbischof Baldricus, und fürnemlich beym Mönch Robert mit dem Maimbourg oder Bebold. Eben so unnachahmlich interessirend dünkt uns des K. Stanislaus von Polen eigene Erzählung seiner Danziger Flucht, und entschuldigt, oder vertheydigt den Aubert, der sie wörtlich seiner Geschichte dieses Königs einverleibt hat. Eine andere reichhaltige Frage, wenn, und wodurch spätere Geschichtschreiber gleichzeitige an Enthusiasmus übertreffen, würde durch eine gute Bekanntschaft und Vergleichung der neuesten und besten Geschichtschreiber mit ihren Vorgängern eine nützliche Untersuchung ergeben haben. Wer diese Schrift näher und bis ins Detail zu prüfen Lust hat, wird auf allen Seiten, und in den meisten so hervorschimmernden Perioden eine Menge einseitiger, falscher Remarquen und Anspielungen entdecken. Gleich die Anfangsperiode, daß die ersten Poeten Geschichtschreiber gewesen, und die der Verf. als ein Paradoxon hersetzt, zeigt in der Ausführung, wie wenig der V. den Umfang seines Satzes kennet. S. 6. wird ein eben so schielender Grund von den Fabeln in der ersten Geschichte eines Volks angegeben. Unser V. leitet sie aus der Schmeicheley, und den übertriebenen Lobsprüchen der ersten Geschichtschreiber her. Sollte aber wohl nicht eine nähere Veranlassung dazu in der so leicht zu verfälschenden Sage, der Bilderschrift, der allegorischen Schreibart der ersten Denkmähler, und selbst in dem Vorgeben der ersten Gesetzgeber, von den Göttern abzustammen liegen? Gegen seinen Satz S. 35., daß das Interesse am leichtesten durch die, den Personen beygelegten Reden, bewirkt werde, ließe sich vieles mit Grunde einwenden, und seine Forderung, die Reden bey merkwürdigen Vorfällen, wie z. E. Ludewigs 14. Rede auf dem Tod-Bette an seinen Nachfolger in extenso zu liefern, scheint uns völlig unschicklich.

Der Anhang gefällt uns besser, nur sollte sich der V. kürzer gefaßt haben. Er rettet Virgils Schilderung des sterbenden Laokoon gegen Winkelmanns und Leßings Tadel ziemlich glücklich.

Ge-

Geschichte der Könige von Dänemark, aus dem Oldenburgischen Stamme, D. J. H. Schlegel, mit Bildnissen, von J. M. Preisler. Erster Theil. Zweyte Auflage. Kopenhagen, 1771. kl. Fol.

Dies ist ein ganz unveränderter Abdruck der erstern Ausgabe von 1769., ausgenommen, daß die wenigen Druckfehler in dieser nunmehr verbessert sind, bis auf einen S. 17. Z. 13. stehengebliebenen, wo man statt: mit dem Könige v. Schweden, lesen muß mit den Königen v. S. Hingegen haben die Kupferplatten merklich gelitten, und die Abdrücke der Bildnisse sind bey weiten nicht mehr so kräftig und rein, wie bey guten Exemplarien der ersten Auflage. Nicht einmal die wenigen in der A. d. Bibl. XIV. B. I. St. bemerkten Fehler im Ausdrucke sind erwogen und verbessert worden. Die Subscribenten erwarten, wie überhaupt das gelehrte Publikum, die Vollendung eines so wichtigen und schönen Werks, mit Ungeduld.

Bs.

Geschichte Franz des Ersten, Königs von Frankreich, genannt der große König und der Vater der Wissenschaften. Geschrieben von Hr. Gaillard, Mitglied der Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil. Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waysenhausens-Buchhandlung, 1767. 461 Seiten in gr. 8. ohne die Vorrede von 32 S. Zweyter Theil, 1768. 502 Seiten ohne die Vorrede des Uebersetzers von 30 Seiten. Dritter Theil, 1769. 497 Seiten. Vierter Theil, 1769. 438 Seiten.

Sehr gerne haben wir dieses Werk in unserer Sprache erscheinen sehen. Der V. welcher auch durch andere Arbeiten berühmt genug ist, kennt die Geschichte seines Vaterlandes sehr wohl, und die ausländische nicht viel weniger; er prüft und urtheilt scharfsinnig, schreibt überaus lebhaft, und stellt die Begebenheiten mit vieler Kunst. Ausserdem ist es die Geschichte eines der berühmtesten Könige neuerer Zeiten,

und

und eines für Frankreich und Deutschland gleich wichtigen Zeitraums. Es ist nicht sowohl das Leben Franz des Ersten, als die Geschichte Frankreichs, und zum Theil auch vieler anderer europäischer Länder, während der Regierung dieses Herrn. Man wird es wegen vieler besonderer Untersuchungen, die oft sehr ausführlich gerathen sind, auch wegen einer Menge gesammleter kleiner Umstände, wegen des Gebrauchs den der Verf. hin und wieder von Urkunden gemacht hat, und wegen der fleißigen Anführung seiner Zeugen, in der Geschichte immer mit Danke zu nützen wissen.

Von einigen hervorstechenden Flecken ist gleichwohl auch dieses Werk nicht frey. Wenn man gleich den Verfasser weniger partheyisch als andere französische Geschichtschreiber, zumal unter den Neuern, nennen kann; so ist er es doch nicht genug in den Augen einer schärfern Beurtheilung. Zu sehr gefällt er sich oft in der Bewunderung seiner Nation, und sieht dagegen spöttisch und verächtlich auf andere, zumal die Deutschen, herab. Welch ein Lob für die Franzosen! ruft er einmal aus, (Th. I. S. 201.) Allein die Deutschen läßt er (Th. II. S. 257.) mit Verluste in ihr Vaterland zurückkehren, das sie verlassen hatten, um von einer Hand voll Leute in den Augen einiger Weiber geschlagen zu werden. Den Spaniern (den gewissenhaften Spaniern, wie wir sie aus der Geschichte jener Zeiten kennen,) hat der Umgang mit den Deutschen ihr Gewissen vollends zum Schweigen gebracht. (Th. II. S. 441.) Auch läßt er den Leser sehen (Th. I. S. 355.) wie schwer Deutschland auch seinen wichtigsten Ansprüchen entsage. Doch, die Wahrheit zu sagen, solcher Stellen sind nur wenige. Im Ganzen betrachtet, läßt er Franzens Feinden ziemlich Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er gleich Carln dem Fünften bisweilen mit einer gehäßigen Abschilderung, und Maximilian dem Ersten mit dem vermuthlich witzig seyn sollenden Beynamen des ersten Deserteurs seiner Armee (Th. I. S. 271.) hätte verschonen sollen.

Die Schreibart ist freylich schön, aber auch sehr oft gar zu schön; zu rednerisch, sinnreich und witzig. Bald läßt der V. einen Feldherrn zu den Lorbeeren die er bereits gebrochen hatte, tausend neue hinzusetzen; bald die Asche eines Verstorbenen mit der Asche seiner Väter vereinigen; die Feldherren und selbst die Fürsten werden nicht blos unruhig, sie zittern etwas zu oft; Franz ist erfreut, den Ruhm zu sehen, der sich von selbst ihm darbot, und ihn zwang seine Gunst zu einer Zeit anzunehmen, da er sich Gewalt anthat, aus

Liebe zu seinem Volke, und aus Achtung für die Menschlichkeit, ihm zu entsagen. Ganze Reden sind auch von ihm bisweilen aus einem kleinen Stoff der Geschichtschreiber im neuern französischen Ton aufgesetzt worden, z. E. Th. I. S. 317. 339.

Doch genug von dem Werke selbst, dessen Vorzüge uns zu einer langen Beschreibung Gelegenheit geben würden, wenn es nicht blos wegen der Uebersetzung hier seinen Platz fände. Diese ist von dem sel. Meinhard angefangen worden; aber er starb, nachdem er den ersten Theil geendigt hatte. Vermuthlich hat ihn dieser würdige Mann nicht noch einmal durchgehen können, um einige wenige Stellen noch zu bessern, z. E. S. 42. Breße in Brescia, S. 241. das Theil des Genies in das Ingenieurwesen u. dgl. m. zu verändern. Aber überhaupt gereicht ihm diese Uebersetzung zur Ehre, und noch mehr seinem ungenannten Nachfolger; sollten gleich auch in seiner Arbeit noch einige französische Idiotismen stehen geblieben seyn, z. E. die Seele aller dieser Intriguen, das Herz von Meyland, die Kinder von Frankreich, u. a. m. Was dieser letztere zu leisten im Stande sey, zeigt die lesenswürdige Vorrede zu dem zweyten Theil, in welcher er unsern braven Fronsberg oder Freundsberg gegen Hrn. Gaillards unrichtige Erzählung vertheydigt, auch eine schöne weitläuftige Nachricht von der alten französischen Gendarmerie ertheilt. Solche Vorreden wünschten wir oft von unsern Uebersetzern zu lesen, und wie gerne hätten wir von dem gegenwärtigen an vielen Stellen noch Anmerkungen gesehen.

Möchte uns doch Deutschland bald ein Gegenbild zu diesem Werke an der Geschichte Carls des Fünften, aber aus den Händen eines seiner eigenen Schriftsteller liefern!

Französische Biographie, Herausgegeben von Joh. George Meusel, Fürstl. Quedlinburgischen Hofrath, und ordentlichem Professor der Geschichte zu Erfurt. Erster Theil. Halle, bey J. J. Gebauer, 1771. 668 Seiten in gr. 8.

Gegenwärtige Lebensbeschreibungen hat Hr. M. theils aus den Vies des hommes illustres de la France par M. *d'Auvigny*, theils aus der Histoire de l'Académie des Inscr. et des B. L. übersetzt. An sich ein guter Einfall! auch dem Geschmack dieser Zeiten in Deutschland gemäß! Aber doch müssen wir ihn auch im Namen des letztern fragen, warum

er

er dabey nicht mehr für Deutschland entweder übersetzt, oder überhaupt gearbeitet hat. Es werden in diesen Biographien meistentheils Männer beschrieben, welche in allen Ländern gekannt zu werden verdienen, z. E. die Cardinäle von Amboise und Mazarin, der Oberaufseher der Königl. Einkünfte Fouquet, sein Nachfolger Colbert, der jüngere Racine, Freret, u. a. mehr. Auch sind die Nachrichten selbst zuverläßig, mit Einsicht und Anmuth geschrieben. Oft hingegen wird man sie allzufranzösisch, patriotisch und lobrednerisch, nicht selten auch für einen Ausländer zu weitläuftig in Kleinigkeiten finden. Die lateinische Urkunde, z. E. welche S. 202-208. mit vielen genealogischen und andern ins Unbeträchtliche laufenden Anmerkungen eingerückt wird, ist mehr für einen Franzosen wichtig, und der Satz, den sie beweißt, konnte in zwo Zeilen angeführt werden: zumal da sonst fast nirgends Beweise der Erzählungen angegeben sind. So auch S. 540. fg. die Anmerkung von Colberts Verfahren, u. d. gl. m. Wir hätten also gewünscht, daß aus dem Original und mit andern Hülfsmitteln ursprünglich deutsche Lebensbeschreibungen verfertigt worden wären: zur Ehre des Hrn. M. zum Nutzen und Ruhm für unser Vaterland. Eben dadurch unter andern ist der so schädliche Nachahmungsgeist der Deutschen unterhalten und gestärkt worden, daß man den schwächern unter ihnen eine Menge übersetzter Schriften in die Hände gegeben hat, die man entweder umschmelzen, oder durch Erläuterungen und Verbesserungen zu ihrem Gebrauche hätte dienlich machen sollen. So bekamen sie dieselben bloß, um alles zu glauben, und alles zu bewundern. — In der Uebersetzung haben wir nicht oft angestoßen. Etwas lächerlich ist der Fehler, da S. 308. aus dem königlichen Oberstallmeister (Monsieur le Grand, wie die Franzosen kurz statt Mr. le Grand Ecuyer sagen,) ein Herr le Grand gemacht worden ist. So ohngefehr verwandelte ein neuerer Uebersetzer den Prinzen von Condé (Monsieur le Prince) in einen Herrn le Prince.

Z.

12. Gelehrte Geschichte.

Verzeichniß einer Sammlung von Bildnissen, größtentheils berühmter Aerzte, sowol in Kupferstichen, schwarzer Kunst und Holzschnitten, als auch in

in einigen Handzeichnungen: diesem sind verschiedene Nachrichten und Anmerkungen vorgesetzt, die sowol zur Geschichte der Arzneygelahrtheit, als vornemlich zur Geschichte der Künste gehören; von J. C. W. Moehsen. Mit Vigneten. Berlin, bey Christian Friderich Himmburg, 1771. 240 Seiten in kl. 4.

Herr M. fährt fort, seine Kenntniß der Kunst gemeinnützig zu machen. In einer Einleitung zeigt er den Nutzen einer Sammlung von Bildnissen der Gelehrten sowol in Absicht auf das Andenken des Gelehrten, als des Künstlers, an; und erläutert dies durch Beyspiele. Er macht mehr als 500. Aerzte nahmhaft, die man im Kästnerschen Lexicon und 300, die man im allgemeinen gelehrten Lexikon vermisset. Dennoch besorgt er selbst manche Bildnisse ausgelassen zu haben; so wie wohl gegentheils manche Aerzte sind, die, ohngeachtet sie im Kupfer leben, nicht sonderlich berühmt sind. Hr. M. besitzt selbst die hier bezeichneten. Sie stehen nach alphabetischer Ordnung, mit so vollständigen Aufschriften, als die Absicht erforderte.

In einer besondern Abhandlung wird von der Verbindung der Arzneygelahrtheit mit den bildenden Künsten, und von dem Nutzen, welche verschiedene Bemühungen der Aerzte den Künsten verschaft haben, geredet. Verschiedene Künstler haben blos aus Dankbarkeit für den, ihnen in Krankheiten geleisteten Beystand, die Aerzte abgebildet. Und die Arzneykunde hat dies vor andern Wissenschaften voraus, daß sie, wegen der Anatomie, Botanick und Naturlehre, mit der Zeichenkunst, der Mahler- und der Kupferstecherkunst in Verbindung stehet. So hatten auch die ältesten Aerzte an Kunststücken Geschmack, und zierten die Tempel damit. Die alten Künstler bildeten ferner nach den daselbst befindlichen Originalen Kranke und Sterbende ab. Vornemlich erörtert der Hr. V., was die Zergliederungskunde zur Bildung der Künstler beyträgt. Obgleich die Anatomie in den ältesten Zeiten sehr zurück stund: so kannte man doch das Aeusserliche des Körpers fast vollkommener, und der freye Wachsthum, den man schon von Kindheit an, dem Körper verstattete, gab dem Künstler ein um so viel schöners Muster zur Nachahmung. Wegen eben dieses Mangels aber ist es einem Künstler heut zu Tage um so viel nöthiger, die Schönheit der Körper in der Zergliederungskunst

kunst zu studieren. Sie lehrt sie die äussere Gestalt der Knochen, die verschiedene Beschaffenheit und die gehörige Bewegung der Muskeln, die natürliche Beugung der Glieder und die nach dem Bau der Theile möglichen Veränderungen in den Gelenken. Lionarde da Vinci pries zuerst die Zergliederungskunde zum Gebrauch der Künstler an. Michael Angelo druckte die Muskeln zu stark aus, auf welchen Fehler er dadurch gerathen, daß er an todten Körpern, denen er bey Ausarbeitung des Crucifix in der Kirche zum heil. Geist zu Florenz die Haut abgestreift, die Muskeln beobachtet, so wie er in Abbildung des Scelets grobe Fehler begangen. Für die Künstler empfiehlt Herr M. besonders Vesalii Holzschnitte von 1543. und 1555., wozu Joh. v. Calkar unter Titians Aufsicht und Beyhülfe die Figuren gemacht hat. Er klagt aber sehr über die schlechten Nachstiche. Hierauf werden die vorzüglichen anatomischen Tafeln, auch der Neuern, beurtheilet. Eustach ist wohl der erste, der die Theile des Körpers in Kupfern abgebildet (1552.); sie sind aber für den Künstler nicht sehr unterrichtend und nur spät sind sie den Aerzten brauchbar worden, da sie, wie bekannt, hundert und funfzig Jahr versteckt gelegen, bis Lancisius sie ans Tageslicht gebracht hat. Laireßens Zeichnungen im Bidloischen Werke sind ebenfalls für die Kunst nicht sehr lehrreich. Heister und Camper zeichneten selbst, und letztere besonders werden männlich und kräftig und der Natur gemäß genannt. Auch werden unter den neuern Albins Tafeln und Tarins Nachstich, wie auch die Hallerschen nach Würden gelobt. Gautiers anatomische Abdrücke mit lebhaften Farben, setzt er aber sehr herab. Man irret auch sehr, wenn man Gautier für den Erfinder der Kunst, Kupferabdrücke, mit bunten Farben zu machen, ansieht. Schon Hugo de Carpi gab ohngefehr 1520. bunte Holzabdrücke heraus; ohne neuerer Künstler dieser Art hier zu gedenken. Der Hr. V. macht auch Aerzte nahmhaft, die aus dem Zeichnen, Mahlen und Kupferstechen sich ein Geschäft gemacht haben. Unter diesen ist selbst der Evangelist Lucas nicht ausgelassen. Besonders werden auch die Botanisten genannt, die selbst ihre Pflanzen abgebildet haben. Unter diese hätte der Hr. V. auch Hrn. Jacquin setzen können; ferner diejenigen Aerzte, welche durch Hülfe der Chymie nützliche Entdeckungen für die bildenden Künste gemacht haben.

Das Werk ist mit 6 Vignetten geziert, die von Hrn. Rohde nach der von Hrn. M. ihm vorgeschlagenen Geschichte, erfunden, von Hrn. J. W. Meil aber gestochen sind. Die

Geschichte wird hier ausführlich erzählt. Es ist die Redlichkeit des Democedes von Croton beym Darius; die Treue Philipps, des Arztes gegen Alexander; die ihm erwiesene Dankbarkeit mit Alexanders Opfer; die Heilung des Antiochs durch die vom Erasistrat entdeckte Liebe gegen die Stratonic, die Heilung des Japis am Aeneas; und der kranke Cupido.

Pl.

13. Romanen.

Empfindsame Reisen durch Deutschland v. S. Zwey Theile. Wittenberg und Zerbst, 1771. 8. der erste von zwanzig, der andere von ein und zwanzig B.

Ein Schriftsteller, der die Gabe hat mit Laune zu schreiben, hat bey dem Publiko zu einer guten Aufnahme immer eine Empfehlung mehr als jeder andere. Er ist ein liebenswürdiger Plauderer, dem man mit Lust zuhört; weil er über jede Sache, die ihm vorkommt, was zu sagen findet, das gefällt und desto lieber hört man ihn, je natürlicher ihm der Ton ist, in dem er redet. Daher hat es mit der Laune eben die Bewandniß wie mit den Gebehrden, dem Gange und der Sprache eines Menschen, sie gehöret zu dem individuellen Charakter einer Person, jeder Mensch muß seine eigenthümliche Laune haben, wenn sie ihn kleiden soll. Sich in die Laune eines andern versetzen zu wollen, ist eben so viel, als den Gang, die Stimme und die Gebehrden eines andern nachahmen, beydes ist widrig, denn es ist auf gleiche Weise unnatürlich und affektirt: die eigenthümliche Laune eines Schriftstellers ist gerade dasjenige was von einem andern gar nicht sollte nachgeahmet werden. Der V. der empfindsamen Reisen durch Deutschland, kann daher als Nachahmer der Yorickischen Laune nicht anders als zu seinem Nachtheil erscheinen. Yorick wird seinen Lesern erst schmackhaft, wenn sie mit diesem Originalcharakter bekannt sind, sein gutes empfindungsvolles Herz mit Tugend und sittlichem Gefühl erfüllt, das er selbst so richtig ausgespähet hat und dessen wahre Lage er jederzeit mit einer vertraulichen Offenherzigkeit schildert, hiernächst die Betrachtung, daß Yorick ein Geistlicher ist, und zwar ein englischer Geistlicher, den seine Freymüthigkeit und der Hang zum Sonderbaren kleidet, der ohne das Anständige zu verliehren bis zum Drolligen herabsteigen kan und

den

den unbedeutendsten Gegenstand durch seine eigenthümliche Laune interessant macht; alles dieses zusammen genommen, gewinnt ihm der Leser, und nun mag er reden wovon er will, so hört man ihm, weil man ihn wegen seines persönlichen Charakters liebt, mit Vergnügen zu. Wenn aber unser Landsmann sich ganz in Yoricks Charakter hinein studieren will, und uns weitläuftig erzählt und bey des la Fleur Couriérstiefel schwöret, daß er Laune hat und ein Freund der Tugend ist, wie Yorick, daß er dem Trotz biethet, der das geringste, was die Tugend beleidiget, aus seiner Schrift herausklauben kann; daß er eben so ein empfindsames Herz hat wie Yorick, auch eben so wie dieser ein Geistlicher ist und die nemliche Anlage zum Drolligen hat: so findet man hier nicht einen Yorick en mignature, sondern einen Mann der den Yorick spielt, den blossen Nachahmer eines persönlichen Charakters und dadurch verdirbt er alles, was man von dem Britten gerne hört, das wird in des Deutschen Munde Geschwätz. Der V. scheinet das unschickliche seiner Nachahmung selbst empfunden zu haben: in seiner Vor- oder Nachrede, wie man sie nennen will, verschanzt er sich auf der 6 und 7 Seite mit allerley Beyspielen von ältern und neuern Nachahmungen, die nicht getadelt worden sind. Virgil, sagt er, steckte sein Licht an dem Lichte des Homers an, Klopstock seinen Span an Miltons seinen, Gleim seine Fackel bey dem Wachsfeuer des Griechen Tyrtäus — alle diese Beyspiele sind aber hier nicht passend; Virgil hatte sein eigenthümliches Licht und that weiter nichts als daß er es nur bey einem andern ansteckte; Herr Schummel aber, so nennt sich der V. im zweyten Theile, windet dem Yorick seine Fackel aus der Hand. Ein anderes ist sich nach guten Mustern bilden, ein anders von seinem Original Gang, Wendung, Farbe, und einzelne Züge abborgen, das heißt nicht nachahmen sondern kopieren. Wir wollen dieses gleich mit ein paar Beweisen belegen. Wenn Yorick verschiedene Leidenschaften, die sich in ihm empören, personificiret, so wird daraus ein allegorisches Gemählde, das sich wegen seiner Originalität recht gut ausnimmt, wenn aber Herr Schummel diese nemliche Allegorie braucht, so ist das ein wahrer Cento, der niemanden gefallen kann, als denen, die den Yorick nicht kennen. Hier sind beyde Stellen. Yorick sagt „was wäre denn nun wohl böses dabey, wenn ich diese betrübte Dame ersuchte, die Hälfte meiner Chaise anzunehmen? — Es wird dich nöthigen noch ein drittes Pfund zu nehmen, sagte der Geiz — du weißt nicht wer sie ist, sagte der Argwohn, oder in was für Ungelegenheiten der Schritt dich führen könnte, flisterte die Furchtsamkeit.

keit. Glaube nur, Yorick! sagte die Bedächtlichkeit, man wird sagen, du seyst mit einer Maitresse durchgegangen — Du darfst hernach, schrie die Heucheley ganz laut, keinem Menschen gerade in die Augen sehen, oder, sagte die Eigenliebe, jemals in der Kirche empor zu kommen hoffen, noch etwas mehr zu werden, sagte der Stolz, als ein elender Dorfpfarrer.„ Herr S. kopiert dieses so „wie viel hat er (der todte Vater) hinterlassen? fragte die Habsucht — Wird es wohl ein galonnirtes Kleid abwerfen? sagte die Eitelkeit. Nun wird meine Bibliothek mit Quartanten und Folianten prangen, sprach die Büchersucht. Alle Menschen müssen sterben, sagte die Gleichgültigkeit: aber überschrie sie die Blutfreundschaft, es ist doch dein Vetter. Wer weis, sagte die Zweifelsucht mit bedenklicher Mine, was es mit der Erbschaft für eine Bewandniß hat! Und wie viel ich Legate davon werde abgeben müssen, setzte der Geiz hinzu. Armer Vetter, sagte die Barmherzigkeit, meinetwegen hättest du noch lange leben mögen. Wenn nur deine Seele bey Gott ist, seufzte die Frömmigkeit und stieß ihre Schwester, das Vertrauen, freundschaftlich in die Seite u. s. w.

Wann Yorick bey dem Grabe des Pater Lorenzo sitzt und eine oder zwey Nesseln zum Kopfe desselben, die da nichts zu suchen hatten, ausreißt, so ist das ein so niedlicher Zug, der den Leser für den guten Yorick so einnimmt, daß man ihn dafür umarmen möchte, wenn aber Herr S. im 2 Theil S. 129. diesen Einfall wieder zum Vorschein bringt und ein gutherziges Mädchen von dem Grabe seiner lieben Kranken gleichfalls ein paar Nesseln ausrauffen läßt, so verliehrt dieser Zug hier seinen ganzen Werth: hier hätte Herr S. gar keine Brennesseln sollen wachsen lassen. Es wäre leicht, mehr solche nachkopierte Stellen anzuzeigen, sie fallen aber Yoricks Lesern von selbst in die Augen.

Von der Laune überhaupt und auch insonderheit von der Yorickischen Laune, scheint der V. keinen richtigen Begriff zu haben. Wenn Laune so viel seyn soll, als ungestümmer Enthusiasmus allen Einfällen der Phantasie Luft zu machen, ohne sie durch eine gesunde Urtheilskraft zu berichtigen, so ist Schwatzhaftigkeit Laune. Daß sich der V. diesen Begriff von der Laune macht, ist aus seiner Vorrede klar, die Laune, sagt er da, ist ein ganz verteufeltes Ding, es reißt den Menschen, der sie besitzt, ohne Gnade in alle Lüfte fort und spielt mit ihm ärger als Beelzebub mit einem Besessenen. Dieser Idee hat er sich in seinem Buche vollkommen überlassen, daher überströhmt er

das

das Papier mit einem Schwall schlechter und guter, glücklicher und verunglückter Einfälle, das fade und getändelte gewinnt aber immer die Oberhand. Wenn ein Mann mit dieser Art von Laune in eine Gesellschaft träte, und sie mit einem solchen schnell hinter einander herstolpernden Gerede, wir entlehnen diesen Ausdruck von dem V., unterhalten wollte, würde es dem nicht gehen, wie dem Schwätzer in dem Lustspiel? die Gesellschaft verliehrt sich nach und nach, ohne daß er es in seinem Enthusiasmus bemerket, und er schwatzt noch eine gute Weile für sich alleine fort. Was dort die Gesellschaft ist, das sind hier die Leser, wir befürchten, daß diese sich eher verlaufen als Herr S. ausgeredet hat. Er hätte den Hrn. Wieland nicht widerlegen, sondern den gegründeten Wunsch desselben, daß selbst Yorick der Freyheiten der Laune sich mit mehrerer Diskretion möchte bedienet haben, als eine Lehre annehmen sollen. Wenn der V. nun auch dieses Exercitium ex tempore, wie er sein Buch nennt, noch einmal überlesen hätte, ehe er es mit der geschwinden Post in die Druckerey schickte, und da ein Drittel von den Einfällen, die ihm die erste Schriftstellerhitze eingab und nun die Probe seines eignen Urtheils nicht aushielten, weggestrichen hätte, was würde er da anders gethan haben, als ein Verliehren zu wuchern? Aber er hat geglaubt, seine ganze Laune zu ersticken, wenn er nur einen einzigen Einfall unterdrückte. Bey guten Meistern, die einmal eine gewisse Hand haben, ist freylich immer die erste Zeichnung die kräftigste, aber Herr S. ist selbsten zu bescheiden dazu, sich für einen Meister auszugeben. Bey allem dem Zutrauen, daß alles Laune sey, was aus seiner Feder fließen würde, haben wir in dem zweyten Theile sonderlich, doch einen Mangel an eignen Einfällen bemerkt, seine angelegten Bogen hurtig gnug auszufüllen; denn hier muß die Kunst des Setzers in der Buchdruckerey ihm oft zu Hülfe kommen, bald ist eine Zeile umgekehrt eingedruckt, bald sind die Seiten mit Leisten eingeschlossen, bald müssen die Worte eine Figur ausmachen. Nur ein Beyspiel von dieser Art aus dem 2 Theile S. 291. „ meine kleine Naive hatte einen allerliebsten kleinschrittigten geschwinden Gang. — Ihre niedlichen Füße wechselten einander auf eine leichte, durch die Kunst hervorgebrachte aber zur Natur gewordene reitzende Art ab — Es gieng nur immer:

Zip —

Zip —

Zip —

Zip —

voraus gesetzt, nämlich daß ihr zu dem Worte Zip per combinationem syllabarum nicht etwann: Perlein dazu sagt — Denn in diesem Falle gieng es ganz anders.„ Ist das auch ein launiger Einfall? Nun so bewahre uns Apollo und die neun Musen für allen launigen Schriftstellern!

Nach dem Begriffe des V. von der Laune, wenigstens nach Yoricks Manier, gehört auch dieses mit, poßierliche Worte zu erdenken. Yorick hat es sich zuweilen erlaubt ein Wort mit seinem eignen Stempel auszuprägen, und die englische Sprache scheint diese Freyheit zu begünstigen, aber daraus folgt nicht, daß das auch in einer andern Sprache angehet, noch weniger, daß ein Nachahmer nun gleich eine ganze Wörterfabrik deswegen anlegen darf. Der Uebersetzer von Yoricks Reisen hat mit gutem Vorbedacht die neu gemachten Wörter im Original nicht nach der eigentlichsten Bedeutung übersetzt, sondern gegen gewöhnliche von ähnlichen Begriffen ausgetauscht. Darum hat er z. B. das alac — a — day — sical nicht wie der V. will, durch auweherlich übersetzt, weil das im Deutschen nicht drollig, sondern abgeschmackt klingen würde, eben so wie das Seitenheim wehfühlerlich, Lammsschweißspurberichterlich der Brudergemeinde zu Herrenhuth. Würden diese Worte darum aufhören abgeschmackt zu seyn, wenn sie diese Gemeinde dadurch vertheidigen wollte, daß es der geistlichen Laune frey stehen müßte, ihre Einfälle so einzukleiden wie sie wollte? Ein neugemachtes Wort, das expreßiv ist, findet ja wohl auf Rechnung der Laune leicht Verzeyhung, aber das übertriebene hierinne wird, so wie ein oft wiederholter Spaß, eckelhaft. Hier kommen beynahe auf allen Seiten solche Wörter aus des V. Fabrik zum Vorschein, z. B. eine apropos Verbeugung, die Nicht bey der Handseyung des Mikroskops, die Praktikabilität, eine beazzenepete Frau, die Blondinheit, Brunetheit, Pragmatigkeit und noch viel andere heiten und keiten. Wer sieht nicht, daß der V. ordentlich darauf ausgehet, neue Wörter zu schmieden, die keine andere Absicht haben, als den Styl buntschäckig zu machen?

Noch eine andere allgemeine Anmerkung ist uns bey Durchlesung dieses Buchs beygefallen, die darinne bestehet, daß der V. empfindsam und affektvoll mit einander verwechselt hat. Das empfindsame ist feiner Bemerkungsgeist und nicht Leidenschaft. Feine Empfindungen können leicht starke Leidenschaften erregen, aber so bald diese eintreten, ist die Seele zu sehr mit dem einzelnen Objekt, davon sie erschüttert wird, beschäf-

tiget, daß sie über neue Empfindungen nicht mehr reflektiret, durch den Affekt wird die Empfindsamkeit unterdruckt. Der V. schildert sich immer jugendlich ungestüm, fast durch jede Empfindung wird er zur Leidenschaft fortgerissen. Yorick hingegen ist von seinen Leidenschaften Meister, er überläßt sich nur den sanftern und versagt den heftigern den Zutritt zu seiner Seele, damit diese immer frey bleibt, über jede Empfindung zu reflektiren. Wenn dieser daher mit Leichtigkeit von einem Gegenstand zum andern übergehet, so haftet der Affekt Herrn S. lange auf einen einzigen, von dem er sich nicht anders als mit Mühe wieder loßreissen kann, denn wenn er sich durch einen ganzen Schwall von Digreßionen davon entfernt zu haben scheint, so kommt er doch immer wieder auf den nämlichen Punkt zurück, und knüpft die Geschichte, sonderlich wenn sie ihm rührend scheinen, gern wieder an, welches, wie bereits anderswo in dieser Bibliothek *) ist erinnert worden, ganz wider Yoricks Manier ist.

Wenn aber gleich der V. als Yoricks Nachahmer betrachtet, nicht zu seinem Vortheil erscheinet, so sprechen wir ihm es doch deswegen nicht ab, daß er zuweilen auf guter Laune ist, wir wollen nur einige Stellen als Beyspiele auszeichnen, wo er mehr oder weniger in seiner Sphäre zu seyn scheint. Die weitere Untersuchung überlassen wir den Lesern. Die ganze Erzählung von des V. Jugend und seiner ersten Ausflucht, der Eintritt in das Haus des Kaufmanns seines Wohlthäters, hat einen guten launigen Ton, die hier und da eingestreuten Züge sind mahlerisch und nach dem Leben. Dagegen erzählt der V. auch wieder, wie er S. 251. sagt, oft schnakisches Zeug, die Erzählung vom Posthause ist fade, und die von dem deutschen Typhon, da ein Mädchen in Leipzig den V. des Abends auf der Straße durch einen baumstarken Kerl wegkapern läßt, für deutschen Grund und Boden nicht passend, der V. hätte die Scene nach Venedig verlegen müssen. Wir glaubten diese ganze Geschichte durch einen schweren nächtlichen Traum aufgelößt zu finden, aber der V. hat sie realisirt. Auch die kleine Naive wird nicht leicht einen Leser intreßiren, eigentlich hat der V. nicht gewußt, was er mit diesem Mädchen hat anfangen sollen: daher thut er am besten, daß er sich von ihr vor dem Schlusse des zweyten Theils losmacht. Den Verleger hätte er ganz aus dem Spiele lassen sollen, die Schäckereyen mit der Autorschaft und mit dem Verleger sind schon so abgedroschen, daß sie ermüden. Unter diesem Gemisch von schlech-

*) S. des Anhangs zweyte Abtheil. S. 899.

tem und guten, wofür der V. seine Arbeit selbst erkennet, ist das letztere inzwischen desto hervorstechender. Unvermuthet stößt man zuweilen auf richtige Bemerkungen und glückliche Einfälle, die den V. als einen nicht ganz schlechten Kopf charakterisiren, der zur Zeitigung nur noch einige Zeit und richtigen Geschmack nöthig hat. Diese erste Arbeit ist nichts weiter als ein roher Stoff, aus dem sich unterdessen schon viel gutartiges herausscheiden läßt. Wir können dem V. eben nicht zu Fortsetzung seiner Reisen ermuntern, doch unterschreiben wir auch nicht das strenge Urtheil der Kunstrichter über ihn, das er diesen in der Vorrede attribuiret; aber wenn er sie feyerlich auffordert, ihm das Fach anzuweisen, wovon sie glauben, daß er mit der Zeit am meisten leisten könne und sie bittet, ihm das zu sagen, weil er offenherzig gestehet, daß er es selbst nicht weis, so werden ihm diese mit gleicher Offenherzigkeit antworten, daß sie das eben so wenig wissen, denn aus einem Extempore läßt sich hiervon wohl nichts bestimmen. Ueberhaupt, kann der Autor, der sich von einem andern, man nenne ihn Kunstrichter oder wie man wolle, erst den Weg, den er wandeln soll, will anweisen lassen, der ihn nicht selbst zu finden weis, unmöglich ein großer Schriftsteller werden. Ein einsichtsvoller Freund kann einen jeden Autor zwar für Abwege warnen, — z. B. daß er nicht allzuweitschweifig schreiben, daß er nicht am unrechten Orte witzeln solle, daß er auf sein liebes Ich nicht allzugroße Wichtigkeit legen solle, daß er, ehe er das menschliche Leben beschreiben wollen, es erst im Ganzen überdenke, und überlege, wie viel oder wie wenig er davon kenne u. d. gl. — aber ihm genau, das Fach anzuweisen, worinn er künftig arbeiten solle, ist eine allzunißliche Sache. Gestehet der junge Autor, daß er es selbst noch nicht weis, so könnte der Rath eines Freundes seyn, daß er überhaupt noch nichts, wenigstens nicht weitläufige Werke schreibe, und unterdessen fleißig studiere, aus allen Theilen der Wissenschaften, das was seinen Verstand aufklären, und seinen Geschmack befestigen kann, sammle. Besser spät und gut, als allzufrüh, und schlecht. Die größten Schriftsteller aller Nationen, haben mehrentheils ihre vortreflichste Werke, vom sechs und dreyßigsten bis ins funfzigste Jahr geschrieben.

Im Vorbeygehen merken wir noch an, daß der V. einer von denjenigen Reisenden ist, die immer Reiseanstalten machen und doch nicht von der Stelle kommen. Seine Reisen erstrecken sich noch zur Zeit nur auf ein paar Provinzen von seiner Heymath bis Leipzig, wo er am Ende des zweyten Theils noch

noch ist, er bedient sich so gar der Bequemlichkeit, die Personen, die er gern um sich haben mag, nach Leipzig zu sich kommen zu lassen. Durch Deutschland ist noch ein weites Weg, den er nach dieser Anlage, in dem zwanzigsten Theil, wohl noch nicht halb dürfte zurück gelegt haben.

Sr.

---

14. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Gesetze der physikalisch-ökonomischen Bienen-Gesellschaft zu Lautern. 8. Mannheim 1770 1 Bogen.

Sind ganz gut abgefasset, nur wünschten wir den Grund zu wissen, warum die Zahl der ordentlichen einheimischen Mitglieder auf neun Personen, und der ordentlichen auswärtigen Glieder auf sechse festgesetzet ist, und nie überschritten werden soll.

Anleitung für den Landmann die vier besten Futterkräuter zu bauen; von der physikalisch-ökonomischen und Bienen-Gesellschaft zu Lautern. 8. Mannheim 1770 1 Bogen.

Ist kurz und faßlich vorgetragen und wird in dortigen Gegenden den Bauern umsonst mitgetheilet. Auch in andern Ländern würde dieses nicht ohne Nutzen seyn, da der Landmann noch viel zu unwissend, und zu ungläubig ist, als daß er diese einzige und wahre Quelle seines möglichen Reichthums ergiebig zu machen, sich solte angelegen seyn lassen.

Abhandlungen und Erfahrungen der Fränkisch-physikalisch-ökonomischen Bienen-Gesellschaft auf das Jahr 1770 8. Nürnberg 1770 1 Alphab.

Bestehen in einem vollständigen Bienen-Calender, worinn eine practische Handleitung gegeben wird, durch alle Monathe im Jahr die Bienenzucht pfleglich zu behandeln. Der Verfasser hat sich bey seiner eignen Erfahrung die Beobachtungen anderer, auch der neuesten Schriftsteller von den Bienen zu Nutze gemacht, daher dies Buch wohl eine Stelle in einer ökonomischen Bücher-Sammlung verdienet.

Bey-

Beyträge zur Sittenlehre, Oekonomie, Arzeneywissenschaft, Naturlehre und Geschichte in ihrem allgemeinen Umfange. Aus den westlichen Gegenden Deutschlandes. Erstes Stück. 8. Mannheim 1770. 8 Bogen.

Der Inhalt dieses ersten Stücks bestehet aus folgenden Aufsätzen: 1) Die unmittelbare Nachbarschaft des alten Ducatus ripuariorum und des Pagi Wormatsfeldae. S. 5. 2) Ist der Taubendung an der Mosel nicht eben so nützlich und dienlich bey den Weinstöcken als an der Nohe? S. 32. 3) Ausonii Mosella. S. 43. 4) Vermischte Nachrichten von der Insel Jamaica. S. 78. 5) Letzte Schicksaale und Lebens-Ende des berühmten Franz von Sickingen. S. 112. Man wird diese Aufsätze nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen, und wenn die Verfasser in den künftigen Stücken eben so unterhaltend bleiben, so haben sie nicht nöthig, wie hier in der Vorrede geschiehet, mit einer gewissen Aengstlichkeit um den Beyfall der Leser zu bitten.

Mr.

Abhandlungen und Beobachtungen durch die ökonomische Gesellschaft zu Bern gesammlet. 1769. 1 Stück. gr. 8. 17 Bogen.

Dieses Stück enthält folgende Aufsätze: 1) Versuch über die Frage: „Welches ist die beste Theorie den Wasserquellen „nachzuspühren, und dieselben mit den wenigsten Kosten ans „Licht zu bringen? 2) Von dem Bettelstande in Frankreich. 3) Gedanken über die Frage: Ist es einem Staate nachtheilig, wenn in den Städten Ackerbau, und auf dem Lande Handwerke getrieben werden? 4. Versuch über die Frage: Welches ist die beste Theorie zu Einrichtung der Feuerheerde und Heizöfen, in Absicht auf die Ersparung des Holzes und anderer brennbaren Materialien? 5. Beschreibung einer neuen und durch wirkliche Versuche bewährten Weinpresse. Unsere Leser wissen schon unser Urtheil über die Arbeiten der vortreflichen Berner Gesellschaft, daher wir es bey der bloßen Anzeige derselben um so mehr bewenden lassen, weil eine ausführliche Beurtheilung der einzelnen Stücke für die Einrichtung unserer Bibliothek zu weitläufig ausfallen würde.

Jo-

Johann Friedr. Mayers — Fortsetzung der Beyträge der Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft nach den Grundsätzen der Naturlehre und der Erfahrung entworfen. Frankfurth am Mayn. 1770. 17 Bogen in 8.

Wir haben von diesem geschickten ökonomischen Schriftsteller schon mehrmalen in unserer Bibliothek geredet, daher wir von dieser Fortsetzung, die aus sechzehn Aufsätzen bestehet, weiter nichts sagen wollen, als daß sie den vorigen gründlichen Arbeiten des Hrn. V. vollkommen gleich und lesenswürdig ist.

Der zum Besten des gemeinen Wesens in den Wohlstand gesetzte und darinn erhaltene Bauer, von L. C. Bettinger. Hersfeld 1770. 8 Bogen in 8.

Ist mit vieler Kenntniß der Landwirthschaft geschrieben, und zeiget der V. mit patriotischem Eifer, daß die Grundsäulen der Wohlfarth eines jeden Staats hauptsächlich ein blühender Nahrungsstand seyn müssen, wenn sie dauerhaft seyn sollen. Die Gelegenheit zu dieser Schrift hat die bekannte Petersburger Aufgabe von dem Eigenthum der Bauern vor einigen Jahren gegeben.

Sz.

Beyträge zur Landwirthschaft, in Briefen an einen Freund; Erste Sammlung, in welcher die vortheilhafte Erziehung und Pflege des Hornviehes abgehandelt wird, von Joh. Wilhelm Hönert, Prediger zu St. Jürgen im Herzogthum Bremen. Bremen, bey Förster, 7½ Bogen in 8.

Ein guter und brauchbarer Unterricht für solche, die anfangen müssen, Landwirthschaft zu treiben, ohne vorher Gelegenheit gehabt zu haben, etwas davon zu erlernen.

Wm.

Anmerkungen über das Bierbrauen, von D. Carl Benjamin Acoluthen, auf Semmichau. Nebst einer Kupfertafel. Budißin, 1771. 3 B. in 8.

Nichts

Nichts neues, aber doch auch nichts falsches; immer nützlich für diejenigen, welche mit diesem wichtigen Nahrungsgeschäfte zu thun haben. Es wäre ein guter Aufsatz für eine periodische Schrift, für ein Magazin, oder eine Sammlung gewesen. Es sind nur, wie auch der Titel sagt, einzelne Anmerkungen. Der V. redet nur vom Darrmalze, weil bey ihm das Luftmalz vielleicht nicht gewöhnlich ist. Gut ist die Empfehlung der Reinlichkeit, auch das was vom Hopfen gesagt worden; nur möchte das Auslesen desselben doch wohl zu weitläuftig seyn. — Etwas neues finden wir doch noch ganz am Ende, nämlich einen Riß von einer Braupfanne, die aber noch niemals errichtet oder versucht worden. Der Einfall scheint doch gut zu seyn; das Feuer wird durch Züge um die Pfanne geleitet.

Dm.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Novi Commentarii Societatis Regiae Scientiarum Goettingensis. Tom. I. Ad annos 1769. et 1770. 1771. 4. Göttingen und Gotha, bey Dietrich, 24½ Bogen 12 Kupferbl.

Der 4te Band der Göttingischen Commentarien kam 1755. heraus, und der 5te war gleich darauf bereits über die Hälfte abgedruckt, als mit einemmale ein Proceß darüber entstund, der auch dermalen noch nicht so weit seinem Ende näher gebracht ist, daß der sequestrirte fünfte Band hätte vollends abgedruckt werden können. Die K. Societät häufte indessen Stof zu den folgenden Bänden auf, ohne daß sie absehen konnte, ob, oder wie bald ihre Abhandlungen würden im Druck erscheinen können. Endlich fiel die Sache so aus, daß jedes Mitglied seine Abhandlungen zurück nehmen, und nach Belieben selbst einen Verleger dazu suchen könne. Diese ist auch von einigen der noch lebenden z. E. von Hrn. Michaelis, Kästner, Haller ꝛc. wirklich geschehen. Inzwischen sahe sich die K. Societät um einen andern Verleger um, damit sie doch einmal wieder in den ordentlichen Gang kommen möchte, von dem freylich zu wünschen steht, daß er dauerhafter seyn möchte, als er Anfangs gewesen. Der Erfolg indessen ist, daß wir nun den ersten Band, welcher unter dem Titel Neuer Commentarien

er-

erscheint, vor uns haben. Die während des 16 jährigen Interregni (denn diese Metapher wird wohl am besten passen) vorgefallenen Veränderungen bey der Societät werden hier in der Vorrede kürzlich erzählt. Wir können sie aber als aus den Göttingischen Anzeigen bereits bekannt übergehen. Die sämtlichen Mitglieder und Correspondenten der Societät werden, so wie sie zu Ende des 1770. Jahres waren, der Ordnung nach in einem Verzeichnisse der Vorrede angehängt. Die beyden Direktorstellen wechseln nun jährlich wiederum ab, und in diesen neuen Commentarien sind die physische und mathematische Abhandlungen von historischen und philologischen abgesondert. Die Abhandlungen selbst sind nun folgende. Im ersten Fache. 1. Haller von neuen Mode gemachten und theils aus Indien hergebrachten mit Kunst gezogenen Futterkräutern, in Classen gebracht und beschrieben. 2. Haller meteorologische Beobachtungen von dem zu Roche zu gesetzten Stunden wehenden nordlichen Winde, wovon die Ursache in der Lage der dortigen Berge und Thäler und der Wirkung der Sonnenstrahlen gesucht wird. 3. Kästner Rettung der Joh. Bernoullischen Hydraulick (Opp. Tom. IV.) gegen die d'Alembertsche Einwürfe, eine Abhandlung von 44 Seiten. Gegen d'Alembert kann Bernoulli noch hinreichend gerettet werden. Das will aber freylich nicht sagen, daß in der Sache selbst nichts zurücke bleibe. Auch ist Hr. K. für den Bernoulli eben nicht so eingenommen, daß er nicht auch von ihm abgehe. 4. Kästner von dem Unterschied der wahren und mittlern Rectascension der Sonne, so fern sie in Zeit zu verwandeln ist. Hier werden des la Caille Trugschlüsse und Verkünstelungen der längst berichtigten Zeitgleichung, welche mehrere sonst berühmte Astronomen getäuscht haben, nach Verdienst beleuchtet, so wie es bereits auch von Maskeline, dem Berlinischen Bernoulli, la Lande und andern geschehen, auch wohl künftig noch geschehen wird, weil es noch immer Leute giebt, die französische Sophistereyen für Witz, Scharfsinn und Gründlichkeit einkaufen. 5. Kästners analytische Formeln für die Umwälzung der Sonne um ihre Axe. Hr. K. wendet sie auf einige Beobachtungen des de l'Isle in Form eines Beyspieles an. 6. Kästners Zusätze zu seiner Theorie der Horizontalprojection der Erdfläche. Diese Theorie kömmt in der von Hr. K. selbst besorgten Ausgabe seiner bey der K. Societät vorhin abgelesenen Abhandlungen vor. Hier werden von mehrern Formeln geschmeidige Abkürzungen gegeben, und der Gebrauch dadurch leichter gemacht. 7. Meisters allgemeine Theorie von der

Ent-

Entstehungsart geometrischer Figuren auf Ebenen, nebst den daher rührenden Eigenschaften. Figuren deren Theile über einander gelegt sind, gehören allerdings auch mit in die allgemeine Theorie, wenn diese wirklich allgemein seyn soll. Sie sind noch wenig untersucht worden, und Hr. M. zeigt bey der Anwendung seiner Theorie auf die Verwandlung der Figuren in gleich große Triangel, daß sie gar nicht unerheblich ist. 8) Meister, daß das R. [illegible]en bey den Maschinen sich nicht ganz nach dem Gesetze der Trägheit richte. Herr M. zeigt dieses durch Versuche mit viererley Maschinen. Die Versuche sind mit mehrerer Sorgfalt angestellt, als die Muschenbrocksche und mehrere andere. Der daraus hergeleitete Satz läßt sich auch überhaupt daraus begreiffen, daß bey Maschinen, deren Bewegung sich sonst wie der Fall der Körper beschleunigen würde, die Geschwindigkeit sich einer bestimmten Größe nähert, und nach und nach, gewöhnlich auch sehr bald gleichförmig wird, eben so, wie wenn Körper in flüßigen Materien fallen. Zum historischen und philologischen Fache gehören 1) Michaelis von der geringen Geschicklichkeit der Juden zur Zeit Salomons in der Baukunst. Voltaire sagts eben dieses, wiewohl aus andern Absichten. Herr M. beweist daraus das Alterthum der Bücher A. T. worinn der Salomonsche Tempel als ein Wunderwerk beschrieben wird. Die Verfasser dieser Bücher hatten noch nichts größeres gesehen. Die Baukosten setzt H. M. auf den 100ten Theil herunter, und vermindert auch dadurch das außerordentlich scheinende in der Erzählung. 2) Walch Erläuterung über den Schluß der Nicäischen Kirchenversammlung wegen der Osterfeyer. Dieser Schluß läuft ziemlich auf bloße Ueberlieferungen hinaus, und die ganze Abhandlung Hn. W. zeigt, wie man nie recht wußte, was man mit der Osterfeyer, in Absicht auf die Tage, selbst anfangen solle. Es war freylich wunderlich, daß man dem Mosaischen Gesetze vom Osterlamm nachahmen, und doch den Juden, die ihm auch, so gut sie konnten, nachfolgten, nicht nachfolgen wolte. 3) Heyne von den alten Völkern, die sich die Herrschaft über das Meer anmaßten, sofern Castor beym Eusebius ihre Epochen angiebt. Dies betrift also das Mare liberum et clausum zu einer Zeit, da noch kaum die verwegensten Schiffer sich getrauten, sich weit vom Ufer zu entfernen, und Herkules Säulen als an das Ende der Welt gesetzt, angesehen wurden. Die von Castor erwähnten Völker waren die Lydier, Pelasger, Thracier, Rhodier, Phrygier, Cyprer, Phönicier, Aegyptier, Milesier, Carier, Lesbier, Corinther, Jonier, Naxier, Eretrier, und Aegine-

neten, demnach meistens diejenigen, deren Abhandlungen nur einige Rußische Schiffe genug zu schaffen geben. 4) Heyne von dem Elfenbein und den aus demselben von den Alten verfertigten Zeichen und Bildern. Herr H. geht hier in die Zeiten der Griechen zurücke, wo nach Hallers Ausdruck noch Holz der Götter Haus war. Vor dem Trojanischen Kriege war von Elfenbein und andern kostbaren Materien noch nicht die Rede. Die Phönizier machten mit dem Elfenbein den Anfang, und verhandelten es nach dem Occident. Die Griechen hatten es vor den Juden, und zierten der Götter Bilder und Tempel, so wie der Könige Thron damit. Herr H. verfolgt die Geschichte ausführlich. 5) Murray Beschreibung der Nordländer, wie sie nach Adams von Bremen und anderer gleichzeitiger deutschen Schriftsteller im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhunderte waren, nemlich die Länder an der Ostsee, Dännemark auf dem festen Lande und den Inseln, Scanien, eine damals dänische Provinz, Schweden jenseits und disseits der Ostsee, u.

Sh.

Deutsche Schriften, von der Kön. Societät der Wissenschaften zu Göttingen herausgegeben. Erster Band. 1771. Göttingen und Gotha, bey Dieterich, 8. 19½. Bogen, 4 Kupferbl.

Bey Akademien und Societäten der Wissenschaften, die so wohl ein äusseres Ansehen als einen innern Werth haben, geschieht es nicht selten, daß sie von Auswärtigen und nicht in einer unmittelbaren Verbindung stehenden Gelehrten, Aufsätze erhalten, die eben daher, daß sie den Societätsschriften nicht eingerückt werden können, gewöhnlich ungedruckt liegen bleiben, und wohl etwann auch ganz verlohren gehen, dafern sie nicht zu besondern Sammlungen gewidmet werden, dergleichen die nun vor uns liegende ist. Wir werden den Inhalt der darinn befindlichen Abhandlungen der Ordnung nach kurz anzeigen. 1) Röslers Beschreibung des Flusses Fils, in Schwaben. Der Fluß wird nebst allen darein fliessenden Bächen und Quellen, und den in der Gegend merkwürdigen Naturalien beschrieben. Die Beschreibung hätte vielleicht mittelst einer genauen Charte kürzer gemacht werden können. Die Verfertigung einer solchen Charte ist aber freylich nicht jedermanns Ding. 2) Ljungbergs Beobachtung der Zusammenkunft der Venus mit der Sonne im August 1768.

Sie konnte dienen, um sich auf den Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe 1769. desto sicherer gefaßt zu machen, da Hr. L. seine Beobachtungen mit den Tafeln vergleicht. 3) Hartmanns Nachricht von einem im Junio und Julio 1770. gesehenen Kometen. Hr. H. sah ihn den 28ten Junius zum erstenmal, und berichtete es an Hn. Hofrath Kästner. 4) Pape von den Theerquellen zu Edemissen. Es wird dieses Erdfett, so mit dem Wasser emporquillt, zur Wagenschmier gebraucht, soll aber ehemals in Flandern bey der Armee unter Arzneyen mit gebraucht worden seyn, und auch dermalen dem kranken Hornvieh gegeben werden. Herr P. studirt darauf, den Gebrauch desselben noch weiter auszudehnen. 5) Raspe von Niederhessischen Balsalten. Sie kommen den Irrländischen an Regularität, und den Egyptischen an Größe nicht bey. 6) Raspe von einem italienischen Marmortufo, aus den Bädern di S. Filippo im Florentinischen, wo man bereits angefangen, solche Ausschüsse in Formen zu bilden. 7) Kästners Methode die Zeit, die eine Uhr weiset, auf andere Zeiten zu bringen, nemlich auf mittlere, auf wahre und auf Sternenzeit. Herr K. giebt dazu geschmeidige Formeln. 8) Kästners Untersuchung des Cylinders, der sich eine schiefe Fläche hinauf zu wälzen scheint. Nach mehrern Erzählungen ähnlicher Fälle trägt Herr K. seine Rechnung vor, und zeigt, wie Desagulier dabey auf Umschweife verfallen. 9. Kästners Berechnung des ägyptischen Kornmaaßes. Dazu sind die Angaben von Hn. Cap. Niebuhr eingesandt worden. Das Gefäß ist ein abgestumpfter Kegel, und das Korn wird nicht abgestrichen, sondern aufgethürmt. Beydes macht die Berechnung etwas künstlich. 10.) Taubens Nachricht von der Kriebelkrankheit oder Krampfsucht zu Zelle. Wer nicht unmittelbar von dem mit Mutterkorn gemengten Brodt genossen, blieb von der Krankheit frey, sie verlohr sich auch bey dem Genusse von ächtem Brodt. 11) Gesdorfs Beschreibung einer zweyleibigen Mißgeburth. Zwey am Bauche zusammengewachsene Mädchen. 12) Kästners Beantwortung einiger Fragen wegen des 1771. zu feyrenden Osterfestes. Man besorgte, die Christen würden mit den Juden ihre Ostern feyern. Diese Besorgniß mag bey den ersten Christen, so lang diese von den Römern mit den Juden vermengt und auf gleichen Fuß verfolgt worden, ihre gute Gründe gehabt haben. Aber schon längst ist alles anders. 13) Klärichs Beschreibung einer convulsivischen Krankheit, welche von einem kriechenden Insekt im Magen entstand. Das Insekt heißt Assel (Scolopendra for-

Lorsheatis) und ist vermuthlich dem Kind in den Mund gekrochen, und wurde durch Brechmittel ausgebrochen. 14) Kästners Zusatz zu der Methode der Zeitvergleichung. 15) Nachricht von Hrn. Irwins Erfindung das Seewasser trinkbar zu machen. Es geschieht durch eine Art von Destillation. 16) Heyne Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannschen Geschichte der Kunst des Alterthums. Herr H. zeigt, wie Winkelmann zurücke geblieben und holt viel nach. Die Abhandlung geht von S. 204 bis 266. 17) Murray Abhandlung von dem ältesten norwegischen Geschichtschreiber, dem Mönche Theodorich, aus dem 12ten Jahrhundert. 18) Zusatz zur ersten Abhandlung, den Würtenbergischen Serpentin-Marmor betreffend.

A.

Abhandlungen der Churfürstlich Bayerschen Akademie der Wissenschaften, fünfter Band, welcher die philosophischen enthält. 1768. München, in der Akademischen Buchhandlung, 4. 48½ B. 17 Kupferbl.

Eben derselben sechster Theil. 4. 1769. 55 Bogen.

Es haben mehrere Gründe die Anzeige dieser beyden Bände verzogen. Sie kamen nicht nach der Leipziger Messe, man frägt denselben wenig nach, und endlich sind auch wohl bey dem Verleger hindernde Gründe. Indessen wollen wir den Inhalt anzeigen, da wir sie doch einmal vor uns haben. Also im 5ten Bande 1. Eine sich auf 104 Seiten belaufende Abhandlung Hr. Pr. Karstens von den Logarithmen verneinender Größen. Was die Abhandlung dehnt, ist die Untersuchung der über diese Sache gemachten Trugschlüsse. 2. Eben desselben Theorie von Entwerfung der Kugelfläche zum astronomischen und geographischen Gebrauche. Hr. K. bringt die Sache auf analytische Formeln, und fügt die daraus abgeleiteten praktischen Regeln bey. Die synthetische Beweise behalten indessen immer auch ihren Werth. Nur sind sie bisher noch immer entweder in Schriften zerstreut oder gar nicht bekannt gemacht. Hr. K. schränkt sich übrigens bey der eigentlich perspectivischen Entwerfung der Kugelfläche ein. 3. J. A. Eulers Auflösung einiger geometrischen Aufgaben. Diese betreffen die Art geradelinichte Figuren, Circul und Parabeln durch Parallellinien in beliebige Theile zu theilen. Es ist nichts besonders dabey. 4. Eben desselben Versuch die Figur

der Erde durch Beobachtungen des Mondes zu bestimmen. Dazu sollte die Parallaxe dienen. Es kömmt aber nichts kluges dabey heraus. Besser kehrte man die Aufgabe längst schon um, damit aus der Figur der Erde die Parallaxe bestimmt würde, und dazu hat man nun schon den Mondstafeln besondere Tafeln beygefügt. 5. Ebendesselben Nachricht von einer besondern magnetischen Sonnenuhr. Es ist eine gemeine Azimuthaluhr, welche man herumdreht bis der Schatten eines aufgerichteten Stiftes auf die Grade der Abweichung des Magnets fällt, und wobey die Magnetnadel die Stunde zeigt. Damit sind also Zeiger und Magnetnadel mit einander verwechselt. 6. K. A. Scheid von Scheidung und Aufbereitung geringhaltiger Erzte bey Bergwerken. Es kömmt auf eine geschickte Art zu pochen, zu schlemmen und zu waschen an. Ein hiezu dienliches Pochwerk wird hier vorgezeichnet, und das Schlemmen und Waschen den hydrostatischen Gründen gemäß beurtheilt. 7. A. Rüdigers (nach seinen eigenen Worten zu reden) durch Erfahrung und vorsichtiges Nachsinnen gefundene Wahrheiten, welche die sammelnde Lebenskraft aller Dinge, die innere Beschaffenheit der ersten Anfänge der Körper und die natürliche Ordnung bey Erzeugung der Körper betreffen. So weit Hr Rüdiger auf dem Titel und Zueignungsblatt seiner Abhandlung. Kürzer lautet es nach Haller: Ins innere der Natur dringt kein erschaffner Geist. Allein Hr. R. kehrt sich nicht daran, sondern will die Zahl 9 als die vollkommenste, nicht in einer arithmetischen, sondern chymischen Betrachtung, erwiesen wissen, giebt sie auch denen auf, die chymische Weisheit zu besitzen meynen. 8. P. v. Osterwalds Entwurf einer neuen Calenderform. Jede Aenderung des Calenders giebt einen Stoff die Zeitrechner künftiger Jahrhunderte zu martern, und zieht noch andere Verwirrungen nach sich. Man wird sich immer mehr, in Englischen und Schwedischen Schriften, Astronomischen, Physischen und Meteorologischen Beobachtungen zurücke besinnen müssen, ob die Tage nach dem alten oder nach dem neuen Calender angesetzt sind, und dabey Anlaß haben, zu wünschen, daß man immer bey dem Julianischen Calender möchte geblieben seyn. Nach den neuern astronomischen Gründen ist die Dauer der Umlaufszeiten der Weltkörper wirklich eine sich nach und nach ändernde Größe, die selbst auch schnellere Veränderungen leiden kann. Dieses würde nun auch den genauesten Calender, dergleichen der Jetztdegirdische gewesen zu seyn scheint, gleichen Veränderlichkeiten unterwerfen, und damit wäre des Verbesserns kein Ende. Dieses vorausgesetzt,

so ist es genug anzuzeigen, daß Hr. v. O. einen Sonnencirkel von 33 Jahren vorschlägt, und darinn das 4, 8, 12, 16, 20, 24, 28, 33 Jahr als ein Schaltjahr ansieht. Dies giebt neue Sonntagsbuchstaben. Die Epactenrechnung geht auf Stunden und Minuten, und fordert eine besonders dazu berechnete Tafel. Endlich wird auch ein Sonnencircul von 128 Jahren, und eine daraus hergeleitete Periode von 128000 Jahren mit versucht rc. 9. Lamberts Beschreibung der von G. F. Brander neu erfundenen Glasscalen. Das eigentlich neue bey diesen Scalen ist die Gleichheit und Feinheit der Theile. Den Einfall dazu hatte la Hire bereits in den Parisischen Abhandlungen 1701. vorgetragen, aber auch nur vorgetragen. 10. G. F. Branders Beschreibung eines neuerfundenen dioptrischen Sectors. Die Angabe dazu kommt in der nächst vorhergehenden Abhandlung vor. Beyde sind nebst der folgenden besonders herausgekommen und in der allg. d. Bibl. 14ten Bande bereits recensirt. Die folgende ist 11. G. F. Branders ganz neu verfertigte Libell. Nach Wckströms Bericht im 6ten Bande der Schwedischen Abhandlungen hat Sisson in England solche Wasserwagen verfertigt, die mit Hr. B. seinen auf gleichen Gründen beruhen. Indessen haben letztere wegen der Einrichtung allerdings einige Vorzüge. Man besorgt nur immer das Glas möchte vom Weingeiste nach und nach angegriffen, und daher die Luftblase weniger beweglich werden. Dieses sind demnach die Abhandlungen im 5ten Bande. Im 6ten kömmt eine einige vor, nemlich D. v. Linbrunn Versuch eines chronologischen Systems über das Sterbjahr Christi. Diese Abhandlung ist in 2 Theile abgetheilt. Der erste ist in dem 9ten Band der allg. d. Bibl. bereits umständlich recensirt worden. Wir hätten in dem ganzen Vortrage eine minder eristische Ordnung gewünscht. Noch bis dermalen hat unseres Wissens niemand die ältern chronologischen Data blos als Data gesammlet, und sie, so fern sie sich auf einerley Begebenheiten beziehen, in Classen gebracht, ohne sich eine bestimmtere Absicht oder chronologische Hypothese vorzusetzen, oder die eine vielmehr als die andere erwiesen zu wünschen. Indessen sollte eine solche vollständige, unpartheyische und in Ordnung gebrachte Sammlung vorgehen, weil widrigenfalls jeder Zeitrechner die seiner Meynung günstige Data behauptet, und die widrigen verkleinert oder übergeht, ohne daß man jemals dahin kömmt, in der Sache selbst klar zu sehen, oder sich so schlechthin überzeugen zu lassen.

lk.

Deutschlands gelehrte Contraste. Erstes Hundert. Copenhagen, 1771. 8.

Der Verfasser unterschreibt sich Büttner aus Ostfriesland. Wäre das sein wahrer Name, so würden wir vermuthen, daß er ein würdiger Sohn eines gewissen David Siegmund Büttners, der die: Antichristische Christ-Larve geschrieben hat, seyn müsse. Wir hören aber, daß der Verf. sich in Hamburg aufhalte, und nur deswegen diesen Namen angenommen habe, um desto sicherer seine Rolle p. 19. hinter dem Vorhange spielen, manchen ehrlichen Mann, p. 7-9. etc. dem er seine Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit beneidet, verdächtig machen, und diesen oder jenen moralisch gebrandmarkten p. 21. für dessen Freund und Vertheydiger, er sich öffentlich zu bekennen schämen würde, tecto nomine vertheydigen zu können. Eine gewisse Classe von Menschen will freylich gerne immer etwas haben, woran sie sich belustigen kann, und warum sollte man dem niedrigsten Pöbel in allen Ständen nicht auch seine Vergnügen und seine Lektüre gönnen? Dafür wird nun Herr Büttner schon sorgen, denn er hat in seinen Collektaneen noch manches Hundert, p. 58. die er ganz gewiß wird drucken lassen, „die Welt sey in seine Ungnade gefallen, so wie er vielleicht ebenfalls in ihre Ungnade gefallen seyn möchte„ wenn wir es ihm auch noch so ernstlich um seiner eignen Ehre willen widerrathen. Der Verf. sagt von sich selbst, p. 334. „er wäre alt„ das glauben wir ihm gerne, sogar würden wir es ihm glauben, wenn er hinzu gesetzt hätte, daß er nun vor Alter schon wieder kindisch zu werden anfienge, das letzte wenigstens können wir ihn versichern, und das erste muß er selbst am besten wissen, vielleicht hat ihm die jetzige Welt dadurch wider sich aufgebracht, daß sie sein Gewäsche nicht mehr hören und lesen will. Eigentlich ist diese ganze Schrift nichts als ein Auszug aus einer gewissen gelehrten Hamburgischen Zeitung, die unter dem Namen der schwarzen vielfältig bekannt ist, und wer sich die Mühe geben will, die daselbst hin und wieder eingestreuten Raisonnements beysammen gedruckt zu lesen, der wird in dieser Schrift die ächte Quintessenz daraus ausgezogen finden. Der Verfasser schreyet, um seine hundert Contraste in einen zu bringen, überhaupt darüber: daß man in unsern Tagen Licht und Vernunft in die Wissenschaften, besonders in die Gottesgelahrheit p. 29-40. bringen wolle. Das ärgert ihn eben so sehr, als es gewisse andre Leute ärgert, daß man die Menschen

schen rechtschaffen und tugendhaft machen will. Gerne möchte er uns weis machen, daß er von der Gottesgelahrheit, der Dichtkunst, der Geschichte ꝛc. etwas verstünde, allein unser jetziges nasenweises achtzehndes Jahrhundert bringt alles auf die Capelle, lacht über die gelehrten Fratzen, die der alte pedantische Büttner schneidet, nennt ihn laut einen unerträglichen und seichten Schwätzer.

(*.)

Gespräch zwischen einem flüchtigen Pater aus Rom, und einem Clerico, worinnen die in der Offenbarung Johannis beschriebene Gesichter gründlich erkläret und der Zustand der Kirchen neues Testamentes deutlich gezeigt, auch mit Schriftstellen gründlich bewiesen wird; absonderlich, daß die Babylonische Hure im Kurzen müsse ausgerottet werden. Neue, viel vermehrte Auflage. Amsterdam, 1770. 1 Alphab. in 8.

An den Verleger der A. D. Bibliothek.

Hr. H. Was mag sie immer bewogen haben, die Anzeigung dieses Buches gerade mir aufzutragen? Sie erwarten doch wohl nicht, daß ich die Rechnungen darinn nachsehe? z. B. Ob das, was in einem 17ten Capitel und dessen 24ten Vers gesagt wird, sich nothwendig im Jahr 1724. zutragen müsse? O nein, so sehr intereßirt mich die Zeitrechnung nicht, daß es mir darauf ankäme, ob die Babylonische Hure ein paar Jahre früher oder später ausgerottet wird, als es ihr prophezeyet ist. Zudem kann ich wohl aufwärts und unterwärts dividiren, aber nicht von Abend, gegen Morgen zu, rechnen.

Oder sollte ich die neue Auflage mit den alten vergleichen und die Vermehrungen anzeigen? so weit gehet meine Geduld kaum bey Büchern, die in mein Fach gehören.

Oder möchten Sie wohl, daß der flüchtige Pater zur Schau ausgestellet und dem unglaubigen Theil des Publikums Preiß gegeben würde? Von mir soll es wenigstens nicht geschehen. Mit Punctirern, Chartenmischern, Chiromanten und andern, zum Zigeunergeschlecht gehörigen, Zeichendeutern mag ich, zur Noth, wohl scherzen; aber mit keinen Sehern, die dem Daniel und Johannes nach, weissagen: die

